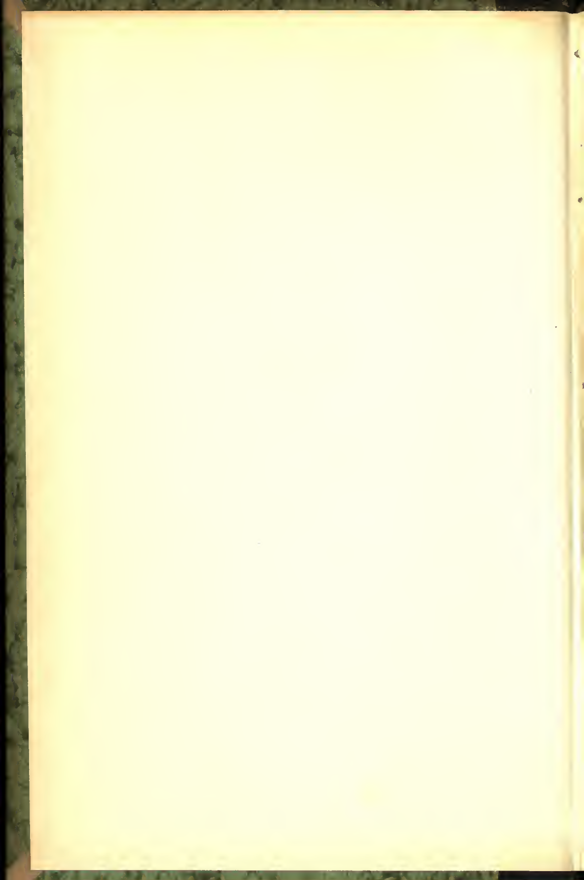




# ' Reich

'hes Leben



# Das Innere Reich

Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben

Herausgeber

Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow

I. Halbjahresband

des vierten Jahrganges

(April—September 1937)



Verlag Albert Langen / Georg Müller / München

# Inhaltsverzeichnis zu Heft 1—6

Johannes Linke

## Steinsetzungen

Die uns vorangelebt, Jahrtausende vor uns
Land aufbrachen und Wälder schlugen,
Unsre Vorfahren, setzten,
Wenn sie ihr Werk gewirkt und ihre Tat getan,
Die mächtigsten Blöcke der Heide, unbehauene
Findlinge, die einst das Eis übers Nordmeer schob,
Über die Kammern ihrer ewigen Rast,
Daß sie wie Gräber von Hünen
Die Zeiten bestehn und den Nachruhm der Alten
Im Volke wahren.

Nun stehn, von Gletschern geschliffen, die Blöcke,
Steinkreis und Dolmen, Ehrfurcht heischend
Im Erdreich gegründet unterm Himmelswind.

Und wenn auch jünger, ehrwürdig wie jene
Stehn die steinernen Burgen, die Fürsten und Ritter
Ihren Taten gesetzt, der Mark eine Wehr,
Ein Trutzwerk den Feinden.
Und in den tiefsten Verließen, wie Brunnen
Heilsamen Wassers, ruhn
Die das Land erstritten, den Bauern schirmten,
Unter dem Quaderbau ihrer mächtigen Mauern.

Steinerne Springbrunnen stehn
Die Dome, zu Stern und Gewölk
Himmelwärtssteigend, im Gassenwirrsal der Städte.
Wie ein Baum aus Gebüsch
Hochstämmig, mit maßvoller Krone
Wachsen sie aus dem Markt, dem lauten Getümmel
Über Wohnungen, über Dächer und Turm,
In Pfeilern, Tor und Gewölb,
In farbsatten Fenstern zuchtvoll blühend,
Hoch in den schimmernden Raum
Zum Lobpreis Gottes.
Doch nicht zu Gottes Ehre allein
Sind Dom und Münster als Steinmal
Über die Städte gesetzt:
Unter der heiligsten Statt, im verborgensten
Herzgewölb ruhn die Leiber der Könige,
Und über ihrer Gruft
Rauschen die felsenen Stämme und Zweige und Blüten,
Denn immer sind es die Toten, zu deren Ruhm
Die steinernen Wahrzeichen ragen.

Weitab aber draußen im Land, stadtfern,
An kaum mehr befahrenen Straßen, wo ehdem
Wandrer, Wagen und Reiter
Zu Markt und zu Felde zogen,
Über dem Ort, wo einer von ihnen fiel
Oder erschlagen ward, aus grauem Bergstein
Kunstlos gehaun, steht das Sühnkreuz
Moosumgrünt in Kraut und Halm
Zum Gedächtnis der Toten.

Auf dem umbrandeten Eiland des Reichs,
Der immer bedrohten, unsrer versprengten Hallig,
Dem uns drum liebsten, teuersten Heimatgrund,
Dort wo der steinerne Alte
Die Heimat zum ersten Male gerettet,
Über dem Totenbein der zahllosen Krieger
Ist wieder ein Steinkreis gesetzt,
Brustwehr von Mauerwerk und kantige Türme.
Dort, wie der Kaiser im Untersberg,
Rastet der Feldherr des grauen Heeres,
Der Vater des Volks,
Inmitten der tausend Gefallnen.
Um den nie welkenden Säulenwald seines Ruhms,
Den er in seinen Taten gepflanzt,
Rundet der steinerne Ring
Das stumme Mahnmal.

Nirgends ist eine Stadt,
Und es schlummert kein Dorf so verborgen,
Wo nicht ein Stein gesetzt ward, die Toten,
Die ihre Leiber als Burgwall
Um unsre Heimat stellten, zu ehren.
Und wie der tote Feldherr im Feld seiner Ehre,
So ruht der namenlose, der ranglose Krieger
Zu Stein geworden unter den Quadern des Ehrenmals
Wie der Herzog der Vorzeit im Hünengrab
Jedem sichtbar, der mit gefrorener Träne
Die Stufen zu ihm hinabsteigt.

Dort aber, wo die Straße des Opfers
Den königlichen Platz gewinnt,
Am Tor des neuen Reichs
Liegen als Eckſteine die es mit ihrem Blut
Begründet, unter dem wandernden Schatten
Der ſtrengen Säulen.
Steinern ſind Sockel und Stufen,
Steinern ſind Säulen und Sims der beiden
Feierlich ſchmuckloſen Hallen des Tods,
Aber ihr Dach iſt der Himmel, und Sonne und Wolken,
Sternbilder, Nebel und Wind
Wandern auf ihrer uralten Bahn
Über Steine und Wächter.

Auf den Feldrainen liegen
Die Blöcke, es ballt ſich der Fels
Stumm und kalt im Gewölbe der Berge,
Aber ins Leben des Volks geht der Stein erſt ein,
Den der Tote geweiht,
Und wenn das Maul der Maſchinen die größenwahnſinnigen Städte
Schon längſt verſchluckte und längſt der Roſt ihres Eiſens
Die Felder rötet und düngt, auf denen ein Bauer
Sein nie veraltendes Werk treibt,
Dann werden noch immer die Steinſetzungen der Alten,
Dolmen und Hünengrab ſtehn,
Die wuchtigen Mauern der Burgen und das durchflochtene
Maßwerk der Münſter, das Sühnkreuz am Wegrand,
Die Türme von Tannenberg
Und die Säulen der Ewigen Wache.

Werner Hager

# Bauwerke im Dritten Reich

„Gewaltige Dokumente unseres schöpferischen Bauwillens werden einst von dieser neuen Epoche zeugen." Der Führer am 30. Januar 1937.

Auf dem Schlachtfeld von Tannberg erhebt sich der turmbewehrte Mauerkranz des Deutschen Nationaldenkmals. Seit einem Jahrzehnte diente es dem Gedächtnis und der Feier; nach Hindenburgs Tod wurde es zu seiner Grabstätte bestimmt. Dabei erfuhr das Bauwerk eine Umformung im Innern, deren Gedanke vom Führer selbst ausging. In dieser räumlichen Neugestaltung tritt ein Grundzug des Bauwillens, der heute in Deutschland am Werke ist, so klar an den Tag, daß wir hiervon ausgehen können bei dem Versuch, über das Bauen im Dritten Reich zu berichten.

Der Ring des Denkmals umschließt eine Bodenfläche, die sich nach innen senkt, in der Mitte liegen zwanzig namenlose deutsche Soldaten begraben. In der ersten Fassung der Anlage erhob sich über dieser Grabstätte ein hochragendes Kreuz auf einfachem Sockelaufbau, die Böschung ringsum war mit Gras bewachsen. Der Eintretende wandte sich diesem Mittelpunkt zu, feiernde Gemeinden sammelten sich im Kreise um ihn. Mit dem Grabe des Feldherrn tritt zu dieser ursprünglichen Sinngebung eine weitere hinzu. An sich hätte sie sich der vorgefundenen Lage künstlerisch ohne Mühe einfügen können, wenn man nämlich, wie zuerst beabsichtigt, ein Grabhaus über der Soldatengruft errichtet hätte. Der Führer jedoch verwarf diese Lösung und bestimmte, daß das Grab in den Turm gegenüber dem Eingang verlegt werden sollte. So entstand die feierlich ausgestaltete Gruft im Fundament des Turmes, zu der man zwischen hervortretenden Wangen, die von einem steinernen Soldatenpaar gehütet werden, hinabschreitet. Es ist, als klänge der uralte Glaube auf, daß königliche Helden in den Berg entrückt werden. Das Kreuz wurde aus der Mitte an die Turmwand versetzt, der Boden um zwei Meter vertieft und mit Platten ausgelegt, in seiner Mitte bezeichnet ein eingelegtes Eisernes Kreuz das Kriegergrab. Ringsum aber führen nicht mehr weiche Rasenböschungen sondern steinerne Stufenringe empor, geteilt durch je ein Paar Steinklötze auf jeder Seite des Achtecks. So entstand ein festgefügtes, festgegliedertes Ganzes an Stelle der vorherigen unbestimmteren Gestalt.

Ein Denkmal erhält seine volle Wirkungskraft erst durch die immer wiederholte feierliche Begehung des Gedächtnisses, zu dem es errichtet wurde. Zu einer eigentlichen Feierstätte ist das Tannenbergdenkmal nun erst durch seine Neuordnung geworden, vorher erschien es mehr als ein geweihter Versammlungsraum. Und damit verstehen wir den inneren Beweggrund des Umbaus. Er geht aus von einer ganz genauen Vorstellung, wie die Begehungen aufgebaut sein werden, die künftig hier stattfinden sollen. Diese aber werden, nachdem ein mächtig formender Geist das deutsche Volk ergriffen hat, selbst weit ausdrucksvoller und reicher gegliedert sein als früher. Ihren Höhepunkt finden sie im Hinschreiten der Häupter der feiernden Gemeinde vom Eingang zur Gruft, hindurch zwischen den lebenden Mauern der Kolonnen, inmitten der auf den Stufen übereinander bis auf die Höhe des Mauerringes geordneten Ringe unbewegt Stehender. So erwächst aus der sinnbildlichen Handlung selbst — der Be-Gehung im eigentlichen Wortsinne — ein „Heiliger Weg", und es war nur folgerichtig, diesen sinnhaften Raumwert auch architektonisch festzuhalten. Das Bauwerk aber wurde durch diese quer hindurchgelegte, neue, erlebte Richtung in seinem Raumgehalt bereichert und gesteigert, seine Stimmung verdichtet und erhöht.

Haben wir aber erst einmal den lebendigen Ansatz und die sinnhafte Zielsetzung der neuen Baugesinnung an einem Beispiel wie diesem erfaßt, so erschließen sich unserem Verständnis auch die monumentalen Unternehmungen, in denen sich der baumeisterliche Geist des neuen Deutschland freischaffend auswirkt. In dem Gestaltwandel, in der ganz sinnlich faßbaren, anschaulichen Veränderung der Haltung, die das deutsche Volk durchmacht, seitdem es von der nationalsozialistischen Bewegung ergriffen wurde, liegt ein ungeheurer künstlerischer Antrieb beschlossen. Die Masse als Summe sich frei dünkender Einzelner war das Formlose, das Widerkünstlerische selbst. Das von einer gemeinsamen Bewegung des Gemütes und Willens ergriffene Volk aber bildet einen künstlerischen Urstoff. „Politik ist nichts anderes als die Kunst der Völkerformung" — und ein von einer großen politischen Aufgabe ausgehender Bauwille wird Mittel solcher Formung sein. Seine Vorstufen liegen jedoch in der Durchgliederung bewegter Massen zur bildhaften Darstellung des Volkes. Indem die Menschen wieder lernen sich in gebundener Form zu bewegen oder auch nur stillzustehen, beginnt eine unsichtbare Hand an ihnen zu kneten und zu bilden. Ein neues Körpergefühl erwacht, sei es auch nur beim alltäglichen

Erheben der Hand zum Gruß, am höchsten erlebt in der zwingenden Gestalt gemeinschaftlicher Haltung bei Aufmarsch und Feier. Dieses Zurückfinden zum sinnlich-plastischen Gefühl für das bewegte Körperliche war zwar durch eine ganze Reihe von Einzelbestrebungen seit langem vorbereitet, wurde aber erst durch die politische Bewegung in das ganze Volk hineingetragen, weil erst der Nationalsozialismus das Ganze erfaßte und in die Form zwang. Wenn wir von der deutschen „Bewegung" sprechen, so meinen wir zunächst etwas Innerliches, aber starke Bewegungen der Seele haben von jeher ihren Weg in die anschauliche Form gesucht. So entstanden die großen Lebensstile der Geschichte und aus ihnen die großen Kunstweisen. Uns Heutigen wird der „Volkskörper", ein längst zur abstrakten Redensart verflüchtigter Begriff, auf einmal wieder zu etwas Sichtbarem, das sich im Raume bewegt und dem ein Jeder selbst zugehört. Und schon regt sich die edle Leidenschaft, dieses immer wieder Vergehende für die Dauer zu prägen: der politische Wille gehorcht dem Verewigungstrieb und beginnt zu bauen.

Nun die Werke selbst. Als erstes der Neubau des Königlichen Platzes in München. Hier traten die neuerrichteten Gebäude des Hauptquartiers der Bewegung, Führerhaus und Verwaltungsbau, mit der Dreiergruppe der klassizistischen Bauten Ludwigs I., Propyläen, Glyptothek und Staatsgalerie, zu einem mächtigen Rechteck zusammen. (Abbildung 1.) Seine neue Sinnesmitte erhielt der Platz in den Ehrentempeln, die die Sarkophage der Toten des 9. November bergen. Zugleich wurde die zwischen diesen heranführende Brienner Straße mit dem Braunen Haus samt dem Obelisken des Karolinenplatzes in die Gesamtanlage einbezogen.

Der alte Königsplatz glich dem Versuch, die „ideale Landschaft" der klassizistischen Malerei in die Wirklichkeit umzusetzen. Auf einem weiten für das Auge unbegrenzten Rasenplan erhoben sich säulengeschmückte Gebäude wie die Beschwörung einer ersehnten Griechenwelt, gleichsam verschwebend zwischen Baumgruppen. Es waren auch verbindende Hallen geplant, aber sie hätten die malerisch-romantische Stimmung des Bildes nur noch gesteigert, das zum Verweilen und Betrachten einlud. Heute ist zunächst einmal durch den Ausbau der Seite, welcher der „Betrachter" des Platzes einst den Rücken zuwandte, die für das malerische Sehen des 19. Jahrhunderts kennzeichnende einseitige Richtung der Anlage aufgehoben. Nicht mehr im stillen Gegenüberstehen, als sei der Platz eine Theaterbühne, kann man seine künstlerische Gestalt auf-

nehmen, man muß sich selbst in Bewegung setzen und auf ihm herumgehend nach allen Seiten blicken. Weiter aber verwandelte der Belag mit Platten das Schwebende, Stimmungshafte des Eindrucks in eine strenge großlinige Pracht. Auf einer solchen schimmernden Fläche zu gehen bedeutet schon für den Einzelnen im Alltag einen Anruf zur Haltung und zum freieren Atemholen, wieviel mehr noch im feierlichen Aufzug an Festtagen. Der Raum ist rechteckig eingefaßt und an den offenen Seiten durch niedere Mauern abgeschlossen worden[1]), die bildhauerischen Schmuckes harren; dadurch ist er in seiner Erstreckung nun deutlich begrenzt.

Aber nicht in monumentaler Verhärtung liegt der Sinn dieser Umgestaltung, im Gegenteil wurde der Raumgehalt reicher und fließender. Das erfährt man, wenn man sich der nunmehr beherrschenden Front, also den Ehrentempeln zuwendet. Denn diese großartig würdevolle Gebäudeflucht (Abbildung 4) ist als Abschluß des Rechtecks zugleich wieder Öffnung für die vom Karolinenplatz herankommende Bewegung der Brienner Straße. Die zwei Plätze und ihr Verbindungsglied müssen durchaus als Einheit gefaßt werden, nicht nur praktisch, weil hier Einmärsche stattfinden können, sondern auch dem Sinne nach. Denn der Obelisk erinnert an die 30 000 unter Napoleon in Rußland gebliebenen Bayern, die auch ihr Leben für die Freiheit des Vaterlandes hingaben, er gehört also zum Ganzen des geweihten Bezirks hinzu. So öffnet sich die Brienner Straße denn weit gegen den Königlichen Platz, die Führerbauten sind auf einen Abstand von 105 Meter auseinandergerückt und die Tempel samt den hohen Fahnenmasten bilden ein lichtes raumdurchlässiges Gitter. Für den Anblick von Westen her (Abbildung 1) treten diese Masten mit dem Obelisken im Hintergrunde in Beziehung, eine Bewegung aus der Tiefe her findet statt und wird von den Reihen der Laternen aufgenommen und über den Platz hin zu den Säulenfronten der Glyptothek und Staatsgalerie übergeleitet.

Das mächtig hingebreitete Gefüge ist also entscheidend bestimmt durch eine in ihm verborgene Bewegungsvorstellung. Diese nimmt seiner steinernen Wucht jede Starre und sollte auch das Mißverständnis ausschließen, als sei hier nur die Wiederbelebung eines historischen Stils, des Klassizismus, versucht worden. Dergleichen kann nicht der Sinn gegenwärtigen Bauens in Deutschland sein, das nur Repräsentative hat darin keinen Platz. Fassen wir die innerliche Be-

[1]) Frühere Breite der ganzen Anlage etwa 300 Meter, heutige Platzfläche 180×125 Meter.

wegtheit dieser Bauschöpfung zusammen mit der ihr eigenen Ruhe eines in sicherer Kraft gegründeten Seins, so halten wir das Grundwesen deutscher Baugesinnung unserer Zeit in Händen und empfinden zugleich, daß in solcher künstlerischen Haltung sich Mächte aussprechen, die die Seele unseres Volkes in ihrer Tiefe ergriffen haben. Wie nahe aber in dieser Art Architektur zu handhaben die geprägte Form dem strömenden Leben bleibt, wie streng alles Einzelne, sei es noch so schön und bedeutungsvoll, seinen dienenden Ort zugewiesen hat, wie stark die Empfindung in diesem Schaffen ist, daß der Stein und der lebendige Leib nur Ausformungen eines und desselben Schöpfungsganzen sind, das bekräftigt die Art und Weise, wie den Toten hier ihre Ruhestätte bereitet wurde. Kein hoch erhöhter Katafalk wurde erbaut, in zwei schlichte Säulenhallen hat man sie gelegt, die dem Himmel und den Winden offen stehen, dem Alltag nur leise entrückt, aber den Lebenden weiter nahe. Und diese Tempel besetzen auch nicht etwa den Mittelpunkt im Raume, sie stehen am Rande, freilich bedeutsam am Eingang, und bilden ein Tor, durch das nicht nur feierliche Züge ziehen, sondern das tägliche Hin und Her hindurchfließt. In dieser Fortdauer des Dienstes am Leben über den Tod hinaus liegt die würdevollste Bescheidung, aber auch die überzeugte Bekräftigung, daß das Opfer dieser Toten gültig bleiben wird, solange Menschen über diese Stätte gehen.

Der Platzraum ist hier — wie in Tannenberg — von jeder Art Gebilde freigehalten, das ihn stören könnte. Das heißt, wir haben jenes urtümliche Empfinden der Frömmigkeit vor dem Raume wiedergewonnen, das aus dem Naturgefühl des nordischen Menschen in die germanische Kunstsprache eingegangen ist. Es hatte sich lange erhalten, noch der deutsche Barock behandelt in seinen schön umgrenzten Platzanlagen den Freiraum als kostbare und empfindliche Substanz. Erst das spätere 19. Jahrhundert verfiel in unbegreiflicher Roheit auf den Gedanken, daß auf die Mitte jedes freien Platzes ein Denkmal hingehöre; ohne Zweifel lag in dieser Sucht nach „malerischer" Belebung des Raums eine innere Schwäche, eine Flucht vor der ungebrochenen Macht der Räumlichkeit. Wir aber fangen an, diese überall in unseren Städten aufgepflanzten Standbilder ganz unerträglich zu finden. Nicht nur verfahren wir bei der Errichtung neuer Denkstätten behutsam in der Zuordnung von Plastik und Raum, wir stellen auch die alten Platzbilder wieder her. Von diesem Gesinnungswandel zeugt die sehr geglückte Neuordnung des Lustgartens, Opern-

platzes und Gensdarmenmarktes in Berlin; man hat die Denkmäler entweder ganz entfernt oder an die Seite gerückt, wo sie hingehören. Auch in Bamberg kann man sich seit kurzem der herrlichen Platzanlage vor dem Dom und der Alten Hofhaltung ungestört erfreuen, nachdem ein Reiter- und ein Standbild das Feld geräumt haben. Solche Wiederherstellungen gehören zu den schöpferischen Leistungen unserer Zeit, denn sie tragen unmittelbar zur geistigen Gesundheit des Volkes bei.

Nirgends fühlen wir uns dem uralten Wesen des Weihbezirkes näher als auf den Feierstätten, die an vielen Orten im Lande geschaffen worden sind. An erster Stelle unter ihnen steht das Nürnberger Parteitagsgelände und das Reichssportfeld zu Berlin. Aber auch das Ehrenmal, wie es jede Stadt besitzen will, entwickelt sich ganz entschieden in der Richtung auf räumliche Aktivität, zur Feierstätte hin. Alle diese Anlagen bauen sich ganz auf der Selbstdarstellung des gegliedert bewegten Volkskörpers auf, und mit dem neuen Bedürfnis regen sich lange verschüttete Überlieferungen des Kultstättenbaues. Was allenfalls noch der Landschaftsgärtner zu üben gewohnt war, von der Natur gezeichnete Linien formend nachzuziehen, das Offene und Geschlossene zu verbinden, das wächst mit einem Male zum mächtigen Werkzeug in der Hand von Männern heran, die mit den gewaltigsten Planungen betraut sind. Aber diese Werke dienen nicht mehr dem Genuß, sondern der sinnhaft streng gebundenen Sammlung und Erhebung, der festlichen Leibesübung eines ganzen Volkes. So entstehen in unserer Mitte Stätten von bisher ungekannter Gestalt, unter freiem Himmel, vom Hauch der Elemente durchweht, dem Boden angeschmiegt, vom kreisenden Blutstrom des Lebens durchpulst, geisterfüllt höchsten Augenblicken des Menschlichen dienstbar. Weit draußen vor den Städten gelegen, sind diese Anlagen mehr als etwa der Königliche Platz in ihrer Erscheinung von dem ihnen zugeordneten Leben abhängig, und ganz erschließen sie sich nur dem, der an diesem Leben teilnimmt. Ihr Wesen ist durchaus rhythmisch-plastischer Natur, es kann nicht bildhaft betrachtet sondern muß in der Bewegung erlebt werden. Diese Versammlungsorte des Volkes erscheinen als Vorformen bedeckter Baulichkeiten, doch sollte man diesen Gesichtspunkt nicht in den Vordergrund stellen, denn im Grunde haben sie ein Eigenwesen, das in sich und seinen Zwecken ruht und sie in der Weiterentwicklung eigene Wege führen wird.

Was das Nürnberger Gelände betrifft, so erscheint in ihm der Dienst der

Baukunst an der Aufgabe politischer Menschenformung am unmittelbarsten. An immer wiederkehrenden Tagen wird hier dem deutschen Volk seine eigene beherrschte, gegliederte Gestalt vor Augen geführt, es werden die großen Grundzüge unseres völkischen Seins anschaulich dargestellt, vor allem das Verhältnis von Führer und Volk. Da dieses In-Erscheinung-Treten des Volkes nicht im Ausschnitt, sondern mit der Gesamtheit durchgeführt wird, so ergibt sich ein ganz unerhörter Bedarf an Flächenraum. Das Nürnberger Gelände umfaßte im ersten Entwurf (vom Oktober 1934) nur ein Fünftel des Umfangs, den der endgültige Plan (vom Juli 1936) in Aussicht nimmt. Ausgeführt wird von Jahr zu Jahr ein Abschnitt. Zu den beiden bereits vorhandenen Festplätzen, der Luitpoldarena und dem Zeppelinfeld, die in größerem Abstand voneinander liegen, tritt in Zukunft ein weiteres, größeres Aufmarschfeld hinzu, das durch eine den Wald durchschneidende breite Heerstraße mit einer Platzanlage verbunden sein wird, auf der vor einer Säulenhalle links das Haus der Kultur, rechts der gewaltige Kongreßbau[2]) zu stehen kommt. Diese Bautengruppe wird den Kern und das Schwergewichtszentrum des in freier Gliederung zusammenhängenden, vielgestaltigen Ganzen bilden, eines wahrhaft gewaltigen Lagers, in dem die Heersäulen der Bewegung alljährlich zum Generalappell antreten. In dieser Schöpfung wie auch in München und Berlin ist der Führer nicht nur Bauherr, sondern leitet und überwacht ständig die Gestaltung. So stammt der erste Entwurf zur Luitpoldarena von seiner Hand (21. Juli 1933 in Bayreuth entstanden).

Dieser Bezirk (Abbildung 3) erstreckt sich zwischen dem schon früher errichteten Mahnmal und der Führertribüne und ist ein Beispiel dafür, wie die lebendigen Körper den Raum geschaffen haben. Hier geht der Führer den Weg zum Mahnmal, hier spricht er zu den Formationen, und alles Gebaute ist nur der Rahmen dieser von einem sinnhaften Willen geformten Vorgänge. Mit der Totenehrung tritt die Gegenwart vor den Tiefengrund der Geschichte, der uns noch naheverbundenen des Weltkrieges, während der Durchmarsch durch die alte Stadt und der Aufenthalt des Führers auf der Burg, die einst die Reichskleinodien barg, die geistigen Kräfte des Alten Reiches beschwört.

Mächtiger als diejenigen der Luitpoldarena sind die Aufbauten des Zeppelin-

[2]) Ein halbkreisförmiger, von zweistöckigen Bogengängen umzogener Bau, der Innenraum 145×190 Meter messend und 35 Meter hoch. Architekt L. Ruff. Der Grundstein ist bereits gelegt. Es wird der größte Hallenbau der Erde sein.

feldes (Abbildung 2). Die Tribüne ist hier von einer Halle bekrönt, zwischen deren weißen Marmorpfeilern Fahnen in langer Reihe aufgezogen werden. Über den Sitzreihen, die die drei übrigen Seiten des Feldes einfassen, ragen steinerne Blöcke mit vielen Masten für freihängende Fahnen. Im künstlerischen Gebrauch der Fahne überhaupt tritt nun ein sehr bedeutender Zug dieser Feierarchitektur hervor. Früheren Zeiten war die hängende Fahne als flächiger Raumschmuck wohlbekannt. Das 19. Jahrhundert kannte sie nur als flatterndes gestreiftes Tuch, das ein festliches Bild farbig belebte. Die ernste würdevolle Pracht der ruhig ausgebreiteten Fahne aber, ihre Steigerung durch dichte Reihung und die wahrhaft architektonischen Wirkungen, die damit erreicht werden können, hat erst unsere Zeit wieder entdeckt. So entstanden die riesigen Fahnentürme (Abbildung 3) der Luitpoldarena, deren Dreizahl das Feld höchst majestätisch beherrscht und die Fahnenburg auf der Langemarckhalle des Reichssportfeldes. Aber mehr als das: die Fahne wird hier überhaupt zur Grenzform zwischen dem Bewegten und dem Festen, ja sie scheint stellvertretend gleichsam ein personhaftes Wesen anzunehmen und damit den Bereich des Menschlichen zu berühren. Das Einbeziehen solcher Grenzgebilde aber gehört von jeher zu den Eigenschaften echter Festarchitektur, es wurde in alten Zeiten mit hoher Phantasie gepflegt und übte belebende Wirkungen auf die Baukunst aus. Nun erwacht der Brauch wieder im Zeichen belebter Schaffenslust. Weiter aber sind diese hochaufragenden Sinneszeichen die Hauptträger der Höhenrichtung in dem breit hingestreckten Ganzen dieser Arenen. Und noch ein weiteres Mittel hat die drängende, alle materiellen Schranken kühnüberfliegende Kunst der Festgestaltung gefunden, um in nächtlicher Weihestunde die Herzen emporzureißen: den Lichterdom aus zahllosen aufschießenden Strahlenbündeln (Abbildung 2). Ein mächtig ergreifender Eindruck geht von dieser Steigerung des Baues ins Unendliche aus, der Raum sucht die Vereinigung mit den Elementen. Das Überspringen von Formgedanken aus einem Lebensgebiet in das andere, diese fließende Verbindung von Natur, Menschengestalt und Kunst bezeugt, daß hier ein von der Ganzheit des Lebens tief durchdrungenes Empfinden waltet. Es fällt die falsche eingebildete Schranke zwischen Kunst und Leben, alles fügt sich zum Ganzen, alles drängt zur Form.

In der Grundhaltung steht das Reichssportfeld (Abbildungen 5, 6, 8) dem Nürnberger Gelände nahe, denn es ist darauf angelegt, den sportlichen Wettkampf zum Fest, die Zweckbestimmung zur Sinnesverwirklichung zu erhöhen.

Daraus folgte eine Planung, die die Kampfstätte der Nationen zugleich zum Feiergelände Berlins machte. Diese Doppelbestimmung ist ohne jeden Zwang vollkommen zur Deckung gebracht worden. Im Altertum, so schreibt der Baumeister Werner March selbst, war Olympia eine religiöse Feier, und das soll es wieder werden, daher steht hier das Sportliche überall unter den Sinnbildern des ewigen Maßes aller Leibesübung. Jugend, Schönheit und Tüchtigkeit aber erfüllt sich am höchsten im Opfer: daran erinnert der allesbeherrschende Langemarck-Turm (Abbildung 6, rechts), der durch die Öffnung des Marathontors in das olympische Stadion hineinsieht. Sammelt das Volk sich aber auf dem Maifeld, so steht es im Angesicht dieses Mahnmals selbst.

Man muß bei March selbst nachlesen[3]), welche Summe meisterlicher Überlegung, Berechnung, Erfahrung verarbeitet wurde, bis die Vielzahl der Anlagen (Olympisches Stadion, Schwimmstadion, Maifeld, Sportplätze, Freilichtbühne, Haus des Deutschen Sports und Reichsakademie für Leibesübungen, Olympisches Dorf, Langemarckhalle) zu dieser auf einfache Achsen bezogenen, frei und leicht in sich ausschwingenden, harmonisch bewegten Gliederung vereinigt war. Das Gewicht der großen Bauten, die Ausdehnung der Freiflächen, die Bewegtheit des Landschaftsbildes, das lebhafte Widerspiel zwischen athletischen Kämpfern und den Massen der Zuschauer, alles dies, so sagt er, gab ganz neue Maßstäbe und Gesetze. Planungen wurden erforderlich von einem Ausmaße wie sie selten einem Baumeister gewährt worden sind. Es war eine einzigartige Konstellation. Zwei Jahre nur dauerte die Bauzeit. Man spürt in solchen Worten noch die Begeisterung des Schaffens. Vor allem aber ergreift der tiefe Ernst der Auseinandersetzung mit Natur und Mensch als den unverrückbaren Grundmaßen dieser Schöpfung. „Noch heute liegt die Schönheit sportlicher Feste und Kämpfe in dem Maß beschlossen, das allein der einfache, natürliche Mensch für den Stil der Feier bietet. Überwiegt der technische Apparat, dann ist die Schönheit, ist die Feierlichkeit dahin." Dieses, den Menschen als ewiges Maß der Dinge fühlbar zu machen, ist nun in wahrhaft herrlicher Weise gelungen. Betritt man das Feld, so ist man auf Gewaltiges gefaßt — hingerissen aber erlebt man, wie das Ungeheure der Massen und Räume eingefangen und gebändigt ist zu einer edlen, geschmeidigen Anmut und Heiterkeit, einer in Stein und geglättete Erde geformten geistigen Belebtheit. Man macht sich keinen Begriff mit welcher rhythmischen Grazie diese

[3]) „Bauwerk Reichssportfeld", Berlin 1936 (Deutscher Kunstverlag).

Riesenformen hingeschwungen, gleichsam wie mit dem Silberstift in die sanfte Herbheit der märkischen Landschaft hineingezeichnet sind. Und nirgends ein Übermaß, nirgends eine Starre oder Härte. Unvergeßlich, wie beim Eintritt in das von außen nicht sehr hohe, durch die Pfeilerarchitektur noch lebhaft aufgelockerte Rund des Olympischen Stadions auf einmal im Innern sich der Ring auf das Doppelte vertieft, weil der Boden tief in die Erde eingegraben ist, und wie sich auf diese Weise der Raum für Hunderttausend in stärkster Geschlossenheit auf eine verhältnismäßig sehr kleine, dem Menschenleib angemessene Fläche verdichtet. Diese Kampfbahn aber leuchtet in samtenem Grün und Rotbraun herauf, fast wie ein Waldsee im Gebirge. Und tritt man dann hinaus aufs Maifeld, so sättigt sich das Auge an der ganz sanften Schwingung, mit der die Zuschauerrampe ansteigt bis zur Mitte, aus der der Turm emporschießt um wieder gleitend abzufallen. Fern grüßen die Wälder herüber und ein weiter Himmel wölbt sich bis an den Horizont.

Unter den Bauformen ist nichts rein dekorativ, auch die Türme dienen praktischen Zwecken. Aber gerade sie bieten im Hinschreiten Bilder, die überraschend, wie mit heroischem Klang die Phantasie ergreifen (Abbildung 8). Unvollkommen endlich wäre die Stätte ohne Plastik. Diese ist wiederum mit dem reinsten Gefühl für den räumlichen und seelischen Wert der Figur nicht etwa schmückend aufgereiht, sondern mitten unter die Menschen gestellt. Streng in den Rhythmus der Räume gebunden schaffen die Statuen und Reliefs Blickpunkte, heben hier ein Raumgelenk hervor, beleben dort eine Fläche. Im Bannkreis der Großbauten herrscht die Steinfigur, überlebensgroß und feierlich stilisiert, aber auf dem Übungsgelände haben sich in brüderlicher Nähe zu den Lebenden die herrlichsten bronzenen Athletengestalten von der Hand der besten deutschen Bildhauer versammelt. Ein Hauch griechischer Körperunschuld, ein Maß und Vorbild geht von ihnen aus. Vor dem Heckenrund am Osttor werden in Zukunft die Hermen der deutschen Olympiasieger aufgestellt werden.

Das Herz des ganzen weiten Bezirkes aber schlägt in der offenen Gedächtnishalle unter dem Turm. Dort ruht Erde vom Friedhof von Langemarck unter 76 Fahnen der Regimenter, die die Schlacht schlugen, und Tafeln tragen Inschriften, tragen Verse zum Preise des Vaterlandes von Hölderlin und Walter Flex.

Angelehnt an den Rand des Feldes liegt seine Feierstätte, die Dietrich-Eckart-Bühne. Man betritt sie an ihrem oberen Rand. Alsbald steht man vor

dem steilen Absturz des Zuschauerringes, der nach unten hin in parabolischer Schwingung ebener wird bis der Bühnenboden die Kurve auffängt. Diese fließende Führung des Querschnitts der Ränge hat auch das Stadion; sie schafft die bewegte Stimmung des Innern, die Verbindung von Spielern und Volk und den strengen, zusammenfassenden Abschluß des Raums nach oben. Den Hintergrund der Bühne bildet die jenseits des Tälchens, in das sie eingebettet liegt, ansteigende wildbewegte Moränenlandschaft, ein Bild von nächtlich großartigem Reiz. Diese Anlage nun gehört zu der Gruppe der Feierstätten, wie wir sie heute weitherum im Lande finden. Sie liegen weit entfernt von Stadt und Lärm unter freiem Himmel, immer in der schönsten Lage die sich bot. In Heidelberg ist es ein Bergsattel mit weitem Ausblick über die Rheinebene und ferne Höhenzüge, in Jülich bestimmt eine Wasserfläche das Bild. Wichtig ist die Lage zu den Himmelsgegenden; so darf der Zuschauerraum nicht nach Westen sehen, damit die untergehende Sonne, zu deren Stunde das Spiel beginnt, nicht die Augen blendet. Hier nimmt das Theater wieder den politischen, vom Gemeinwesen ausgehenden Sinn an, den es im Altertum hatte, daher ähnelt die Form der Feierstätten auch dem griechischen Theater. Während dort aber Spieler und Zuschauer trotz der in den Kreis hineinragenden Orchestra streng getrennt blieben, sucht der deutsche Spielraum die innigste, fließende Verbindung beider. Das Ganze soll eine bewegte Einheit bilden und die Zuschauer sollen sich in das Spiel miteinbezogen fühlen. Auftritt und Aufzug erfolgt von allen Seiten her, höchste Beweglichkeit ist das Ziel, alles geht ohne Kulissen offen vor sich. Dadurch aber verwandelt sich das optisch-malerische Erlebnis des Spiels, wie es im städtischen Theater der Gegenüber-Sitzende bisher hatte, in ein tastbar-plastisches, körperliches Gefühl des Mit-dabei-Seins. Damit eröffnen sich ganz neue Ausblicke, wieder aber bemerken wir, wie sich die Grundzüge des Gestaltens, die wir an andersartigen Werken aufweisen konnten, auch hier bestätigen. Das innerlich Bewegte, das Körperhafte, Rhythmische, Aktivität Fordernde, Ganzheitliche herrscht auch hier.

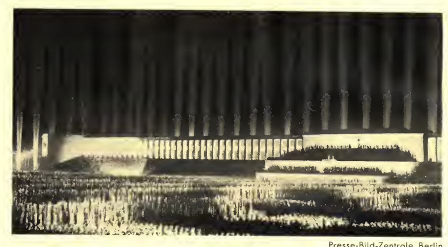
Endlich gehört zum Reichssportfeld noch das Olympische Dorf. Es verdankt seinen Ursprung der Sorge um den „inneren Menschen" der Kämpfer. Sie fanden in dieser friedlichen Dorfgemeinde, abgetrennt von allem Lärm, die innere Sammlung, die nach dem Durchgang durch das aufwühlende Treiben draußen nötig war. Die schwere Aufgabe, einen solchen natürlich aufbauen-

den Lebensraum zu schaffen, verwirklichte der Baumeister durch „ein Bündnis der Kunst mit der Natur". Und damit kommen wir auf eine weitere Kernfrage gegenwärtiger deutscher Baugesinnung, die ja selbst mehr als nur eine Sache des Architektenhandwerks, die der Ausfluß einer menschlichen Gesinnung überhaupt ist.

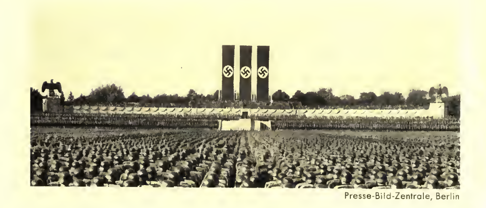
Der erste nämlich, der am Gelände des Olympischen Dorfes zu arbeiten begann, war nicht der Architekt, sondern der Landschaftsgestalter, H. Wiepking-Jürgensmann, ein Meister in seinem erst jüngst aus der „Gartenarchitektur" herausentwickelten Fach. Was er hier zu tun hatte war nach seinen eigenen Worten: „Gewachsenes nachzufühlen, auszugestalten, sichtbar zu machen". Was aber heißt das? Es bedeutet, daß wir dort, wo es für das Bauen um die Sorge für das Sein des Menschen geht, erst einmal die Natur befragen, anstatt wie bisher so oft am grünen Tische fertige Planungen durchzuführen. Was nun hier am Olympischen Dorf an einem stark auf die schönheitliche, beruhigende Wirkung der Landschaft berechneten Beispiel mit großen Mitteln durchgeführt werden konnte, es wird zur Forderung, die alle verfügbaren Kräfte auf den Plan ruft, sobald es als Grundgesetz auf die Siedlung des Volkes angewendet wird und mit Widerständen und Bedingtheiten fertig werden muß. Was erreicht werden muß ist die Hütung und, wo notwendig, die Wiederherstellung der alten deutschen Kulturlandschaft, wie sie der Bauer in Jahrhunderten zweckmäßig bedachter Nutzung der Natur geschaffen hatte und die heute weithin, zumal im Osten, in eine gefährlich schutzlose, den Menschen bedrohende „Kultursteppe" verwandelt ist. Für die Gesundheit eines hochindustrialisierten Volkes ist der Landschaftsgestalter so notwendig wie der Arzt, und nur durch Betreuung des Bauern auf lange Sicht kann ein Zustand hergestellt werden, dessen Früchte freilich erst unsere Kindeskinder ernten werden. Ein gewaltiges Siedlungswerk ist in Vorbereitung, und wenn von deutschem Bauen gesprochen wird, muß auch von dieser Sache die Rede sein, die freilich wiederum nicht vom Künstlerischen im herkömmlichen, begrenzten Sinne der Stilbildung her erörtert werden kann, sondern aus einer Betrachtung des betroffenen Lebensganzen heraus. Allerdings gewinnt die Baukunst, sobald sie sich in solche Bezüge einordnet, alsbald eine höhere, neue Freiheit, denn nun tritt vom Ganzen her die Forderung an den Künstler heran, durch die Vereinigung des Notwendigen mit dem Schönen, nein vielmehr durch ein Schaffen aus der untrennbaren ursprünglichen Einheit beider für das innere und

Aufn. Heinr. Hoffmann

Der Königliche Platz in München


Presse-Bild-Zentrale, Berlin

Das Zeppelinfeld in Nürnberg


Presse-Bild-Zentrale, Berlin

Die Luitpoldarena in Nürnberg

äußere Wohl des Menschen zu sorgen. In diesem Geiste soll durch das „Siedlungswerk des Deutschen Volkes“ der gesamte Wohn- und Lebensraum in unserem Lande neu geordnet werden. Schon heute sind Gruppen an der Arbeit, in enger Verbrüderung aller einschlägigen Wissenschaften und Handwerke Siedlungspläne zu entwerfen. Aus den jeweiligen Gegebenheiten wird der wirtschaftlich beste, seelisch zuträglichste Typus gesucht, nirgends entscheidet abstraktes Denken, überall das Gesetz der Wirklichkeit. Nichts mehr von normierter, in Fabriken schlüsselfertig vorbereiteter Einheitsbauart; landesübliches Material und die eigene Kraft der Siedler wird eingesetzt werden.

So wird die ernste, über Leben und Tod unserer Kultur entscheidende Frage des Verhältnisses zwischen Natur und Mensch in Angriff genommen. Wir haben erfahren, daß die „Überwindung der Natur“ durch eine nur den Nutzen suchende Technik in Wahrheit die Natur zerstört und damit die Wurzeln unserer eigenen Lebenskraft abschneidet. „Reine“ technische Vollendung gehört zu den Zielen eines vom Ganzen abgespaltenen Geistes. Diese Spaltung wird überwunden, indem alle auf ihre partikulare Icherfüllung ausgehenden Lebensgebiete unter das Ganze der Seinswirklichkeit zurückgezwungen werden. Wie dieses Ganze empfunden wird, das allerdings ist keine Frage der Analyse, sondern des Gemütes und Willens. Sieht man dies ein, so wird man auch verstehen, warum heute mit einem Male Formen im Bauen auftreten, die offenbar nicht zweckbedingt, sondern zur Wirkung auf das Gemüt und den Willen berufen sind.

Daß aber die strenge Achtung des Lebensganzen ohne Minderung des Nutzeffekts möglich ist, das bezeugen die Erfahrungen an dem großen Straßenwerk des Führers. Man hat gefunden, daß hier die beste Zweckform auch eine künstlerisch gute Form sein kann, die sich in die Natur zwanglos einfügt. Auf Vermeidung des Zwanges, der Härte aber kommt es in diesen Dingen an. Die Natur zu zwingen haben wir durch die Technik fast unbegrenzte Möglichkeit, aber die Meisterschaft liegt darin, den Willen des Menschen ohne Zwang durchzusetzen. Und es scheint, als komme man dabei auf die Spur geheimer, allesverbindender Grundgesetze. So ermüdet die endlose Gerade der Reichsautobahn den Fahrer und ist daher nicht nur häßlich, sondern auch unzweckmäßig. Baum und Strauch gehören nicht nur zum Schmuck der Bahn, sondern zu ihrem technisch-psychologischen Sicherheitsapparat. Kurven mit zu großem Halbmesser werden zu teuer in einer Landschaft, die kleinteiliger angelegt ist.

Weil nun in der Leitung des Straßenwerks die Gesamtanschauung der Aufgabe herrscht, hat diese mächtige verkehrspolitische Schöpfung den Rang eines Kunstwerks angenommen, was sie nach dem ausdrücklichen Willen des Führers auch sein soll. Bei jeder Obersten Bauleitung ist das vollkommen neuartige Amt eines „Landschaftsanwalts" geschaffen worden, der dafür sorgt, daß der Lebensbereich von Volk und Natur keinen Schaden erleidet.

Einige Strecken der Reichsautobahn sind wegen ihrer unvergleichlichen Erschließung landschaftlicher Schönheit schon volkstümlich geworden, und manche ihrer Kunstbauten haben Berühmtheit erlangt. Als breites helles Band, weichfließend, durchzieht die Straße das Land (Abbildung 7). Ihre geschmeidige Führung verschafft dem besonnenen Fahrer in höchstem Grade den Genuß der strömenden Abrollung der Landschaft und jenen eigentümlichen Erlebniszuwachs unserer Zeit, das gleitende Erfühlen der Erdrinde. Was die Ablenkung des Verkehrs von älteren Straßen betrifft, so gewinnt man das wohltuende Gefühl, daß hier endlich einmal das unausgesprochene Ressentiment des Schnelligkeitstriebes gegen die Hindernisse aus einer früheren, langsameren Welt zu Ende kommt. Denn kein besseres Wissen und keine Pietät schützte auf die Dauer gegen diesen dämonischen Zwang und seine Zerstörungssucht. Angesichts der völlig freigegebenen Geschwindigkeit aber meldet sich beim Fahrer selbst die natürliche Grenze dieses Triebes, der Zwang ist gebrochen.

Wir haben die Frage nach dem „Stil" des deutschen Bauens von heute beantwortet, indem wir zu zeigen versuchten, wie seine Grundhaltung aus Gesetzlichkeiten hervorgeht, die in weiteren, übergeordneten Lebenszusammenhängen beschlossen sind. Stil kann für das Bauen der Gegenwart nichts Äußerliches sein, in keinem Falle ist darüber mit Hilfe kunstgeschichtlicher Begriffe etwas Wesentliches auszusagen. Stil, mit anderen Worten gestaltete Notwendigkeit, ist heute ein Gesetz der inneren Organisation der Formgebilde, der Baukörper. Wir suchten es zu umschreiben, indem wir auf das überall sich zeigende Merkmal der inneren Bewegtheit, der fließenden Führung, der Ganzheitlichkeit hinwiesen und andeuteten, daß das Wie dieser Bewegtheit, dieses Einheitsstrebens durch die seelischen Mächte unserer deutschen Gegenwart bestimmt ist. In der äußeren Formgebung aber schließt sich das Bauen im nationalsozialistischen Deutschland den Gegebenheiten und Überlieferungen des Ortes an und bildet sie im innerlich begründeten Sinnwandel fort. Das gilt ebenso von den Münchener Bauten Ludwig Troosts und seiner Nachfolger wie

vom ländlichen Stil, es gilt auch von den Schöpfungen, die in Berlin entstanden sind. Dem ganzen Wesen heutiger Bauaufgaben entsprechend, die praktisch erdgebunden sind, ergibt sich ein durchgängiges Vorwalten der Breitenerstreckung. Trotzdem wurde in ganz Deutschland die dogmatische Herrschaft der Horizontale gebrochen, die ein gewisser, sich weltbürgerlich gebender Stil in der Nachkriegszeit propagiert hatte, der mit Unduldsamkeit überall das Flachdach, die Auflösung des Baus in ein Gerüst aus Stahl und Glas und die Aufhebung der Ästhetik des Schweregesetzes durchzusetzen suchte. Dieser unter einer Theorie der Sachlichkeit getarnte nihilistische Unfug hat bei uns ein Ende. Wir suchen im scharfen Gegensatz dazu überall das natürliche Material und die ortsbedingte Bauform. Ganze Zweige des Bauhandwerks, die mangels Beschäftigung schon am Aussterben waren, beleben sich infolgedessen von neuem und verlassene Steinbrüche werden wieder in Betrieb genommen. Und der ausgeprägten Waagrechten wirkt in den neuen Bauten überall eine willensvolle Betonung der Senkrechten entgegen, wie sie etwa in den Türmen auf dem Reichssportfeld bis zu sinnbildlicher Steigerung getrieben ist. Das Widerspiel des Ruhenden und des Strebenden zeigt ein Bau wie das Haus des Deutschen Sports (Abbildung 5) in einem schön ausgewogenen Beispiel.

Dieser Grundzug trifft auch für die Formgebung des Reichsluftfahrtministeriums in Berlin zu (Architekt Ernst Sagebiel). Der mächtige mit grauem Werkstein bekleidete Bau ist in klar abgesetzte Körper gegliedert, so daß bei aller Wucht der Ausmaße ein Eindruck des Bewegten und selbst Leichten zustande kommt. Entscheidend ist die beherrschende städtebauliche Bedeutung des Gebäudes für das Zentrum Berlins; sicherlich werden sich die darin beschlossenen Formantriebe in näherer oder weiterer Zukunft im ganzen Umkreise gestaltend auswirken, so etwa die starke Energie, die von dem einspringenden Vorhof an der Leipziger Straße ausgeht. Mit seinen fest zusammengefaßten Fensterreihen, seiner kubischen Festigkeit schließt sich der Bau an die älteste Berliner Tradition an. Im Ehrenhof (Abbildung 9) herrscht maßvolle Pracht. Ein wuchtiges schmiedeeisernes Gitter trennt ihn von der Straße, über der Eingangshalle steigen die hohen schmalen Fenster des Ehrensaales auf, sie tragen vorkragende Gesimse mit plastischem Zierrat. Das Innere weist reichen künstlerischen Schmuck auf, auch an die Belebung des Äußeren mit Reliefs geht man soeben heran.

Endlich ist noch einer Gruppe baumeisterlicher Schöpfungen zu gedenken,

die, infolge ihrer Lage weitab von Stadt und Verkehr weniger bekannt, doch zum Bedeutsamsten gehören, das in diesen Jahren entstanden ist: der Ordensburgen der NSDAP. Burg Vogelsang liegt in der Eifel, Crössinsee in Pommern, Sonthofen im Allgäuer Alpenvorland. Ihr Erbauer ist der Kölner Architekt Clemens Klotz. Die Wahl abseits gelegener, landschaftlich besonders ausgezeichneter Orte ergibt sich aus ihrer Bestimmung: sie dienen der Heranbildung des Führernachwuchses der Partei in mehrjährigen Lehrgängen. Es sind also selbständige Organismen im Dienste einer festgegründeten, ganz im Geiste des Nationalsozialismus lebenden Gemeinschaft. Das prägt sich in ihrer Formgebung sichtbar aus; klare Gestaltung der Lebensgesetze der Gemeinschaft, Aufnahme ortsgebundener Bauweise, räumliche Großzügigkeit und maßvolle Haltung, enge Naturverbundenheit sind ihnen eigen. In besonders hohem Maße gilt von diesen Schöpfungen, daß aus inneren Gründen scheinbar zurückliegende, in Wahrheit zeitlos gültige Formen wiedererweckt werden, um ewige Werte des Volkstums und der Weltanschauung auf die Gemüts- und Willensbildung einwirken zu lassen. Es erweist sich hier die Zeitgemäßheit des anscheinend Unzeitgemäßen.

Jede Burg enthält Wohnhäuser für 500 Junker, Räume des Unterrichts und gemeinsamen Lebens, eine Feierstätte, Sportplätze und die notwendigen Nebengebäude. Begonnen im Juni 1934, sind diese Anlagen im Laufe der Arbeit aus den ursprünglich vorgesehenen einfachen Barackenlagern zu ihrer heutigen Gestalt herangewachsen. Burg Vogelsang etwa lagert als breite „Burgkrone" auf einem Höhenrücken hoch über dem inselreichen Urftsee. In der Mitte des Hauptbaus liegt die offene Halle, deren tief herabgezogenes Dach mit offenem Gebälk auf starken Holzsäulen ruht. Beiderseitig treten Flügelbauten vor, zur Rechten schließt der hohe Turm ab. Hinter der Halle dehnt sich ein weiter Vorhof mit dem Burgeingang nach der rückwärts heraufführenden Straße. Seine Mitte schmückt eine von dem Bildhauer Meller geschaffene schwere Brunnenschale. Nach vorn, gegen den See hin, steigen die Terrassen mit den breiten, niedrigen Wohnhäusern in drei Absätzen bis zu der bastionartigen Feierstätte ab. Das Ganze fügt sich höchst stimmungsvoll in die herbe Landschaft ein. Es ist der zwingende Rahmen eines fordernden Lebens. Das Material bildet in Vogelsang Bruchstein, Moselschiefer, Holz; in Crössinsee spricht der Ziegel und die aus dem pommerschen Granitfindling aufgemauerte Säule. Dort sind auch die mächtigen Dächer der vornehmsten

Gebäude, wie der Ehrenhalle, mit dem Rohr des Sees gedeckt. Die Aneignung ländlicher, handwerklicher Bauweise hat nichts Romantisches, sobald die Arbeitskräfte von der Gemeinschaft gestellt werden und die Bewohner das Gesetz eines solchen Baues wirklich erfüllen. Übrigens geht auch das sinnbildliche Gestalten hier nirgends über die Zweckform hinaus; so hören wir, daß die Türme als Wassertürme notwendig waren. Eine starke, lebensvolle Erfindungskraft hat die Bauten und ihre Einrichtung bis in alle Einzelheiten hinein geprägt. Wenn ein geschichtliches Bild gefunden werden sollte, so müßte man sie mit Edelhöfen aus germanischer Frühzeit vergleichen, so breit und wuchtig liegen sie da mit ihren kräftigen Formen aus heimatlichem Baustoff.

Blicken wir von diesen stolz abgesonderten Stätten der wachsenden Gemeinschaft hinüber zu einem Großbau wie der neuen Reichsbank in Berlin, die eben entsteht, mit ihren glatten, geschwungenen, großstädtisch nüchternen Flanken, so ermessen wir die Spannweite, innerhalb derer deutsches Bauen sich heute entfaltet.

---

Franz Tumler

## Vier Gedichte

Der Äste weißes Gewirre schau,
den Schnee, der blind sich ans Fenster trägt:
vergessene Zeit, — weit
spannt sich der Himmel über'm Dickicht,
darin wir wohnen.

Leib spürt nahe den Leib. Hellere Augen
müßten in meine gehn.
Das Kreuz, aufgenagelt, hält uns auf,
und die Scherbe
braunen Glases mit strohernen Blumen vom Sommer.

Daß Du mich liebtest, — darfs ich achten?
Nicht den freien Mund trägst Du mir zu?
Keinen Spiegel weiß ich für Dich,
Brunnen und Teich starren im Eise.

Daß Du weinst, — so frieren die Flocken am Glas,
so füllt der Schnee mir dichten Anflugs das Haar;
ob Du fortgehst, — in lockeren Flocken die Spur
find ich bald nicht mehr.

*

Wie ich lang mich an dem Brunnen mühe,
Tropfen sammle in die leere Schale,
hab begonnen in der dunklen Frühe,
doch die Nacht kehrt mir zum andern Male.

Mädchen kommt und nennt mich ihren Knaben,
Mutter grüßt mich mit dem eignen Blut:
Laßt mich nur die Schächte tiefer graben,
weil im tiefern Grund die Quelle ruht.

Ob ich unter festem Himmel dauere,
Glück und Trost vom Tageslicht empfange,
neigt mein Ohr sich oft den untern Stimmen,
hör ich unterm Haus die Quellen gehen.

Tote graben ihr Gesicht durch Äcker,
Tote blühen auf in schönen Blumen,
und sie schenken meinen Tritten Fühlung,
und mein Herzschlag hallt in ihren Herzen.

Nächtlich rauscht der Strom zu meinem Bette,
sanfte Flügel wallen durch die Fenster,
auf die Lippen schlüpft die fromme Seele,
läßt den Schlafenden in seinem Leibe.

Die mir heimkommen auf meinen Wegen
unsichtbar zur Rechten und zur Linken:
weil sie mit mir gehn, streckt sich mein Leben,
weil sie mit mir wohnen, bleib ich leben.

Ob ich mit leerem Wort den Tag versuche,
ihr stummen Toten holt mich früher ein,
ohnmächtig redet, wer euch überhört.

Allatmend ihr, giltigen Angesichts,
das vorgebildet einst das unsre wird,
ihr seid beredt, gebt uns zu schweigen auf.

Wir gehen nach in eurer leichten Spur,
die ihr niemals wie wir betreten habt,
und die doch ausgesät ist euern Lebens,

Vorgreifende! zu jeder Stund, die kommt,
begegn ich euch: die Eltern überspringt ihr
und steht inmitten Kindern auf euern Geschlechts.

Ihr Unbedürftige holt mich früher ein:
ob ich mit leerem Wort den Tag versuche,
ohnmächtig redet, wer auf euch nicht hört.

Willi Steinborn

# Aus dem Nachlaß Gottfried G.s

## Brief an seinen Vater

ich will doch sehen,
ob man das Schicksal nicht zwingen kann

Eines Tages rief man mir in meine Arbeit hinein, Post von Australien sei da, ich müsse unterschreiben. Freudeschnell sprang ich auf und lief hinunter: es konnte nur eine Nachricht meines Spielgefährten, Schulkameraden, Studiengesellen, meines Freundes von Kind auf, wir waren Nachbarskinder —, des seit mehreren Jahren in der Stadt S. in Australien lebenden jungen Kaufmanns, Wissenschaftlers, Philosophen und Dichters — es konnte nur eine Nachricht von Gottfried G. sein. Ich unterschrieb, nahm das Paket, es war ein Paket!, in Empfang, ging ins Haus zurück; ich las im Gehen die Anschrift, da wunderte ich mich. Eine fremde Hand hatte meinen Namen hingemalt, ein fremder Name bezeichnete sich als Absender.

In dem Paket lag ein Brief in englischer Sprache des folgenden Inhalts:

Sehr geehrter Herr! Gesprächsweise gerieten wir, Herr Gottfried G., der mir ein lieber Kamerad geworden ist, Herr Gottfried G. und ich, auf den Tod. Ich sagte — es geschah alles im Scherze —, lassen Sie sich nicht einfallen zu sterben; was für Unannehmlichkeiten hätten wir mit Ihnen; und wer ordnete Ihre vielen Aufzeichnungen und gäbe sie heraus! O, es ist ja nichts fertig, sagte er lachend. Sehen Sie! erwiderte ich. Aber wenn, sagte er, was zu besorgen ist mit meinen Akten, das besorgt mein alter Freund in Deutschland. Wo wir weder seinen Namen noch die Anschrift wissen! wandte ich ein. Es ist wahr, sagte Ihr Freund, wurde ernst, drehte sich zu seinem Schreibtisch zurück, schrieb etwas auf einen Zettel, reichte ihn mir, es war Ihre Anschrift. Nein, sagte ich, das ist nichts! Sie fürchten? fragte er. Was ist für mich zu fürchten? fragte ich dawider. Nun! sagte er liebenswürdig und hielt mir den Zettel, den ich beiseite gelegt hatte, aufs neue hin. Ich wollte dies mir nicht mehr behagende Gespräch abbrechen und nahm den Zettel an mich.

Sehr geehrter Herr! Ich habe Ihnen die traurige Mitteilung zu machen, daß Ihr Freund tot ist. Ende März unternahm er einen Flug ins Innere, von

dem er nicht wiedergekehrt ist. Nach Umsuchen fand man die Trümmer der Maschine. Er lag darunter. Sie haben ihn an Ort und Stelle begraben.

Sehr geehrter Herr! Ich habe es übernommen, Gottfried G.s Angelegenheiten hier zu ordnen. Seine Sachen und Gerätschaften habe ich verkauft. Die wichtigeren persönlichen Dinge habe ich verpackt; Sie müssen bestimmen, wohin ich sie senden soll. Hat der Verstorbene noch Angehörige?, er hat nie davon gesprochen. Seine Manuskripte und Tagebücher erhalten mit beifolgendem Paket Sie; denn von Ihnen hat er oft erzählen mögen — wie auch bei jenem Mal: mein alter Freund in Deutschland, sagte er immer — und ich glaube, es ist nach seinem ernsten Willen geschehen, wenn ich es nun so ausgeführt habe, was er damals im Scherze äußerte und wofür ihn eine merkwürdige Nötigung vorsorgen ließ, indem sie ihm den Stift in die Hand zwang, Ihre Anschrift zu notieren.

Unter den Schriften Gottfried G.s befindet sich nicht wenig, das wert wäre, ja fast alles ist auch über seinen Tod hinaus wert, der Allgemeinheit zugängig gemacht zu werden. Nur müßte hie und da ein Sachkundiger oder Kunstverständiger zuerst erläutern und abrunden; darüber wird Zeit hingehen. Ein Dokument aber vor allen andern scheint mir wert, daß es weiterwirke. So soll es denn als erstes Zeugnis von Gottfried weitergegeben werden. Das ist zudem leicht und ehestens möglich, weil sich jeder Eingriff eines Fremden in diesem Fall verbietet, aber auch deswegen, weil kein Eingriff nötig gewesen wäre: das Zeugnis ist ‚fertig' — wenn ich einmal von ‚fertig' zu sprechen wage, obgleich sich das Wort mißlich genug ausnehmen wird, nachdem man erfahren hat, worum es geht. Das Dokument ist ein Brief, der Brief Gottfried G.s an seinen Vater.

Manch einer wird sich wundern, daß man gerade eine so persönliche Sache wie einen Brief der Öffentlichkeit zu übergeben für wert erachte, und fragen, warum man ihn außerdem nicht unverzüglich in die Hände dessen lege, für den er bestimmt ist.

Dazu ist zu sagen: nur das persönliche Schicksal ist unserm Herzen erlebbar, nur ein persönliches Schicksal kann unser Herz bewegen, nur ein persönliches Schicksal vermag unser Herz umzuwenden. Freilich müssen wir, um dies zugestanden erhalten zu können, deutlich ausdrücken, daß unter dem Per-

sönlichen eines Menschen allein zu verstehen sei, was darin wesentlich liegt: das Innerste, der Kern, die Wahrheit, nicht das Äußerliche, das Private, das Zufällige; es tönt nämlich dann, wo sich eine beliebige Person zeigt, das allgemeine Schicksal heraus.

Zum anderen ist zu erklären: der, dem der Brief gehören sollte, ist tot. Wohl hätte Gottfried noch Verwandte, die ihn erben könnten, aber sie sind ihm nur dem Register der Behörde nach verwandt, und damit ist kein Anspruch auf diesen Brief zu begründen: wer ihn besitzen will, muß wirklich sein Verwandter sein. Ich glaube aber zuversichtlich, daß Gottfried den und noch etliche und vielleicht gar viele irgendwo verstreut in der Welt zu leben hat. Ist damit nicht genügend gerechtfertigt, daß der Brief dem gleichgültigen Kreis entzogen wird, oder will jemand das Recht der Enge verteidigen, wo erwartet werden kann, daß in der Weite ein Kreis entstehe, dessen Merkmal nicht Gleichgültigkeit, sondern Verwandtschaft ist?

Es wird dem rechten Verständnis des Briefes förderlich sein, wenn ich kurz anfüge, was ich über die letzte Zeit des alten G. erfahren habe. Der alte G. hat sich nach einem 73jährigen Leben in andringender Verdüsterung erhängt. Es geschah in der Zeit, in der Gottfried den Brief schrieb, um die lebenslange Trauer des Einsamen von ihm zu nehmen. An einem Tage vor Neujahr stand der alte G. mitten in einer Mahlzeit auf und ging hinaus in den Hof. Seit der Stunde zeigte er sich verändert. Er sprach mit niemandem mehr; er blieb für sich; er genoß fast nichts; er streifte stundenlang durch die schneeigen Felder; er durchwachte ganze Nächte im Dunkeln auf dem Sofa sitzend. Das Datum seines Todes ist der 5. Februar. Ein Hätte-Mensch wird finden: Hätte Gottfried schneller geschrieben, sein Vater lebte heute; hätte Gottfrieds Vater sich ein Vierteljahr länger gewehrt, so wäre ebenfalls alles gut geworden, und auch Gottfried selbst lebte noch.

Die Nachricht vom Tode seines Vaters muß Gottfried an dem Tage mit der Post, die er in den Schlußzeilen seines Briefes erwähnt, erreicht haben. In seinem Tagebuch steht als letzte Eintragung mit einer Schrift, die alle Zeichen frischer Erregung an sich trägt: Der Brief! fertig und Vater ist — —

Hier nun der Brief:

Lieber Vater! ... Es zittert die Hand mir sehr, die geübt ist, sollte man meinen, diese Hand, im Gebrauch des Schreibstiftes, sie zittert sehr und ist nur mehr ein geschwollener Klumpen — wie soll Dir aus einem Klumpen ein Brief zufließen? Aber so war es immer. Immer wenn mein Wort Dich in Deiner Ferne suchen wollte, konnte ich ihm keine Gestalt verleihen, die Deinem Gesicht erkennbar gewesen wäre, und hatte auch keine Gliedmaßen, sich zu bewegen und den weiten Weg zu Dir zu überwinden...

Es handelt sich nicht um das schöne Wort, beileibe nicht; dies, wäre es dies, ich könnte guten Mutes sein; einmal gibt sich dem Suchenden die Schönheit freiwillig und von selbst; Dichter sein, das ist ja Fluch und Erlösung, der Dichter braucht nur zu verzweifeln, flugs erklingen ihm schon die Trompeten der Auferstehung — aber ich bin Sohn, heiße Dein Sohn, und beileibe nicht um das schöne Wort handelt es sich, sondern um das Wort überhaupt, schlechthin um: Wort!

Ist das dunkel geblieben? Wahrscheinlich! Gerade das Einfache hält der Rätselhafte ... eifersüchtig in Nacht gehüllt; gerade wo wir das Einfache aus uns zu heben und der andern Seele darzureichen uns mühen, schlägt er seine Finsternisse über uns. Was hat er denn mit uns vor, lieber Vater, sollen wir denn in der heillosen Einsamkeit umkommen? Da habe ich es vorschnell hingesetzt und als wahr genommen, wonach ich doch gerade fragte: heillos! Heillos? Lieber Vater, wenn kein Heil ist und zu erwarten ist, nicht und niemals, wozu leben wir dann? Für das Umsonst? Nein, nein, nein, noch heute will ich diesem Leben ein Ende setzen, wenn es für das Umsonst sein sollte. Ich will es so nicht länger und will und will nicht.

Und da möchte ich jetzt sehen, ob gegen diesen meinen Willen einer mächtig genug ist, wenn er auch sonst alle Macht und Gewalt in seinem Vorrate hält.

Doch nicht meinetwegen vordringlich stoße ich hier den blöden Klotz, der meine Hand ist, vorwärts; um mich, das geht anders besser, mit Fäusten gegen türenlose Wände, mit dem Schädel gegen Fels; nicht um mich, wie ich allein bin, sondern nur soweit wie ich in dem Uns bin, und vordringlich um Dich!

Der Mensch lebt so dahin mit Stunden und Tagen; unwillig oder willig tut er das ihm Auferlegte, es ist nicht viel Unterschied, ob es ihm nicht genügt oder genügt; gelegentlich sinnt er auch wohl für Augenblicke, und in manchen Augenblicken besinnt er sich auf Mutter und Vater, es ist kein Unterschied, ob

in Freude oder Schmerz, die Zeit geht schnell und schafft alles fort. Auch mit mir Menschen lebte es so — anders kann ich es jetzund nicht sagen; obwohl ich meiner Rede wie gern einen tätigeren Klang verliehe, es hilft nichts; solchermaßen pocht mein Bewußtsein: Du lebst und gleichzeitig wirst Du gelebt. Welch ein Glück eigentätig zu leben! Hingegen Du, Vater, bist viel gelebt worden. Und daher rührt, daß ein ungeheurer Raum um Dich leer ist; denn niemand weiß diesen Grund ja (selbst Mutter wußte ihn wohl nicht), und wer ihn nicht weiß, wie soll der zu Dir finden. Wie soll der zu Dir finden, wenn nicht einmal ich, der ich weiß, ich, dem er vertraut ist, o wie zu sehr vertraut!, ihn durchdringe — auch mit mir lebte es so. Aber seit einer Nacht kurz vor Neujahr ist etwas anders, und ich muß Deiner nicht nur hie und da gedenken, sondern es ist keine Stille und kein Schlaf mehr in meinem Herzen und in meinen Verrichtungen keine lückenlose und gute Folge mehr. Ich bin seitdem wie einer, den Gott oder das Vaterland aus seiner Bisherigkeit herausbefohlen hat und der nun zum ersten Male richtig an sich erfährt, daß Gott und Vaterland keine Namen sind, keine ruhende Allmacht, sondern wirkliche wirkende Allkraft, und der sich unter diesem unmittelbar auf ihn eindringenden Fluß verändern muß; so bist Du mir seitdem.

Ich erinnere mich keines vorangegangenen Traumes; ich meine sogar gut und tief und traumlos wie selten geschlafen zu haben. Und aus solchem Schlaf hast Du mich heraufgeholt. Das heißt: geholt — so ist es nicht richtig, das klingt, als wärst Du ganz in meine Welt hineingestiegen und hättest mich, langsam oder schneller, die Strecke in die bewußte Gegenwart hergeleitet. Ich befand mich vielmehr plötzlich ohne Übergang klar wach, und Du warst hier: so war es und weiter war nichts, auch nicht das Grämmchen Grauen in der Plötzlichkeit des Vorgangs, nicht einmal Verwunderung, nicht einmal ein leises Erstaunen. (Nachträglich freilich überkommt mich regelmäßig ein Gefühl der Unheimlichkeit darüber, w i e natürlich alles, wie schrecklich natürlich der Augenblick war.) Liegt es daran, daß ich trotz allem zunächst nicht glauben wollte, es habe sich mehr als ein bloßes Erinnern ereignet? Wie begehren doch die armen Seelen alle, wenn sich schon etwas Außergewöhnliches dartut, daß es unter den Farbengewittern des Romantischen sich vollziehe! Ist es nicht, als hungern die Seelen nach dem Grusel? Und es war also ganz unromantisch, sondern statt der Färbung war die Verdichtung, eine ganz eigentümliche Verdichtung des Augenblicks auffallend. Ich war so gesammelt, so völlig versammelt wie

noch nie. Und in dieser Versammlung sprach ich Dich an: Vater. Als ich das Wort gesagt hatte, schlug die Turmuhr ihre gemessen langsame durch die Nacht her- und hinhallende Drei.

Ich muß noch erklären: ‚und Du warst hier', das bedeutet nicht: Du bist mir erschienen, leibhaftig, standest bei der Tür oder an meinem Bett, warst mir greifbar nahe, daß ich Deine Hand hätte erfassen, daß ich Dich hätte umarmen können wie nach langer Wanderung und wie es erlaubt ist und geschieht und wohl tut in der Stunde der Heimkehr —, sondern gehört habe ich Dich nicht, gesehen habe ich Dich nicht, angerührt habe ich Dich nicht, nur Dein Wesen war hier, oder: Du warst nicht zur Stelle, aber anwesend. Ich sage das absichtlich derartig, nicht mehr ‚nur', sondern jetzt ‚aber'; denn was ist wichtiger? Es wohnen die Leiber ihr Leben lang nebeneinander, und die Wesen, ach wieviele Horizonte lagern dazwischen; aber unter Umständen, da ist es belanglos, daß Welten zwei Leiber trennen, die Wesen finden zueinander und bleiben beieinander, immer. Welche unter Räumen nicht zu leiden brauchen, wohl denen, aber letztlich wichtig ist allein, daß das Leid der Ferne überwunden werde. Daß Raum und Ferne in diesem Bezug nichts miteinander gemein haben — Du verstehst? Waren wir nicht zwanzig Jahre in einem Raume? Und es war unnütz; wir haben die Ferne nicht bezwungen. Du lebtest, ich lebte; aber Du — mein Vater, ich — Dein Sohn?

Es ist der Unterschied der Generationen, der uns sondert, trennt? Was soll denn diese Rede! Ich halte mir nicht viel zugute, ich bin in den schäumenden Jahren manchen Einflüsterungen erlegen; doch wenigstens dies, diesen Text habe ich zu keiner Sekunde ernst genommen. Ich bin doch Dein Fleisch, Dein Blut, Deine Seele, Dein Geist, Du und die Mutter, Ihr seid mir doch das Gewissesfte, was ich besitze, was mich ausmacht: Ihr seid die Substanz. Kann man Substanzen von außen verändern? Man kann sie doch nur umformen. Unter aller Form regt sich und strebt allein Euer Leben. Generation — dieser Ausdruck ist mir zu bequem. Und wer ihn gar benutzte, um Euch zu schmähen, was tut der anderes als sich selbst herabsetzen? Ja, es ist leider so, je jünger wir sind, desto eitler sind wir. Wenn wir von Erneuerung reden und Euch in gleichem Atem beschimpfen — wenigstens die Ernsthaftesten unter uns sollten sich dazu nicht hinreißen lassen; wenigstens sie sollten so tief denken und fühlen, daß ihnen dauernd bewußt bleibt: was sich in uns erneuern will, es ist ihre Seele, ihr Dasein mit, es ist einfach der neue Trieb ihres Lebens. Wir sind zu

leicht geneigt, uns unser Erbe als Verdienst anzurechnen. O wie anders sehen die eignen Verdienste aus, und nach wie langem und schwerem Wege lassen sie sich aufheben und nehmen! Gut, hier stimmt man vielleicht zu — aber sei es nicht Naturgesetz, daß die Jugend das Alter abstößt und zerstört? Es scheint sich in der Tat so zu verhalten. Da hilft dann nur eines: mehr als die Natur zu sein und ihrem Gesetz der Grausamkeit das der Liebe entgegenzusetzen, männlich, fest: Ab hier, Natur, bist nicht mehr du, sondern allein noch ich! Allerdings gehört, glaube ich, um in Besitz dieser Haltung zu gelangen, dazu Gnade; wie wäre es sonst offensichtlich so viel leichter, einfacher und daher allgemeiner, seine Eltern zu hassen als sie zu lieben?

Nein, lieber Vater, bestimmte unser Verhältnis einfach der sogenannte Generationsunterschied, damit wären wir längst fertig. (Wir stehen, Dank sei, nicht in der Atmosphäre der geistigen Mode. Wir sind deshalb zwar zwei völlig uninteressante Menschen, aber für uns hat es immerhin den Vorteil, wir können die Gestalt des Eigentlichen nackt anschauen — wenn es ein Vorteil ist [dieser Wahnsinn?!], vor dem Eigentlichen zu leben.) Aber es ist da etwas über uns oder in uns, das läßt sich nicht ablegen wie eine Faschingsmaske oder ausspeien wie ein Schleim im Halse; wir sind mit ihm verwachsen, wir sind von ihm durchdrungen — wie soll ich es aussprechen? Gott, Schicksal? Ich nenne die Namen mit Zaudern und in Bängnis: wer weiß denn, was er beschwört, wenn er diese Namen aufruft, wer weiß denn, was hinter diesen Namen lauert? Gott, Schicksal — laß die Klänge ruhen, locke sie nicht, sie dröhnen schon heran zu ihrer Zeit; was wir jetzt doch nicht ergrübeln, wir werden es dann, schrecklich?, erfahren. Du, ich, wir — bei dem laß uns bleiben, lieber Vater. Doch ich zögere bereits wieder. Wir, ich — klingt das anders als Gott, Schicksal? Sind Gott, Schicksal, wir, ich einerlei...?

Ich höre bei diesem ‚einerlei' auf. Was ich in diesem Brief für Dich nicht deutlich sehen kann, will ich auch nicht antasten. Das Einerlei ist nicht die Wahrheit, und der Unterschied ist nicht die Wahrheit. Wir sind unterschieden und eins, und eins und unterschieden: das macht den Großteil Glück und Not dieser Welt aus. Wären wir nämlich nichts als unterschieden, Vater — was kümmertest Du mich; wären wir eins — was kümmerte mich unser ‚Verhältnis'?

Weißt Du, seit der Stunde, seit der ich unaufhörlich an Dich denken muß, in dieser Zwischenzeit kam mir auch einmal die Frage: warum muß denn nur

ich ihn suchen, warum sucht er mich nicht? Aber verzeih mir: der Stein muß das Gebirge suchen, ich sah es dann, der Stein das Gebirge, der Apfel den Baum, die Erde die Sonne. Das Ganze kann nur trauern, daß der Teil von ihm ging, daß die Zeit hinläuft, aber es kann sich nicht bewegen und hinter dem Teil und der Zeit herlaufen; des Ganzen Platz ist unverrückbar vor der Ewigkeit. Jedoch ich, Vater, an mir ist es, und ich vermag es! Zwar kann ich nicht zu Dir kommen, wie auch der Stein nicht wieder auf das Gebirge rollt, der Apfel in den Baum steigt, die Erde stracks in die Sonne stürzt, aber ich kann — (Anm.: An den Rand des Briefes geschrieben steht: die Trauer fortnehmen, die Einsamkeit durchbrechen) — das heißt, bisher konnte ich es nicht, meine Zunge war ein unförmiger Wulst und meine Hand ein geschwollener Klumpen, wenn ich es versuchte, o diese elende lange tote Zeit, in der Du lebtest, ich der ich lebte, und, und ...

Das fing — ich war damals —, war ich schon so hoch wie ein Tisch?, damals schon hat es angefangen, an einem Herbsttage war es, der gerade verdämmerte, und es kam der frühe Abend. Ihr hattet den Tag über Rüben gezogen, geputzt, gefahren. Den Tag über war zeitweilig draußen der Donner im Feld gestanden, von den Rüben, die in den Kastenwagen geschaufelt wurden, und dabei donnern sie; es rumpelt, sagen wir zu Hause für solch ein Geräusch; wer nicht weiß, wo es herrührt und nicht den Blick frei hat zur Umschau, der muß erst stehen bleiben unter seinem Gange und fragen: was rumpelt da so? Und der Donner hatte aufgehört, der Wagen war nach der letzten abgetanen Ladung auf den Hof geklappert, Feierabend. Aber Du warst noch, während die andern das Vieh fütterten, molken, das Essen bereiteten, warst noch bei den Mieten. Du schichtetest die Rüben der letzten Fuhre und packtest sie glatt, dann legtest Du Stroh darüber; denn die Nacht würde einen leichten Frost bringen, ließ sich vermuten. Und dann bewirft man das Stroh mit einer handhohen Erdschicht (bis einmal mehr Zeit ist, den dicken Wintermantel aufzuschippen — es versucht mich plötzlich, Dir das alles ganz genau aufzuschreiben, Handgriff für Handgriff, so gegenwärtig ist mir alles, so vertraut und unvergessen. Vielleicht tue ich es wirklich einmal. Man muß, scheint mir, viel mutiger bei sich bleiben; denn was man auswendig und inwendig kennt, sei es das Nichtigste, muß nicht dies über vieles andere gültig geraten und dauern?). Ich hatte am Wasser jenseits des Weges gespielt. Ich trieb mich seit einiger Zeit in Deiner Nähe herum. Die Dämmerung wuchs. Ich rückte näher an



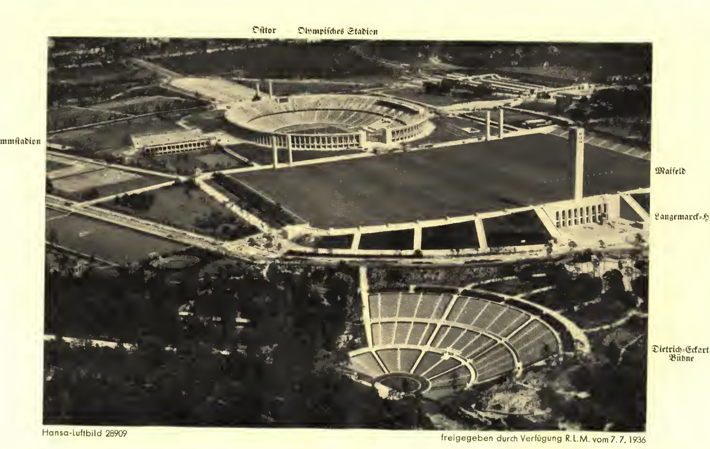
Aufn. Heinr. Hoffmann

Die Ehrentempel in München



Aufn. Charlotte Rohrbach

Das Haus des Deutschen Sports
(Reichssportfeld Berlin)




Hansa-Luftbild 28909

freigegeben durch Verfügung R.L.M. vom 7. 7. 1936

Das Reichssportfeld in Berlin

Dich heran. In den nahen Wiesen standen die Nebel auf. Ich zog engere Kreise um Dich. Die Mieten liegen hinter unserm Stall, nach Osten zu. Das Gelände nach Osten ist offen, Feld. Die zwei Gehöfte dort noch, die versperren nichts, da sie in gutem Abstand von uns liegen. Auch durch die Pappelreihe sieht man ja hindurch. Stehen die noch alle, die Pappeln, am Feldweg zwischen Podderich und Arntse? Erst hinten, ziemlich hinten, bei den Gräben im Torfland verfängt sich die Sicht; Erlen, Weidengebüsch haben sich vor den Horizont gestellt; dort hinten beginnt das Ungewisse, die Fremde. Doch was rede ich? Sieht ein Kind so weit? Nein, nein. Aber von jenem Abend rede ich Dir, und da sah ein Kind doch und Dein Kind, und es war nämlich plötzlich wie Feuer hinter den Erlen im Weidengebüsch. Und schrecklich dunkelblutigrot, als wenn sich eine Blutwoge aus dem Ungewissen gehoben hätte und heranwallen wollte, als wenn eine verborgene Esse in der Fremde aus einem Balge der Tiefe angefacht würde und seine fressende Röte die Erde überschwellen sollte. Und es war so, daß ich in jener Sekunde zum ersten Male den Gang meines Herzens mit Bewußtsein vernahm. Da rief ich aus einer gepreßten Heiserkeit heraus: Vater. Du hörtest nicht. Vater! rief ich wieder und lauter und zog Dich an der Jacke. Du unterbrachst Deine Arbeit, recktest Dich auf, blicktest mich erstaunt an, nachdem Du die Richtung meines zittrig hingestreckten Fingers abgeprüft hattest, und sagtest: Dummer Junge, es ist der Mond, der aufgeht, es ist Vollmond heute ...

Doch wenn Dich dieser Brief zu absehbarer Zeit erreichen soll, muß ich viel auslassen und nur das Wichtige nehmen, was uns beide betrifft, und das Wichtige des Abends kam ja erst. Du schipptest weiter. Ich war zunächst beruhigt; aber dann war ich doch wieder unruhig; denn der volle Mond, als er erschienen war, hatte ein blutigeres Feuer als sein Schein vorher, und er hatte eine Größe — ooch (ein ganz dunkles, hohles o!), ooch der Mond! schrie in diesem Augenblick der halbverrückte Knecht Schiefbein aus dem Kuhstallfenster, ooch der Mond, groß wie ein Scheunentor! Zu andern Zeiten hätte ich über seinen Ausruf gelacht; aber diesmal tönte er mir unheimlich durch die abendliche Stille, und wie er ohne Widerhall in den Wiesennebeln ersoff. Vater, zupfte ich wieder, brennt der Mond auch nichts an! Anbrennen? fragtest Du verwundert. Ach, der Mond ist doch weit weg! Noch hinter dem Torfland? fragte ich forschend. Weit, weit! erwidertest Du. Bis Landsberg? erkundete ich und setzte mein äußerstes Maß ein. Ach weiter, sagtest Du, viel weiter, in

Landsberg nicht, in Posen nicht, in Rußland nicht, und gar nicht auf der Erde, und hinter aller Erde und Luft, wo schon alles aufgehört hat, nichts ist da, nichts als das Nichts, ein ungeheures Nichts, und erst da, da mitten drinnen, in diesem Nichts, da ... Ich glaube, Du hörtest in Deinem Satz auf. Merktest Du selbst, daß diese Auskunft kein Kind beruhigen konnte?; oder was es war, ich weiß nicht. Jedenfalls ich, mit mir war es plötzlich, daß ich nicht mehr den Mond besah und bedachte, sondern Dich, Dich, meinen Vater, und plötzlich war nicht der Mond in dem Nichts, von dem Du sagtest, daß es ungeheuer sei, sondern Du selbst, Du, obwohl Du nicht anders als vorher wieder an der Rübenmiete arbeitetest, Du warst plötzlich in einer ganz ungeheuerlichen Ferne von diesen Mieten, von dem Gehöft, von allem, — auch von mir. Als ich dies so jäh verspürte, war es wie ein Sausen in meinen Ohren. Ich fühlte, ich müsse etwas tun; ich fühlte, ich müsse augenblicklich zu Dir treten, Deine Hand fassen und sagen: Sieh, Vater, ich wenigstens bin bei Dir, was trauerst Du?

Dies also war das erstemal, daß ich es nicht vermochte, das Notwendige, was einem Sohn auferlegt ist und was ein Sohn auch können kann, und statt dessen kehrte ich mich ab, und in der Stallwand, wie sie mir ins Gesicht rückte dabei, war ein viereckiges schwarzes Loch, das Einschüttloch zum Rübenkeller, ein schwarzes Viereck, eine viereckige undurchdringbare und unvertilgbare Schwärze ...

Dann, als es wieder auf mich ankam, war ich schon ein bißchen größer, ich hatte in der Schule schon dies und das gelernt, und außerdem war ich ein Radfahrer geworden (zehn-, zwölfmal am Tage ins Dorf mit Aufträgen, Schmied, Stellmacher, Kaufmann, Schulzenamt, Du weißt, da übt man sich schnell). Am Tage vorher hatten wir Maien geschnitten, vors Haus gepflanzt, in die Stuben gestellt, ich war wie üblich zu Ewest nach Kalmus geradelt, auch den hatten wir in die Fensternischen verteilt; es ist also Pfingstsonnabend gewesen. Der Geruch von dem frischen Kuchen, wie er aus dem Backofen geholt und auf die Strohschütte gelegt wurde, steigt mir noch heute stark und verheißungsvoll wie einst in die Nase, wenn ich nur flüchtig daran denke. Gegen Abend die Milchholerin sagte: Es liegt ja aber auch kein Stäubchen auf euerm Hof. Da sah ich, wie übersorgfältig alles auf morgen vorbereitet worden war, und weil ich doch Anteil gehabt hatte an den verschiedenen Verrichtungen, nahm ich das Lob für mich mit an; und es machte mich, ich kann nicht sagen wie sehr, glücklich, denn lag darin nicht Bestätigung und Versprechen: Ihr habt

Pfingsten verdient, also wird es Euch mit allem gehörigen Glanz anbrechen?

Es war nachher gerade soviel vom Morgen da, daß ich Dich in schwachem Umriß an der Schwelle erkennen konnte, als Du mich wecktest. Ich fuhr auf, ich starrte schreckverwirrt gegen die Tür und lauschte, Du nanntest mich beim Namen, ich erkannte Dich; ich sagte: Ja? Du sagtest kurz, hart: Steh auf, schnell, Du mußt zum Tierarzt, der Braune ist krank, der Herr Doktor möchte sofort kommen.

Als ich aus dem Hof auf den Damm bog, fiel mir ein: Ach, es ist ja Pfingsten heut!

Der Tierarzt war nicht zu Hause, und er ist verreist, mußte ich Dir mitteilen, auf vier Tage, und ein Vertreter war nicht, ist nicht zu beschaffen gewesen.

Ehe ich Dir aber von diesem Tag weiterzuschreiben versuche, will ich Dich und mich fragen: Weshalb bin ich denn Dein jüngster und spät nachgeborener Sohn? Nur so? Nur aus einem verliebten Versehen? Ein Zufall ohne jeglichen Sinn, ohne jegliche Notwendigkeit? Höre, es mag ja sein, daß ‚Sinn' und ‚Notwendigkeit' weiter nichts sind als die Erfindungen eines drängenden Herzens und eines immerfort bohrenden Geistes, daß sie kein Außen haben und samt einem äußeren planenden Schöpfer nicht nachweisbar, nicht einmal wahrscheinlich und höchstwahrscheinlich überhaupt nicht sind — wie schmerzt es, daß es so sein mag; aber! Aber dann besagt das auch noch nichts, da außer allem Zweifel ist, daß Herz und Geist sind. Und ob etwas äußere oder innere Erfindung, Schöpfung ist, dieser Unterschied soll und kann deswegen ausgelassen werden. Und da unser Herz, unser Geist ‚Sinn' und ‚Notwendigkeit' als Wirklichkeiten in unserm Dasein anzusehen und zu erkennen und zu setzen, oder: anzusehen oder zu erkennen oder zu setzen trachten, so muß es also wohl so sein, daß mein Dasein für Dich einen Sinn haben und eine Notwendigkeit sein sollte. (Daß sich der Sinn bis jetzt nicht erfüllt hat, daß die Not bis jetzt nicht gewendet ist — das erschüttert unsre Überzeugung hoffentlich nicht; es ist erklärlich: wir sind Menschen, alles dauert seine Zeit bei uns, lange dämmern die Erkenntnisse, sehr langsam reifen sie; denn wir müssen uns lange aneinander quälen, selbst wo wir unser gegenseitiges Bestes wollen, lautet nicht so eines der menschlichen Verhängnisse?)

Wenn meine Brüder diesen Brief zu Gesicht bekämen, müßte ich mich vielleicht gegen den Vorwurf wehren, ich überhebe mich. Ich spreche von Dir und

mir, ausschließlich von uns, kein Wort von ihnen, als seien sie nicht vorhanden, als lebten sie nicht mit Dir und viel näher bei Dir als ich. Wäre es so! Wären sie Deine Söhne! Wärst Du ihnen Vater! Ich wollte in einen Jubelgesang ausbrechen, so oft ich Eurer gedenke, und müßte ich die halbe Zeit meines Lebens auf diese Weise versingen! (welche Zahl, halbe Lebenszeit, nicht zu hoch gegriffen ist, denn man denkt und denkt; wer weiß was für von Ort und Zeit losgelöste Dinge, denkt man, daß man bedenkt, und auf einmal weiß man, man hat nie anderes als das und immer das zu Hause bedacht, — aus dem zu Hause gedacht, durch das zu Hause gedacht, nach dem zu Hause gedacht, — ob mit dem zu Hause oder gegen das zu Hause: immer drehte es sich darum). Aber meine Brüder sind d a, und Du bist d o r t, selbst wenn ihr an einem Tische sitzt. Und war es nicht schon frühe so, schon als sie die letzten Jahre in die Schule gingen? War Dir nicht in jener Zeit schon gewiß, daß sie —, daß sich durch sie in Deinem Leben nichts geändert hatte, ändern würde als höchstens, daß sich das Bewußtsein der völligen Verlassenheit verdringlichte? Jedoch bist Du kein Träumer und kannst nicht sanft sprechen: Laß gehen. Sondern Du bist ja noch bis in diese Jahre hinein von ungestümem Zorn, beinahe von Gewalttätigkeit — wie muß es Dich damals in dem volleren Mannesalter erst ergriffen haben! Da schufst Du mich! Durch mich wolltest Du das Schicksal nun endlich doch zwingen, Dir Nähe zu gewähren, Nähe, Wärme, Erfüllung, einen Sinn in dem Werden, der Vollendung; denn hat eine Vollendung einen Sinn, die sich in tödlich einsamer Abgeschiedenheit vollzieht, die nicht hinüberwirken kann auf das Benachbarte und Fernere, über die Tage hinaus ins Zukünftige! Und wo anders geht einer leibhaftig in die Zukunft als in seinem Kinde? Durch mein Dasein sollte in Dein Leben ein neues Leben gesetzt werden, Du der Anfang — ich die Folge — ... Wie gut und klar ich das begreife, jawohl, jetzt! Geschähe es für andere Leute, ich glaube, ich könnte es sogar leicht und fließend aufschreiben! Für andere! Es macht nämlich etwas aus, wenn man beharrlich die Schreibwerkzeuge rührt, um sich zu üben, Entzücken zu bereiten. Man entzückt alsbald mühelos alle Welt; jawohl; Hinz, Kunz, Ida, Leni. Aber wo es darauf ankommt, nicht nur Entzücken zu bereiten, das auch fehlen kann und niemand entbehrte es, jetzt!, und wo es nicht darauf ankam, früher!, sondern eine Not wenden sollte, — wie war es denn da?

Mein Bruder Friedrich sagte damals, es müsse dann der Tierarzt von

jenseits der Warthe geholt werden. Fahre, befahlst Du mir, Vater. Friedrich beschrieb mir den Weg und die Lage des Hauses. Es war fast eine Stunde mit dem Rade. Ich war eine so große Strecke noch nie allein gefahren. Als ich die Chaussee nach Norden zur Warthe erreicht hatte, ging die Sonne auf; festlich und rein hob sie sich aus den Pappelkronen des Nordosthorizontes bei den fernen Dörfern. Ach, es ist ja Pfingsten heut! mußte ich zum zweiten Male in dieser Frühe denken.

Merkwürdig ist nun, daß ich trotz dem angestrengten Treten wegen der gebotenen Eile und des Achtgebens auf fremde Wege einige zu jener Stunde doch offenbar abseitige Einzelheiten in mich aufnahm und bis heute scharf im Gedächtnis behalten habe. Um so merkwürdiger dies, als das Grunderlebnis gerade im Gegensatze steht zum Anlaß der Fahrt. Ich fuhr, weil ein —, weil der Schmerz, das Leid in der Welt es erheischten, und ich erlebte zum ersten Male mit Bewußtsein, daß diese Welt nicht nur vorhanden und vielfältig und eigenartig und meinetwegen auch quälerisch, sondern daß sie schön sei! Ich zerbreche mir bis heute vergeblich den Kopf darüber, wie das möglich war. Ich atmete schmerzhaft heftig, ich spähte nach den Ortstafeln und Kilometerschildern viel zu gewissenhaft aus, in meiner Brust lagerte noch beklemmend die Sekunde des unerbittlichen Weckens in der Dämmerung, alles zusammen, sollte man meinen, genug, übergenug, um einen immerhin noch kleinen Jungen in geheimer Furcht und Bedrängnis festzuhalten; nein! Nein, alles das zerrt gehörig an ihm, aber gleichzeitig ist noch etwas anderes da und dringt an seine Seele.

Da ist der festgefahrene, eintönige Radfahrsteig —, und eine tauige Frische liegt über den gestrigen Spuren, daß es ihn wie Neid ankommt, keine Radspur zu sein und im Morgen zu sein wie sie!; da sind die etwas krüpplig geratenen Obstbäume zu beiden Seiten der Chaussee, krüpplig, dazu schief von den dauernden Winden —, und sie heben sich in den Morgen so von kühlem Glanz durchdrungen, daß, selbst die Frage vergißt man: war je ein Makel an ihnen?; da sind rechts und links die Äcker, die, wer mit ihnen zu tun hat und auf ihnen aufwächst, dem bedeuten sie zuerst Plage, Pein und manchen Seufzer früher Verzweiflung —, und das junge Korn steht blaugrün in seinem Safte, die Reihen der Kartoffelpflanzen selbst leuchten im Glück des Morgens, gar die Felder mit den zarten Rübenstecklingen, die ihr Maß an Sorge stets recht voll fordern, sie triefen vor Gewißheit: wir werden leben!; da sind die Gehöfte, was

ist an den Bauernsiedlungen dieses Bruches zu sehen als: hier geht es besser, hier etwas schlechter, hier wirtschaftet ein ordentlicher Mann, hier ein unordentlicher, an allem beißt die Zeit —, und sie sind umstrahlt von, wie von einer Verheißung: ich, der Morgen dieses Tages verheiße euch Zukunft und Jugend immerfort!; da ist die Warthe endlich inmitten der weiten Vorlandwiesen zwischen den Dämmen, die hüben und drüben ruhen, schläfrig, in trägen Windungen von Horizont zu Horizont —, und es harrt ja in ihnen eine Wachheit, die so wach ist, daß sie nicht einmal zittert und jenseits von allem Zittern wacht in jener unerhörten Wachheit, die die äußerste heißt (aber, daß kein kriegerisches Bild deswegen vor Deinem Auge erscheine, sondern die Wachheit ist an diesem Morgen nicht gerichtet gegen etwas, gegen den Fluß etwa, sie ist einfach da, einfach: sie ist da! was doch, wem es zu Zeiten in den Sinn kommt, das Äußerste und Wunderbarste und Lust über jeglicher Lust ist), und in den Wiesen stromauf, stromab regen sich Dämpfe, wie es gedampft haben mag in der ersten Frühe, nachdem die Welt erschaffen wurde, und auch dem lautlos geschwinde dahinziehenden Fluß entsteigen Dämpfe wie zum Zeichen: uranfänglich neu und erneuert sind noch die Elemente mit jedem neuen Tag, in ewig erfrischter Lebendigkeit dampft der Atem des Lebendigen noch aus der ewig tot geheißenen Materie. Da, da und wie sich alles einzeln Geschaute jetzt in dem Jungen versammelt und zusammensetzt zu einem großen Bilde und er auf einmal über dem einzelnen das Ganze in seinem Blick hat, seine Heimat ganz und noch mehr, mehr — —, da durchrieselt ihn ein schier zum Zerreißen beseligender Schauer, und es zuckt durch sein Bewußtsein: wie, w i e schön ist die Welt!

Gleich darauf erschrak ich freilich gehörig, meine Entdeckung kam mir unerlaubt vor auf diesem meinem Wege. Ich kniff meine Augen bis auf einen notwendigen Spalt zusammen und strampelte stur auf meine Absicht gesammelt vorwärts. Der Tierarzt sah aus dem Fenster nach meinem ersten Läuten. In so unchristlicher Frühe am ersten Pfingsttag? rief er, sofort! rief er, und dann werden wir ja sehen, wer schneller bei euerm Hofe ist, du oder ich. Ich lachte; obwohl mir witzige Erwachsene stets verdächtig erschienen und mich abstießen, seine Worte, sein Wesen bereiteten mir außerordentliches Vergnügen, ja sie hatten so große Wirk- und Verwandelkraft, daß Last u n d Glück dieses Herwegs in einem aus mir wichen und ich statt dessen eine so herrlich köstliche Befreiung verspürte, daß es mir selbst um jenes andre Glück nicht leid war.

Der ist der rechte! wiederholte ich immer wieder für mich, während ich schon längst wieder diesseits der Warthe war und den halben Rückweg hinter mir hatte. Bei Brenkenhofsfleiß überholte er mich. Er winkte mir zu. Alles wird gut! jauchzte ich in den Morgen hinein, alles wird gut!

Über die weiteren Ereignisse kann ich mich nun kürzer fassen, Du kennst ihren Gang ja und besser als ich, denn Du brachtest den ganzen Feiertag im Stall zu und ich doch nur mehrmals einige Minuten zu Handreichungen; ich war doch wenigstens die meiste Zeit bis auf die Stunde im späten Nachmittag draußen, ich hörte nur, das Gehämmer des Tieres auf den Bohlen, die wild hin und hergerissene Kette, das Stöhnen, während Du, Du sahst auch, mußtest mitansehen von der Frühe um drei bis nachmittags um sechs, — wolltest oder mußtest, das wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls: Du sahst auch mit an. Zwischendurch hörte ich Deine Stimme, wenn niemand sonst im Stall war und die Qual des Tieres wieder einem Höhepunkt der wie Wellen sich ablösenden Anfälle zustieg und das Tier sich wohl wälzte und blindlings um sich schlug. Der Tierarzt kam nicht mehr; er hatte gesagt, erst tun Sie das, dann das, ist das Pferd dann nicht durch, dann ist nichts zu machen, und wenn Sie mich etwa noch einmal holen lassen wollten, oder wenn ich sagte, ich käme nach dem Mittagessen noch einmal — es kostete bloß unnötig Geld. (Wie genau ich das behalten habe!) Ich erinnere mich — obwohl er keinerlei Gewißheit gab, waren wir doch alle zuversichtlich, und die andern wiederholten, was ich unterwegs gejubelt hatte: Der ist der rechte. Leider also wurde eben und trotzdem nicht alles gut; sondern und nichts wurde gut; und alles wurde sehr und fürchterlich schrecklich; ja, das ist die Wahrheit. Das Schreckliche bestand natürlich nicht darin, daß ein Pferd fiel; Pferde leben nicht alle in endloser Gesundheit, es fällt eins und das andere von ihnen zu seiner Zeit und auch vor der Zeit, damit muß man rechnen: aber! Aber ich möchte fragen, warum ‚fiel' denn unser bestes Pferd, das wir beinahe wie einen teuren Menschen geliebt haben, und besonders Du!, warum fiel es denn an der Herrlichkeit dieses Pfingsttages, und warum fiel es denn nicht einfach hin und war tot, sondern fiel hin und stand auf und fiel wieder hin und schwitzte eimerweis Schaum und stand wieder auf und fiel hin und zerschlug sich an der steinernen Wand und stand auf und fiel wieder hin und stand auf und zitterte vor Pein und fiel hin und zerstieß sich an der Krippe, und die ausgequollenen halb erblindet scheinenden und halb in Fieberfeuern übersichtig gewordenen Augen mußten

den Tod so lange ansehen, der sich Zeit nahm, er hockte in der Raufe und ließ die Beine baumeln, es eilte ihm nicht? Aber woher geraten meine Worte? Sie gehören nicht mehr mir, können mir nicht gehören, ich war ja ‚nur‘ die letzte Stunde dabei — hast Du jetzt gesprochen, lieber Vater? Denn nur Du weißt doch, daß der in der Raufe seit Mittag dort hockte. Seit Mittag schon! Und was Du mit ihm besprochen hast, weiß ich nicht, ich habe Deine Worte bis in den Hof nicht verstehen können, und manches wiederholt man später, sich selbst, aus sich selbst oder durch und für und aus seinem Sohn, aber manches, das wiederholt man nicht, sich nicht, niemanden nicht, nicht und nie.

Gegen fünf glaubte ich, Du riefst mich. Ich kam zögernd in den Stall. Es war gerade einen Augenblick still. Du saßest auf einem Schemel an der Rückwand, den Kopf gegen die Wand gelehnt, die Augen wie geschlossen. Mir schoß bei Deinem Anblick durch den Sinn: wie unheimlich mager Du in Deinem Gesicht bist. Das Pferd lag auf der Seite, nicht mehr wiederzuerkennen, so verwundet und entstellend aufgedunsen. Ob es etwa tot ist? dachte ich. Doch da bemerkte ich, daß in dem nach oben gerichteten Auge ein wie glühendes Leben glänzte und auf die Raufe blickte. Was soll ich, Vater? fragte ich leise. Hast Du mich damals überhaupt gehört, lieber Vater? Geantwortet hast Du nicht. Es war wohl auch keine Zeit mehr dazu. Denn in diesem Augenblick wurde der in der Raufe seines Zuschauens müde und raffte sich auf und schickte sich an, aus der Raufe herunterzusteigen, in die Krippe, aus der Krippe heraus und: das Pferd sprang entsetzenswild auf und wich zurück so lang die Kette war, und die Kette war nicht lang, und zerrte und erwürgte fast am Halfter und zerrte doch, und einmal war es, als schrie es, und zerrte unablässig heftiger, so daß die Halswirbel dumpf zu krachen begannen, da riß das Halfter.

Plötzlich verschattete sich der Raum. In der Stalltür standen Mutter, die Brüder, die Knechte, die Magd. In diesem Augenblick des Verschattens fiel das Pferd zum letzten Male hin, es fiel durch den Riß des Halfters so rasch und nachdrücklich, daß die Bohlen bollerten und die geblähte schweißnasse blutigwunde Masse sich schauerlich verformte im Aufprall. Es folgte eine Sekunde jäher Stille rundum. Nur im Hof krähte ein Hahn, und vom Dache her vernahm man das unentwegte Gurren der Tauben. Du warst aufgestanden, als Du den in der Raufe sich anschicken sahst. Du drehtest Dich nun zu uns. Dein Mund war eigentümlich breit gezogen und an Deinen Kiefern saß rechts und links ein Wulst. Du strecktest nach uns den Arm aus. Hinaus! hieß das. Wie

sie Dich sahen, wagte keiner zu bleiben, Magd, Knechte nicht, Brüder nicht, Mutter nicht, sie wichen zurück. Auch ich fürchtete mich mit einem vor Dir; aber aus welchem Vorwitz, welch rätselhafter Verlockung, welchem Trieb, ich wich statt aus der Tür in die Nische bei der Tür, wo die Geschirre hängen, der Futterkasten steht, und hielt mich dort verborgen. Durch die Ritzen des halbleeren altersklaffenden Kastens beobachtete ich das schlimme Weitere. (Wisse aber: heute ist mir, als sei das für Dich Schlimmste gar nicht nachher gewesen, als der aus der Raufe seinen Fuß dem Pferd auf die Gurgel stellte und Dich triumphierend angrinste, sondern das, daß keiner, keiner gegen Deinen ausgestreckten Arm gewagt hat zu bleiben, näher zu treten, sich zu Dir zu stellen!)

Es dauerte also; das Pferd konnte sich nicht mehr aufrichten, aber es wehrte sich noch, es wehrte sich um so ungestümer, je hoffnungsloser sein Zustand war und je deutlicher wurde, daß der aus der Raufe über die Krippe Herabgestiegene nicht näher trat, um nach der langen Grausamkeit nun doch rasche Gnade walten zu lassen, sondern daß er auch jetzt noch, im Zugriff, in quälerisch böser Absicht zauderte und auch die letzte Handlung in höllischer Lust genießerisch langsam auszuschmecken gedachte.

Jedoch bin ich damals trotz mancherlei Erlebnissen zu klein gewesen, um Würde oder Unwürde, Adel oder Verruchtheit des Todes recht ermessen zu können; meine Augen beobachteten schließlich mehr ein ungewohntes Schauspiel, ein Maskentreiben, wenn Du willst, als eine Untat oder ein Enthüllen, ein Bar- und Nacktwerden dessen, was man sich immer irgendwie in einem schönen Flitter vorstellt. Eigentlich berührt wurde ich daher auch nicht von dem Sterben des Tieres, sondern von Deinem Erleben dieses Sterbens, Vater. Für das Leben selbst, für die geheimen Vorgänge des Lebens im Leben, in den Leben, die mich umgaben, war ich früh, viel zu frühe!, und darum da auch schon, drum, ‚groß' genug (o, zu groß genug, wollte ich sagen, wäre das nicht eine Sprache, die man nicht spricht.) Und so geschah es, daß ich Dich mehr und genauer und angespannter und mitgenommener und mit reißenderen Schmerzen in der Brust beobachtete als das Pferd.

Du standest frei vor dem Schemel, auf dem Du gesessen hattest, solange der in der Raufe geblieben war. Du standest und hattest die Angehörigen aus der Stalltür verwiesen, und der verweisende Arm war gesunken, und noch immer standest Du so frei. Du regtest Dich eine ganze Weile nicht, auch trachtetest Du gar nicht, Dich in einen andern Stand zu bewegen, wie ich es heftiger

und heftiger wünschte, begehrte, — als zöge es in kurzem ein Unheil nach sich, wenn Du Dich nicht endlich bewegtest. Ja, das habe ich noch nicht gesagt: Du blicktest nämlich noch immer nach der Tür, nicht nach dem sich windenden Tier, nach der Tür, woraus alle verschwunden waren, — woraus man verschwinden kann, aber man kann doch auch wiederkommen und darin erscheinen, man: das brauchen nicht gleich alle wieder zu sein, aber doch drei, zwei, einer, — einer, wenn es nur einer gewesen wäre, das genügte, der, für diese und jene Welt zusammen, ein einziger! Aber es kam niemand. Da, nach langem vergeblichen Hinblicken (auch ich Elender in der Nische hinter der Kiste, nein, ich kroch nicht heraus, obwohl eine Faust mir fortwährend gegen das Herz stieß: geh zu Deinem Vater!), da drehtest Du den Kopf zurück. Du sahst auf das Pferd. Du erkanntest wohl gleich, wie der aus der Raufe das Ende anzurichten vorhatte. In Deinem Gesicht war auf einmal eine spöttische Verachtung zu lesen. Du tratst einen Schritt zur Seite (vom Schemel weg), einen zurück und lehntest Dich an die Wand. In dieser Haltung, mit unverändertem Gesichtsausdruck dem Geschehen vor Dir zugewandt, wartetest Du das Ende ab. Dies, Dein spöttisch verächtlich hingelehntes Warten, weißt Du, das war so, daß ich mir die Hosen naß machte vor Angst und Jammer...

Ob mir nun ein Schwindel die Sicht für einige Augenblicke behinderte, oder ob —, es war, als ich die Augen und die Aufmerksamkeit wieder klar hatte, das Pferd unzweifelhaft endlich tot. Du hattest den Platz an der Wand verlassen. Du warst an das Pferd herangetreten und beugtest Dich zu ihm herab. Danach richtetest Du Dich auf und: da stießest Du das Pferd mit dem Fuß. Du stießest es, wie man beiläufig ohne Anteilnahme in Liebe oder Zorn, in absoluter Gleichgültigkeit ein Gelump aus seinem Wege stößt. Lieber Vater, lieber Vater, wollte ich schreien, w o l l t e ich, wollte, wollte, wollte, ich Woller ich! Dann wandtest Du Dich ab. Aber indem überkam Dich doch wohl die Leidenschaft. Du balltest plötzlich die Hände und knirschtest mit wie im Wahnsinn verdrehten Augen: Verfluchter verfluchter Himmel!

... lieber Vater, nun habe ich Dir das alles doch umsonst erzählt; hier an dieser Stelle kann ich auf einmal nicht weiter. Und auf das jetzt Folgende kommt es doch —, einzig deswegen habe ich doch so genau geschrieben, damit Dir recht deutlich werden sollte, daß Du den Tag über damals n i c h t völlig allein gewesen bist und erst recht nicht in jener Sekunde, da Du sprechen mußtest: Verfluchter verfluchter Himmel! ...

... ich, ich, in jener Sekunde...

... wenn auch, lieber Vater, — ganz wahr ist ... (ich kann nicht!)

Lieber Vater, ganz wahr ist es nämlich nicht, wie ich es vorhin gesagt habe, sondern ausschließlich Dein bin ich ja an dem Tage nicht gewesen, so sehr ich es auch zu sein strebte, erstmals auf meiner Morgenfahrt nicht, und zweitens...

Später.

Ich kann nicht? Aber und wenn ich Dir jetzt wie ein Säugling lallen und wie ein Irrer stammeln muß, ich gewähre dem blöden Klotz, der meine Hand ist, nicht zu ruhen und sich zu widersetzen; es muß erst alles heraus, es muß: ich will doch sehen, ob man das Schicksal nicht zwingen kann! Denn wenn es selbst viel und unmäßig lange Tribute verlangt: ewig darf es nicht fordern, und verzichtet es nicht freiwillig auf uns, so wollen wir dagegen aufstehen. Und es soll uns nicht schrecken; wie es auch drohe, wir wollen angreifen, was getan werden muß. Gewinnen wir nicht, jedenfalls darf die Herrschaft des Schicksals nicht auf unsrer Furcht und Untertänigkeit beruht haben.

Doch will ich über meinem Trotz nicht die Genauigkeit außer acht lassen, zumal es jetzt auf eine bittere Genauigkeit ausläuft, der vor allem man nicht ausweichen darf; schenken darf sich ein Mensch, der es vorwärtsbringen will, nur von der süßen Genauigkeit in gelegentlicher Rückschau. Und so muß ich es also sagen: Ich war Dein Sohn, als Du die fürchterlichen Worte gesprochen hattest, Dein Sohn, Dein wie noch nie, ich war schon aufgestanden hinter dem Futterkasten, vorzustürzen, mich an Dich zu klammern, Dich zu umarmen, zu bitten, zu betteln, nein, nein, es ist nicht wahr, was Du sagtest, einer ist ja bei Dir, hier, ich — und gleich darauf bin ich nicht Dein Sohn gewesen, habe mich wirklich abgekehrt und Dich verlassen. Du gingst, gerade als ich aufgestanden war, in die Kammer hinter dem Stall. Da war es mir in der Erregung, als flüsterte mir jemand zu: Jetzt kannst Du unbemerkt aus dem Stall gelangen — ich begreife und begreife nicht, wie diese Wendung möglich war und ich so flugs und willenlos gehorchen konnte! Ich schlich auf Zehenspitzen an die Tür und trat dann hinaus — — aber was ich noch weniger und niemals begreife: es war nicht nur, daß ich von Dir weg und hinaustrat, was für sich mir den Tag schon genügend gezeichnet hätte, sondern indem ich meinen Fuß ins Freie setzte, drang, wie ich unwillkürlich tief zu atmen begann und den Kopf hob, der Pfingstsonntag wie eine überirdische Gewalt auf mich ein — die milde Luft des späten Nachmittags —, die leise ihre blinkenden Blätter

rührenden Pappeln bei der Scheune —, das schwerelose Spiel des Schwalbenflugs und das unendliche Blau des hohen Himmels über mir — und da rann es in mir zusammen zu dem jubelnden Bewußtsein: wie über alles schön ist die Welt!

Vater, lieber Vater! ...

Einige Tage habe ich nichts an dem Brief geschrieben. Ich meine, ich bin krank gewesen. Es war, plötzlich konnte ich nicht weiter. Aber das war das Sonderbare diesmal, nicht meine Hand hinderte mich wiederum, sie war sogar ausnehmend dienstbar; während ich sie bisher über das Papier zwingen mußte, verlangte sie jetzt geradezu danach (für andere und spassigere Sachen sagte man dafür: der Knoten ist geplatzt!) —, aber ich war mit einem Ruck seit einer bestimmten Stunde so matt an Leib und Seele, daß ich meine Zeit wie im Dämmern zubringen mußte. Ich habe nicht arbeiten, essen, schlafen, nichts fühlen, nicht denken können; so kurz ist es am besten ausgedrückt: ich lag matt in Dämmerung. Meine gesamte Welt war in dieser Dämmerung untergegangen. Nur Du warst noch da. Allerdings warst Du verändert. Damit, mit Deiner Veränderung setzte auch der veränderte Zustand ein. Du verändertest Dich. Warst Du vorher, ich will sagen: ein festes Licht, auf das ich zustreben konnte, so fing da, in der Nacht vom 5. zum 6. Februar (ich war kurz nach Mitternacht wieder aufgestanden, um Dir zu schreiben), da fing das Licht an sich zu drehen, schnell, schneller, als hinge es an einem Riesenrade, und das Rad würde gedreht, und das Licht mußte sich mitdrehen, und schließlich war, schwang ein feuriger Kreis, und gleichzeitig wurde Dämmerung, ich sah keinen Pfad mehr, wo ich meinen Fuß setzen konnte, und auch hätte ich mich gar nicht mehr bewegen können: ich war matt. Es ist aber wie ein Hohn das, sieh: gleichzeitig war meine Hand auf einmal bereit, förmlich voran zu glitschen! Ich blättre im Kalender; es sind ja drei Wochen vergangen, seit ich das letzte aufgeschrieben habe. Und immer noch bin ich nicht bei ganzer Kraft wieder. Und immer noch fiebert meine Hand vor Willigkeit! Aber es hat mich in der Untätigkeit noch ein andres Zaudern überfallen. Ich zage, wie ich die vor mir liegenden für Dich bestimmten Blätter durchblicke. Welchem fragwürdigen Vorhaben bin ich untergeraten. Es ist bei uns nicht üblich, daß wir uns außerhalb der überkommenen Anredestellen mit ‚Lieber‘ anreden, daß wir unser Inneres voreinander dartun oder auch nur ahnen lassen. Unsre Schriebe waren von jeher kurz, nüchtern, spärlich, unsre Reden betrafen fast nur das Tech-

nische des alltäglichen Lebensverlaufs, und im sehr seltenen Darüberhinaus waren sie grundsätzlich nicht eröffnend, sondern verbergend. (Es bedeutet zwar nichts, ob ein Stil eröffnend oder verbergend ist, wenn man erkannt hat, wenn man weiß, daß etwas verborgen worden ist und was damit verborgen werden sollte; nein wir haben uns nicht ‚verbergend ausgedrückt‘, sondern bei uns fehlte eben der Ausdruck und war nur das Verbergen!) Zum Beispiel habe ich mich seit dem vierzehnten Lebensjahre im Abschiednehmen üben müssen, und stets verlief es so: zuerst hat man (ich sage absichtlich ‚man‘ nicht: haben wir) zuerst hat man die Tage gelebt, als gingen sie unaufhörlich derart weiter, und dann, zu den letzten Stunden sagtest Du: Hast du auch nichts vergessen in deinem Koffer? und beim Abschiede standest Du in der Haustür, gabst mir die Hand, flüchtig und ohne Druck, und sagtest, während Du über mich hinwegsahst: Na dann — mach's gut! Verstehe, ich habe das niemals als Lieblosigkeit empfunden, das nicht, aber. Siehst Du, hier um dieses Aber kreisen auch in letzter Zeit meine Gedanken. Ich habe eben nicht damals gemerkt, daß bei Dir ein Verbergen war, sondern Du bist mir verborgen geblieben, so, Punkt. Was weiter? Nichts weiter. So wie in Blindheit tappt man über lange Strecken seines Lebens und, oder ist Blindheit zu scharf gesprochen? Nein, sonst müßte man doch das einfachste wenigstens erkennen und unterscheiden können. Wie ist es denn sonst möglich, daß man die elementaren Zeichen an verkehrter Stelle setzt oder, wo man sie nicht selbst gesetzt hat, duldet; wie kann man sich zufrieden geben, daß ein Punkt steht, wo, wäre man nicht in Blindheit, auch dem schriftunkundigsten Auge offensichtlich, unbezweifelbar und augenblicklich deutlich sein müßte: hier darf kein Punkt sein, vielmehr es muß ein Weiter geben. In Deiner Hand war kein Druck, und Deine Augen sahen über mich hin, und ich habe es einfach hingenommen, wieder, wieder, wieder! Ist das nicht zum —, daß man versucht ist, sich mit der nächstbesten Keule über den Kopf zu hauen?

Vater, lieber Vater! ...

Wieder einige Tage später.

Verzeih, daß ich Dir solche etwas unbeherrschte Selbstanklage hingesetzt habe. Denn das ist doch Deine Meinung, daß die Keule gar nicht nützt; Leidenschaft kann man nicht durch Leidenschaft heilen. Wenn Leidenschaft heilbar ist, dann höchstens durch Willen und Vernunft, vorausgesetzt, daß erkannt ist, was die Leiden geschaffen hat. Und habe ich's nicht erkannt, endlich doch erkannt?!

Ich will mich also zusammennehmen. Und auch dies Zagen von neulich — weg damit. Üblich oder nicht, stilvoll oder stillos: ich will diesen Brief zu Ende bringen, — zumal die Kräfte wieder, etliche wenigstens, beieinander sind.

Das dritte Mal, wo ich Dich in gestirnweiter Einsamkeit und von allen Himmeln verlassen sah und wo ich Dein Sohn war und es Dir hätte sagen müssen, und auch da habe ich's nicht getan und stand und schwieg, und, ach ...

Denn Du hast ein drittes Mal ein ‚neues Leben' versucht (zuerst mit Mutter und den älteren Brüdern, dann mit mir), versucht aus jener ungeheuren Ferne und Öde herauszukommen und der Erfüllung zu leben. Als ich damals, es war im Anfange meines Obersekundajahres in Drossen, die Nachricht las, bei Bruder Friedrich sei das erste Kind, ein Sohn, erschienen und dabei auf die untergefügte Bemerkung stieß: das Ereignis ist dem neuen Opa in die Krone gefahren, er redet schon ununterbrochen seit drei Tagen und allein von und sogar mit (!) seinem Enkel! — da habe ich den Satz auch nur wie andere gelesen und dann weggelegt. Spöttische Randworte zu Deinem Tun habe ich manche gehört. Ich war nicht etwa schon unempfindlich dagegen geworden, aber gegen manche Einwürfe ist nichts zu unternehmen; mangelnden Einsichten kann man abhelfen, hoffnungslose Dummheit kann man wenigstens noch ins Gutmütige wenden, aber wo ein abgründiger Unterschied der Wesen sich äußert, haben da selbst die aufrichtigsten Verwahrungs- oder Aufklärungs- oder Versöhnungsversuche auch nur einen Ansatz von Zweck? Nein, ich habe den Ton des Satzes angehört und würgend, aber stumm verschluckt. Und den Inhalt genauer anzuschauen, habe ich damals versäumt. Bald war der ganze Brief vergessen.

Erst bei gelegentlichem späteren — ich war zwischendurch mehrmals zu Hause gewesen — bei späterem Durchblättern meiner Papiere entdeckte ich, daß in der Anmerkung, so unwahr die Aussage war, das Ausgesagte doch stimmte. Bist Du nicht auch mir verändert erschienen; warst wirklich Du das noch, mein alter Vater, wie ich Dich in den Ferien zu Gesicht kriegte? War nicht in Dir statt der grimmigen Verbissenheit eine mutige Zuversicht? Klang nicht aus Deinem Schweigen der ruhevolle Atem des Siegers statt des zischenden eines Geworfenen? Entströmte nicht Deinen Worten Wärme statt der tödlichen Eiskühle?

Es war aber auch zum Verwundern. Selbst die Spötter konnten sich dem nicht länger verschließen; ihr anfänglicher Spott, ihr immer zudringlicher und

offner werdendes Bevormunden, Zurechtweisen, Sicheinmischen in Dein Verhältnis zu dem Kleinen war schließlich nichts anderes als Neid. Sie, die Eltern, beneideten Dich, daß ihr Kind Dein Kind geworden war!

Lieber Vater, was muß das für eine Zeit für Dich gewesen sein, die knappen zwei Jahre. Erst jetzt, wo Dein Leben in unablässigem Zuge vor mir hinzieht, mich rätselhaft unablässig bedrängt, wird mir das so recht klar. Sage nicht, Du habest immer nur leben wollen und nie wirklich gelebt: diese Spanne hast Du gelebt — wieviel Menschen werden soviel aufweisen können, wenn es an die Aufrechnung geht? Aber der Nachsatz ist Unsinn. Richtig muß es heißen: dennoch, wieviele Menschen haben in so kurzer Zeit für ihr ganzes Leben rückvergütend und vorrätig leben müssen? Aber auch zu diesem Satz: nein und neinnein: noch ist Dein Leben nicht zu Ende, Du bist 73; in unsrer Familie stirbt man nicht vor 87, und bis zuletzt entfalten sich Seele und Geist, kein Hindämmern braucht abgezogen zu werden, und also hast Du noch fünfzehn Jahre mindestens, Vater, und von Stund an sollst Du leben, von der Stunde an, wo dieser Brief Dich erreicht; denn habe ich es nie vermocht, es ist vorüber, vorüber, vorüber — was am Ausgang dieses Briefes stehen sollte, ich sage es schon jetzt, es steht ja ungesagt schon in jeder Zeile: daß Du's endlich erfährst und weißt und für immer behältst und bewahrst und davon zehren kannst, und es ist nun gewiß und unabänderlich so: ich bin Dein Sohn!

Doch will ich alles, wie ich's vorhatte, weiterführen, in Eile wenigstens, damit ich den Brief zugleich vollständig und bald zur Post tragen kann. Du sollst einen ordentlichen Packen zum Studieren haben. Wird auch mancher alte Schmerz sich regen — was bedeutet ein Schmerz noch, wenn er überstanden ist, ja tut nicht der überstandene Schmerz überhaupt wohl? Ist nicht, als vermöchte man erst gegen seinen Hintergrund recht dankbar zu leben?

Ja — wie war eine solche Innigkeit nur möglich zwischen einem ganz kleinen Kinde und einem älteren Mann, über das gewöhnliche Eltern- und Großelternverhältnis hinaus! Was frage ich aber nach dem Wie! Sie war da! Von dem ersten Tage! Es war ein Wunder! Und das Wunder durfte Dir geschehen! Obgleich ich die meiste Zeit nicht bei Euch war —, noch das Zufälligste, was ich gesehen, das Verzerrteste, was ich darüber gehört habe, bestätigt diesen Eindruck. Weinte der Kleine — er hörte auf, wenn Du zu ihm tratst; wollte er nicht einschlafen — er schlief willig ein, wenn Du seine Hand hieltest; litt er Schmerzen — es war, als spüre er nichts mehr, wenn Du ihm Trost zu-

sprachst und sagtest: es ist nun alles gut; verschmähte er das Essen — von Dir nahm er es; hielt ihn ein andrer im Arm — er strebte zu Dir; ängstete er sich vor einem Ding und war nicht zu bewegen, sich zu nähern oder es anzufassen — unter Deiner Ermunterung erwachten ihm Mut und Zutrauen; stieß er sich bei seinem Bekanntmachen mit den Gegenständen und tat sich weh, am Herde, am Schrank, an der Schwelle, im letzten Sommer an den Geräten des Hofs — wo er sich befand, er suchte Dich und brachte Dir das geschundene Glied; verwandelte ihn jeder Versuch, ihm eine Unart abzugewöhnen, nur zu leicht in einen Bock — nach Deinem Wort ließ er willig ab; wart Ihr, die Familie, zusammen in der Stube — mit Dir allein wollte er essen, spielen, sitzen; arbeitetet Ihr draußen — an Deiner Seite ausschließlich hielt er sich auf, Dich begleitete er rennend, fallend, sich überkugelnd, klagelos wieder aufstehend, mit Dir fuhr er auf dem Wagen ins Feld; seit er redete — Du mußtest ihm Rede und Antwort stehen, Du! Und an Dich angeklammert ist er nach drei Wochen namenloser maßloser Qual —, dann war alle Liebe und Nachtwachen und alles —, alles ist umsonst gewesen, er mußte sterben. Er: als ob, wer zu Dir kommt und Dir zugehören will, sterben muß! Die andern, die dann wieder die Kinder ihrer Eltern wurden, die sind gesund und munter geblieben, die hat noch nicht ein Schnupfen belästigt. Was habe ich gesagt: die Erinnerung an den Schmerz tut wohl, lieber Vater? An den Schmerz, das mag sein; aber das Leid!

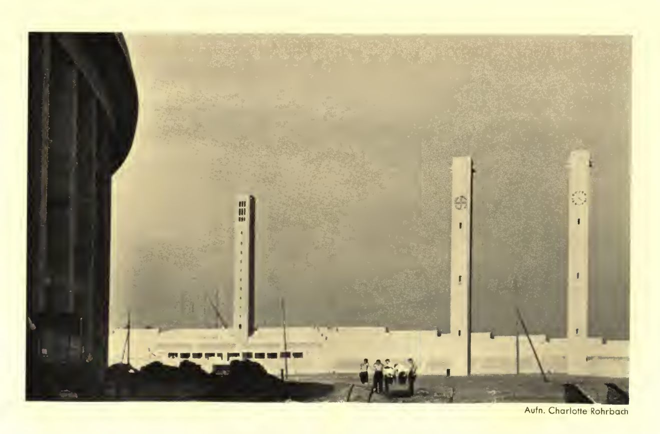
Laß mich die Tage zu Hause bis zum Begräbnis übergehen, bis zu der Stunde, wo Du —; ich sehe, manches darf man nicht wieder hervorholen, es hilft und nützt nicht, es ist ihm auch in spätesten Tagen kein Sinn und damit Licht zu geben und bleibt in der Finsternis.

Es war dann die Stunde gekommen, wo auch von dem Toten Abschied genommen werden mußte. Ihr hattet ihn, bis der Sarg kam, auf dem Sofa gebettet, auf dem Du sonst Deine Mittagsruhe hältst. Und dann stand der Sarg in der Vorderstube, und der Kleine lag nun in ihm. Und dann war es an der Zeit, den Sarg aufzuladen und zur Friedhofskapelle zu fahren. Der Schlitten steht vor der Tür, flüsterte jemand. Da gingen plötzlich viele Türen im Hause, und die Tür zur Vorderstube ging dann, einmal, zweimal, vielmal, bis sie alle drinnen waren —, dieses leise, unterdrückte, gedämpfte Gehen einer Tür, und die behutsam aufgesetzten Schuhspitzen, und man hört, so still ist es, die Kleider rascheln, und man hört auch, es will manche Brust am Atmen irre



Foto Wasow

Reichsautobahn am Irschenberg



Aufn. Charlotte Rohrbach

Stadion und Blick auf das Maifeld
(Reichssportfeld Berlin)

werden. Und wir standen gedrängt, noch nahe bei der Tür, halb draußen noch, und standen und rührten uns nicht mehr, wie Erstarrte, über die der große Winter gefallen ist, nur ganz innen frißt ein ohnmächtiges Feuer dawider —, nur Du warst mitten, Du allein warst mitten im Raum mit dem Kleinen allein; wir samt den Eltern standen zu Füßen des Toten, Du aber standst bei seinem Haupte. Und es war so dann eine lange Stille. Dann flüsterte jemand: Es ist Zeit. Da erschrak ich: es war die Zeit, und niemand rührte sich, sondern es lag unverändert die Starre über uns. Höchstens, man konnte den Kopf einigermaßen bewegen. Da bewegte ich den Kopf wenigstens. Aber es wäre besser gewesen, ich hätte ihn nicht bewegen können, wir alle; denn auf einmal sahen alle auf Dich, auf Deine unnatürlich gesteifte Gestalt und das hintenübergebogene Gesicht, aus dem —; zwar an Deinen Augen konnte man es nicht mehr sehen, die waren in ihren Höhlen versunken, und die Höhlen waren trockne tote Löcher, aber auf dem Rock war links eine Spur, rechts eine Spur ...

Doch nicht, was wir alle sahen (und schnell vergaßen) — das, was keiner außer mir bemerkte danach, als die Stille vorüber und auch die Starre schon überwunden, das und da waren die Augenblicke, an denen ich mich in Versäumnis fühle. Obgleich die Anwesenden sich nun wieder frei bewegen konnten, war zu spüren, sie wären viel lieber nicht frei und stünden viel lieber wieder auf ihren alten Standplatz gebannt. Einige konnten wohl denken: mir liegt es nicht ob. Aber wem es obliegt, man weiß nicht, — gibt es eine Regel dafür, wer einen Toten vom letzten Licht der Welt und Angesicht des Lebendigen zu scheiden hat? Und niemand wußte das von uns. Da kehrtest D u Dich zurück und hobst den Deckel auf und trugst ihn herbei, Du allein, er ist ja nicht schwer, und stülptest ihn über; vier Schrauben hast Du dann zugeschraubt, Du allein, es ist ja nicht schwer, obwohl Du achtmal schrauben mußtest, an jeder zweimal, um es sachgerecht zu machen, zuerst alle vier leicht, damit sie faßten, hernach alle vier fest, damit sie hielten. Du vollbrachtest es ruhig, wie man eine vertraute Arbeit vollbringt; Deine Hände zitterten nicht, sie taten keinen planlosen Griff, sie taten keinen überflüssigen Griff. Als Du fertig warst — jetzt drängten die andern herbei! — als Du fertig warst, tratst Du unverweilt zurück. Aber obschon nun Deine Arbeit ja nicht schwer gewesen war, auf einmal, wie Du abseits hinter dem Rücken der anderen standst, sahst Du aus wie einer, der etwas weit über seine Kraft getan hat. Du schienst erschöpfter und leerer und zerfallener als nach sechs brennen-

den Erntewochen, in denen auch der sehr Starke an den Rand seiner Kraft kommt. Über den veränderten körperlichen Zustand hinaus aber fiel mir vor allem eine vollkommene Hoffnungslosigkeit verratende Bloßheit, Barheit Deines Blicks auf. (Nie wieder bin ich einem Menschen begegnet, der so bloß und bar eines jeglichen geradeaus blickte.) Fiel auf! sage ich — Dein Blick, betraf er auch mich und niemanden nicht (eben: weil er so absolut gar niemanden betraf!), war er auch ohne Schärfe und Schneide, er ging wie eine Säge durch mein Leben, hin und her in meinem Leben, wie wenn ich ein Kloben gewesen wäre, auf den Stock gelegt, und die Säge setzte an und sägte, Zug, Zug, hin, her, hin, her, Takt, Takt —, nur daß ich kein totes Holz war, reif für die Säge, sondern Leben! Doch das ist nicht richtig: wenn ich richtiges, durch und durch lebendiges Leben gewesen wäre, niemals hätte ich so die Säge durch mich gehen lassen! Ich hätte Dich aus Deiner Verlorenheit zurückgeholt! Aber ich war doch wie ein Kloben, rührte mich nicht, konnte mich nicht rühren, tot, und nicht nur, der Tod stand zwischen uns, sondern er war auch in mir, und da konnte ich nur das eine denken: wie entsetzlich vergeblich alles im Leben ist!

Nach einem Tage.

Eigentlich müßte ich jetzt hier viel freilassen; denke Dir eine Fläche, die weiß ist und auf der nichts steht. Denn nicht, lieber Vater, was davor ist, oder jenseits, das ist überwunden, und da es überwunden ist, soll uns auch nichts je wieder damit verbinden, nicht einmal ein fortlaufender Schriftsatz. Denn das Wort Vergeblich, wir glauben ihm ja heute und diesseits nicht mehr. Vergeblich? Gewesen! Gewesen! Und ich kann meinen Brief nun abschließen. Lieber Vater, ich muß Dir gestehen, ich fühle mich wie neugeboren. Verzeih, daß ich Dich noch so lange warten ließ auf den Brief. Oder hast Du ihn nicht erwartet? Das ist gleich: hast Du ihn, so wird Dir sein, als habest Du nur immer darauf gewartet, das weiß ich gewiß. Von nun an will ich Dir auch öfter und regelmäßig schreiben. Das verspreche ich. Und daß es beim Versprechen nicht bleibt, das wirst Du Deinem Sohne doch zutrauen? Was kann mich denn noch hindern, das Versprechen zu halten, nachdem ich den stummen Wulst, meine Zunge, überwunden, nachdem ich den blöden Klumpen, meine Hand, bezwungen, nachdem ich also das Schicksal, das gleich einem Fels beharrlich zwischen uns lagerte, hinweggewälzt habe? Hörst Du, und Du darfst jetzt nichts anderes als stolz und glücklich sein, daß Du und da Du nun einen Sohn hast! Sei so stolz und glücklich, wie ich es jetzt bin! Ich fühle mich ganz unbändig

mutig! Dieser Brief um Dein, um unser Leben, war er nicht eine Tat?, er war d i e Tat in meinem bisherigen Dasein! Oder darf ich ihn mir nicht als Tat zurechnen? Doch, doch, ich rechne ihn mir zu!, auch wenn ja nicht geklärt, ob es mein Verdienst ist — denn ich habe Dein Leid bei drei Gelegenheiten in überscharfer Schärfe gesehen und dann trotzdem vergessen und gelebt als wäre nichts gewesen — ob es mein Verdienst ist, daß ich auf einmal jetzt Dich unvergeßlich gegenwärtig habe ... Aber brauchen wir zu fragen, wenn wir glücklich sind? Es hieße, sich des Glücks des Glücks frevlerisch begeben, begänne man im Glück zu fragen. Vielleicht, vielleicht sind wir Menschen eben nie völlig —, und vielleicht sind wir Menschen ganz und gar nicht verloren, sondern das Glück und der Gewinn sind unser!

Doch endgültig: Schluß! In einer Viertelstunde kommen die Postsachen; die will ich rasch erledigen und mit Deinem Brief zusammen nachher zum Amt schaffen. Mit den nächsten Briefen sollst Du dann genauer erfahren, wo ich überhaupt und wie ich lebe, was ich tue, was ich sonst treibe. Zum Beispiel habe ich fliegen gelernt, die Prüfungen liegen hinter mir; nächster Tage, Ende März, will ich einen großen Alleinflug in das Innere des Landes unternehmen — — —

Friedrich Bischoff

# Die Spur in den Frühling

## Das Winterwaldlied

Zapfen und Zinken aus Rauhreif gesponnen,
Tönt eine Orgel kristallen im Wald.
Wind hat silbern das Spielwerk ersonnen,
Das zu den Gipfeln schallt.

Manchmal klopft fern ein Specht den Takt,
Und des Baches blaue Triolen
Fallen, wenn schmelzend die Sonne ihn packt,
In das rauschende Atemholen.

Vogelspuren, Zeichen von Noten
Einer verschollenen Weltmusikschrift,
Hüpfen am Wege, geheime Boten,
Die deine Seele trifft.

Willst du sie deuten? Schon sind sie zerronnen,
So wie das Licht von den Bergen sank,
Aber der Wald, von Nebel umsponnen,
Spielt noch die Spur, die dir klang!

## Am Bergbach

Eine schmale Wasserzunge
Hält der Bach hervorgestreckt,
Wo ihn Eis im Wellenschwunge
Gläsern überdeckt.

Funkelnd aus dem Algengrase,
Wo es rauscht und rinnt,
Schnobert eine Eiszapfnase
In den lauen Wind.

Wolkig weht es waldhinein,
Nebel hüllt den Bach,
Und der Wassergeist schläft ein,
Flocken fallen nach.

## Die Spur in den Frühling

Eine Schlittenspur, tief eingefroren,
Wo der Weg im Sonnenschatten liegt,
Spiegelnd blitzt sie, unverloren,
In den Traum der Fahrt geschmiegt.

In den weggewellten Rinnen
Schmilzt der Winter blau zu Tal,
Zarte Wasserfäden spinnen
Rauhreif noch ein letztes Mal;

Und so glitzern Blumenauen,
Eisgespinste um die Spur,
Um sich selig hinzutauen
In die Anemonenflur.

Wo das Dorf im Grund sich kuscht,
Sah ich heut sie wieder:
Aufgesogen, grünumbuscht,
Hing sie blühend nieder.

## Föhn

Die Flechte, winterrauh gekraust,
Vom Wind gespindelt und gezaust,
Trägt eine grüne Zotte.
Der Tannenast, auf dem sie haust,
Ballt Eis zu tropfennasser Faust
Und droht der Wolkenrotte.

Auf weichen Pfoten, schneeumflockt,
Schleicht es heran, vom Duft verlockt,
Der harzig flammt im Holz.

Des Berges Frühlingsatem stockt:
Im Tal Lawinendonner glockt,
Das schon in Blumen schmolz!

Am Berge, winterrauh gekraust,
Vom Sturm gespindelt und gezaust,
In einem Flechtenflaume,
Wiegt sich im Traum ein Schmetterling,
Umschlossen noch vom Schuppenring,
Am ersten Blütenbaume!

## Schneeschmelze

Nachts begann es an den Traufen
Knisternd hin und her zu laufen;
Katzenschnurrend und verstohlen
Huschte es auf leisen Sohlen,
Sprang ums Haus und rüttelte,
Das den Schnee abschüttelte,
Mond und Wolke war dabei,
Berg und dumpfer Wälderschrei!

Von den Scheunen, von den Schopfen
Rann es trippelnd Tropf' um Tropfen.
Lampe wollte plötzlich blaken,
Kissen ward zu heiß und Laken.
Wind, der Märzmahr, rüttelte,
Wie das Haus sich schüttelte!
Daß sich spürte bis zum Grund
Mensch und Vieh und Hund.

Nachtlang ist es so gegangen,
Daß die Weltgewalten rangen,
Bis sie taumelnd, sturmergossen,
Selig ineinanderflossen,
Und im Rauschen, Rieseln, Rufen
Jung die alte Erde schufen,
Berg und Bach und auch das Haus:
Walbduft strömte ein und aus!

## Bergfrühling

Ein Wiesenfleck, waldgrüne Insel,
Wo es von Moosen quillt am Stein,
Und aus dem letzten Schneegerinsel
Aufglüht der Veilchen früher Schein.

Die Märzensonne pflügt den Hang,
Der firngeschliffen blitzt und blinkt.
Ins Gras die späte Skispur sank,
Wo sich der Weg zu Tale schwingt.

Die Glocken läuten aus den Gründen,
Zum Himmelsgrunde wölbt ihr Hall,
Und stürzt als Licht hoch aus den Sonnenschlünden
Goldgischtend in den Wasserfall!

Hanns Braun

## Aufzeichnungen von einer Reise

Als ich in Genua an den Strand des Mittelmeeres trat, um nach dem Schiffe Ausschau zu halten, das uns nach Afrika bringen sollte, harrte meiner eine Überraschung. Das Schiff war nicht da.

Wo es denn stecke? fragte sogleich ein Neugieriger neben mir und ward bedeutet, das wisse niemand. Wenn wir aber gegen Abend uns noch einmal erkundigen wollten — vielleicht daß man bis dahin Bescheid hätte.

Das klang nicht ermutigend.

Ich schwang mich auf eine Straßenbahn und fuhr hinaus zu einer Badeklippe, an deren Fuß viele Erwachsene und noch mehr Kinder schreiend mit den Wellen spielten, die unter einer starken Sonne unermüdlich aus dem Blauen heran- und den Kies heraufrollten, welcher sich gutmütig immer ein bißchen höher schieben ließ, dann aber ebenso gelassen mit dem Gischt wieder umkehrte.

Als ich gegen Abend von dort zurückkam, war das Schiff noch nicht da. Statt seiner die Nachricht, daß der Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsflotte im Mittelmeer es angewiesen hätte, sich ihm zur Verfügung zu halten. Während wir dies noch beredeten, lief die weitere Mitteilung ein, der Dampfer wäre nach dem iberischen Hafen Alicante befohlen, um Flüchtlinge aufzunehmen, die dem vom Bürgerkrieg versehrten Spanien den Rücken kehren wollten.

Solch eines erbarmenden Zweckes wegen ließ man sich's gerne gefallen. Daß so unsre afrikanischen Pläne gleich im Beginn gefährdet wurden, daran dachten wir gar nicht. Sondern gingen mit Stolz von hinnen, weil, wie man uns berichtete, eine stattliche Folge von Nationen sich unter unsern Waffenschutz gestellt hatte. Das tat gut; denn es war lange nicht mehr der Fall gewesen, daß man sich am liebsten von uns wollte retten lassen.

Es gingen ein paar Tage dahin, während deren ich allmorgendlich in einer andern Bucht des klippenreichen Meeres badete, am späten Nachmittag übers Gebirge wanderte, am Abend jedoch mit besonderer Lust durch die menschenvollen, scharf nach Öl und Spezereien riechenden Gäßchen der labyrinthischen Stadt, die in jenen älteren Teilen sich zwischen lauter himmelhohen, einander finster-nahen Palästen zum Hafen hinunterzieht.

Jeden dieser Morgen, wenn ich den Fensterladen meiner Schlafkammer auf-

tat, fiel mein erster Blick in eine Schreibstube, ein Stockwerk unter dem meinigen, in der auch tagsüber Licht brannte.

Dort saß über die Maschine gebeugt ein dickliches älteres Fräulein, schwarzgekleidet, das ich wiederholt dabei ertappte, wie es an den Briefen und Papieren roch, wo immer es welche zur Hand nahm. Bis ich endlich entdeckte, daß dieses mich verwirrende und abstoßende Schnüffeln der alten Jungfer eine Folge hochgradiger Kurzsichtigkeit war, welche die Ärmste zwang, ihre Augen dicht an jegliches Papier heranzubringen. Bei einer Wendung ihres Kopfes kamen denn auch, mich beschämend, dickwandige Brillengläser zum Vorschein von der Art, die die Augen geschwollen und gestielt zugleich aussehen läßt.

Schob ich den zweiten Laden zurück, der auf ein andres Gäßchen hinausging, so konnte ich schräg über mir auf der Gegenseite eine Schneiderwerkstatt ahnen. Im offnen Fenster erschien dort bereits in aller Frühe ein weiblicher Arm, der die Nadel geduldig-flink nach oben führte, darüber ein Schimmer dunklen Haares. Mehr erspähte ich nicht. Aber mitunter — und wie mich bedünken wollte: in regelmäßigen Abständen — wurde der ganze Kopf sichtbar. Ihrer selbst wohl kaum mehr bewußt schaute ein junges Mädchen gedankenschnell das Gäßchen hinunter und war im gleichen Nu wieder verschwunden.

Mich rührte der Anblick; fast schämte ich mich der gewaltig freien Wanderzeit, die sich vor mir breitete, und es kam mich der Wunsch an, im Leben einmal etwas niederschreiben zu dürfen, was solch einem Menschen, den die Haft der Arbeit jahraus-jahrein an seinem Platze hält, Freude machen oder gar Trost bringen könnte.

Ernsteres noch, der Tod selbst, trat in meinen Gesichtskreis — unter Begleiterscheinungen freilich, die ihn wunderlich entfernten. Am letzten Mittag, da ich bei Tische saß, tat sich die Kirchenpforte gegenüber weit auf und die Treppe herunter, in die unordentlich wartende Menge hinein, wogte ein feierlicher Zug. Der Kellner, ohne mit dem Vorlegen des Fisches innezuhalten, gab Bescheid. Ein Flieger war's, den man eingesegnet; sein Grabgeleit zog eben an uns vorüber.

Vorneweg zweimal drei Verkehrsschutzleute, den schmucken, schilfgrünen Sonnenhelm auf und jeder sein Fahrrad an der weißbehandschuhten Rechten. Ihnen folgte eine Schar Mönche in braunen Kutten, die, in ungeregelter Gangart, betend die Lippen bewegten. Dann ein hoher Wagen, über und über

mit Kränzen beladen; dahinter der Sarg, mit Mütze und Propeller geziert und soldatisch geleitet. Nach den schwarzverhüllten Frauen und Angehörigen, Nachbarn und Freunden kam wiederum Militär, und je länger der Zug währte, desto heiterer schienen die Gesichter, als wüßten die hinten längst nicht mehr, um was es da vorne ging.

Sonderbarerweise ist auch mir selbst von jener traurigen Mitte kaum etwas im Gedächtnis geblieben, während ich die an ihren Rädern mit fast tänzelnder Anmut dahinschreitenden Schutzleute, ihre blühweißen Handschuhe, keckgeschnittnen Reithosen und gewichsten Wadenschäfte noch deutlich vor mir sehe.

In der Nacht darauf traf unser Schiff im Hafen ein.

*

Traum der Seefahrt!

Unter denen, die ihn lieben, mögen etliche — übrigens etliche weniger, als es sagen — das Meer nur, wenn es stürmt. Schrägan gegen den zerrenden Wind, taumelnd über der weichenden Planke kämpfen sie sich mit festlichen Gesichtern an den ergrünenden ihrer Mitmenschen vorbei, denen ihr Leben immer weniger lieb ist und die sich obendrein müssen heiter ansehen lassen. Jene Starken aber stehen endlich, wildverblasen, am Bug vorne und es freut sie, wenn die Riesenwoge unablässig auf sie zurollt, mit hartem Stoß an dem sich tief verneigenden Schiffe zerschellt und zum Abschied einen ergiebigen Brecher über sie herfahren läßt. Dann fühlen sie sich den mitleidlosen Göttern am nächsten, und was auch immer man sonst von ihnen denken mag, weichlich wird sie keiner schelten dürfen, die Unbequem-Nassen.

Noch ein andres gibt es zur See.

Da furcht der Kiel das bläulich-stille Gewässer; man fährt dahin, aus den Bindungen der Erde gelöst, von allen Grenzen fern. Ebendarum ist es, wie wenn man sich nicht mehr bewegte; denn wo nichts zu erblicken als Meer und Himmel, bleibt alles wie immer.

Zwar steigt und fällt die Sonne, Gedünst hebt sich und wandelt die unteren Schichten in ockerfarbene gläserne Hallen, durch deren offnes Dach die Sterne hereinscheinen. Aber die Wandlung geschieht so langsam, daß sie die Entrücktheit eher verstärkt.

Wenn dann eine Insel oder ein Höhenzug fernen Landes auftaucht, ist es einem längst nicht, als wäre man draufzugefahren. Vielmehr hat sich's unter

zauberischen Antrieben herbeigefunden: in unsern Traumkreis schwimmt es hinein, das schönbesonnte Stückchen Erde, und gleitet dahin und fort, als triebe es so bis ans ferne Ende der Zeit.

Das ist von beiden Arten die traumhaftere Meerfahrt; denn Ruhe gehört nun einmal zum Träumen. Auch Wärme gehört wohl dazu und jene Gnade des Südens, die uns in einem einzigen tiefen Aufatmen die ganze Schöpfung unter die Füße breitet.

Von der ersten Art, welche die Sturmvögel lieben, sollten wir hernach Schwälle genug bekommen, im Indischen Ozean auf den Erdgleicher zu, als wir uns des Frierens am wenigsten versahen, und auf der Heimkehr an der gefürchteten Barre von Kreta.

Hinwärts jedoch wurden wir jenes anderen Traumes teilhaftig, sowie das Abendland hinter uns zurücksank. Sechs Tage währte er und wuchs mit der steileren Sonne und den erblauenden Wassern, und ebensoviele Nächte, in denen der sich hörnende Mond immer zögernder heraufstieg, um endlich das Himmelsfeld ganz und gar den Sternen zu überlassen.

Es war etwas darin vom Widerschein der himmlischen Sphäre, in der die Ruhe der Anschauung ist — des Gottes, der nicht im Sturmwind gefunden ward. Und sie bewirkte Augenblicke des Glücks, wie ich seit meiner Kindheit sie nicht mehr glaubte empfunden zu haben.

Der rauchende Stromboli kam und ging, Inseln aus zartestem Lichte gebildet verschwebten am Rande der Welt, die Meerenge zwischen Scylla und Carybdis tat sich auf mit kurz schäumenden Wellen, denen der Strom hart entgegenlief, und zur Rechten erbaute sich das schluchtenreiche Sizilien, das nach den roten Dächern Messinas und hinter Taorminas felsiger Lücke den Aetna selber dem Auge preisgab. Anders als das Jahr zuvor ließ er sich diesmal von der sanften Linie des Fußes bis zur frei aufschwingenden Spitze über der Herde der Küstenberge als ein Wunder der Erhabenheit sehen, das, hoch über den andern, diese doch ein für allemal ausdrückt.

Eines späteren Tags, als schon die griechischen Meere hinter uns lagen und ein kaum merklich aufgesetzter Strich im Weiten die Küste anzeigte, der wir zusteuerten, wurde ich, über den Bug geneigt, Zeuge eines reizenden Spiels, das freilich ein Spiel der Angst und vermeintlicher oder wirklicher Todesgefahr sein mochte.

Von Zeit zu Zeit nämlich hob sich aus der Welle, die unser Schiff heraus-

schnitt, eine Schar bleigrauer Vögel, von denen wunderbarerweise ein jeder zwei Flügelpaare hintereinander besaß, anzusehen von oben wie kleine silberne Segel, mit deren Hilfe sie eine Weile pfeilschnell dahinschwebten, um — für mich jedesmal unerwartet — fast schmerzhaft plump abzusacken und in der Tiefe zu verschwinden. Wirklich hatte ich die Grauen, da ich sie im Aufwind der Wellentäler streichen sah, für Vögel gehalten, die uns Land verkündeten. Nun erst entdeckte ich, daß die mit einem verzweifelten Rütteln aus den Wassern sich Befreienden, dann ruhig Dahinsegelnden — Fische waren, fliegende Fische, die ihrer Angst vor dem großen Raubfisch, für den sie uns hielten, einen so anmutigen Ausdruck gaben, ehe sie in ihr zwielichtiges Reich zurückkehrten, worinnen ein Lebewesen der Feind und Fresser des andern ist.

Es war ein Tag der Entdeckungen. Über das Achterdeck wandelnd wurde ich etlicher Kisten inne, die ich an ihrem abgelegnen Orte wohl auch diesmal übersehen hätte, wäre nicht ein fremdartig beizender Geruch von dort her auf mich zugestanden. Darumherumgehend fand ich mich einem Antilopen- und einem Straußenpärchen, mehreren Ibissen und einer Affenfamilie gegenüber, die in ihren Käfigen den Weg nach Afrika nahmen, von dem sie doch eigentlich hätten kommen müssen. In der Tat kamen sie aus Hamburg von der Tierhandlung Hagenbeck. Sollten sie in ihrer Urheimat ausgesetzt werden? Einer, der hinzutrat, wußte es besser: sie waren für einen afrikanischen Tiergarten bestimmt; belustigenderweise. Ein Negerknabe begleitete, fütterte und hütete sie.

Das war der erste Gruß und heitre Schatten, den der schwarze Erdteil über unsern Weg warf.

Lange bevor das afrikanische Festland in Sicht kam, zeigte das Meer eine Veränderung. Es hatte sein leuchtendes Blau, das man mit Händen meinte schöpfen zu können, eingebüßt und war wieder grün. Daß sie gerade hier in größerer Dichte schwebten, die winzigen lichtbrechenden Wasserwesen, von denen Fische leben, die wieder Fischen zur Nahrung dienen, schrieb ich auf Geradewohl dem Nilstrom zu, der seine Sinkstoffe unermüdlich dem alten Poseidon entgegenschiebt — wie wir bald an den zahlreichen Baggerschiffen merkten, mit denen dieser sich zur Wehr setzt.

Als wir jedoch die abgesteckte Fahrtrinne, die jene auf Port Said zu freihalten müssen, langsam hinuntertrieben, war auch das Grüne bereits schwarz geworden; die Nacht hatte uns jählings überholt. Schaute man zurück, so erblickte man rote und grüne Lichter im Durcheinander einer sommerlichen

Gartenfestbeleuchtung und konnte sich nur mit Mühe klarmachen, daß dies die Richtbojen der Fahrtrinne waren, mit deren Hilfe der Lotse das Schiff in den Hafen brachte.

Kaum lagen wir vor Anker, drängten sich gegen die lichtabgewandte staubdichtverhängte Backbordseite schwärzliche Riesenkähne, von denen aus Stege und Schläuche in des Schiffes Bauch herübergeschlagen wurden. Unverzüglich nahm das Wasserfassen und Kohlebunkern da drunten im Schattenreiche seinen Anfang, während drüben an Steuerbord im Lichterglanz sich die Fahrgäste drängten, um möglichst bald an Land zu kommen.

Noch waren Boote, die wir längst zum Überholen erwarteten, nirgends zu sehn, als unsrer wachsenden Ungeduld endlich ein Rasseln von der halbdunklen Landseite her antwortete. Mit weitausgreifenden Drachenwindungen setzte sich drüben etwas in Bewegung, kroch laut schütternd übers Wasser auf uns zu und kam schließlich, mehrfach gekrümmt, am scheinwerferbestrahlten Fallreep zur Ruhe; eine schwimmende Brücke war's, über die wir wie auf einem Parkweg anmutig um spülichtfarbene Wasserbeete herum an Land spazierten.

Der Augenblick, da man einen fremden Erdteil betritt, ist feierlich genug. Das Rechte wäre, sich zu Boden zu werfen und ihn, ungeachtet seines Schmutzes, zu küssen; doch habe ich keinen unsrer Reisenden diesen Brauch üben sehn. Hätte ihn aber sogar einer im Sinne gehabt, hier wäre er ihm mißglückt. Denn im Nu waren wir dicht von Händlern und Wechslern eingekreist, die uns gleich einer willenlosen Herde vorwärtszutreiben schienen.

Die einen wollten uns behilflich sein, das landesübliche Geld zu einem Kurse einzutauschen, bei dem sie selber Schaden leiden würden; andre hatten es liebreich darauf abgesehn, uns mit roten Fezen auszurüsten; wieder andre boten Geschmeide an, die sie mit wippender Hand im Scheine der spärlichen Straßenbeleuchtung ergleißen ließen. Auch an jenen Ehrenmännern war kein Mangel, die sehr dringend unsere Blicke auf etwas zu lenken suchten, das sie in Hosennahthöhe hinter eingekrümmten Fingern verhehlten — wozu der Betreffende nach betont scheuem Umblick in knoblauchstinkendem Französisch flüsterte, daß er uns anhier eine Serie nackter Fräuleins verkaufen wollte. Vorerst schien das nur bildlich gemeint.

Wir fühlten uns einigermaßen erleichtert erst, als wir nach einer Folge von finster-schmutzigen Nebenstraßen vor zwei hellerleuchteten Kaffeehäusern anlangten, die, an einer verkehrsreichen Kreuzung gelegen, einander aufs Haar

glichen. Das aber war die Meinung der beiden Oberkellner nicht, die bei unserem Auftauchen hüben und drüben wie homerische Helden vor ihre Tischfronten traten, um uns, unter abschätzigen Worten und Gebärden, die der Gegenseite galten, auf ihre eigene zu ziehn. Wollten wir uns nicht spalten, so mußten wir der einen den Vorzug geben und wir wählten die rechte — ohne ersichtlichen Grund übrigens, wie sich ja wohl die meisten Menschen, vor die Wahl gestellt, unwillkürlich für die eine gegen die andere Seite entscheiden. Wir, das kam nun auf, neigten, wenn alles gleich war, nach rechts.

Hatten wir gehofft, im Sitzen den Anfechtungen der Port Saider Händlerschaft zu entgehn und in Ruhe einen türkischen Kaffee einzunehmen, so sahen wir uns abermals getäuscht. Die ersten, die herbeikamen, waren die Stiefelputzer, und da man seine Füße nicht unter die Korbsessel zurückziehen konnte, so wäre es schwierig gewesen, sie ihnen vorzuenthalten, wenn sie nur ein klein wenig von der verführerischen Anmut und dem entwaffnenden Stolz ihrer spanischen Berufsgenossen gehabt hätten. Jenen folgte ein Spazierstock-Verkäufer auf dem Fuße. Dem einer mit Fächern. Dem einer mit Ansichtskarten. Denen sodann mehrere mit Briefmarken-Sammelbögen und diesen wiederum unzählige, die ägyptische Zigaretten feilboten, welche, mit einem schwülen Duftstoff getränkt, auf der Stelle das mohammedanische Paradies, mir Ungläubigem aber schon nach den ersten Zügen platterdings Übelkeit verhießen.

Ein tieferes Unbehagen jedoch kam von einem Allgemeinen. Weder die Herzutretenden noch die Vorübergehenden, soviel man ihrer auch miteinander verglich, schienen eines Ursprungs zu sein. Von Gelblich-Gebleicht bis hinunter zu Stiefelwichsschwarz wechselten die Hauttöne und ebenso die Kopf- und Körperformen unausgesetzt; dem ungeübten ersten Blick wurden dabei weniger die unterscheidenden Zeichen bemerklich als diejenigen, welche auf die ungebundenste Vermischung traurig oder greuelhaft hindeuteten. Dieses treibende Durcheinander erhöhte den Anschein des Unreinen, den Hafenstädte ohnedies leicht haben, und auch Port Said schien an diesem ersten Abend eher zu verhehlen als zu offenbaren, wo eigentlich man angekommen. Auch das Stimmengeschwirr, das alle europäischen Hauptsprachen in sich vereinte, hätte es nicht verraten — wofern nicht hie und da ein Schutzmann sich laut scheltend über einen Sünder ergossen hätte. Da erst schied sich im Ohr die fremde unverstehbare Welt von der eigenen, die man, dessen wurde man mit Staunen inne, schon weit hinter sich gelassen hatte.

So viele wir anfänglich abgewiesen, zweien dieser herumschweifenden Straßenkünstler sollten wir doch nicht entgehn. Dem einen nicht, weil ihn ein Tisch mit vergnügten Fremden unmittelbar neben dem unsern aufforderte, seine Künste sehen zu lassen und daran offenbar so sehr Gefallen fand, daß ein andrer von der nämlichen Gilde sie kurz darauf noch einmal vorführen durfte. Es war unmöglich sie nicht zu bemerken.

Diese beiden, die wir als einen rechnen, weil sich bei ihnen bis ins Kleinste alles, sogar die Reihenfolge, wiederholte, waren Taschenspieler. Was sie trieben, war das Übliche: unter leer hingestülpten Würfelbechern fanden sich die Würfel, und Münzen dort, wo sie nicht sein konnten: im Ohr des kleinen Herrn zum Beispiel, der verlegen, wirklich wie ein ertappter Sünder, dazu lächelte.

Indessen war noch etwas Besonderes bei ihren spiegelfechterischen Unternehmungen, ein unfreiwilliger Mitspieler nämlich, in Gestalt eines winzigen Kückens. Der Künstler hielt es im Busen verwahrt bis zu dem Augenblick, da er es benötigte; dieses aber geschah sehr oft. Denn damit, daß er dem lebendigen gelben Flaumknäuel in seiner Hand ein normalgroßes Hühnerei unterm Leib hervor, einfältig gackernd hervorzog, war es längst nicht getan. Immer wenn er die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen oder noch wahrscheinlicher: wenn er sie ablenken wollte, griff sich der unausgesetzt Plappernde das arme Tierlein, und indem er mit raschen Diebesfingern die Flügelstümpfchen zu einem munteren Geflatter hob und senkte, stieß er einen kehligen Ruf aus, der wie Galagalagala klingt, wofern man es wie Giligiligili ausspricht. Es war der Kriegsruf der ganzen Zunft; man konnte ihn oft von weither vernehmen.

Mittlerweil hatte er das mißbrauchte Vögelchen schon wieder verschwinden oder auch zu Boden sinken lassen, wo es matt und taumelig über seine Füße stieg, ehe ein neuer Griff es packte. Man konnte kaum annehmen, daß es den Tag überlebte und wünschte es ihm nicht.

Von andrer Art als diese fröhlich schwitzenden Tierquäler war jener Dunkelhäutige, der sich an unserm Tisch so lange schmeichlerisch zu schaffen machte, bis Jadwiga ihm ihre Hand auslieferte — worauf er, dicht neben ihr auf einem Hocker Platz nehmend, mit zartem Hin- und Herdeuten aus den Linien ihr Schicksal, das vergangene wie das künftige, zu verlesen begann. Nicht ohne Anmut war der Trick, durch den er sich bezahlt machte: er forderte die Angabe des Geburtstages (nicht des Jahres!) und bat, auf die Stelle, die in seinem

mit Ziffern und Zeichen bedruckten Weissagebüchlein jenen Tag bedeutete, ein Geldstück zu legen. Als man ihm ein kupfernes darbot, versicherte er fein, es müßte ein silbernes sein. Und von diesem, einem Florin, war hernach nicht weiter die Rede.

Inzwischen freilich gab er noch lange mit brandigen Blicken und dem nie versagenden Kunstmittel der Wiederholung, das schon Napoleon als die stärkste Redefigur angesehn, der Dame ins Ohr, was er aus den Runen der zarten Hand zu ersehen meinte! Und er tat es recht sehr nach der Weise des Teufels, der sein Opfer mit einer oder der andern Wahrheit bedient, um es desto geneigter zu machen, seinen Lügen zu glauben — woran es dann selten fehlt. Jedenfalls war auch hier die Wirkung all der geheimen Offenbarungen, der mit soviel Schmeichelkraft zugeraunten, nicht die günstigste: unsre schöne, vordem so ausgelassen fröhliche Begleiterin verfiel in Sinnen, und die seelische Anstrengung, die es ihr schaffte, zwischen Glauben und Zweifel durchzufinden, verursachte eine Laune, die einem regelrechten Verdruß nicht unähnlich.

Als der Unhold mit salbungsvollen Segenswünschen sich endlich empfahl, war denn auch, klug verhohlen, in seinen Augen etwas von dem Triumph zu lesen, den die Ausübung der Macht, andern seinen Willen aufgedrungen zu haben, den meisten zu verschaffen pflegt. Und darauf nicht weniger, vielleicht sogar mehr als auf Geld dürfte es dem glatten Höllenbuben, der zu meiner größten Pein so nahe bei Jadwiga hatte sitzen dürfen, angekommen sein. Was es übrigens gewesen, womit er so tiefen Eindruck gemacht, haben wir andern nie erfahren. Wir selber hatten nicht hinhören mögen und Jadwiga hüllte sich in Schweigen. Lediglich das eine gab sie preis: daß er ihr fälschlich mehrere Kinder aufgerechnet hätte. Sie trug es ihm aber nicht nach, vermutlich, weil sie fühlte, daß jener, auf orientalische Art Übertreibungen nicht scheuend, ihr auch damit nur hatte huldigen wollen.

Unsre vordem so große Unternehmungslust schien plötzlich erloschen; so schlenderten wir zum Hafen zurück. Mitternacht war vorüber, als wir an Bord gingen, doch an Schlaf nicht zu denken. Noch ratterten die Krane, die Ladung mit gewaltigem Arm hereinhoben und vorsichtig in die Luke senkten. Und drüben auf der lichtlosen Seite stiegen noch immer schwarze, von Kohle tiefer verschwärzte Gestalten mit Bastkörben über der Schulter auf und nieder und von Zeit zu Zeit tönten Singsangrufe herauf gleich Liedern des Abgrunds.

Es war eine fremdartige Weise, die da aus dem Schatten der Bordwand



Presse-Bild-Zentrale, Berlin

Der Ehrenhof
im Reichsluftfahrtministerium Berlin



Foto Wasow

Reichsautobahn München-Landesgrenze

eher quengelnd als klagend empordrang und sie stand, mit Anruf und Antwort, Anruf und Antwort, noch über mir, da ich endlich dem Schlaf mich überließ.

Als ich wieder erwachte, konnte der Gegensatz nicht größer sein: mit einem Lichtsturz ohnegleichen drang von allen Seiten die Wüste ins Blickfeld. Kamelreiter galoppierten an Land; wir befanden uns mitten im Kanal und fuhren langsam gen Suez ins Rote Meer.

*

Nur eine knappe Stunde hatten wir gegenüber von Suez gelegen und es verdroß uns sehr. Denn wegen der Wasserblendung unter der nachmittägigen Sonne sah man von dem Ort selber nichts als weitab zur Linken ein Rudel silbriger Ölbehälter und rechtshinaus jenes mit fauchenden Löwen bestückte Weltkrieg-Gedächtnismal, das uns schon am Kanalausgang in die Augen gesprungen war. Als daher die Zeichen zur Weiterfahrt ertönten, schaute man nicht einmal mehr hin, sondern freute sich, daß vom Zeitverlust zu Beginn der Reise endlich etwas aufgeholt worden. Auf Kairo hatte man für diesmal verzichten müssen; hielten wir uns weiter so dran, würde Ostafrika vielleicht annähernd zur rechten Stunde auftauchen.

Allein in diesem hohen Augenblicke unsrer Hoffnung zeigte es sich, vielmehr es ließ sich unmöglich länger nicht zur Kenntnis nehmen, daß unser in Gang gesetztes Schiff noch immer dort verweilte, wo es eine Stunde zuvor sich vor Anker gelegt hatte.

Das ringsum aufgepflügte und sandig verfärbte Wasser brauchte nicht mehr zu bedeuten als daß wir dem Grund nahe waren. Doch als die mit aller Kraft rückwärtsgehende Schraube nur immer neue trübe Schwälle an den Schiffsflanken entlangtrieb, ohne uns von der Stelle zu rücken, da war's heraus, daß wir festsaßen.

Der Lotse, der uns hieher bugsiert hatte, war längst von Bord gegangen und der Kapitän, ungewarnt und wohl ebenso froh wegzukommen wie wir, hatte, wie sich zeigte, etwas zu vertrauensvoll mit dem bis über die Ladelinie belasteten Schiff die Fahrt wieder aufgenommen. Da saßen wir also auf dieser Sand- oder Schlammbank; es war ein bedeutender und sehr ironischer Augenblick, eigentlich ganz nach meinem Geschmack. Gefährlich schien sich die Sache

vorerst nicht anzulassen; man sah niemanden nach Schwimmwesten rennen; ein Sturm, der uns hätte entzweibrechen können, ließ sich nirgends spüren, und wenn wir auf ein Korallenriff geraten wären, so hätte man es, das bildete ich mir wenigstens ein, müssen knirschen hören.

Vorerst lief die Schraube, vorerst pumpte man den Wasservorrat von vorne nach hinten oder von hinten nach vorn, um die betreffende Stelle zu entlasten; als auch das nichts half, blieb nichts übrig als Schlepper von Suez herüberkommen zu lassen.

Mittlerweile war aus dem glitzernden Nachmittag ein goldener Abend geworden; das kahle Gebirg, das den Golf auf der ägyptischen Seite begrenzt, hatte all die sanften Tönungen angenommen, die ein Sonnenuntergang in diesen Breiten hervorzaubert. Eh man sich dessen recht versah, zog die sammetfingrige Nacht den Himmel weg und die Lichterschnur drüben an Land flimmerte um die Wette mit den Sternen.

Noch immer vertrieben wir uns die Zeit damit, ins Wasser zu blicken und uns einzubilden, daß sich das Schiff bewegte. Es war aber immer nur das Wasser selbst, oder manchmal war es auch ein Dampfer, der, eben noch friedlich auf der Reede gelegen, sich mit einem Mal dreist und mühelos in Fahrt setzte — fast bitter mit anzusehn. Auch als es schon völlig Nacht geworden, widerstand man der Versuchung nicht, hinter einer Stange hervor irgendein fernes Lichtpünktchen aufs Korn zu nehmen, immer wieder. Doch wenn es sich tatsächlich von der Stelle rührte, war's optische Wirklichkeit und leider niemals optische Täuschung. Der Golf wimmelte von irrenden Lichtern, wir lagen stille. Am liebsten wäre man ausgestiegen und hätte geschoben. Aber wie sollte das wohl angehn? Sogar die beiden kleinen Schlepper, die, von Suez herübergeschickt, eine Weile an uns gezerrt hatten, waren unverrichteter Dinge wieder abgezogen.

Nicht alle großen Schiffe, die gleich uns auf der Reede ankerten, hatten sich wieder aufgemacht. Etliche waren geblieben und besonders eines lag mild und schön beleuchtet in Sehweite. Was war einfacher als zu denken, daß dieses sich ein bißchen nähern möchte, ganz gemütlich eine Trosse herüberlegen und mit einem sanften Ho-rup zurückfahren — so konnte es ja nicht fehlen, daß wir im Nu loskamen! Wir verstanden es gar nicht, wir Landratten, wie ein Seebär den andern so lächerlich lange mochte zappeln lassen.

Indessen Herr Memling, der neben mir lehnte und sich an unserm Rätsel-

raten, ob wir aus eigner Kraft freikämen, nur mit verächtlich zuckenden Mundwinkeln beteiligt hatte, wußte auch darüber besseren Bescheid. Er belehrte mich, daß auf See unangeforderte Hilfeleistung nicht üblich sei, daß aber unser Kapitän sie natürlich anfordern könnte — das hätte jedoch, nach den geltenden Bestimmungen, sehr bemerkliche Folgen. Das erste nämlich, so sagte Herr Memling, was jener um seinen Beistand angegangene Kapitän täte, wäre: herüberkommen und sich die Schiffspapiere vorlegen lassen. Dann begänne ein großes Rechnen und daraufhin würde er alsbald mit großem Vergnügen uns abgeschleppt haben; denn für seine Bemühung erhielte er einen Betrag, der im Verhältnis zum Wert der Fracht stünde, und zwar in einem für ihn sehr günstigen. Kurzum, solche Hilfe koste enorm und sei daher dem Spender weit lieber als dem Bedürfenden.

Und offenbar stark angeregt von der großmächtigen geschäftlichen Lage, in die wir unversehens hineingeraten waren, verschwor sich unser Kenner des Seerechts, daß der Kapitän des Dampfers, der da so friedsam zunächst dem unsrigen lag, gewiß seit zwei Stunden kein Auge von unseren Bemühungen wende und innerlich längst gerüstet wäre auf den schönen Augenblick, da man ihn ganz einfach holen m ü ß t e. Man sah ihn förmlich auf seiner Brücke stehn, mit seinem Feldstecher verwachsen, die Nereiden der Sandbank halblaut beschwörend, ja gut festzuhalten. Und Herr Memling fügte aus dem Schatz seiner Erfahrungen hinzu, er hätte mal in einem südafrikanischen Hafen erlebt, daß ein Frachter vierzehn Tage über seine Zeit wartete, weil nebendran ein andrer aufgelaufen war. Vierzehn Tage — wie sehr also mußte das Warten lohnen!

Was mir da anvertraut wurde, klang seltsam und fast piratenmäßig; es legte eine rauhe Seite der Seefahrt bloß. Aber nicht ohne guten Grund erhalten sich solche Sitten; anscheinend hat es sich noch immer als tunlich erwiesen, lieber den Nächsten tüchtig zu beteiligen als seiner selbstlosen Liebe alles anheimzugeben — außer man hatte nur noch diese Wahl. Indessen wollte mir das Ganze doch recht beschämend vorkommen und obschon es nicht aus meiner Tasche ging, reuten mich im voraus die Riesensummen, die dem da drüben sollten hingeworfen werden; ich nahm das Herrn Memling übel und trat von ihm weg.

Mit Einbruch der Nacht war ein stärkerer Wind aufgesprungen, der immer mehr auffrischte, doch leider kam er aus der Wüste, vom Land her, so daß die

Hoffnung, er könnte die Wasser im Golf anstauen und uns so vielleicht etwas lupfen, ins Gegenteil umschlug: er trieb und drückte sie barsch ins Rote Meer hinaus. Trotzdem sollte der nachbarliche Kapitän um das Vergnügen kommen, das ihm unser schwarzseherischer Reisegefährte bereits zuerkannt hatte. Denn eine Stunde vor Mitternacht, als ich mich eben anschickte zu Bette zu gehn, rauschte ein größerer Schlepper im Finstern heran — von dem sogleich die Sage ging, er wäre, unter Anhalten aller Fahrzeuge, in einem Hui von Port Said den Kanal herauf geeilt, doch kam er von Suez. Und was den beiden kleineren vorher nicht gelungen war, glückte jetzt beinah im Handumdrehn: er brachte uns frei. Kein Zweifel: so oft wir's auch überprüften, nun endlich rührten sich die Lichtbänder an Land: wir also bewegten uns, wir drehten, langsam, doch unverkennbar.

Etliche Klingelzeichen von der Brücke und das mit einem Mal so lebendige Rauschen der Schraube im Ohr, begab ich mich in meine Kabine und schlief froh und erleichtert fast auf der Stelle ein.

Wer beschreibt meine Verblüffung, als ich am folgenden Morgen aus dem Bullauge schaute und entdecken mußte, daß wir schon wieder in Landnähe stillagen — vor einer Hafenstadt, die ich nie gesehen zu haben glaubte, bis ich in der Ferne etwas bemerkte, was fauchende Löwen sein konnten, nach Osten fauchende. Es half mir zu nichts, daß ich eine Sekunde lang dachte, Britannien hätte sie, immer die gleichen, an allen Enden seines Imperiums angebracht — es w a r das Gedächtnismal, nur zu gut erkannte ich es wieder. Die Ölbehälter, frisch wie in Silber gebadet, der gelbe Wüstenstreif, das von der Sonne jetzt auf der andern Seite schönbestrahlte Gebirg — da waren auch sie; es tat mir herzlich leid und gern hätte ich wenigstens das eine oder das andre vermißt.

Was war geschehen?

Nur ein alter Spruch hatte sich wieder einmal bewahrheitet: Unglück kommt selten allein. Es war keine Täuschung gewesen: der Schlepper hatte uns von der Bank heruntergebracht, alles war klar zur Abfahrt, die Klingelzeichen meldeten's, Kommandorufe ertönten, die Schiffsschraube drehte sich — in diesem Augenblick, niemand weiß, was die da noch zu suchen hatte, drehte sich die Abschlepptrosse mit hinein, und aus war's mit der Weiterfahrt!

Wie ich morgens an Deck kam, erzählten mir das die andern, auch wie der Schaden bei Nacht nicht mehr behoben werden konnte, vielleicht der Haie

wegen, die das Licht anlocken mußte. Und sie fügten hinzu, daß eben vor fünf Minuten ein Taucher, sehr spannend und sonderbar wäre es anzusehen gewesen, alles endgültig in Ordnung gebracht hätte.

Als sich gegen zehn Uhr bei beiläufig 15stündiger Verspätung unser Schiff in Fahrt setzte — diesmal wirklich und ohne weiteren Zwischenfall — schaute ich noch einmal zurück auf den unbedeutenden Ort Suez, der uns die ganze Zeit über zugesehen hatte, und mir war recht gehässig zu Mute. Auf die Pyramiden verzichtet haben, obendrein fünfzehn Stunden verlieren und zuguterletzt den Taucher versäumen — das ging doch wohl zu weit.

Tatsächlich ist es uns nie mehr geglückt, die Verspätung wettzumachen. Aber die Pyramiden, tröstlicherweise, standen noch, als wir zurückfuhren und entgingen unserm Anblick nicht.

*

Als wir ins Rote Meer hineinfuhren, das uns gleich zu Anfang hatte nicht weiterlassen wollen, bemerkten mit Übereinstimmung alle, daß es ein grünes Meer, und späterhin, daß es blau war — übrigens ohne mit dem einen oder andern aufzufallen. Rot war es nicht.

Der Name, der die Vorstellungskraft erst so bezaubert und hernach doppelt enttäuscht, stamme, sagte man uns, von einer rötlichen Alge. Allein ich habe nach ihr so vergeblich ausgeschaut wie nach den Haifischen, von denen es angeblich wimmelt. Um dem Roten Meer dennoch einen sonderlichen Ruhm zu belassen, schwören viele, die nie dort gewesen sind, man könne darin nicht untergehn. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie es mit dem Toten Meer verwechseln.

So zerrinnen Einbildungen in der Nähe.

Und doch gibt es in jenen blauen Salzfluten rötliche Algen vermutlich und Haie genug, und daß man nicht unbedingt untergeht, bewies etliche Monate vor uns ein Mann, der nach einem Bockbierfest über Bord gefallen war und, wenn ich recht verstanden, nach siebzehn Stunden von einem andern Dampfer aufgepickt wurde. Er hatte sich auf den Rücken gelegt und der Haie wegen sich möglichst ruhig verhalten; er sah ihre Rückenflossen aus dem Wasser stehn, über ihm ging die unbarmherzige Sonne ihren Weg und dazwischen schwirrten die Raubmöven. Lange hätte es wohl nimmer dauern dürfen.

Nichts Außerordentliches dieser Art war uns selber beschieden. Dennoch

kamen Stunden, in denen uns jenes kleine Abenteuer mit der Sandbank nicht mehr wie ein boshaftes, sondern wie ein erbarmendes Festhalten anmutete, wie eine Warnung vor mancherlei Schlimmem. Es kam aber kleinweise. Anfing es nach ein paar Tagen nun doch mit etwas Rotem. Der Rote Hund nämlich, Ekzema tropicum, auch Lichen tropicus genannt, eine Entzündung der Haut infolge übermäßiger Hitze und Schweißabsonderung, befiel die Empfindlichen, insbesondere die niestillehaltenden und zarthäutigen Kindlein, so daß sie übers Gesicht, die Arme, ja den ganzen Leib hin wie gescheckt aussahen und sich lästiger Juckreize zu erwehren hatten.

Das ging nicht so rasch vorüber wie man sich's erhofft hatte; denn das Rote Meer selbst zog sich überraschend in die Länge. Zuhaus auf dem Schulatlas hatte man das himmelblaue Pfützlein stets bequem mit der Fingerkoppe zugedeckt. Aber in der Wirklichkeit benötigte unser Schiff, das kein Schnelldampfer, doch auch kein Schneckendampfer war, sechs Tage, um von Suez am einen Ende bis Aden am andern zu gelangen und dazwischen lag nur ein kurzer Aufenthalt in Port Sudan.

Vor Jahren verbrannte im Roten Meer ein französischer Dampfer, mit ihm der in vielen Fährlichkeiten erprobte, eben von einem Kriegsschauplatz heimkehrende Albert Londres, ein Schriftsteller. Dieser sonst so Gewandte wie Tapfere kam in den Flammen um, weil er sich, trotz den unten auf ihn achthabenden Rettungsbooten, nicht überwinden konnte, ins Wasser zu springen. Lieber brennen als springen! soll er hinabgerufen haben, ehe er entschlossen in den qualmenden Feuerbrand zurückkehrte.

Damals, beim Hören der absonderlichen und traurigen Kunde, lag das Rote Meer deutlich vor meinem innern Auge: stark besonnt, schien es fast dem Bodensee zu gleichen; die Ufer hielten sich in Reichweite.

Es scheint, daß die Vorstellungskraft nach dramatischen Grundsätzen mitdichtet. Warum sah ich nicht nur die Rufer in den Booten und droben den störrischen Mann, der sich abkehrte, sondern zu allem Überfluß das Ufer so nahe? Weil offenbar erst damit das Unbegreifliche vollends Ereignis wurde! Auf weitem Ozean, wo man im Rettungsboot noch immer, nur langsamer zugrundegehen konnte, hätte jenes stoische Obenbleiben einen Schimmer von Sinn besessen; den der Qualabkürzung. Aber im Angesichte des Ufers war's eine dramatische und rätselvolle Entscheidung ganz und gar — sehr geeignet,

uns das Menschliche anschaulich zu machen ohne es zu erklären; alles Dichten zielt wohl dahin.

Als ich nun das Rote Meer in der Wirklichkeit kennenlernte, ließ nicht nur die Hitze all meine Vorstellungen hinter sich, auch die Ufer wichen zurück und waren ganz wie die Haifische zwar vorhanden, aber nicht zu sehn.

Nur zu Anfang hatten uns knochenbleiche Bergstürze zur Linken das Geleit gegeben: der Sinai. Als der Berg des Gesetzes, ungeheuerlich zuerst in seiner Starre und Einsamkeit, allmählich zu einer schimmernden Wolke verblich, da war nur mehr Wasser auf dieser Seite. Aber auch das afrikanische Ufer, an dem wir näher dahinfuhren, entzog sich den Blicken untertags; die Sonne verbarg es im Dunst.

Erst im Abendlicht stiegen mitunter Schatten im Westen auf und bei einem dieser seltenen Anblicke zeigte sich uns ein hohes, in blauen Tönen verklärtes Bergland. Seine Gipfel drückten Erhabenheit aus. Unversehrt stiegen sie in den reinen Himmel; an den Menschen ließ sich dabei nicht denken.

Es war das Kriegsland Abessinien, das eben erst besiegte und noch blutende Reich des „Löwen von Juda“, das sich uns so verklärte. Gleichwohl verlor durch solches Wissen die Ferne nichts von ihrer Wahrheit. Nun erst recht ward sie Verheißung und Gleichnis: tröstlich bezeugend, daß es die hohe selige Sphäre gibt, die das Leid nicht annimmt, nicht mehr enthält.

Tief unten bleibt es zurück, wo es freilich gelebt sein will — nicht geliebt, nur ertragen, eine gute Weile lang.

*

Um die Stunde, da die Sonne hinab geht, näherte sich unser Schiff Port Sudan, an der Mitte des Roten Meeres gelegen. Allein der verlöschende Glutball, dessen rasches Untersinken uns manchen Abend traurig bewegte, hielt sich für diesmal den Blicken entzogen.

Eine Wolkenwand hatte sich, wo die Wandlung geschehen mußte, aufgerichtet. Und wie sie noch eben kaum zu bemerken gewesen, so machte sie sich jetzt deutlicher, indem sie aus ihren westlichen Himmeln eilends in die unsrigen herüberstrebte, auch sie mit schattenhafter flockiger Trübe gänzlich anzufüllen. Spitz zur Himmelsmitte und geschwinde schob sie sich heran und ich weiß nicht, was mir den Gedanken eingab, daß mit erreichter Scheitelhöhe sie gleich einer wirklichen Wand über mir und dem Meere einstürzen würde.

Indessen wurde ich meinen müßiggängerischen Betrachtungen durch Herrn Memling entzogen. Er war in diesen Breiten schon gereist und kannte die Erscheinung. Nun werden wir glücklich auch noch einen Sandsturm erleben! frohlockte er, herzutretend, mit falscher Freude und begann recht anschaulich zu schildern, wie dann alle Luken des Schiffes geschlossen würden und man in der gedoppelten Hitze, der heranwabbernden und der nicht hinauskönnenden, zu ersticken glaubte, wie man überdies trotz geschlossenen Luken binnen kurzem Augen, Nase, Ohren, auch den Mund voll mit Flugsand bekäme, so daß man in des Worts ursprünglicher Bedeutung sein Essen zähneknirschend einnehmen müßte, wofern man sich's nicht lieber ganz versagte.

Und in sonderbarer Anwandlung ließ der neben mir an der Reling Stehende plötzlich all seine Zähne sehn, dick mit Gold überglaste Zähne — so daß nun doch noch etwas durch unsre bedrückte vorzeitige Dämmerung leuchtete und blitzte, an der verborgnen Sonne Statt.

Aber ich wußte ja aus mehrerlei Gesprächen und manch stiller Beobachtung, daß Herr Memling gern ein wenig die Zähne wies, in jedem Sinne. Auch war mir nicht verborgen geblieben, daß er die dunklen Mächte zu beschwichtigen suchte, wenn er die Dinge von der schlimmen Seite nahm, noch ehe sie da waren. Denn er glaubte sich ernstlich krank und durch zuviel Arbeit ermattet, er strebte nach Ruhe und fürchtete sehr, sie zu verfehlen; es war ihm, als hätte er dann umsonst gelebt.

Jedenfalls bekam der Vorauswissende diesmal erneut von den Tatsachen unrecht. Als wir im Hafen festmachten und hinaustraten, schütterte wohl die Luft in gelegentlichen heftigen Windstößen, allein der Sandsturm, wenn es einer war, schien gnädig weitab von uns vorübergegangen.

Da wegen der Korallenriffe dort die Einfahrt schwierig und umständlich ist, war's mittlerweil Nacht geworden. Welch eine Nacht! Trotz den Lampen, die den Landeplatz und seine Bahngeleise mit Licht übergossen, stand um uns die schwärzeste Finsternis, deren ich mich erinnre. Sie konnte für stofflich-schwarz gelten; das Dunkel schien mit Händen zu greifen. Nah hin und weit hin verrieten Lichtpünktchen und fronthelle Gebäude, daß nicht unwirtliche Küste, sondern Menschenland uns mit vertrauten Ordnungen entgegenkam. Aber gleichwie in Schwärze ertrunken wollte es nirgends Gestalt annehmen.

Dazu kam eine eigentümliche Stille, in der jeder begegnende Mensch und jedes einzelne Wort sich deutlich absetzten — nach der Weise des Lichts, das

aus der mächtigen Nacht schmale Kegel und winzige Monde herausbiß. Unweit dieses neuen Hafens, den die Engländer am Ende der Bahn nach Chartum angelegt, stirbt, so erzählte man uns, die vordem blühende Stadt Suakin.

Ungewohnt stille verhielten sich auch die Händler. Zwischen den Lagerschuppen und Bahngeleisen hockten sie am Boden, auf dem ihre Waren ausgebreitet lagen, von einer grellen Lampe beschienen. Auf Befragen nannten sie mit müder Stimme den Preis und sie hielten wider alles Erwarten verdrossen daran fest, als verpönte irgendein grausames Gesetz hierzulande die Lust des Feilschens. Mir geschah es auf der Rückreise, daß der Mann, dem ich ein Ding aus Nilpferdhaut abzuhandeln gedachte, sich gelassen umkehrte und auf einem rasch entrollten Teppich niederknieend den Nacken beugte und betete — in der Richtung, in der die Sonne verschwunden war, und ohne sich um den in seinem Rücken Stehenden noch mit einer Silbe zu kümmern.

So waren also dort die Menschen und die Nacht gleich schwarz und gleich stille; es mochte von der Beschaffenheit der Luft herrühren, die über die Maßen heiß erschien. Daß wir immer noch einmal Heißeres erleben sollten als wir schon erlebt hatten, dünkte uns selber unglaublich; doch war's damit auch jetzt nicht am Ende. Das Gefühl des Nochnichtdagewesenen verschaffte uns indessen weniger die meßbare Hochgradigkeit, als die Verschiedenartigkeit der Hitzen, denen wir ausgesetzt wurden.

Die uns hier am Rande des Sudan entgegenschlug schien aus einem Backofen zu strömen. Da sie aber völlig trocken war, so rechnete sie schon nach kurzer Gewöhnung unter die vergleichsweise angenehmsten. Dank ihrer sollten wir noch in dieser Nacht eine sehr verblüffende Erfahrung buchstäblich am eignen Leibe machen.

Vom Quai, an dem die großen Schiffe lagen, hatten wir uns über einen Meerarm rudern lassen. Seine Breite war im Dunkel nicht abzuschätzen; doch schneller als vermutet hatte der schwarze Ruderer uns mit leise klatschenden und nachtropfenden Schlägen zur andern Seite gezogen.

Dort drüben lag das „Schwimmbad". Dicht am Meere, aber nicht unmittelbar mit ihm verbunden, bildete es ein großes mauerumschlossenes Viereck, das außer dem Schwimmbecken nebst Sprungtürmen und Rutschbahnen auch eine luftig überdachte Bar beherbergte; man saß am Wasserrande in bequemen Korbsesseln und schaute den Schwimmenden zu, während man einen Kaffee auf türkische Art oder den üblichen Whisky Soda zu sich nahm.

Es war kein gewöhnliches Ereignis, bei Nacht zu baden. Im offnen Meer mit seinen Riesenfischen und Zitterrochen verbot es sich von selbst; um so gefälliger mutete das große Becken an, das zu ungebräuchlicher Stunde ein endlich wieder ausgiebiges Schwimmen verstattete. Man hatte sich, eh man hineinsprang, keiner sonderlichen Wasserkühle versehen, dennoch überraschte die Badewannenwärme, die einen empfing. Erfrischend würde es also leider nicht gewesen sein, dieses Bad, stellte man fest — während man die Seitenlängen abschwamm oder sich faul auf den Rücken legte, von der Salzflut mühelos obengehalten.

Als man ihr endlich entstieg, da fehlte wenig, daß man vor lauter Überraschung gleich wieder umgekehrt wäre. Was war das? Den ganzen Körper hinauf und hinunter fühlte man sich eiskalt werden; die Haargefäße sträubten sich zur Gänsehaut, man schauerte, man fror. Nicht länger zu bestreiten: man fror.

Wie kam das zustande? Sollte die eben noch als backofenheiß empfundene Luft um Grade kühler gewesen sein als das Wasser? Selbst dann konnte die Wirkung kaum so heftig sein. Etwas andres war denn auch die Ursache jener „Sensation": die völlige Trockenheit der Luft brachte auf der Haut eine so rasche Verdunstung zustande, entzog ihr so jäh alle Wärme, daß die Unterkühlung in allen Nerven Alarm schlug. So kam es dazu, daß man auf dem 19. Breitengrad, südöstlich der Nubischen Wüste, unmittelbar am heißen Roten Meer in heißer Nacht für ein Weilchen schnatternd vor Kältegefühl umherlief, bis es sich wieder gab und die Luft zurückließ, es von neuem zu versuchen.

Je trockner aber und wärmer man von außen wurde, desto mehr wuchs die andre Lust: sich durch Getränke von innen her zu kühlen. Und da der Durst mit der Trockenheit überhandnahm und unser frischeingesalznes Badefleisch unmäßig durchdrang, so gingen wir, nachdem uns die Bar wie die Badenden nichts Neues mehr zu bieten hatten, hinüber ins Hotel der Eisenbahngesellschaft, die dieses wohlversehene Schwimmbad zur Bequemlichkeit ihrer weißen Gäste errichtet hatte.

Für ein Stündchen noch saßen wir drüben auf der Terrasse, bedient von würdevoll und lautlos heranschreitenden, ohne ein Wort sich entfernenden Schwarzen, tranken Whisky und pfefferscharfes goldgelbes Ingwerbier durcheinander und waren grenzenlos einverstanden mit diesem Teil der Welt. Wir

redeten nicht viel und wenn wir nicht tranken, so schauten wir den Geckos zu, die die Hauswände hinauf-hinunter Insekten jagten, neugierig innehielten, sowie ein Mensch sich näherte, und im jagenden Davonschwänzeln ihre geckernden Laute hören ließen.

Bisweilen sah ich ein Insekt, das ihnen entgangen war, flügelhell im Bruchteil einer Sekunde auftauchen und her zu mir entschwinden; ich überlegte mir dann leise beunruhigt, ob es hierzulande wohl das Flügelwesen Anopheles gäbe und wenn, so wünschte ich, die Geckos hätten besser aufgepaßt. Doch ließ ich es bald wieder, mir Zigarettenrauch an die Füße zu blasen; die Stille nahm alles hinweg, auch diese Sorge.

Ein turbangezierter, ausgemergelter Greis ruderte uns über den Meerarm zurück. Ich reichte ihm die unbekannten durchlöcherten Münzen, die man uns eingewechselt, eine nach der andern, und er empfing eine jede mit einer Art Klagegesang. Wunderlich klang es, dieses unterdrückte und stimmlose Krähen des zusammengesunknen Alten: so als täte man ihm längst nicht genug, als gäbe es aber für ihn, den armen Eingebornen, gegenüber so mächtigen Fremdlingen von heller Haut kein andres Wehren als diese Klage. Sie endete auch nicht, als ich ihm längst schon ein Mehrfaches von dem, was ihm zustand, eingehändigt hatte und nichts mehr besaß. Sie ging in die Stille ein und wurde verschlungen in die schwarze Nacht, die hinter uns zurückblieb.

*

Über einem gewaltigen Landbogen, der nach Westen zu im Sande verläuft, ein rostschwarzes Gebirg. Das ist der erste Anblick Adens, an der Pforte des Indischen Ozeans. Er besteht noch zu Recht, auch wenn das vorsichtig nähergelotste Schiff unfern des Landes Anker geworfen hat und etliche der schartigkahlen Bergzüge gegen den Horizont zurückgewichen sind, vor dem sie nunmehr als Inseln schweben.

Das Meer leuchtet; seine Bläue ist von Goldfunken durchwirkt. Zwischen Inseln und Land streicht die erfrischende Brise herein und zwingt die Flaggen an ihren Stöcken und die Wimpel an den Masten der ruhenden Schiffe in ihren lebendigen Strom. Das Land selbst aber erscheint wie verbrannt, ja verkohlt; nur mit Mühe entdeckt man zwischen den sonnebeladnen flachen Dächern der Hafenstadt ein wenig Graugrün von Bäumen.

Im Himmel über uns schwanken und kreisen Raubvögel um die Maste — Adler oder Weihen, dem Ansehen nach. Sie stoßen hernieder, werfen sich flügelfächernd in den Wind, ziehn wie Möven ruhlos auf Beute, nehmen aber die Brotstücke nicht an, die man ihnen von Bord aus zuwirft. Plötzlich sind sie aus allen Himmeln verschwunden. Dahinter steht das verrunzelte schwarze Gebirg auf, wolken- und leblos.

Aden ist ein berüchtigter Ort; er gilt für einen der Hitzepole der Welt. Als wir die in einem Felstobel von den Engländern erst spät entdeckten, dann ausgebauten Wasserspeicher besuchten, erzählte man uns, es habe hier zum letztenmal vor sieben Jahren geregnet — was uns den Park darumherum und die Tatsache, daß zwei Leute unter einem Blätterdächlein noch immer Wasser aus dem abgründigen Staubecken schöpften, um so kostbarer machte. Auch hieß es, die Engländer lösten ihre Truppen und Beamten hier weit öfter ab als an den meisten Außenposten des Weltreichs. Zwei Jahre — länger hielte es niemand aus.

Während der bequeme Zwanzigsitzer über das kahle Vorfeld rollte und der braunhäutige Mann, dem überm Mützenschild der Zaubername Cook leuchtete, uns Erklärungen zuschrie, widersprach nichts jenem Eindruck. Das erste, was dieses Land zeigen zu wollen schien, waren seine Toten. Friedhof reihte sich an Friedhof. Auf die Begräbnisstätte der Europäer folgte alsbald die mit Steintafeln wirr besteckte der Juden; dicht daneben das Haus des Illuminatenordens. Dahinter entragten einem unregelmäßigen und hangschrägen Geviert die beturbanten Säulen der Mohammedaner; kein Baum, kein Strauch durchbrach diese Gärten der Steine mit lebendiger Form. Den Begräbnisplätzen gegenüber liegt, schwarz im gleißenden Meer, von Haien gehütet, die einstige „Sklaveninsel".

Von hier an hob sich die Straße und lenkte in Windungen auf eine Stelle des Bergs hin, die sich schon von weitem durch zwei helle Mäuerlein rechts und links kennzeichnete. Dort oben dann führte sie in den ausgesprengten Fels hinein, und so enge, so gewunden war die Paßschlucht, daß der indische Verkehrsschutzmann Mühe hatte, mit Winken und Anhalten Kamelkarren und Kraftwagen aneinander vorbeizubringen.

In dem allen Seewinden verschlossenen Tal jenseits des Passes lag und röstete die Stadt Aden selbst. Der Cookmann wies im Vorüberfahren in das menschenvolle und laut schnatternde Judenviertel hinein; im Park dann bei den

Wasserspeichern betraten wir ein Museumstempelchen, das uns mit seiner Kühle, aber auch mit einer ausgestopften Seekuh erquickte; dann kehrten wir über den Engpaß zur Meerseite zurück und rollten rechtshin einen Teil des gewaltigen Landbogens aus bis zur Scheich-Othman-Oase, die uns freilich das palmenumstandene Brunnenidyll nicht gönnte, welches mit dem Wort Oase in unsrer Vorstellung aufsteht.

Wohl war ein Brunnen da, an dem Kamele getränkt wurden, eh sie ins Land Jemen weiterzogen. Doch um den wüsten Platz, auf dem es geschah, erstreckte sich ein weitläufiges Dorf voller Handel und Handwerk. Im Nu waren wir von Menschen umwimmelt, die der eingeborne Schutzmann zur Bescheidenheit anhielt, indem er ihnen mit seinem Holzbengel über die Schädel schlug. Sie ließen es, als schiene nur eben die Sonne etwas kräftiger aufs unbedeckte Haupt, ohne Murren geschehn und bettelten fort mit Lust. Wir hatten es bald genug und kehrten zum Hafen zurück.

Diesmal lagen die Pyramiden weißen Salzes zur Rechten, die hier, ähnlich wie vor Cadiz, aus verdunstenden Meerwasserteichen herausgeschaufelt werden. Zur Linken aber begleitete uns das endlose Rohr, das, einen Fuß über dem Boden, Wasser der artesischen Brunnen über Land leitet. Schlanke silbrig-glänzende Windmühlentürme wiesen die Stelle, wo man es tief aus der Erde hebt. Näher zur Straße her stand das Gebäude der militärischen Funkstation. Auf ihrem weiten Vorhof rüsteten ein paar Engländer in Tropenhelm und Kniehosen sich, Golf zu spielen.

Das war schier das einzige, was man von den Herren des Landes zu sehen bekam. Wohl zeigte sich überall jemand am Werk. Die gutgehaltene Straße, ein Flugzeug am Strand, Antennen hier und auf Bergeshöh machten bemerklich, daß dieses dunkelhäutige schreiende Asien nicht sich selber, seinen endlos ins Land hineinverschwindenden und daraus zurückflutenden Kamelkarawanen überlassen war. Aber den Jemand, der mit all seinem Wirken einen Herrschaftsanspruch auf dieses hochwichtige Stückchen Erde verbindet, sah man so gut wie nicht.

Wie es mir zu geschehen pflegt, wenn mich eine Sache lebhaft ergreift, so tauchte, während ich auf meinem Sitz hinundhergerüttelt wurde, ein Mitunterredner vor meinem Geiste auf. Und zwar der eine der beiden Engländer, die in Port Sudan auf die nächtliche Hotelterrasse getreten und mir damit aufgefallen waren, daß sie zum schwarzen Abendanzug statt der Westen schwarze Leibbin-

den trugen — von welchem Kleidungsstück, als dem wichtigsten in den Tropen, ein andermal noch zu reden sein wird.

Dieser eine stand plötzlich vor mir, ein noch leidlich junger Mann, seinem bartlosen, leicht geröteten Gesicht nach. Ungeachtet der nachmittägigen Stunde war er genau so abendlich gekleidet, wie ich ihn im Gedächtnis hatte. Die blauen, ein ganz klein wenig nach innen gestellten Augen auf mich gerichtet, sprach er mich an.

Sehen Sie, sagte er ohne Leidenschaft, England hat einmal aus den Fehlern seiner Geschichte die große Folgerung gezogen: keine Eroberungen in seiner nächsten Nachbarschaft mehr zu machen, allerdings auch keine zu dulden. Daß es Irland sich selbst überläßt, ist die späte, aber folgerichtige Entscheidung einer Staatskunst, die inzwischen gelernt hat, ein über die Erde hin verstreutes, in allen Fernen gegründetes Reich mit möglichst geringem Aufwand an Gewalt zusammenzuhalten, mit leichter Hand, sozusagen schwebend. Bitte, Herr, verwechseln Sie das weder mit Romantik noch dem, was ihr drüben auf dem Kontinent Idealismus nennt; es ist vom Wirklichkeitssinn eingegeben ganz und gar. Sie kennen Gibraltar, waren im Suezkanal, in Port Sudan (ob ich erinnere: Sie schauten mir auf den Bauch und ich dachte mir gleich, Sie sind kein Engländer). Sie sind an der Insel Perim im „Tor der Tränen" vorübergefahren, jetzt kennen Sie Aden. Zählen Sie zusammen, es ergibt die sehr einfache Wahrheit, daß jede andre Nation, die auf dieser Seite der Welt Besitzungen hat, im Fall eines Krieges von ihnen abgeschnürt werden kann, England — nicht. Es besitzt die entscheidenden Punkte und somit das Ganze; ist es nicht so?

Ich räumte dem jungen Manne ein, daß Britannien stets die rechten Leute gehabt hätte: die einen, die die Hebelpunkte der Welt ausspürten, die andern, die sie für ihr Land in Besitz zu nehmen verstanden.

Aber nun erwiderte er mir etwas, das ich ihm gar nicht zugetraut hätte. Er sah doch eigentlich nur aus, wie einer der praktischen und zum Whisky nur mehr wenig Soda nehmenden Söhne Albions, denen man draußen überall begegnet. Und dieser sagte: Es freut mich, daß Sie sehen, wie unsre Machthalterschaft auf Erden klug angelegt und wie sie wirklich ist. Aber was Sie vielleicht nicht sehen: sie rührt mit ihrer Art Wirklichkeit an jene so unwahrscheinlich klingende Verheißung, daß es die Sanftmütigen sind, denen die Erde gehören wird. Zugegeben, man muß sich an den Gedanken erst verdammt gewöhnen.

Dennoch ist es so, daß seit den Römern, die auf ihre heidnische Weise verhältnismäßig duldsam waren, keine Herrschaft über den Völkern aufgerichtet worden ist, der mehr Sanftmütigkeit als der englischen zuzuerkennen wäre. Dabei hat sie, wohlgemerkt, bis in die neueste Zeit herein nie aufgehört, wirkliche Herrschaft zu sein; sie blieb abhold allem Vermischen und Grenzenverwischen, feind insbesondre dem frère et cochon-Spiel der Rassen, mit dem sich andre herunterbringen.

Es schien, als dächte mein Mitunterredner angestrengt nach, er runzelte ärgerlich die Stirn wie einer, dem ein Faden in den Gedankengang gerät, fuhr aber dann mit seiner vorigen Gelassenheit fort.

Was Sie mir auch entgegenhalten mögen, ich behaupte, unsre Herrschaft beruht darauf, daß wir irgendwann einmal gelernt haben, der bloßen Gewalt zu mißtrauen und das natürliche Freiheitsbedürfnis des Menschen, das mit seinem persönlichen Würdegefühl so eng zusammenhängt, hoch in Rechnung zu stellen. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß England Gewalt, wenn es sein muß, schonungslos einzusetzen versteht. Aber wir haben das für den äußersten Fall aufgespart und uns geweigert, andauernd im äußersten Falle zu leben. Selbst das Hausen in so abscheulichen und schwierigen Backofenländern wie diesem hier hat unsern Anspruch auf eine gewisse Nettigkeit des Lebens nie ausgelöscht, sondern höchstens verdreifacht. Natürlich wissen wir gut genug, daß ein Weltreich dauernden Bedrohungen unterliegt, bald hier, bald dort, bald so, bald anders. Trotzdem halten wir uns den Gedanken vom Leib, der für jede vorwiegende Gewaltherrschaft nahe liegt: jeder Gefahr augenblicklich mit noch größrer Gewalt zu begegnen. Man nennt uns Briten eine phlegmatische Rasse; vielleicht kommt es daher. Oder einfach von der langen Gewöhnung an Herrschaft; man hat dann eben Zeit; es zieht sich so vieles wieder zurecht, wenn man Zeit hat. Und wenn wir schon Heuchler sein sollen, so sind wir, inbezug auf unsre Interessen, wenigstens keine aufgeregten und kurzatmigen Heuchler. Mir scheint sogar, wir haben Humor. Kann jemand abstreiten, daß dies alles eben doch etwas von Sanftmütigkeit an sich hat?

Unwillkürlich hob ich bei diesen Worten die Augen zur Linken, wo die beiden hellen Mäuerlein sichtbar wurden an den Flanken des Engpasses, den wir vor einer guten Stunde durchfahren hatten. Als ich mich zurückwandte, lächelte der andre. Ach, das da oben meinen Sie! Ich sah erstaunt, daß er den schwarzen Abendanzug und auch die schwarze Leibbinde nicht mehr anhatte — (sie mußten

ihm längst peinlich gewesen sein). Statt ihrer trug er, der Stunde entsprechend, zum kakhifarbnen Tropenhelm Polohemd und kniefreie Hosen und deutete mit dem Golfschläger, mit dem er soeben den Ball vorangetrieben, nach den Mäuerlein hinauf.

Gewiß, fuhr er nachdenklich fort, der Paß ist von dorther augenblicklich zu schließen. Hinter der Mauer zur Linken kommt ein Tal und darin liegt unsre Garnison; das ist weiter kein Geheimnis. Sie kennen ja Gibraltar. Es ist ein ganz hübscher Felsbrocken, nicht wahr, und das Ganze eine Festung von oben bis unten. Aber was ist Gibraltar gegen das da!

Und er fuhr mit dem Golfstock beinah zärtlich die Kante des rost-schwarzen Gebirgs entlang, auf dessen Kamm irgendwo eine kleine Antenne zu sehen war, sonst nichts. Dann schaute er mich wieder an und sein Blick forderte mich auf, anzuerkennen, daß sie ihre Sache gut machten in der Welt. Es ist keine aufdringliche Herrschaft, sagte er, das verlangt aber viel Selbstzucht und den Verzicht auf den Prahler, der in jedem Manne steckt. Und wenn wir das Geheimnis der möglichst unsichtbaren Herrschaft kennen und üben, so stammt es doch nicht aus Tücke und schlechtem Gewissen, sondern einfach aus unsrer Gentlemanvorliebe für Ruhe und Geltenlassen. Das ist unsre Sanftmütigkeit, nehmt alles nur in allem, und wer wagt es, sie unmännlich zu schelten?

Für einen Augenblick, da er die Schulter zurücknahm, um ausholend einen neuen Schlag anzubringen, wurden hinter ihm oder vielmehr durch ihn hindurch die wasserhebenden blitzenden Windmühlen sichtbar und die rasende Sonne darüber, unter die solch ein Ballspiel nicht gehörte, aber unbekümmert versetzt worden ist, und da wurde mir erst bewußt, daß der junge Mann die ganze Zeit über nur mit seinem Blick zu mir gesprochen hatte. Es wäre ja auch unenglisch gewesen, solche Dinge, über die man nicht redet, geradezu über die Lippen zu lassen — noch dazu vor einem Ausländer.

Ich machte eine gewaltige Anstrengung, mich aus meiner Benommenheit zu befrein. Ich wollte dem spielenden jungen Manne sagen, daß manches in der Welt unterwegs ist, was mich für seinen spielenden und sanftmütigen Anspruch fürchten läßt. Sagen wollte ich vor allem, daß es da etwas gäbe, was uns Deutsche angeht, Deutsche und Engländer gemeinsam, auch wenn er das bisher nicht hätte sehen und wahrhaben wollen. Es gibt andre Bedrohungen als die der Waffen! wünschte ich ihm zuzurufen; mir fielen auch die Händler

ein, die ihre in Fernost hergestellten Waren an Bord zu so lächerlich, so bedrohlich niedrigen Preisen ausgeboten hatten.

Aber er lächelte nur zu meinem Eifer und ehe ich recht anheben gekonnt, was mir schwer auf dem Herzen lag, hatte er sich vor meinen Augen verflüchtigt.

Der Wagen hielt mit einem Ruck und der braunhäutige Mann, dem der Name Cook vom Mützenschild leuchtete, öffnete bedachtsam die Tür und erklärte, wir wären am Ziel. Wir bestiegen das mit einem weißen Sonnendächlein versehene Boot, dessen Motor dunkle schreiende Männer bedienten, die bis zum Boden reichende Hemdgewänder und ein rundes weißes Käppchen auf ihren wolligen Schädeln trugen.

So gelangten wir an Bord und fuhren in den Indischen Ozean hinaus, der uns mit Strom und Wind und Wellen gewaltig entgegenlief, fuhren also in den Monsum hinein und kamen langsam über den Erdgleicher; der endlose Meerhimmel stand überall voll großer weißer Wolken, alle Augenblicke ergoß sich ein Platzregen über Deck; wir lagen in Decken und froren sehr. Darüber vergaß ich meines Mitunterredners; doch war ich gewiß, er würde mir in Afrika wieder begegnen und Rede stehn.

Hermann Claudius

## Fuga

Leichtere Geister haben mich gewiegt,
als sie lärmend jetzt die Welt erregen.
Und die tausend Blüten
an den Wegen
haben meinem Fuß
sich angeschmiegt.

Glitt die Erd' in eine andere Bahn?
Walten ungekannte, wirre Wesen?
Könnte ich doch
in dem Äther lesen,
welche tiefe
Sünde wir getan.

Wohl, ich fühl's, die Geister sind noch wach
tief in mir und horchend auch in andern.
Meine Lieder
suchen sie und wandern
den Gefährten
meiner Seele nach.

Leichtere Geister haben mich gewiegt,
als sie lärmend jetzt die Welt erregen.
Und ich fühle,
wie an allen Wegen
zarte Blüte
bald zertreten liegt.

Karl Epting

## Die Ideen des jungen Frankreich

Als am sechsten Februar 1934 um elf Uhr nachts die letzte Salve der Garde républicaine die nach tausenden zählenden Manifestanten vom „Place de la Concorde" vertrieben hatte, — da sahen viele Franzosen in ihrem Grimm den Ausbruch einer nationalen Revolution nahe. Das Blut, das so unnütz auf dem königlichen Platz verströmte, — auf demselben Platz, der das Blut der Opfer der Guillotine getrunken hatte — würde, so dachten sie, als ein Zeugnis aufstehen und alle Franzosen aufrufen zum Kampf gegen ein System, das nach ihrer Auffassung faul und zerrüttet war. Nun, diese nationale Revolution ist nicht gekommen. Man hat sie zwei Jahre lang bei allen Fälligkeitsterminen für den nächsten Tag angekündigt, aber am dritten Mai 1936 hat das französische Volk jenem System seine Stimme gegeben, das nach dem Willen der Manifestanten vom sechsten Februar für immer aus Frankreich verschwinden sollte. Man kennt die Übergänge, die von jenem Februartag zu diesem dritten Mai hingeführt haben: Ein Kabinett der nationalen Einigung unter Doumergue, ein Kabinett Laval, verschiedene Zwischenversuche, ein Übergangskabinett Sarraut, das schließlich von dem gegenwärtigen Ministerium der Volksfront unter Blum abgelöst wurde. Wir könnten uns mit dieser Aufzählung begnügen und feststellen, daß uns solcher Wechsel nicht zu berühren braucht, solange die Grundpositionen der französischen Außenpolitik Deutschland gegenüber unverändert bleiben. Aber diese zwei Jahre umschließen eine Neubesinnung auf die wirklichen französischen Werte in allen Lagern des Geistes. Sie kann uns in der Betrachtung der europäischen Zukunft unmöglich gleichgültig sein.

Wir haben uns nicht zur Aufgabe gestellt, das Spiel der politischen Kräfte in diesem Zeitraum, ihr Ringen um die Macht, ihr Werben um die Öffentlichkeit, die einzigartige Technik der Dritten Republik, Gegensätze immer wieder auszubalanzieren und im Wechsel die Dauer zu finden, darzustellen, sondern wir beschränken uns auf die Untersuchung, in welcher Weise die französische Jugend an diesem Ringen teilgenommen hat. Wir kennen die Gefahren eines solchen Unterfangens. Man gelangt an die politische Wirklichkeit gleichsam nur vom Rande her. Man verlegt gern im Urteil das Schwergewicht von den Tatsachen und den wirklichen Machtverhältnissen auf Ideen, die nur

kleinen Gruppen eigen sind. Man läßt sich verführen, aus einzelnen politischen Bewegungen die Zukunft zu raten. Kurz, man gibt Analysen, die einem Wunschbild — mit häßlichen oder schönen Zügen — oft ähnlicher sind als der Wirklichkeit. Die europäische politische Literatur wimmelt von solchen Götzenbildern. Man sollte denken, nichts wäre leichter als eine Fahrkarte zu kaufen, in eine ausländische Hauptstadt zu fahren und genau zu beschreiben, was man sah und hörte. Aber nichts ist schwieriger: selbst wenn persönliche Vorurteile und Eitelkeit uns keinen Streich spielen. Wir können gewisse Erscheinungen erkennen, aber diese messen, wägen, beurteilen, hierzu gehört eine Vertrautheit mit dem Gesamtleben des betreffenden Volkes, wie sie nur als Frucht mühsamster Arbeit sich ergibt. An diesem Punkt zeigt sich auch Größe und Elend einer auf die Gegenwart gerichteten Nationenwissenschaft oder Neuphilologie, wie sie Frankreich seit langem entwickelt hat, und wie wir sie für die nationalsozialistische deutsche Hochschule wünschen.

Ich glaube nun, daß wir in der Betrachtung der französischen Jugend uns während der letzten Jahre in Deutschland manchmal von einem solchen Wunschbild leiten ließen. Wir fanden gewisse Ähnlichkeiten mit der Geschichte der deutschen Jugend, mit ihren Forderungen und Formen und zogen daraus den Schluß, daß die französische Jugend sich nun ebenfalls anschicke, von der Plattform einer geschlossenen Jugendbewegung aus die Bastionen des öffentlichen Lebens zu erobern. Die Lage der französischen Jugend ist von vornherein eine ganz andere. Die deutsche Jugend hatte den Glauben an alle überkommenen Werte verloren. Krieg, Revolution und Inflation zerschlugen ihr alle Voraussetzungen der Familie, der geistigen und wirtschaftlichen Existenzsicherheit, auf die eine bürgerliche Gesellschaft als Selbstverständlichkeit zu ihrem Weiterbestand Anspruch erhebt. Sie war gezwungen, neue Lebensformen der Gemeinschaft, der Erziehung, der wirtschaftlichen Selbsthilfe zu suchen. Gepackt von einem geradezu metaphysischen Bewußtsein der Zeitenwende hat sie begonnen, eine neue Wirklichkeit zu leben in der Kameradschaft, in der Mannschaft, — im Geiste des Wortes von Stefan George: „Und was Ihr heut nicht leben könnt, wird nie". Sie war leidenschaftlich nonkonformistisch, weil sie aus Instinkt und Zwang die Gesamtheit des bisherigen Weltbildes ablehnte. Sie ist heute, — was ihr merkwürdigerweise gerade die artigsten unter den jungen Bürgern des Auslandes vorwerfen — leidenschaftlich konformistisch, weil sie weiß, daß in der nationalsozialistischen Machtergreifung

ihre eigene Revolution vollzogen wurde. Nun, die französische Jugend scheint uns solche metaphysische Angst und solche eschatologische Erwartung nicht zu kennen. Sie würde — käme es heute zu einer neuen französischen Revolution — der Göttin Vernunft Altäre bauen nur unter kräftiger Rückversicherung beim lieben Gott. Denn nichts zwingt sie, sich für eine Lösung ausschließlich zu entscheiden. Die Grundlagen des französischen Lebens sind durch alle Krisen hindurch unversehrt geblieben. Die Familie ist noch der natürliche Mittelpunkt des Gemeinschaftslebens. Die Gesellschaft befindet über Fragen des öffentlichen Lebens, die bei uns nach dem Zerfall der maßgebenden Gesellschaft notgedrungen — zugleich aber aus neuer Staatsgesinnung — der Staat entscheidet. Die französische Jugend bemüht sich deshalb weniger um die persönliche Darstellung einer neuen Lebenswirklichkeit, als um die theoretische und praktische Neuordnung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Kräften der Gesellschaft und des Staates. Es fehlt zwar nicht das Bewußtsein, daß jede gesellschaftliche Neuordnung eine neue Gesinnung voraussetzt. Und in allen Lagern finden sich Menschen, die aus einer neuen Gesinnung heraus die in der Idee erschaute Neuordnung zu verwirklichen suchen. Da aber diese Neuordnung mehr Vorhandenes durch Veränderung zu bewahren strebt, als aus neuer Gesamtauffassung des Lebens eine neue menschliche Wirklichkeit zu schaffen, so sorgt die Gesinnung mehr für die Impulse der Veränderung — sie ist nicht notwendigerweise schon Bestandteil einer neuen Gesamtschau.

Wir dürfen deshalb das Schwergewicht der französischen Jugend nicht bei den Organisationen, bei den Bünden und Liguen suchen, in denen bei uns in Deutschland in der Kameradschaft und im Verhältnis zwischen Führer und Gefolgschaft ein neues Leben gelebt wird. Die französischen Jugendverbände sind zahlenmäßig schwach. Nur ein ganz kleiner Bruchteil der französischen Jugend ist überhaupt zusammengefaßt. Die Jugendorganisationen ihrerseits sind in der Mehrzahl Ableger von größeren politischen und weltanschaulichen Bewegungen und spiegeln aufs Jugendliche übertragen die dort verfochtenen Meinungen wider. Ihre innere Organisation ist verhältnismäßig locker. Sie stehen auch im Leben des jungen Menschen gleichsam am Rande. Die natürlichen Verflechtungen der Familie und der Gesellschaft sind es, die ihn festhalten. Eine Polarität zwischen Familie und Kameradschaft, die wir für Erziehung und politisches Leben als wesensnotwendig empfinden, wird nicht

gesucht, da man in der Vorherrschaft der Familie immer noch die natürliche Ordnung erblickt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die französische Jugend nicht auch leidenschaftlich bewegt sein könnte. Aber es ist eine Leidenschaft der Idee, des Geistes, des Zieles. Das unbewußte Leben steht dem bewußten Planen des Geistes gleichsam unverbunden gegenüber. Die französischen Lebensformen haben sich über Jahrhunderte hinweg erhalten, während der französische Geist stets unruhig schweifend ist auf der Suche nach neuen Schlüssen, Formeln und Nuancen. Die französische Geschichte wird von beiden her bestimmt: von der konservativen Tradition des schlummernden Lebens wie von dem revolutionären Vorwärtsdringen des Geistes, und so müßten wir, wenn wir versuchen, die Jugend von ihren Ideen her zu begreifen, die französische Gesamtwirklichkeit auch von den Müttern her betrachten. Ihre Hoffnung oder ihr Widerstand wiegt vielleicht schwerer als die flüchtigen Konzeptionen einer Jugend im Übergang. Und schließlich haben auch die Väter noch ein Wort zu sagen. Vom Auslande her hört man meist nur ihre Stimme, weil sie es sind, die im gültigen Auftrag Frankreich vertreten. Die Mütter schweigen, wie es selbstverständlich ist in einem Lande, das kaum eine Frauenbewegung kennt, das der Frau nur wenig öffentliche Rechte zuspricht, wo die Frau aber leise und unbemerkt regiert in dem großen Bereich rein menschlicher Beziehungen.

In der französischen Öffentlichkeit ist in den letzten drei Jahren häufig — im Hinblick besonders auf das Beispiel Deutschlands und Italiens — eine Verjüngung der regierenden Schicht in Politik und Verwaltung gefordert worden. Die Übergabe der Macht an jüngere Kräfte sollte die französische Politik in neue Bewegung bringen, sie wagemutiger und kühner gestalten, Frankreich neuen Glanz verleihen. Dieser Ruf nach Erneuerung wurde auch vernommen und man konnte gelegentlich hören, daß eine deutsch-französische Verständigung sehr viel leichter würde, wenn auch Frankreich sich jüngere Führer wählen würde. Merkwürdigerweise ist der Ruf in Frankreich selbst sehr bald verstummt. Er war eigentlich einer weiteren Öffentlichkeit nur vernehmlich im Frühjahr 1934, als einzelne Zeitungen der jungen Generation, wie „La Lutte des Jeunes“ von Bertrand de Jouvenel, sich dieser Forderung annahmen. Vielleicht, weil die Durchschlagskraft der französischen Jugend rein zahlenmäßig oder biologisch nicht sehr bedeutend ist. Der frühere Minister und Abgeordnete von Paris Paul Reynaud, zum Beispiel, weist in seiner Schrift,

mit der er in den letzten Wahlkampf eingriff, „Jeunesse, quelle France veux-tu?“ darauf hin, daß die gesamte französische Politik bestimmt werde von der relativen und absoluten Schwäche der französischen Jugend. Auf acht Personen käme in Frankreich eine über sechzig Jahre, auf drei Franzosen im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren kämen vier Engländer, vier Italiener, sieben Deutsche und fünfzehn Russen. Der Hauptgrund des Verstummens der Forderung nach Verjüngung der politischen Führerschicht scheint mir aber in der Erkenntnis der wahren Lage Frankreichs zu finden zu sein und schließlich in der Tatsache, daß tüchtige junge Kräfte in Frankreich immer noch Arbeitsmöglichkeiten, auch politischer Art, finden. In der 1934 erschienenen Schrift einer Gruppe junger Schriftsteller der Rechten, „Demain la France“, steht der Satz: „Nach dem Umfang unseres Landes, nach der Zahl unserer Bevölkerung, nach dem Reichtum unseres Bodens kommen wir weit hinter den Vereinigten Staaten, Deutschland, Japan, England, Rußland, etwa auf derselben Stufe wie Italien, ein klein wenig vor Polen. Die wahren Dimensionen Frankreichs gehen überall über Frankreich hinaus. Dies ist die Grundwahrheit, die Lebenswahrheit, die wir nicht vergessen dürfen. Jeder französische Nationalismus, der das ganze Schicksal Frankreichs sich auswirken lassen will zwischen den Alpen und dem Atlantik, zwischen Dünkirchen und den Pyrenäen, schränkt unsere Rolle in der Welt um zwei Drittel oder drei Viertel ein.“ Ein solcher Anspruch auf Geltung weit über die vitalen Grundlagen der Nation hinaus kann aber nur durchgefochten und bewahrt werden durch eine schlaue und listenreiche Politik, mit Mitteln diplomatischer Strategie und geistiger Werbung, wie sie im allgemeinen nur dem Alter als Erfahrungsschatz eines langen Lebens zur Verfügung stehen. Jean Guéhenno hat vom französischen Standpunkt aus recht, wenn er in seinem Buch „Jeunesse de la France“ Frankreich davor warnt, dem Zuge des allgemeinen europäischen Vitalismus zu folgen. Frankreichs Jugend erneuere sich immer wieder in seiner mit politischen Mitteln vertretenen geistigen Mission. Im Geiste sei Frankreich jung wie ein ewiger Frühling.

Die Leitung der Staatsgeschäfte liegt also meist in den Händen älterer Persönlichkeiten. Trotzdem ist die junge Generation nicht völlig von der Verantwortung ausgeschaltet, nur tritt sie im Staatsleben nicht als Bewegung oder als „Equipe“ in Erscheinung. Aber zahlreiche Posten, gleichsam in der Vorbereitungszone der Entscheidungen, sind ihr im Staat, in der Wirtschaft, im

Parteileben anvertraut, in den Kabinetten der Minister, in den Sekretariaten der großen Wirtschaftsführer, in den Aktionskomitees der Gewerkschaften und Parteien. Frankreich besitzt ein wohlausgeklügeltes, ausgezeichnet arbeitendes System der Auslese. Mit den Zielen und Methoden verglichen, die das heutige Deutschland für die Auslese der Tüchtigsten auf den verschiedenen Gebieten öffentlicher Betätigung fordert, mag dieses französische System einseitig intellektualistisch erscheinen. Die Concours, die in ihren verschiedenen Stufen, der Aufnahme in die sogenannte Grandes Ecoles, der Agrégation, den besonderen Zulassungsprüfungen zu den höheren Staatsstellungen die Grundform der Auslese darstellen, sieben die Besten in der Tat fast ausschließlich nach ihren wissenschaftlichen Kenntnissen und formalmethodischen Fähigkeiten. Aber sie erlauben verhältnismäßig früh zu wissen, wer einmal zur Elite der Nation gehören wird. An diese junge Elite werden die Kenntnisse und Fertigkeiten vererbt, die Frankreich gestatten, seinen politischen Besitzstand in der Welt zu erhalten und zu vermehren. Daß diese Jugend sich nicht gerade für revolutionäre Neuerungen einsetzen wird, liegt im Wesen ihrer Auslese. Außerdem muß sie früh sachliche Arbeit leisten. Sie muß sich mit ihrem Handwerk vertraut machen, an der eigenen Entwicklung weiterbauen, die errungene Stellung befestigen. Ideen eines jungen Frankreich werden bei ihr zwar ein gedämpftes Echo, aber selten leidenschaftliche Verfechter finden.

Das eigentliche Mittel, neue Lebensforderungen anzumelden, ist in Frankreich zu allen Zeiten das Buch und die Zeitschrift gewesen. Das Wort hat in diesem Lande der Denkgläubigkeit, der Redekunst, des Fabulierens gegenüber dem schweigenden Leben stets den Vorrang gehalten. Das Buch als kleine, wendige Kampfmaschine, wie es einmal ausgedrückt wurde, taucht hier immer zuerst im Vorgelände der Schlacht auf als ein Vorbote größerer Ereignisse. Die Zeitschrift aber ist in Frankreich das Mittel, eine Mannschaft Gleichgesinnter zu sammeln, die mit publizistischen Mitteln ihre Lebensanschauung vor der Öffentlichkeit durchkämpft. Wir dürfen uns erinnern, welche Sprengwirkung ein Buch wie Montesquieu's „Esprit des lois" auf die politische Verfassung des Ancien régime hatte, wie entscheidend Georges Sorel's „Reflexions sur la violence" auf die Ausbildung der politischen Methoden des Faschismus, zu welchem Kampfinstrument für eine republikanische und christliche Erneuerung Frankreichs Charles Péguy zu Beginn dieses Jahrhunderts seine „Cahiers de la Quinzaine" entwickelt hat. Und welche Geschichte öffent-

lichen Meinungskampfes hat sich nicht während der langen Jahrzehnte ihres Bestehens um Zeitschriften wie die „Revue des deux Mondes", den „Mercure de France", die „Nouvelle Revue française", die „Revue Universelle" und andere abgespielt.

Wir erkennen auch heute die Ideen der französischen Jugend am besten in ihren Büchern und Zeitschriften, um die sie sich in mehr oder weniger lockeren Zirkeln schart. Eines muß vorausgeschickt werden: es ist dieser Jugend um ihre Ideen sehr ernst. Das kritische Wort, das Proudhon den demokratischen Menschheitsverbesserern im Jahre 1850 zugerufen hat, — „Mit Euren großen Worten von Krieg den Königen und Bruderschaft den Völkern, mit Euren revolutionären Paraden und Eurem ganzen Demagogengeschwätz seid Ihr bis heute nur Aufschneider gewesen" —, trifft auf diese Jugend nicht zu. Sie versucht sich mit Ernst und Vorurteilslosigkeit über die wirkliche Lage Rechenschaft zu geben. Es fehlt ihr vielleicht für unser deutsches Empfinden der Wille zur politischen Tat. Aber in diesem Lande bedeutet häufig das W o r t schon T a t und nach ihrem eigenen Urteil befindet sich die Jugend noch im Zustande der Sammlung, in dem Sinne etwa der urfranzösischen Worte von Georges Sorel: „Eine Revolution bringt tiefe, dauerhafte und ruhmreiche Veränderungen nur hervor, wenn sie von einer Ideologie begleitet wird, deren philosophischer Wert im geraden Verhältnis steht zu der materiellen Bedeutung des vollzogenen Umsturzes. Diese Ideologie gibt den handelnden Personen des Dramas das Vertrauen, das sie brauchen, um zu siegen. Sie baut eine Schranke auf gegen die Versuche der Reaktion, die von Juristen und Historikern, in dem Bestreben die unterbrochene Tradition wiederherzustellen, angepriesen wird. Endlich wird sie später dazu dienen, die Revolution zu rechtfertigen, die durch sie als ein Sieg der Vernunft in der Geschichte erscheint." Aus diesem Wort Sorels werden uns die Beschäftigungen von Gruppen wie „Ordre nouveau", „L'Homme nouveau", „Esprit", „Combat", die wir weiter unten kurz behandeln müssen, verständlich: zuerst eine solide Ideologie, dann die revolutionäre Tat. Liegt in dieser Reihenfolge nicht vielleicht das Geheimnis des ungeheuren geschichtlichen Erfolges der französischen Revolution?

Um zu einem vollständigen Bild der Ideen des jungen Frankreich zu kommen, müßten wir das Werk einer Reihe junger Schriftsteller, die heute für die französische Jugend beispielhaft dastehen, ausführlicher darstellen. Aber wir dürfen bei einer flüchtigen Gesamtdarstellung, wie wir sie hier versuchen müssen,

nicht zu tief in rein literarische Fragen eindringen, um so mehr, als heute die meisten Schriftsteller irgendeiner Gruppe angehören. Einsam steht allerdings da Henry de Montherlant. Aber in der merkwürdigen Mischung von Skeptizismus und katholischer Frömmigkeit — zwischen Nietzsche und Ignaz von Loyola —, von kriegerischer Tapferkeit und mönchischer Entsagung, von Pathos und ironischer Selbstanalyse, Anspruch auf Führung und Verzicht auf die Tat mißt er in seiner Person die seelische Skala aus, die der französischen Nachkriegsgeneration eigentümlich ist. Sein Werk „Service inutile“ enthält alle diese Einstellungen, die seine Essays zum Beispiel in dem Bande „Mors et vita“, seine Romane „Les Bestiaires“, „Les Célibataires“ oder seine neuen Frauenbücher vereinzelt zeigen. Die neue Haltung eines wenn nicht gefährlichen, doch voraussetzungslosen Lebens verbindet ihn mit anderen Zeitgenossen: mit Marcel Arland, André Chamson, Drieu La Rochelle, während umgekehrt ein Daniel Rops aus dieser fast frivolen Haltung in die Sicherheit der christlichen Gnade flüchtet. Alle suchen auf verschiedenen Wegen nach einem neuen Menschenbild, das von der Vereinzelung des Individuums in der heutigen Gesellschaft, von der bürgerlichen Sattheit weg zu neuer Gemeinschaft hinführt, vom Individuum zur Person. Wir werden noch sehen, welche Rolle dieser Begriff im Denken der französischen Jugend spielt.

André Chamson sieht den Menschen in den ursprünglichen Zusammenhängen mit der Landschaft, dem einfachen Beruf des Bauern und Arbeiters. Er verlangt von ihm Härte, Spannung, Einsatz, Zucht. Die meisten seiner Romane spielen in seiner Heimat, den Cevennen. In einer kleinen Novelle, die in seinem letzten Bande „Les quatre Eléments“ aufgenommen wurde, und die uns für diese Haltung besonders zu stehen scheint, erzählt er, wie ein junger Mensch sich in eine etwas ältere Frau verliebt. Er lädt sie ein, mit ihm ins Gebirge zu steigen zum Sonnenaufgang. Sie übernachten in einer Hütte. Sie lieben sich beide, — aber der Dichter läßt es nun nicht zur Auslösung des Liebeserlebnisses kommen, was für die bürgerliche französische Schriftstellerei der eigentliche Anlaß und Sinn der Novelle gewesen wäre, sondern beide versagen sich einander in schöpferischer Spannung auf dem harten Hintergrunde des großen Berglandes. Hier erklingt ein ganz neuer Ton in der französischen Literatur. Ist es Zufall, daß diese Erzählung überschrieben ist „L'étrangère“? Im Gegensatz zu Chamson bleibt Drieu La Rochelle im Skeptizismus: sein Kriegsbuch „La Comédie de Charleroi“ oder sein „Journal d'un homme

trompé" zeigen ein Versprechen, nichts mehr vor sich selbst ernst zu nehmen. Drieu La Rochelle erscheint uns als der negative Ausdruck der Sehnsucht der französischen Nachkriegsgeneration nach „Person". Seine Ironie klingt manchmal wie ein verhemmter Schrei nach starker Gemeinschaft. André Chamson ist kämpfender Sozialist. Drieu La Rochelle hat in den letzten fünfzehn Jahren sämtliche Zeitmeinungen als seine eigenen aufgenommen. Von den Kommunisten hat er sich über die konservative Rechte und mehrere Zwischenstufen zu einem faschistischen Sozialismus durchgekämpft, immer auf der flüchtigen Suche nach einer neuen französischen Ordnung. Daniel Rops ist katholisch und steht der Bewegung der „Ordre nouveau" nahe. Es gibt heute in Frankreich eben kaum einen unpolitischen Schriftsteller. Vielleicht hat es in der Literaturgeschichte weniger gegeben als bei uns: um so seltsamer die absichtsvollen Rufe der heutigen französischen Literaturkritik nach reiner Dichtung in Deutschland. Der französische Schriftsteller hat sich eingegliedert in die Front derer, die langsam vorrücken, eine neue Ordnung zu suchen. Diese Front hat einen linken und einen rechten Flügel. Wir wollen versuchen, in aller Eile die Front abzuschreiten. Wir beginnen beim linken Flügel.

Der Sieg der Volksfront bei den letzten Wahlen, der den Kommunisten über siebzig Sitze im neuen Parlament einbrachte, ist weniger der Sieg einer politischen Massenbewegung als der Sieg eines geistigen Irrtums gewesen. Beobachter der politischen Entwicklung in Frankreich wie André Siegfried oder der verstorbene Albert Thibaudet haben gelegentlich darauf hingewiesen, daß in der Dritten Republik die politischen Ideen auf der linken Seite des Horizontes aufsteigen, um im Zuge ihrer realpolitischen Verwirklichung auf der rechten Seite niederzugehen. Das persönliche Schicksal vieler französischer Politiker zeigt diesen Weg von links nach rechts. Die französische Geistigkeit hat sich nun, soweit sie nicht eindeutig rechts stand, während der letzten Auseinandersetzungen in dem Maße von kommunistischen Gedankengängen anziehen lassen, in dem das Schwergewicht der Politik von konstitutionellen Fragen auf die soziale Frage hinüberwechselte. In diesem Kommunismus kommen verschiedene Strömungen zum Durchbruch: einmal findet sich hier die Tradition des doktrinären Laizismus, der fürchtete, in den linksbürgerlichen Kreisen nicht mehr recht zum Zug zu kommen, ein kämpferischer Monismus, eine mechanistische Weltauffassung, naturreiner Büchner sozusagen, der mit den Enzyklopädisten und Karl Marx zu einer neuen Lösung zusammengeflossen ist, die

man etwa mit „französischem Lenin" bezeichnen könnte. Er findet sich vorwiegend bei Volksschullehrern, kleinen Beamten, bei Menschen jedenfalls, die in Frankreich sich noch am handfesten Gebrauch ihres eigenen Verstandes freuen können. Anders ist der sozialrevolutionäre Kommunismus eines André Malraux, der in seiner „Condition humaine" ein soziales Anklagewerk großen Stiles geschrieben hat. Ganz anders wohl auch der Nihilismus eines Louis Ferdinand Céline mit seinen beiden großen Werken „Voyage au bout de la nuit" und „Mort à crédit", der übrigens in seiner neuesten Schrift „Mea culpa" dem stalinschen Rußland den Abschied gibt. Wieder anders der Kommunismus Romain Rollands und André Gides, die ihre Haltung auf die soziale Gewissensprüfung ihres inneren Bürgers zurückführen. Beide werden von dem Gefühl beherrscht, nun auch ihrerseits etwas für die soziale Gerechtigkeit tun zu müssen. Gide hat dieses Gefühl in einer kleinen Schrift „Les nouvelles nourritures" ausgesprochen: „Persönlich habe ich eine Abneigung gegen jeden ausschließlichen Besitz; aus Geben ist mein Glück gemacht, und der Tod wird aus meinen Händen nicht viel nehmen. Er wird mir vor allem natürliche, überall vorkommende Güter rauben, die sich der Besitznahme entziehen und allen gemeinsam sind. Mit ihnen habe ich mich hauptsächlich vollgetrunken. Für den Rest ziehe ich das Mahl einer Herberge dem bestgedeckten Tische vor, den öffentlichen Park dem schönsten durch Mauern verschlossenen Garten, das Buch, das ich ohne Angst auf den Spaziergang mitnehmen kann, der seltensten Ausgabe und wenn ich ein Kunstwerk allein betrachten müßte, so würde meine Traurigkeit größer sein als meine Freude, je schöner das Kunstwerk ist." Ähnliche Formulierungen finden sich bei Jean Guéhenno, dem Herausgeber der Zeitschrift „L'Europe", die vorwiegend jüngere Kräfte der äußersten Linken zum Worte kommen läßt. Jean Guéhenno hat in kleineren Schriften „Caliban parle", „Conversion à l'humain", „Jeunesse de la France" u. a. diesem Gefühl des Bürgers Ausdruck verliehen. „Caliban" ist jener Erdgeist aus dem „Sturm" von Shakespeare, der Ariel und Prospero dienen muß. Caliban ist das Volk, das Proletariat. Caliban hat sich endlich mit dem Geist verbündet, er hat seine Angst überwunden, er steht nun auf. Alle Würde und Vornehmheit des heutigen Europas entstammt dieser Gebärde Calibans. Aber entscheidend ist nun, daß Guéhenno diesen Aufstand verknüpft mit der französischen liberalen Tradition. Er stellt eine Ahnenreihe auf, die von Montaigne, Descartes, Voltaire, Jean Jacques Rousseau über Hugo, Zola,

France, Jean Jaurès zu Lenin hinführt. Lenin wird so zum Fortsetzer der latein-humanistischen, rationalistischen französischen Tradition. Karl Marx wird von ihm bezeichnenderweise nicht genannt. Lenin wird zum „bonhomme Lenine". Vor dem „bonhomme Lenine" braucht niemand Angst zu haben. Der Kommunismus ist verniedlicht: alles Gewalttätige, Brutale, Asiatische ist weggewischt, das Blut der Millionen Verhungerten und Getöteten versickert, auf dem Hintergrund bleibt allein das Lächeln eines freundlichen Doktrinärs. Hier wird jene seltsame Naivität sichtbar, die wir immer wieder beim französischen Nationalismus verfolgen können. Diese Auffassung steht im Einklang mit den Ursachen, die zu einer so raschen Verbreitung des Kommunismus in Frankreich geführt haben. Guéhenno möchte nun, daß der so nochmals befreite Mensch zu einem neuen Humanismus kommt. Dies ist der Inhalt seiner Schrift „Bekehrung zum Menschlichen". Das Menschliche soll nach ihm in reiner Darstellung in allen staatlichen und politischen Beziehungen zum Durchbruch kommen. Vom „Menschlichen" her soll die Gesellschaft und Wirtschaft neugeordnet werden. Diese wahrhaft menschliche Ordnung wird Frankreich verwirklichen, und dann wird Frankreich die neue Heilsbotschaft den anderen Völkern bringen. Denn Frankreich ist der Vorort der Revolution, das Land der andauernden Befreiung. Über diese Überlegung gelangt Guéhenno dann zu jenem universalistischen Nationalismus, der an den Pyrenäen oder am Kanal ebensowenig haltmacht wie der Nationalismus der Rechten. Er ist um so kämpferischer, je abstrakter seine Grundlage ist. Internationalismus kennt der Franzose bekanntlich nur als Exportware.

Der Glauben an den Fortschritt und die dauernde Befreiung verbindet sich mit einem Glauben an die Fülle. Jacques Duboin, ein einflußreicher Sozialtheoretiker der Linken, ist in einer Reihe von Büchern, besonders in der Schrift „La grande relève des hommes par la machine" der Frage nachgegangen, wieso es kommt, daß in einer Zeit, in der alle Produktionsmöglichkeiten vorhanden sind, wo weder Rohstoffe noch Arbeitskräfte fehlen, bei dem einen Hunger herrscht, andere ihre Waren vernichten müssen. In einer Sammlung fingierter Briefe eines in Europa reisenden chinesischen Studenten „Kou l'Ahuri où la misère dans l'abondance" läßt er diesen an einzelnen Erscheinungen des europäischen Wirtschaftslebens den Widersinn eines solchen Systems nachweisen. Duboin zeichnet in großen Zügen ein Zeitalter der Fülle, wo jeder reich sein wird, die Maschine die menschliche Arbeit fast völlig ab-

gelöst hat und die Menschen sich ihrer Muße widmen können. Er zeigt jedoch nicht auf, auf welchem Wege diese neue Ordnung verwirklicht werden könnte. Seine „Lehre der Fülle" aber hat auf die französische Arbeiterschaft und einen Teil der französischen Jugend tief eingewirkt. Ich werde jenen französischen Arbeiter nie vergessen, der mir eines Morgens, nachdem wir am Abend vorher ein langes Gespräch über Politik gehabt hatten, jenes Buch von Duboin „Die große Ablösung der Menschen durch die Maschine" brachte, ein zerlesenes Exemplar, aber sorgfältig und sauber eingebunden, gleichsam wie einen Schatz — ökonomischer Weisheit allerdings nur —, aber aus dem einmal auch für ihn die Fülle entspringen werde.

Duboin ist in einigen seiner Gedankengänge von den amerikanischen Technokraten beeinflußt. Jüngere Politiker um die „Jeunes Equipes unies pour une nouvelle économie sociale" und um den Studienkreis des „Dynamo" haben seine Gedanken aufgenommen und bauen sie weiter aus. Die Lehre von der Fülle ist heute bereits in Kundgebungen der Regierung eingegangen. Offenbar eignet diesem Wort eine größere Verheißungskraft als dem Schlagwort von der Diktatur des Proletariats, das im Lande doktrinärer Freiheit und eines leidenschaftlichen Individualismus viel zu dunkel und gefährlich klingen würde.

Auch im sozialistischen Lager bemüht man sich um neue Lösungen: auf dem Parteikongreß am 14. und 15. Juni 1933 löste sich unter Führung von Adrien Marquet, Marcel Déat und Montagnon eine Gruppe von der sozialistischen Partei, die sich kurz darauf unter den Schlagworten „Nation, Ordnung, Autorität" zur „Parti socialiste de France" zusammenschloß. Es ist innerhalb dieser Gruppe zu verschiedenen Auseinandersetzungen gekommen. Bei den vergangenen Wahlen wurde sie fast völlig zerrieben. Aber jüngere Kräfte haben in der Zeitschrift „L'homme nouveau" ein Organ neosozialistischer Aussprache entwickelt. Die Mitarbeiter werden in ihren Gedankengängen beeinflußt von Ideen, die in Belgien Henri de Man in einem eigenen „Plan" ausgesprochen hat. Im letzten Jahr sind sie mit einem französischen Plan „Le plan français" herausgekommen. Er verbindet mit älteren sozialistischen Forderungen Lösungen korporativer und planwirtschaftlicher Natur. Wie schon der Name der Zeitschrift andeutet, wird aber auch hier die Grundlösung von einem neuen Humanismus, einer neuen menschlichen Einstellung erwartet, aus der

heraus die wirtschaftlichen und sozialen Probleme ihre organische Ordnung finden sollen.

Welches nun die wirkliche organische Lösung der brennenden französischen Gegenwartsprobleme sei, — diese Frage beschäftigt seit mehreren Jahren die Gruppen „Esprit" und „Ordre nouveau". „Esprit" stellt in ihren zeitkritischen Analysen fest, daß die Unordnung in diese Welt gekommen sei, weil alle Lebensbeziehungen sich eigensüchtig verselbständigt hätten und dem Materialismus verfallen seien. Im Angesicht dieses Niedergangs müsse zunächst eine neue Tafel der Werte aufgestellt werden: Vorrang des Vitalen vor dem Materiellen, Vorrang des Kulturellen vor dem Vitalen, Vorrang des Spirituellen vor allen diesen. Der Geist, „esprit", erschöpft sich weder in den vitalen oder kulturellen Werten. Er bezeichnet, wie es Emanuel Mounier in seinem Buch „La révolution personnaliste et communautaire" ausdrückt, „jene Werte, die allen zugänglich sind in der Freude, im Leid, in der alltäglichen Liebe, die wir, indem wir den Worten eine Kraft geben, die sie vor der Verflachung retten, nach dem üblichen Sprachgebrauch nennen: Worte der Liebe, der Güte, der Charitas. Diese Stufenleiter verbindet sich für einige unter uns mit der Existenz eines transzendenten Gottes und mit den christlichen Werten". Diese Worte nun sind eingeschlossen in der „Person", la personne, und in der „Gemeinschaft", la „communauté". Die „Person" ist absolut, ohne das Absolute zu sein. Sie ist einmalig, unauswechselbar und nicht identisch mit dem Individuum. „Sie ist eine Gegenwart in mir." Die Gesellschaft darf weder die „Person" unterjochen, noch deren Berufung für sich selbst in Anspruch nehmen. Sie muß der „Person" im Gegenteil den notwendigen Raum der Distanz von anderen, des Schutzes, der Muße sichern, damit diese sich in völliger geistiger Freiheit ihrer Berufung bewußt werden kann. Die „Gemeinschaft" nun ist eine „Person der Personen". Sie hat nichts zu tun mit der liberalen Gesellschaft einerseits oder mit der Kameradschaft, der Mannschaft andererseits, wie sie unserem deutschen politischen Leben zu Grunde liegen. Sie entsteht auch nur da, wo „Personen" gegenseitig ihre Berufung erkennen und im Gleichklang der gemeinsamen Arbeit frei zusammenwirken. Sie wird historisch verwirklicht gelegentlich im Rahmen der Familie, eines Freundesbundes. Sie war gegenwärtig im Frankreich der Jeanne d'Arc. Die kommende Revolution muß „personnaliste" sein, weil sie die Person befreit, und „communautaire", weil sie die neue „Gemeinschaft" gründen soll. Diese Revolution

wird nun aber nicht mit den Mitteln der „action directe“ verwirklicht, sondern dem setzt Mounier gegenüber: „unsere Aktion ist ihrem Wesen nach nicht auf Erfolg, sondern auf Zeugenschaft gerichtet“. Wie nun aus dieser sozialen Metaphysik, die kräftige Anleihen beim Christentum und bei Plato macht, der Sprung in die Wirklichkeit vollzogen wird, ist an sich sehr wichtig zu beobachten. Es ist, wie es nicht anders sein kann, ein Salto mortale. Denn ein kausaler Zusammenhang zwischen der Person, der personalistischen Gemeinschaft und den praktischen Forderungen, zum Beispiel nach Organisation und Kontrolle des Kredits, wird nicht hergestellt. Die praktischen Forderungen haben in gewissen liberalen, dann wieder in katholischen Vorschlägen eine sehr natürliche Quelle.

Auch der Begriff der „Person“ selbst bleibt in der Darstellung der Gruppe „Esprit“ eigentlich unfaßbar. Denis de Rougemont, der „Esprit“ wie „Ordre nouveau“ nahesteht, und aus dem protestantischen Lager kommt, definiert ihn in seiner „Politique de la personne“ im christlichen Sinne: „Person und Beruf sind untrennbar, sagt er, alle beide aber sind nur möglich in diesem einzigartigen Akt des Gehorsams gegenüber dem Befehl Gottes, der sich Liebe zum Nächsten nennt“. Eine persönliche Lösung der politischen Probleme ist demzufolge notwendigerweise eine charitative. Ganz ähnlich spricht sich aus Daniel Rops in der Schrift „Destin de l'homme“; vor allem aber in seinem Roman „Mort, où est ta victoire?“, wo er das Mädchen Laure Malaussène durch alle Abgründe eines materialistischen und eines innerlich vereinsamten Daseins gehen läßt, bis sie am Schluß ihres Lebens in dem Akt des Gehorsams gegenüber Gott das Charisma der „Person“ empfängt.

Rougemont und Rops gehören zum Führerkreis der „Ordre Nouveau“. Es würde sich rechtfertigen, ausführlicher über diese Gruppe zu sprechen, denn sie nimmt wohl unter dem politischen und gesellschaftskritischen Schrifttum der jungen Generation den breitesten Raum ein. In der Ausarbeitung ihrer Gedanken ist sie mit bemerkenswerter Folgerichtigkeit vorgegangen. Fast zu jeder öffentlichen Frage hat sie eine eigene Studie herausgebracht. Aber gerade dieser Reichtum verbietet es uns, ihre Gedanken einigermaßen vollständig darzustellen. Wir könnten sie vielleicht die Enzyklopädisten der kommenden französischen Revolution nennen, wenn wir des Inhalts der zukünftigen französischen Neuordnung schon gewiß wären. Das Grundwerk der Bewegung ist das Buch von Arnauld Dandieu und Robert Aron „La révolution néces-

saire". Wichtige Gedanken sind niedergelegt in ihrer Zeitschrift „Ordre nouveau" und außerdem in den Werken einiger junger Publizisten wie René Dupuis, Claude Chevalley und anderen.

Auch diese Gruppe geht von der „Person" aus, la personne. Nur identifiziert sie sie nicht mit dem Geistigen schlechthin, dem Esprit. Ihre Auffassung der Person entspricht viel eher naturrechtlichen Gedankengängen. Die „Person" ist der Ausgangspunkt der sozialen Ordnung. Die natürliche gesellschaftliche Einheit einer Gemeinschaft von Personen ist die Heimat, „la patrie". Diese Einheit erfüllt der Mensch noch ganz unmittelbar, gleichsam vital. Die nächstgrößere Einheit ist die Landschaft, „la région", die Zusammenfassung mehrerer Landschaften die „Nation". In diesem Stufenbau prägt sich die natürliche personalistische Ordnung aus. Der Staat nun hat eine rein dienende Funktion: er ist das Zentrum nationaler Wachsamkeit, der „vigilance nationale", und Zentrum der Verwaltung. Er darf weder die Nation vergewaltigen, wie es nach Auffassung der „Ordre nouveau" der totalitäre Staat tut, noch die „Heimat", wie es der französische Staat nach den Beiträgen im Januarheft 1936 der Zeitschrift in Elsaß-Lothringen versucht. Deshalb regionale Selbstverwaltung, Kampf gegen die Zentralisation, die immer den Staat zu Ungunsten der Heimat und der Landschaft bereichert — und schließlich föderalistische Ordnung Europas, damit jede „Person" in jeder „Heimat" sich frei entwickeln könne. Die „Person" ist der Herr ihres Eigentums und ihrer Arbeitskraft: deshalb Reform des Kapitalismus und Organisation der Arbeit in Korporationen. Diese aber sind nicht zu verwechseln mit der italienischen Korporation oder der deutschen Betriebsgemeinschaft, wie sie durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit definiert wird. Denn die Korporation „Ordre nouveau" ist die rechtlich verankerte Gefahrengemeinschaft eines Betriebes, an der alle am Betrieb Interessierten teilnehmen, Aktionäre, Direktoren, Angestellte, Arbeiter. Das Risiko verteilt sich im Verhältnis auf die verschiedenen Interessengruppen, also zum Beispiel: keine Arbeiterentlassungen ohne Einsparung an den Gehältern der Verwalter oder gleichzeitig Verringerung der Besitztitel. — Um der durch die Technisierung der menschlichen Arbeit nach der Auffassung der „Ordre nouveau" sich ergebenden Verproletarisierung des Arbeiters entgegenzuwirken, wird die gesamte Wirtschaft in einen geplanten und einen freien Sektor eingeteilt. Der geplante Sektor umfaßt alle rein mechanische ungelernte Arbeit. Diese wird auf sämtliche Angehörigen der Nation

in einem ein- bis zweijährigen Arbeitsdienst verteilt. So gibt es als Beruf nur noch persönliche, handwerkliche, qualitative Arbeit. Diese Auffassung des Arbeitsdienstes steht im Mittelpunkt der Soziallehre „Ordre nouveau". Ob sie je das Glück haben wird, verwirklicht zu werden, wissen wir nicht, denn es widerstrebt der „Ordre nouveau", durch Parteien oder durch sonstige Aktionsgruppen die Macht im Staat zu erobern. Sie wollen — wie sie sagen — von unten her dem auf die Person gegründeten politischen System zum Leben verhelfen: durch Darstellung im persönlichen Leben. Dies hindert nicht, daß ihre Gedankengänge in der französischen Öffentlichkeit bereits lebhaft besprochen, und daß sich namhafte Politiker mit den Lösungsvorschlägen der „Ordre nouveau" auseinandersetzen.

Auf unserem Gang durch die Gruppen der französischen Jugend von links nach rechts müßten wir nun eigentlich die Gruppen der katholischen Jugend berühren. Die Geschichte des jungen Katholizismus in Frankreich aber wäre eine lange Geschichte. In diesem Lande rückt der Katholizismus wie vielleicht in keinem zweiten Lande in breiter Front vor. Er bedient sich der modernsten Mittel öffentlicher Beeinflussung, um den antiklerikalen, laizistischen Mächten den seit der Revolution verlorenen Boden wieder abzugewinnen: Zeitungen wie „Sept" und „La Croix", Zeitschriften wie „La vie intellectuelle", „La vie spirituelle", „Etudes", „Revue des Jeunes", illustrierte Zeitungen wie „Document", Propagandafilme aus Klöstern und Kirchen werben um die Öffentlichkeit. Eine Neuauflage des Thomismus in der Philosophie Jacques Maritains gibt der Beschäftigung mit den weltlichen Problemen inneren Halt.

Die katholischen Jugendverbände erreichen die höchsten Mitgliederziffern. Katholisches Denken sickert überall ein, auch dort, wo die katholischen Organisationen noch nicht hinreichen. Die katholische Jugend selbst ist stark beeinflußt von den christlich-sozialen Gedanken Albert de Mun's aus dem Ende des letzten Jahrhunderts. Einer der Jüngeren, Robert Garric, hat sie aufgenommen und in seinen „Equipes sociales", einer Art Arbeiterbildungszirkel, ein Werk sozialer Betreuung geschaffen, wie denn der Ruf zur Charitas von allen katholischen Kreisen bemerkenswert fleißig aufgenommen worden ist. Wir werden noch versuchen, zu sagen: warum.

Vielleicht dürfen wir auch die „Croix de feu", die heutige „Parti social Français" als eine katholische Erneuerungsbewegung ansehen. Man hat dieser Bewegung außerhalb Frankreichs, wie übrigens neuerdings auch der Be-

wegung Doriots eine merkwürdige Resonnanz gegeben. Ihr rasches Vordringen, ihre großen Massenversammlungen, ihre straffe Organisation haben die Phantasie zahlreicher Betrachter der französischen Vorgänge beschäftigt. Es hat um die Persönlichkeiten des Oberst de la Rocque und Doriots ein bewegtes Rätselraten eingesetzt. Es liegt außerhalb unserer Möglichkeiten, über die politische Zukunft der beiden ein Urteil abzugeben. Wir glauben jedoch, daß es sich bei den „Croix de feu" nicht um eine faschistische Bewegung handelt, wie etwa bei den ehemaligen „Francisten" oder der „Solidarité française", die wir hier nicht betrachten wollen, weil ihre Ideen vor allem aus dem italienischen Faschismus bekannt sind. Die „Croix de feu" stellen nach unserer Auffassung eine gesellschaftliche Selbstschutzbewegung des Bürgertums dar, mit dem wirklichen Ziel, der Gesellschaft ihre bisherigen Vorrechte irgendwelchen staatlichen Eingriffen gegenüber zu sichern. Gleichzeitig bilden sie eine moralische Erneuerungsbewegung, die gewissen Grundsätzen wieder zum Leben verhelfen möchte und die von innen heraus eine Säuberung des öffentlichen Lebens anstrebt. Diese Auffassung wird bestärkt: einmal durch den großzügigen Ausbau der gesellschaftlichen und sozialen Einrichtungen, die dem Selbsthilfewillen und der Barmherzigkeit der Gesellschaft tatsächlich ein ausgezeichnetes Zeugnis ausstellen, ferner durch die Gedanken, die de la Rocque mehrfach, vor allem in seiner Schrift „Service publique" vertreten hat. Soweit daraus klare Programmziele herauszulesen sind, richten sie sich überall gegen ein Übergreifen des Staates auf das heute noch von der Gesellschaft beherrschte Gebiet. „Der Staat darf bei uns weder eine Fiktion noch eine Religion sein", sagt er, „er muß dienen. Seine Funktion ist, die öffentlichen Einrichtungen zu organisieren, sie den Bedürfnissen der Gesamtheit der Individuen anzupassen. Seine Aufgabe ist es, die innere Harmonie und die äußere Sicherheit zu gewährleisten." Also Polizist und Nachtwächter — die alte Lehre vom liberalen Staat. Er dient auch nicht dem Volke, sondern allein der „Gesellschaft", die sich beruflich und wirtschaftlich in eigene Kammern gliedern soll. Die Ideen hierüber sind nicht sehr weit entwickelt, aber die Gesamttendenz geht aus der Schrift doch recht deutlich hervor. De la Rocque hat einem Teil des französischen Volkes den Glauben an Frankreich als einer mystischen Einheit, gewachsen aus Landschaft, Geschichte und politischer Aufgabe, wiedergegeben. Dies ist wohl der Grund seines Erfolges. Denn selbst dieses Volk kann nicht leben von Plänen und

Programmen allein. Es braucht zu seinem inneren Aufbau den Glauben, der aus der Liebe zur Heimat entspringt.

Auf der Rechten müßten wir den schon 1924 gegründeten „Jeunesses patriotes" einige Worte widmen. Wir wollen sie jedoch übergehen, denn es kommt uns ja nicht so sehr darauf an, die französischen Jugendorganisationen und Kampfverbände zu schildern, wie einige Ideen darzustellen, die heute die französische Jugend bewegen. Die „Jeunesses patriotes" vertreten jedoch, obwohl sie lange für eine nationale Revolution gekämpft haben, weniger die Jugend als einen nach innen und außen gerichteten konservativen Nationalismus, für den Clémenceau oder Poincaré in der europäischen Vorstellung die beispielhaften Figuren abgeben. Auch die „Action française" müssen wir übergehen. Die Gedanken von Charles Maurras sind — auch in Deutschland — häufig dargestellt worden. Durch seine Schule aber sind eine Reihe junger Schriftsteller gegangen, die den gerade heute wenigstens publizistisch wiederauflebenden Royalismus mit Geschick vertreten. Der Royalismus ist bisher — bewegungsmäßig — eine Durchgangsstufe vieler junger Franzosen gewesen: eine liebenswürdige, tapfere Krankheit des Entwicklungsalters. Hinter dem Royalismus der Jugend versteckte sich die romantische Sehnsucht nach dem alten Frankreich, der Glaube an den äußeren Glanz des Vaterlandes, der in den nüchternen Programmen der Linken keine Nahrung fand. Seit kürzerer Zeit nimmt jedoch die royalistische Werbung wieder zu. Die königliche Familie hat sich von der einseitigen Vertretung ihrer Interessen durch die „Action française" gelöst und greift nun mit eigenen Organen, dem „Courrier Royal" zum Beispiel, in die öffentliche französische Auseinandersetzung. Die jüngeren royalistischen Schriftsteller, die übrigens bei beiden Richtungen mitarbeiten, haben eine neue Zeitschrift ins Leben gerufen, „Le combat", in der sie versuchen, eine Ideologie der jungen Rechten herauszuarbeiten. Ein erster Versuch solcher Ideologie geht bereits auf das Jahr 1934 zurück. Damals erschien kurz nach dem sechsten Februar das Werk von Thierry Maulnier, Robert Francis und Jean Pierre Maxence „Demain la France".

Auch diese Gruppe geht bezeichnenderweise von der „Person" aus. Aber für sie ist nicht der Mensch schlechthin, die „persona in natura", oder „der Mensch vor Gott", wie bei Daniel Rops, die Voraussetzung der gesellschaftlichen Ordnung, sondern der an den universellen Werten gebildete, der humanistische Mensch: Nietzsche und Racine geben sich die Hand. Thierry Maulnier

hat beiden ein Buch gewidmet. „Wir haben die Menschenrechte gekannt, Grundlage, Musterkarte, heilige Schrift der demokratischen und kapitalistischen Gesellschaft. Diese Menschenrechte waren nur die Rechte des Individuums, heißt es in „Demain la France“, die „Person“ aber ist im Gegensatz hierzu diesen Verwechslungen nicht unterlegen. Das Individuum stimmt ab, die „Person“ arbeitet, denkt, liebt, hat Hunger. Das Individuum ist der eingebildete Souverän einer Welt, die auf die Zahl gegründet ist. Die „Person“ ist das wirkliche Wesen, das unter der Unterdrückung durch die Zahl leidet.“ Die Grundlage der Person führt zu ähnlichen Folgerungen, wie sie „Ordre nouveau“ aufgestellt hat: die Gesellschaft baut sich auf den persönlichen Einheiten der Familie, des Berufs, des Privateigentums auf. Das staatliche Leben muß sich in Landschaften gliedern, denn der Regionalismus ist „der Ausdruck einer spontanen Treue“. Das Wirtschaftsleben wird in Korporationen geordnet nach den Berufszweigen, die zusammen die „Generalstände der Arbeit“ bilden. Auch hier muß der Staat dienen, er darf nicht despotisch sein. Deshalb muß gegen den „Etat envahisseur“ ebenso gekämpft werden wie gegen die individualistischen Freiheiten. Volksvertretung und Regierung müssen getrennt werden. Der König ist nicht nur der Hüter der Verfassung, sondern er garantiert gleichzeitig die notwendige Scheidung der drei Welten des Geistigen, des Politischen, des Wirtschaftlichen. Nationalismus ist Selbstbehauptung der Nation. Er darf sich mit Frankreich nicht begnügen, sondern muß, da Frankreichs Mission universalistischer Natur ist, über die Grenzen Frankreichs hinauswirken: geistig und wirtschaftlich in die anderen Länder, politisch in das große französische Imperium. Nationalismus und innere Gesellschaftsordnung aber müssen zusammengehen in dem Sinne, in dem es Charles Maurras einmal in seinem „Dictionnaire politique“ ausgesprochen hat: „ein Sozialismus, der vom demokratischen und kosmopolitischen Element befreit ist, fügt sich zum Nationalismus wie ein gutgeschnittener Handschuh zu einer schönen Hand“.

Wir haben einige Ideen der verschiedenen Gruppen aufgezählt, aber es ist aus unseren Ausführungen vielleicht doch nicht recht deutlich geworden, was die einzelnen Gruppen nun eigentlich voneinander trennt. Nun, Frankreich ist das Land der Nuancen. Und Nuancen sind manchmal recht schwer voneinander abzuheben. Aber vielleicht zeigt dieser Mangel unserer Ausführungen gerade, wie unwesentlich im Grunde die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen sind, wie einheitlich heute die französische Jugend denkt. Von den Ideen her

betrachtet gibt es tatsächlich eine französische Jugendbewegung. Sie besteht nicht, wenn wir darunter den Kampf gegen die alte Generation verstehen. Allen Gruppen von den Sozialisten bis zu den Royalisten gemeinsam ist das Suchen nach einer neuen Auffassung des Menschen. Hinter diesem Personalismus aber versteckt sich das Bemühen, die Ideen der französischen Revolution zu reinigen und gleichzeitig zu stärken. Das System von 1789 scheint der französischen Jugend immer noch gut. Es ist im Laufe der Zeit verfälscht worden. Es soll nun in einer organischen Neuordnung seine Neubestätigung finden.

Auch wenn in diesem „Personalismus" die Frage nach der menschlichen Freiheit und nach der menschlichen Gemeinschaft von neuem gestellt wird — als Deutsche vermögen wir in ihm nicht die Überwindung der geistigen und politischen Nöte unserer Gegenwart zu erblicken. Die schöpferische Polarität zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft ist für uns im Nationalsozialismus die Grundspannung des politischen Lebens geworden. Die nationalsozialistische Revolution hat uns in so leidenschaftlicher Weise vor den Befehlsruf der Gemeinschaft gestellt, daß wir von der Erneuerung unserer eigenen vereinzelten Person nichts erwarten. Die französische Jugend täuscht sich recht kräftig, wenn sie diese Haltung des Nationalsozialismus glaubt mit dem Schlagwort des Kollektivismus abtun zu können, wie es zum Beispiel Denis de Rougemont in seinem Buche „Penser avec les mains" versucht. Denn vielleicht liegen gerade in der „Kameradschaft", die besteht aus Führung und Gefolgschaft, aus freiwilliger Unterordnung und freiwilligem Einsatz, jene Elemente einer organischen persönlichen Gemeinschaft, die die französische Jugend heute schaffen möchte und die Emanuel Mounier in der Geschichte mit so wenig Erfolg gesucht hat. Auch in der Betrachtung Deutschlands kommt es auf die Nuancen an.

Und dann: Jede Revolution ist zwar eine Befreiung. Aber der Schritt vom Individuum zur Person ist nicht ein Schritt zur wirklichen Freiheit. Dieser Abstand ist nicht mit Spannung geladen, die notwendig und unabdinglich zur revolutionären Tat hintriebe. Eine Revolution entsteht nicht dadurch, daß man sie durch Sozialanalysen errechnet. Wenn die Balken faul sind, die das Gebäude tragen, und die Not so groß, daß ihre Schmerzen unerträglich werden, dann kommt die Revolution. Der Ruf nach der Revolution im heutigen Frankreich aber erscheint uns manchmal wie ein Versuchen des Schicksals, wie wenn der Reiche, der noch auskömmlich lebt, obwohl sein Vermögen zusammen-

geschrumpft ist, auch einmal Hunger haben möchte. Weil Revolutionen, wenn sie gelingen, das Ansehen des betreffenden Landes in der Welt stärken, deshalb möchte Frankreich heute seine Revolution.

In der Zwischenzeit aber wandelt Frankreich seine Wirtschaft und sein soziales Leben im Rahmen der gegebenen politischen Einrichtungen langsam um. Der Antikapitalismus der französischen Jugend findet Bundesgenossen auf der Linken im Kommunismus, auf der Rechten im Katholizismus. Beide Welten, die sozialistisch-kommunistische und die katholische, streiten sich heute um das französische Volk. Die sozialistische lauter, die katholische gedämpft, wie es in zweitausend Jahren die Gewöhnung der Kirche geworden ist. Es wäre ein lockendes Ziel, einmal zu untersuchen, wie weit alle diese Bewegungen, die wir kurz beschrieben haben, von katholischen Ideen, von der Idee des Wirtschaftssolidarismus, beeinflußt sind. Man wird den Eindruck nicht los, daß bei vielen sozialpolitischen Forderungen der französischen Jugend die Enzykliken „Rerum novarum" oder „Quadragesimo anno" Pate gestanden haben. Ein säkularisierter Katholizismus kann ja der katholischen Kirche nur recht sein, denn sie schickt sich ja eben an, nachdem ihre wirtschaftssolidaristischen Vorschläge in anderen Ländern nicht zu Lösungen führten, — einen vielleicht letzten, jedenfalls entscheidenden Versuch in Frankreich zu wagen, wenn notwendig auch dort mit der Linken zusammen. Sie muß sich beeilen, wenn sie nicht auch in Frankreich zu spät kommen will. Deshalb die Soziallehren, die alle in die Forderungen der Charitas einmünden, die Jugend- und Arbeiterheime, die Suppenküchen der „Croix de feu", die Erlasse der Kardinäle zur Streikfrage; deshalb die Ehrenrettung der Gesellschaft, die allein als Einfallstor offensteht, nachdem der Staat vorläufig noch fest in laizistischen Händen liegt. Und schließlich: Liegt all dies nicht folgerichtig in der Entwicklung der letzten dreißig Jahre? Haben nicht gerade die größten unter den Vorkämpfern des neuen Frankreich immer wieder versucht, Katholizismus und französische Republik zu versöhnen? Charles Péguy etwa, der am tiefsten auf diese Jugend eingewirkt hat, der das nationale Mysterium Jeanne d'Arc's erneuerte, zwanzig Jahre bevor die Jungfrau heilig gesprochen wurde? Charles Péguy, der den Personalismus der französischen Jugend vordachte, der einmal das gefährlich französische Wort schrieb: „Und Gott spricht: nichts ist so groß wie die Ordnung und nichts so tief wie französisches Werken", der damit die For-

mel fand für den rationalen und universalistischen, aber auch für den erdgebundenen Nationalismus dieser Jugend.

Ob die zukünftige französische Ordnung ein kommunistisches oder ein katholisches Gesicht, oder ob sie Züge von beiden trägt, — das eine scheint uns festzustehen, daß Frankreich vorläufig — vielleicht noch lange — um die Sonne der Revolution von 1789 kreisen wird. Manchen mag diese Feststellung enttäuschen. Es wäre für uns jedoch gefährlich, wenn wir uns über die Zukunft einem Irrtum hingeben wollten. Wir müssen alle Möglichkeiten einrechnen, wenn wir die Erfolgsaussichten einer deutsch-französischen Verständigung im Geiste des Führers prüfen. Die innere geistige Festigung, die klaren Ziele für die Erziehung, für das wirtschaftliche und soziale Leben, für die Außenpolitik, die dem deutschen Volk im Nationalsozialismus gegeben wurden, erlauben es uns, mit der Ruhe der inneren Selbstsicherheit an die Probleme heranzugehen, die die innerpolitische Entwicklung in Frankreich geistig und politisch für Deutschland stellen könnte. Wir können auch ruhig sein, wenn wir jenem merkwürdigen geistigen Rennen zusehen, das heute in Europa um das Ziel, Vorort einer modernen Revolution zu sein, gelaufen wird. Wir wollen ja nicht Vorort sein, im Gegensatz zu allen anderen Ländern, die eine Revolution vollzogen haben. Wir wollen unsere deutsche Gegenwart nach einfachen Grundsätzen neugestalten. Diese Grundsätze sind revolutionär gegenüber einer Vergangenheit, die sich in Auflösung befand. Sie sind die Grundlage eines in die Zukunft weisenden Aufbaus, in den wir auch die Verständigung mit Frankreich einbeschließen.

Vielleicht aber irren wir mit allen Voraussagen über die französische Zukunft? Vielleicht geht Frankreich wirklich einer Revolution entgegen? Frankreich ist ein Land der Überraschungen. Manchmal bricht das schweigende Leben aus und begräbt im Taumel unter sich die klare Ordnung des Geistes. Wir kennen den Sinn der französischen Geschichte nicht. Wird Frankreich seine Ordnung finden nach den Regeln seines ordnenden Geistes oder erhebt sich zerstörerisch das Leben, das lange geschlummert hat? Wir wissen es nicht!

Johannes Pfeiffer

# Ein neues Nietzsche-Buch

Im Umgang mit Nietzsche wird wohl jeder von uns die Erfahrung gemacht haben, daß er ihm als junger Mensch einmal verfallen war und daß er dann, ernüchtert, sich an ihm geärgert und von ihm abgestoßen hat. Beidemal jedoch hat man vielleicht dem eigentlichen Nietzsche sich überhaupt noch gar nicht gestellt: statt in besonnen-prüfender Zähigkeit Fühlung zu suchen mit der verborgenen Tiefe dieses Philosophierens, ist man am Ende hängen geblieben in der dogmatisch-verfestigten Oberfläche oder an Einzelheiten, die als willkürlich herausgegriffene ihre Meinung nur noch verzerrt enthalten. Es gilt also, von der bloßen Nietzsche-Lektüre zum Nietzsche-Studium zu kommen, — wenn anders es wahr ist, daß Nietzsche der Denker ist, welcher die geistige Lage der Gegenwart in schlechthin unüberspringlicher Weise bestimmt. Und zwar ist es die besondere Schwierigkeit in der Aneignung Nietzsches, daß man sich weder an die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit einander widersprechender Gedankensplitter verliert noch dem allen voreilig einen Bauplan unterschiebt, der nicht der Nietzsches ist.

Die bisher vorliegenden Nietzsche-Deutungen nun bleiben insofern durchweg unbefriedigend, als sie Nietzsches Denken immer wieder auf einen einseitig herausgelösten Gesichtspunkt festlegen („Wille zur Macht", „Vitalismus", „entlarvende Psychologie") oder Nietzsche zu einer mythischen Gestalt abrunden, das heißt: ihn unverbindlich machen, oder aber ihn psychologisch erklären, das heißt: ihn einebnen. — Dergleichen verkürzenden Deutungen entgegen versucht der Heidelberger Philosoph Karl Jaspers eine Wesenserhellung Nietzsches, die im verstehenden Nachvollzug der in den Werken und Briefen sich-mitteilenden Denkbewegung jene verborgene Ganzheit herausholt, die Nietzsches Philosophieren ständig vorantreibt, ohne doch je zu ausdrücklicher Systematik sich zusammenzuschließen*). — Der Weg solcher Ganzheitsbemächtigung kann nur der „darstellende" sein: statt Nietzsche zum Anlaß eigenen Philosophierens werden zu lassen, geht es vielmehr darum, ihn mit nie erlahmender Behutsamkeit von ihm selbst her zum Sprechen zu bringen. Widerspruch und Wiederholung zeigen sich dabei als Grundzüge von Nietzsches Denkform: die Wider-

*) Karl Jaspers, Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. — Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1936.

sprüche gilt es einsichtig zu machen als notwendige Antwort auf die Dialektik der Wirklichkeit selbst; die Wiederholungen gilt es so aufeinander zu beziehen, daß sie sich wechselseitig steigern und begrenzen.

Die so im geduldigen Hinhorchen auf Nietzsches eigene Worte zu erfragende (niemals endgültig zu wissende und fertig zu besitzende!) Ganzheit ist gleichursprünglich die eines überzeitlich-objektiven Denkzusammenhanges und die eines zeitlich-subjektiven Lebenszusammenhanges: Nietzsches Philosophieren ist in den Vorgang seines persönlichen Daseins so innig eingesenkt, daß es losgelöst von diesem nicht sachgerecht verstanden werden kann. Demgemäß geht der Darstellung von Nietzsches Grundgedanken ein Abriß seines Lebensweges voran. Ein dritter Teil endlich fragt, die Trennung von Leben und Denken, Person und Sache überschreitend, nach der existentiellen Gesamtbedeutung des Ereignisses „Nietzsche".

„Der Grundzug von Nietzsches Leben ist sein Ausnahmesein"; es begegnet in dreifacher Ausstrahlung: in der geistigen Entwicklung, in den Freundschaften, in der Krankheit. — Die geistige Entwicklung zeigt durch alle Krisen und Brüche hindurch eine bezwingende Beständigkeit von den Aufzeichnungen des Jünglings bis zum Zusammenbruch, so jedoch, daß ihr Ziel unerreicht bleibt: das Werk blieb unvollendet, — ein Trümmerhaufen. — Nietzsches „Freundschaften mündeten in die Erfahrung einer vielleicht so noch nie erlebten Einsamkeit": in ergreifender Auslegung macht Jaspers das Scheitern der Vergemeinschaftung im Leben Nietzsches sichtbar und beantwortet die Frage nach dem Grund dieses Scheiterns durch den Hinweis auf das Schicksal des durch seinen „Auftrag" unerbittlich Ausgesonderten, durch das der Mangel an Bereitschaft zur Hingabe metaphysisch gerechtfertigt erscheint. — Nietzsches Krankheit wirkt nicht nur störend und verfälschend, bricht nicht nur sein philosophisches Dasein ruinierend ab, sondern sie gehört zugleich in ihrer doch auch wieder sprengenden und befreienden Macht auf eine so innige Weise dazu, daß ohne sie Nietzsches Leben und Werk „kaum vorstellbar wäre".

Der zweite Teil legt in sechs Abschnitten Nietzsches Grundgedanken auseinander: Der Mensch; Wahrheit; Geschichte und gegenwärtiges Zeitalter; Große Politik; Weltauslegung; Grenzen und Ursprünge. Es handelt sich dabei um den Versuch, die Grundzüge von Nietzsches Denkbewegung und die beherrschenden Gehalte seines philosophischen Bewußtseins zu erarbeiten. Da nun aber im Gegensatz zu den großen Philosophen der Vergangenheit Nietzsche durch seine Verneinungen wahrer wirkt als durch das, was er bejahend hin-

stellt, wird es zur eigentlichen Aufgabe: Nietzsche fort und fort von ihm selbst her offen zu halten, gar nie einem dogmatisch-verfestigenden Kurzschluß zu verfallen und den „positiven" Sinn dieses Philosophierens nicht anders zu ergreifen als im Durchgang durch das Fegefeuer des „Nihilismus".

Die Frage nach dem Wesen des Menschen ist zunächst eine psychologische Frage: Nietzsche betrachtet das menschliche Dasein, wie es, eingefügt dem Weltall, in beständiger Wandlung begriffen ist; hier hat Nietzsches enthüllende Tiefenpsychologie ihren Ort, deren beherrschender Antrieb doch zugleich schon der Appell an das ist, was der Mensch durch die Weise, wie er sich selbst versteht, überhaupt erst wird.

Was der Mensch sei: das ist zweitens eine moralphilosophische Frage. Der Mensch erscheint als das Wesen, das durch sein Denken und Tun sich selbst gleichsam hervorbringt: Nietzsche durchleuchtet die überkommenen moralischen Forderungen auf ihren Lebenswert hin. Das Leben soll befreit werden von der Last wirklichkeitsfremder Gebote, die es verbiegen und verderben müssen: die „Unschuld des Werdens" gilt es wiederherzustellen. — Andrerseits jedoch muß verhindert werden, daß der Mensch nun etwa zurücksinkt in ein spannungslos-dahinströmendes Geschehen, in ein „Nur-so-leben". Vielmehr geht es darum, daß der Mensch als ein jedes objektiven Haltes Beraubter und dadurch in die äußerste Unbestimmtheit Gestoßener dennoch zu hören vermag, worauf es hier und heute ankomme. Nietzsche nennt das, was den Menschen in dieser völlig unbestimmten und unbestimmbaren Weise hören und handeln macht: „Schaffen". Gemeint ist das Vermögen, den Sprung in das schlechthin Neue, das „Nie-vorweg-zu-Nehmende" zu tun und dergestalt das hervorzubringen, was ich im Sinne der Möglichkeit bin: werde, der du bist. — „Der harte Ernst des Nietzscheschen Denkens lähmt jede Weise einer moralischen Pathetik. Mit keinem Satz, keiner Forderung, keinem Gesetz, keinem Inhalt darf dieses Denken zufrieden sein oder gar an ihm sich erbauen. Seine Bewegung ist die Indirektheit der Forderung, sich in einer Tiefe ernst zu nehmen, die durch jede ableitbare Gesetzlichkeit und Festigkeit verschüttet wäre." Diese Tiefe des Existierens darf nicht verwechselt werden mit bloßer Vitalität: die Zersetzung der überkommenen Moral weiß von einem „Erbreichtum an Moral" sich ermöglicht, weiß von zuhöchst gesteigerter Moralität sich getragen. Der Einzelne, ganz zurückgeworfen auf seine konkrete Situation, soll aus eigenem Ursprung sich selber binden.

Das Schaffen in seiner „Freiheit" ist eines mit der metaphysisch (nicht naturwissenschaftlich) zu verstehenden „Notwendigkeit": so schließt sich denn das menschliche Existieren selbstgenugsam in sich ab. Damit ist ein Punkt erreicht, wo unser Endlichkeitsbewußtsein protestiert: Freiheit ist ihrem Seinssinn nach gebunden an das Dasein des Menschen in der endlichen Zeit, wie es sich weiß vor dem Allübergreifend-Einen, — vor der Gottheit in ihrer unerbittlichen Transzendenz. Bei Nietzsche ist es, wie wenn die Freiheit aufgehoben würde in einem völlig-seiner-selbst-mächtig-gewordenen Schaffen und wie wenn das Schaffen schließlich verschwände im Nichts oder vor einem Gottphantom: an die Stelle der Gottheit tritt Nietzsches vorantreibendes Bild vom Menschen, zuletzt: sein Symbol des Übermenschen.

„War es im Blick auf den Menschen die Moral, so ist es im Blick auf Wahrheit die überlieferte Philosophie, die sich für Nietzsche in ihrem geschichtlichen Bestande zersetzt", — so jedoch, daß im Verneinen von vornherein ein unbestimmbar Positives am Werke ist, aus dem heraus das Verneinen überhaupt erst möglich wird. — Um Nietzsches Besinnung auf das Wesen der Wahrheit nach Ansatz und Richtung zu verstehen, muß man zunächst seine Scheidung von wissenschaftlicher und philosophischer Wahrheit sich aneignen: Nietzsche hat die Idee der Wissenschaftlichkeit, wie sie in der methodischen Haltung sich kund-tut, mit leidenschaftlichem Ernst ergriffen, zugleich aber die Grenzen der Wissenschaft entschieden aufgewiesen: wissenschaftliche Sacherkenntnis ist nicht Erhellung des Seins im Ganzen und im Grunde, ist nicht wertende Erfassung dessen, worauf es ankommt; philosophische Ursprungsvergewisserung ist das Umgreifende und Führende gegenüber der wissenschaftlichen Kunde von Dingen in der Welt.

Die eigentliche Frage ist nun aber die nach der „Seinsweise" und nach dem „Seinssinn" von Wahrheit: Wahrheit ist kein zeitlos-schwebender Bestand, sondern Ausgelegtheit des Seienden durch ein erkennendes Leben, und zwar genauer so, daß sie ein „Schein" ist, ohne den eine bestimmte Art von Dasein nicht existieren könnte. Zugleich jedoch ist dabei immer schon eine andere, eine den Lebenszusammenhang schlechthin übersteigende Wahrheit vorausgesetzt, von der her die an das Leben gebundene Wahrheit sich als Schein überhaupt erst enthüllen kann. Und hier gerät nun Nietzsches Denken in den unausweichlichen Zirkel: daß auch die dem Leben jenseitige Wahrheit wiederum eine Art von Irrtum sein müßte, der abermals als Irrtum nur dann erkennbar

wäre, wenn über ihn hinaus und hinter ihn zurück wiederum eine „letzte" Wahrheit vorausgesetzt würde. — „Der Grundgedanke von der universellen Scheinbarkeit der Wahrheit bringt ein Seinsbewußtsein hervor, das durch drei Schritte sich wie im Kreise bewegt: Erstens will die reine Wahrheit ergriffen sein im Unterschied von aller Scheinbarkeit; zweitens macht die Frage nach der Vereinbarkeit dieser Wahrheit mit dem notwendigen Schein das Leben fragwürdig; drittens wird aus dem guten Willen zum Schein das gesamte Dasein gleichsam in philosophischer Verwandlung in seiner universellen Scheinbarkeit ergriffen und wiederhergestellt."

Indem Nietzsches verzehrender Wahrheitswille hinausdrängt über jede bestimmte Wahrheitsgestalt, vollzieht er eine radikale Auflösung der Vernunft: „Nietzsches philosophische Kraft erweist sich in dem ständigen Überwinden jeder Gestalt der Wahrheit, die einen Augenblick als die Wahrheit selbst sich geben möchte. Was auch vorkommt, es ist immer nur gleichsam ein Statthalter der Wahrheit, nicht diese selbst." Es ist ja nicht nur so, daß Nietzsche die „kleine Vernunft", das heißt den verdinglichenden, den „fest-machenden" Verstand aufhebt zugunsten der „großen", der überverständigen Vernunft, die für die Wirklichkeit als für das dunkle Andere sich offen-hält; darüber hinaus ist es die Wahrheit auch und gerade ohne und gegen Vernunft, die als vernichtend-beseligender Ungrund ihn anzieht: die eigentliche, die „absolute" Wahrheit ist unmitteilbar, sie ist gefährlich, sie ist der Tod; sie ist so ganz hinaus über jede innerweltliche Bestimmbarkeit, daß der Ausspruch möglich wird: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", — ein Satz, der völlig mißverstanden wäre als Bekenntnis nihilistischer Verzweiflung oder zynischer Bindungslosigkeit, da er vielmehr zu nehmen ist als Ausdruck jener letzten Freiheit, die angesichts der „einzig-wahren", der transzendenten Wahrheit weiß, daß jede innerweltliche Wahrheit lügen und täuschen kann; die nur vom Seinsgrund selbst sich binden läßt, wie er aus der Tiefe der Geschichtlichkeit mit unableitbar-gegenwärtigem Anspruch entgegenkommt.

Geschichte und Geschichtlichkeit in ihrem Wesenssinn zu erhellen, ist ein beherrschender Antrieb von Nietzsches Philosophieren: „An der Wende der Zeiten will er den Sinn dieser Wende ergründen, um durch sein Denken den Weg zu weisen." — Indem Nietzsche das geschichtliche Bewußtsein auf Herkunft und Bedeutung hin durchleuchtet, wird die Gefahr der Historie für das Leben enthüllt, so jedoch, daß die „plastische Kraft" der einzelnen Persönlichkeit das ist,

was über das ertragbare Maß der Historie entscheidet: das Gewesene sich anzueignen, bleibt die Bedingung für den Entwurf unseres zukünftigen Daseins.

Die geschichtsphilosophische Grundfrage nun aber ist die nach dem Sinn des gegenwärtigen Zeitalters. Nietzsche ist durchdrungen von dem Bewußtsein einer metaphysischen Krise, deren Wesensinhalt er ausdrückt durch die Formel: „Gott ist tot." — „Nietzsche sagt nicht: es gibt keinen Gott, auch nicht: ich glaube nicht an Gott, sondern: Gott ist tot. Er meint einen Befund der gegenwärtigen Wirklichkeit festzustellen, wenn er hellsichtig in das Zeitalter und das eigene Wesen blickt." Der „Tod Gottes" bedeutet das Offenbar-Werden des Nichts: mit einem Ernst ohnegleichen hat Nietzsche diese Grenz-Erfahrung vollzogen, und zwar so, daß der Gedanke um seinen Sinn gebracht wäre, wollte man ihn nehmen als „kontemplative" Aussage über den Ort unseres geschichtlichen Augenblicks in dem vermeintlich-gewußten Ganzen des Weltgeschehens; es handelt sich vielmehr gewissermaßen um den „Ruf in letzter Stunde", der, indem er unbarmherzig die Situation erhellt, doch zugleich bewußt macht, daß das, was kommt, noch un-entschieden ist. Für den, der nicht vom Vordergrund sich täuschen läßt, ist hier wie überall bei Nietzsche in der Zersetzung ein Ja gegenwärtig: „All sein Infragestellen ist der Drang zu Ursprung, Echtheit, Grund."

Aus der Sorge um Zukunft und Rang des Menschen entspringt das, was Nietzsche seine „Große Politik" nennt: der Sinn dieser Gedankengänge ist es, das Bewußtsein zu wecken von der Entscheidungshaltigkeit des geschichtlichen Augenblicks, in dem wir leben; die Last der Verantwortung für das, was kommen wird (Sturz ins Chaos oder Neubeginn) wird unabgeschwächt nur und nur auf den Menschen gelegt. Ein Äußerstes ist notwendig, um die Gefahr zu beschwören: es gilt um die Macht zu kämpfen, — aber durch die schaffenden Gedanken, die unsichtbar den Menschen prägen und verwandeln. Nietzsche gibt keine konkreten Anweisungen: er weckt vielmehr lediglich eine allgemeine politische Stimmung, ein Wissen um die politische Bedeutung philosophischen Denkens als der Weise, wie wir in dieser Entscheidungsstunde abendländischer Existenz uns in unserem Dasein verstehen.

Den Nihilismus zu überwinden, erdenkt Nietzsche seine Metaphysik, und zwar so, daß er alle Metaphysik als Auslegung und seine neue Metaphysik als den Versuch einer neuen Auslegung begreift. Das „Sein-an-sich" ist ein Ungedanke: Sein „ist" nur in der Ausgelegtheit durch ein auslegendes Dasein,

so jedoch, daß die Auslegungsmöglichkeiten nicht gleichwertig, weil Anzeichen steigenden oder sinkenden, hoch-rangigen oder niedrigen Lebens sind. — Nietzsches neue Auslegung: die Welt sei wesentlich „Wille zur Macht", wird in der Schwebe gehalten einmal durch das Bewußtsein, daß die Welt im Ganzen und im Grunde unbekannt und unbegreiflich bleibt, dann durch das Wissen um die Dialektik des Machtbegriffs: Macht und Wert fallen nicht einfach zusammen. Die Schwierigkeit ist nun die, daß Nietzsche, indem er, ausgehend von bestimmten anschaulichen Bereichen und an ihnen rückläufig seine Lehre wiederum bewahrheitend, die Stufen des Seins als Erscheinungsformen des Willens zur Macht ausdeutet, tatsächlich in die dogmatische Metaphysik zurücksinkt, die ihm doch als eine unmögliche bewußt war: er enträtselt die Erfahrungswirklichkeit, indem er ihr ein Sein-an-sich unter-schiebt, welches er dadurch gewinnt, daß er ein innerweltliches Phänomen von begrenzter Allgemeinheit aufbläht zum Einen, Wahren, Ganzen. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß Nietzsche seinen Auslegungsversuch im Ansatz anders gemeint und daß er etwas anderes damit gewollt hat: statt in der verfälschenden Gedankenform hypothetisch-erklärender Metaphysik hängen zu bleiben, müssen wir vielmehr den Begriff des Willens zur Macht als einen Zeichenbegriff nehmen, der auf das Eine, Wahre, Ganze nur stellvertretend hin-weist, indem er jenen Wesenszug der Welt heraushold, „an dem sich alles als mit ihm verwandt" zu erkennen vermöchte. Es gilt also, zu fragen: was der Gedanke vom Sein als einem Willen zur Macht denn eigentlich bedeute; was sich durch ihn erhellt und gerechtfertigt wissen kann, — und was nicht.

Nun, der Gedanke rechtfertigt das Kämpfen, so jedoch, daß schon hier eine Zweideutigkeit unauflösbar bleibt, — insofern nämlich Macht je nach dem Rang des kämpfenden Daseins verschiedenen Sinnes ist. Vollends aber kann sich in diesem Gedanken nicht wiederfinden: der weltüberlegene Seelenpunkt, wo der Mensch unabhängig ist, im Verantworten seines Zeitdaseins „vor Gott". — Damit ist nun wieder die für den Umgang mit Nietzsche entscheidende Frage erreicht: Nietzsche will die Welt „als reine Immanenz" begreifen; die überkommene Auslegung, welche einem Diesseits ein Jenseits, einer sichtbaren Welt eine unsichtbare Über-Welt entgegensetzt, soll von Grund aus überwunden werden; denn diese Auslegung bedeute die Verleumdung und Entwertung der einzig-wirklichen, der immerfort „werdenden" Erscheinungswelt durch eine Art von Mensch, die nicht stark und nicht wahrhaftig genug ist, vor

dem unerbittlichen Antlitz des Seins kämpfend standzuhalten. Was nach Ausstoßung der theologischen Metaphysik als wahre Wirklichkeit sich zeigt, nennt Nietzsche: Werden, Leben, Natur. Hier jedoch meldet sich von Neuem die Dialektik des Lebensbegriffes: „Es kommt darauf an, das bloße Leben vom eigentlichen Leben zu unterscheiden." — Auf Nietzsches Kritik der Zweiweltenlehre aber ist zu antworten: daß sie lediglich treffe die grobe rationalistische Zerfällung des Seins in ein Hier und ein Dort, eine Sinnenwelt und eine Hinterwelt, wobei denn in der Tat der Mensch einem täuschenden Traum verfällt; unangetastet jedoch behauptet sich solcher Kritik gegenüber jene transzendentale Bekümmerung, die eines Ursprungs sich vergewissert zwar über alle Weltlichkeit hinaus, so aber, daß die Rückbezogenheit auf ihn hier und heute unser menschliches Weltleben bindet und trägt.

Die Darstellung von Nietzsches Grundgedanken gipfelt im sechsten Abschnitt: „Grenzen und Ursprünge." — Es geht um die Rechtfertigung des Seins als um die Frage, in die sich das Philosophieren Nietzsches wie jedes wesentlichen Denkers zusammenfaßt: „Die Frage nach dem Wert und Sinn des Daseins ist unvergleichlich jeder anderen Frage"; sie stellen heißt überhaupt erst eigentlich ernst werden. Im Fragen dieser Frage büßt der Mensch seine Sicherheit unwiderruflich ein; und weiter: eine Antwort ist unmöglich, weil man, um sie geben zu können, außerhalb der Ganzheit des Seins stehen müßte. Daß der Mensch nun aber trotzdem eine Antwort immer wieder versucht, weist auf einen Grund des Fragens und Antwortens zurück, „der tiefer liegt als jede Einsicht. Das Ja und das Nein zum Dasein erfolgen nicht als begründete oder begründbare Erkenntnisse, sondern als ein Tun des Lebens selbst". Es gilt also, jener Wesenstiefe des Menschen sich zu vergewissern, aus der das Fragen und Antworten immer wieder aufsteigt: über alle Vernunft hinaus ist Nietzsche des eigentlichen Seins inne in dem, was er „Zustand" nennt.

„Zustand" darf nicht psychologisch oder gar biologisch mißdeutet werden (obgleich Nietzsche selbst ins Psychologische und Biologische gelegentlich abgleitet); sondern es ist darunter zu verstehen jene schlechthin unableitbare Gestimmtheit, in der und kraft derer der Mensch seiner selbst und des Seinsgrundes unbedingt gewiß ist. Zustände kann man nicht erstreben, sondern man kann nur aus ihnen leben; und wenn Nietzsche philosophierend von ihnen spricht, so bedeutet das lediglich: daß er an Möglichkeiten appelliert. In diesem Sinne kennzeichnet Nietzsche: die alles in ihren auflösenden Wirbel reißende

Bewegung des „Höher-hinauf"; — die Wesenshaltungen der Vornehmheit, der heroischen Unabhängigkeit, der dionysischen Hingegebenheit; — und als Weisen der Seinsbemächtigung: die kontemplative Schau; die mystische Einung; den dionysischen Rausch. — In der Entwicklung des absoluten Bewußtseins fehlt: die Liebe; an ihre Stelle tritt die dionysische Hingegebenheit, die wir als Liebe deuten können. „Es fehlen ferner Ironie und Humor; Humor fehlt überhaupt in Nietzsches Wesen fast völlig; er war des grimmigen Humors ohne die Seele des Humors fähig; der Ironie bedient er sich als schneidender Waffe, aber nimmt sie nicht hinein in die Erhellung des Ursprungs, wo sie ihre schützende und vorantreibende Funktion hat. Für Angst und Gewissen ist kein Raum; sie müssen fehlen, weil Nietzsche ihren Wert und ihre Wahrheit leugnet." — Was Nietzsche trifft und erhellt: es ist die Gestimmtheit eines ganz auf sich selbst gestellten, heroisch-unabhängigen Existierens in seiner Würde und in seinem Trotz.

Neben die appellierende Kennzeichnung der adligen Zustände tritt die auslegende Mitteilung ihres Sinngehaltes durch Gedanke und Gleichnis: hier hat vor allem die Lehre von der „Ewigen Wiederkehr" ihren Ort, — als Versuch nämlich, die Hingabe an das bestandlos-strömende „Werden" mit dem Erdenken des „Seins" durch die Vorstellung eines rhythmischen Kreislaufes zu vereinigen. Nimmt man jedoch die Lehre etwa nur als kosmologische Hypothese, so verfehlt man ihren eigentlichen Sinn: das ungeheure Gewicht, das der Gedanke für Nietzsche gehabt hat, gründet vielmehr darin, daß er den „Tod Gottes" endgültig macht und zugleich das nach dem Bewußtwerden dieses Todes drohende Nichts überwindet. Denn: die Welt als ein geschlossenkreisendes Geschehen ist der Gottheit überhaupt nicht mehr bedürftig und trägt die „ewige" Bedeutsamkeit, ohne die es Leben in seiner Eigentlichkeit und Wesentlichkeit nicht gibt, schon in sich. Durch den Gedanken der „Ewigen Wiederkehr des Gleichen" sind also höchste Anspannung und tiefste Hingabe miteinander versöhnt; höchste Anspannung: „was einmal ist, ist ewig; was ich jetzt tue, ist mein ewiges Sein selbst; in der Zeit wird entschieden, was ich ewig bin"; tiefste Hingabe: die Welt als rhythmisch-kreisendes Geschehen ist jederzeit aufgehoben im allgegenwärtigen Ganzen des Seins. — Das heißt aber: der Gedanke der ewigen Wiederkehr ist ein verkappt-transzendentaler Gedanke; angeblich rein-immanent, vollzieht er doch tatsächlich ein seltsam umwegiges „Transzendieren", ein Übersteigen schlechthin jeder Welthaftigkeit; das

verrät sich schon darin, daß Nietzsche nicht „endlose", sondern „ewige" Wiederkehr sagt.

Dem Gedanken der ewigen Wiederkehr zugeordnet ist der Gedanke des „amor fati", als welcher hinzielt auf ein Übergreifendes, darin „Freiheit" und „Notwendigkeit" eines wären: solche Versöhnung des Entgegengesetzten ist der weltübersteigende Ausdruck für das über jede immanente Bestimmung unerreichbar-hinausliegende Wesen des Seins. „Daher ist Nietzsches Fatalismus, nicht anders als die christliche Willensunfreiheit vor Gott, statt eines Ausdrucks der Passivität vielmehr der Antrieb eigentlicher und hoher Aktivität, die alle in der Welt erkennbaren Notwendigkeiten übergreift, weil sie vor einer anderen Notwendigkeit steht."

„Nietzsche ist nicht nur der Ursprung neuer Gedankeninhalte, der Schöpfer einer neuen Sprache, sondern durch die Ganzheit seines Lebens und Denkens ein Ereignis": dieses Ereignis auf seinen Sinn hin zu befragen, versucht Jaspers in einem dritten Teil, überschrieben: „Die Denkweise Nietzsches im Ganzen seiner Existenz"; und zwar geht es zunächst darum: zu sehen, wie Nietzsche sich selbst in seinem Denken und Dasein verstanden hat. Selbstverständnis als das Messen des Gedachten am Leben des Denkenden gehört wesensmäßig zum Philosophieren: in solchem Sinne durchleuchtet Nietzsche das Verhältnis zwischen Leben und Erkennen als ein Wechselverhältnis der blutigernsten Gelebtheit seines Erkennens und der Verzehrtheit seines Lebens im Dienste der Erkenntnis zumal. „Reale Dialektik" ist der Grundzug von Nietzsches Denkbewegung: jede Position wird in einem Versuchen nicht nur gedanklicher, sondern totaler Art betreten und überwunden, und zwar so, daß im Wirbel neuer und neuer Überwindungen das Unbedingt-Unendliche beschworen wird.

Das Bewußtsein der Denkform, wie es mitbestimmend ist für das Wesen der Philosophie, hat Nietzsche nicht ausdrücklich entwickelt; aber er weiß um Gegensatz und Widerspruch als um die Formmerkmale eines Philosophierens, das der Tiefe des Seins sich offen-hält.

Die dritte Frage für Nietzsches Selbstauslegung ist die nach der Möglichkeit der Mitteilung: Mitteilung ist notwendig, insofern Wahrheit ohne Mitgeteiltheit ist, wie wenn sie gar nicht wäre; eigentliche Wahrheit jedoch ist gerade nicht mitteilbar, insofern sie in der Mitgeteiltheit nur noch als vereinseitigte, verfestigte, verfälschte erscheint; so gilt es denn, die „Zweideutigkeit"

zu wagen und eine „indirekte" Mitteilungsform auszubilden, die nur den schon von sich aus Entgegenkommenden zum wirklichen Mit-Denken bringt.

„Was Nietzsche für sich ist", läßt sich abschließend dahin zusammenfassen, daß er, ohne sich als Prophet zu fühlen, sich verstanden hat als den gleichsam stellvertretend Geopferten, der den Nihilismus bis zum Grund und bis zur Grenze durchexerziert und darin zugleich die Gegenbewegung heraufbeschwört: „Ich selbst als Ganzes komme mir so oft wie der Krikelkrakel vor, den eine unbekannte Macht übers Papier zieht, um eine neue Feder zu probieren."

Für uns, die wir Nietzsches Anspruch zu hören und das von Nietzsche Errungene uns anzueignen haben, ist über alle logische und inhaltliche Kritik hinaus die Grundfrage: wie wir den Willen zur reinen Diesseitigkeit verstehen und wie wir zu ihm uns stellen sollen. Durch das Eingeständnis, daß Gott tot ist, sieht Nietzsche den Menschen nicht nur vor das Nichts gebracht, sondern gleichursprünglich in die Möglichkeit einer unerhörten Straffung des Daseins gestellt; im Willen jedoch, die Gottlosigkeit dergestalt zum Antrieb eines zuhöchst gesteigerten Menschentums werden zu lassen, gerät Nietzsche tatsächlich in transzendentale Ersatzbildungen hinein: an die Stelle des Allübergreifend-Einen treten Begriffe („Wille zur Macht", „Leben", „Ewige Wiederkehr"), die im Sinne jeglichen Weltwissens leer bleiben, ohne doch das Transzendente wirklich zum Sprechen zu bringen. — Dennoch würden wir Nietzsche nicht gerecht, wollten wir bei solcher Enttäuschtheit nun einfach stehen bleiben. Das Entscheidende ist: daß es sich bei Nietzsche gar nie um eindeutig-platte Gottesleugnung handelt und ebensowenig um jene gleichgültige Gottesferne, für die Gott nicht da-ist, „weil sie ihn gar nicht sucht. Schon die Weise, wie Nietzsche für sein Zeitalter feststellt, daß Gott tot ist, ist der Ausdruck seiner Erschütterung. Wie seine Immoralität die Aufhebung der täuschenden und unernsten landläufigen Moral durch ein wahrhaftiges Ethos will, so will seine Gottlosigkeit gegen die nivellierende, alle Leidenschaft raubende Lüge der vermeintlichen Gottgläubigkeit" die wurzelechte Bindung an den Seinsgrund. — Es ist, wie wenn Nietzsches „Gottlosigkeit" durchglüht wäre von der immerfort sich steigernden Unruhe eines sich selbst nicht mehr verstehenden Gottsuchens: ein verzehrendes Ungenügen an jeder innerweltlichen Wahrheitsform und Seinsgestalt ist hier lebendig, als dessen Quellpunkt wir eben jenen Ursprung ahnen, der auch die großen Religiösen und Propheten trieb.

Zuletzt bleibt die Aneignung Nietzsches eine unendliche, von jeder Alters-

gemeinschaft neu zu ergreifende Aufgabe: was Nietzsche, indem er gleichsam als stellvertretendes Opfer in den Abgrund sprang, für uns, die wir nicht Ausnahme sind, aber im Blick auf die Ausnahme unseren Weg prüfen, mit-errang, gilt es hinüberzuretten in ein neues Philosophieren, das, um den Seinsgrund den unbetretbaren zu ergrübeln, den Durchgang wagt durch den Wirbel schlechthinniger „Zernichtung".

Jaspers, der selbst als der neben Heidegger führende deutsche Denker der Gegenwart dieses neue Philosophieren voranzutreiben am Werke ist, hat mit seiner Nietzsche-Deutung nicht nur ein hermeneutisches Meisterstück, sondern darüber hinaus eine Leistung von unmittelbar „ontologischem" Rang und Gewicht vollbracht. Die hier versuchte Darstellung hat über das Buch natürlich nur in vereinfachender Verkürzung berichten können: sie läßt nur eben etwas ahnen von der nie erlahmenden Beweglichkeit, mit der alle irgend erreichbaren Äußerungen Nietzsches zu wechselseitiger Erhellung und Begrenzung aufeinander bezogen werden, von der so zähen wie zarten Besonnenheit, mit der Nietzsches metaphysische Symbolik auf ihren transzendentalen Hintersinn hin durchleuchtet wird.

Freilich hängt eben damit auch ein gewisses Bedenken zusammen, das sich trotz allem nicht zum Schweigen bringen läßt: es ist dies die Frage, ob Nietzsche in manchen Gedankengängen, ja vielleicht sogar in einer Grundrichtung seines Denkens nicht dennoch sehr viel „naturalistischer" genommen sein will, als sich aus Jaspers' Auslegung ergibt. — Zur Verdeutlichung seien zwei Stellen angeführt, angesichts derer der Zweifel sich bis zum Unbehagen steigert. Die eine Stelle begegnet dort, wo es sich um die Entfaltung des dialektischen Hin und Her zwischen Wahrheit und Scheinbarkeit handelt: „Wir haben nichts anderes als die Scheinbarkeit, aber indem wir sie als Scheinbarkeit erfahren, haben wir in ihr als Chiffre das Sein; dieses ist kein anderes als die Scheinbarkeit, aber die Weise des Seins als Scheinbarkeit verwandelt an der Grenze mein gesamtes Seinsbewußtsein, und zwar so, daß dieses Philosophieren zur eigentlichen Seinsnähe im Dasein zwingt: bleibt der Erde treu." (?!) — Die andere Stelle betrifft die Kennzeichnung des dionysischen Rausches: „In seiner Vergegenwärtigung des dionysischen Zustands will Nietzsche das Sinnlichste und Geistigste ineinsbringen. Er scheint einen Augenblick das Höchste zu berühren und im nächsten Augenblick es im elementaren Rausch versinken zu lassen. Aber noch in den unerbittlichen Bejahungen des Elementaren ist ein

wie verzweifelt festgehaltenes Transzendieren." (?!) — Man hat den Eindruck: daß der Nietzsche einer tiefversteckten transzendentalen Bekümmerung, anders gesagt: daß der verkappte Gottsucher Nietzsche, den Jaspers mit unerhörter Eindringlichkeit wieder und wieder zum Sprechen zu bringen versteht, auch da noch durch eine hart an den Rand des Vertrackten und Gewaltsamen geratende Hermeneutik herausgeholt werden soll, wo eben vielleicht doch nur ein der bloßen Naturhaftigkeit verfallener Nietzsche zu finden ist.

Das ist so ein Fragezeichen, das man hinter dieses Nietzsche-Buch wohl setzen darf, — ohne darum schon in die Nachbarschaft jener zu geraten, denen auch ein Werk höchsten Ranges nur ein willkommener Anlaß ist, sich in blasierter Überheblichkeit zu spreizen. Das Ausgezeichnete, es ist zu selten, als daß man nicht die Gesinnung ihm ausdrücklich zu bezeugen hätte, die ihm gebührt: Dankbarkeit.

# Umschau

## Lukas Mosers Schrei

Im Anstieg der mittelalterlichen Tafelmalerei, die wir heute so sehr bewundern, steht der Magdalenen-Altar von Tiefenbronn, nahe bei Pforzheim. Auf dem Rahmen sind zwei Inschriften eingegraben, durch die der Maler des Werkes aus seiner mittelalterlichen Namenlosigkeit heraustritt. Die eine lautet: „Lucas Moser, Maler von Wil, Meister des Werkes, bitte Gott für ihn!", die andere lautet so (man muß sie schon im Sprachklang des Mittelhochdeutschen wiedergeben): „Schri, kunst, schri und klag dich ser, dein begert jezt niemer mehr, so o we. 1431". Man möchte geneigt sein, in diesem Aufschrei auf dem aus dem Goldgrund herausgearbeiteten Tafelwerk die ewige Klage des Künstlers zu sehen, der sich in der Welt nicht zurecht findet. Das ist wohl auch so; aber es kommt noch ein anderer Umstand hinzu. Damals, 1431, waren Witz und Multscher noch jung, brachten in die Malerei das Gefühl der Räumlichkeit und Plastik; die Zeit für den Stil, dem Moser anhing, war vorüber — und auch das dürfte ein Grund für seine Klage sein. Gleichviel: wenn dieser Aufschrei schon möglich war im ausklingenden Mittelalter, als durch das Zunftwesen Bedürfnis und Nachfrage, Auftrag und Preis aus einer einheitlichen Le-

bensgestaltung genau geregelt waren, — wie dürfen wir uns dann wundern, daß heute solch große Anstrengungen nötig sind, um dem bildenden Künstler wieder Arbeit zu schaffen; Arbeit, die in den Lebensgrund der Zeit eingebettet ist!

Eine dieser Bemühungen ist das von Professor Schweitzer, dem Reichsbeauftragten für künstlerische Formgebung, geleitete, vom Präsidenten der Reichskulturkammer, Minister Dr. Goebbels, errichtete Hilfswerk für deutsche bildende Kunst, dessen erste Schau für drei Wochen im Essener Folkwang-Museum beherbergt wird. Professor Schweitzer ging, als er zu dieser Schau aufrief, von einem gesunden Gefühl aus; er sagte, es handele sich dabei „nicht um die Verteilung von Almosen, sondern um die Verwertung der eigenen Leistung des Künstlers." Das ist sehr wichtig; denn mancher Maler mag aus einem sehr verständlichen Gefühl der Scham noch beiseite stehen. Aber die Absicht des Veranstalters geht auf ein wesentliches Zukunftsziel hinaus; „es soll neben dem Auftrag der öffentlichen Hand ein privates Mäcenatentum im weitesten Sinne geschaffen werden. Und zweifellos werden viele private Auftraggeber dankbar sein, auf diesem Wege künstlerische Kräfte zu finden, die sie zur Mitgestaltung bei Bauten, zur Ausgestaltung von Räumen und schließlich zum Schmuck ihres eigenen Heimes einsetzen können." Privates Mäcenatentum... dieses Ziel ist besonders wichtig. Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man übersehen, daß die alte bürgerlich betonte Vorkriegsschicht, die damals die Kunst wirtschaftlich trug, auseinandergebröckelt ist. Eine neue Schicht in genügender Breite ist noch nicht da, sonst wäre eine Aktion wie die Hans Schweitzers überflüssig. Der Grundgedanke ist richtig: gehen die wirtschaftskräftigen Schichten mit gutem Beispiel voran, wozu die Wanderausstellungen des Hilfswerks anregen sollen, so werden andere folgen.

In meiner Jugend hab' ich es erlebt, daß sich jeden zweiten Sonntag, wenn eine neue Ausstellung begann, im Museum der niederrheinischen Stadt eine Menge von Menschen zusammenfand. „Man" ging dorthin; es gehörte zum guten Ton. Als Jünglinge haben wir damals dieses „Man" belächelt, und es ist gewiß richtig, daß bei einer schematischen Wiederkehr der frühern Gepflogenheit nicht viel gewonnen wäre; anderseits muß man aber doch auch sagen, daß es schön wäre, wenn es wieder Brauch würde, sich regelmäßig zu solchen Veranstaltungen einzufinden. Könnte nicht der „gute Ton" doch ein guter Ton sein und herzhaft klingen?

Wir haben schon anzudeuten versucht, daß an jenem Aufschrei Lukas Mosers auch der Künstler selbst ein Stück Schuld gehabt haben mag, es kam damals ein neuer, lebendiger Stil herauf. Heut' ist es so, daß das Kränkliche, Müde nicht mehr auf Widerhall stößt, und bald wird das Gesunde, wo es sich in ein pausbäckiges Biedermeier kleidet, auch nicht mehr erstrebt werden. Unterschei-

dungsfähige Käufer, wo sie noch vorhanden sind oder geworben werden sollen, fragen nach einem spannungsgeladenen, lebendigen Ausdruck der heute wirkenden Kräfte, der ewigen Kräfte im Lebensgrunde; fragen nach Bildnissen, die ähnlich und malerisch gut sind; nach Landschaften, in denen sich wieder ein Geheimnis offenbart; zumindest aber nach Bildern von handwerklichem Rang. Entstehen sie, so darf man hoffen, daß Künstler und Käufer wieder zusammenfinden.

Bei der Auswahl, die nun das Folkwang-Museum zeigt, ist zu bedenken, daß die Auswahl auf Schweitzer selbst und auf Männer seines Vertrauens zurückgeht. Das ist besonders wichtig. Der Künstler muß das Gefühl haben, daß nicht eine kompromisselnde Jury, sondern ein Mann aus eigener Verantwortung sich gegenüber jedem eingesendeten Bild entscheidet. Nun ist es nicht möglich, bei einer kurzen Überschau wie dieser Namen zu nennen; sie würden ja nur aufgezählt werden. Jedenfalls ist Schweitzer davon ausgegangen, Bilder zu wählen, die für verkäuflich gehalten werden; und zwar nicht im Sinn sogenannter Verkaufsausstellungen, wie sie die Kunstvereine vor Weihnachten zu veranstalten pflegten, sondern im Sinne der Gemeinschaftsansprüche unserer Zeit. Das heißt, das Experimentelle ist von vornherein ausgeschieden; sofern es berechtigt ist, gehört es ja auch nicht auf eine solche Schau. Auch ist noch kein einheitlicher Stilwille da, man kann ja das Wachstum nicht mit Heckenscheren beschneiden. Es gibt also auf der Schau noch Bilder vom behenden Pinselschlag impressionistischer Herkunft wie Bilder von der saubern, ja tiftelnden Malerei romantisierender Haltung. Eins wird schon deutlich: daß sich die Malerei wieder neue Stoffe erobert und daß sie danach strebt, statt des gewählten Naturausschnitts die Bildkomposition zu meistern. Das ist das eigentliche Versprechen dieser ersten Ausstellung des Hilfswerks für deutsche bildende Kunst, die nun von Essen aus durch das deutsche Land reisen wird.

Otto Brües

---

## Reichstagung der Paul-Ernst-Gesellschaft vom 5.–7. März in Chemnitz

Daß sich gerade im Namen Paul Ernsts, der zu Lebzeiten jede Gemeindebildung und Jüngerschaft scharf ablehnte und oft fast brutal zunichte machte, nach seinem Tode eine Gesellschaft gegründet hat, würde widersinnig sein, wenn das Ziel dieser Gesellschaft lediglich in leerer Verehrung der Persönlichkeit des Dichters und in ausschließlichem Kult seines Werks bestünde. Nun ist jedoch dieses Werk so geartet, daß jeder, der — oft unter

schweren inneren Kämpfen und Auseinandersetzungen — sich den Zugang zu ihm erarbeitet hat und sich ihm schließlich zugeordnet fühlt, hierdurch nicht enger, begrenzter oder in Urteil und Ansprüchen gar einseitig wird, sondern daß dieses stets höchste Maßstäbe verlangende Werk zu größerer Wahrhaftigkeit, Klarheit und Selbständigkeit erzieht, daß es freier macht, ja oft Menschen schlechthin befreit. Das kommt daher, daß Paul Ernst selbst ein ganz freier, wahrhaftiger und reiner Mensch gewesen ist, daß in seiner Gestalt, die groß, einsam, fordernd, in der Wende der Zeiten steht, nicht nur ein Dichter im üblichen ästhetischen Sinn, sondern der Verkünder eines neuen, alle Lebensgebiete umfassenden Weltbildes sich verkörperte, daß sein Werk einerseits die große Abrechnung mit der Vergangenheit bedeutet, zum anderen aber durch seine Existenz, durch seinen Gehalt und seinen neuen Wirklichkeitsstil die Brücke in die Zukunft ist, deren wir bedürfen. Die Arbeit einer Gesellschaft, die den Namen Paul Ernsts tragen darf, muß sich deshalb auf alle Gebiete erstrecken, die sein Werk umfaßt, sie muß in Dichtung, Politik, Soziologie, Wirtschaft, Pädagogik, Philosophie, Religion usw. die Fragestellungen Ernsts, seine neuen Einsichten und Bilder aufzeigen und von hier aus weiterarbeiten. Sie muß auch auf allen diesen Gebieten alle jüngeren schöpferischen Kräfte, die seiner Welt gemäß sind, zu sammeln versuchen. Zudem bedarf das dichterische Werk Ernsts selbst, dessen Stil verständlicherweise noch manchem ungewohnt und fremd ist und dessen Hauptkraft nicht im leise gelesenen, sondern im natürlich wirkenden, gesprochenen Wort liegt, der angemessenen Vermittlung. Diese Vermittlung läßt sich die Gesellschaft angelegen sein, sie verbindet mit ihr die Aufgabe, die Gestalt des Dichters in ihrer Größe und Wirklichkeit allgemein sichtbar zu machen. Das geschieht außer durch Veranstaltungen im ganzen Reich und die Arbeit verschiedener örtlicher Gruppen auch durch die Herausgabe von Jahrbüchern, etwa zur Lebensgeschichte des Dichters und damit zur Geistesgeschichte der letzten Jahrzehnte überhaupt, oder zu bestimmten Teilen und Problemen seines Werks. Als letztes Betätigungsgebiet der Gesellschaft sei die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der ständig sich mehrenden Zahl von Menschen im Ausland genannt, die auf Paul Ernst aufmerksam werden. Hier glaubt die Gesellschaft eine kulturpolitisch besonders wichtige Aufgabe erfüllen zu können.

Es mochte zunächst als ein Wagnis erscheinen, daß die Gesellschaft ihre Tagung, die jährlich in einer anderen Stadt des Reiches stattfindet, 1937 gerade nach Chemnitz einberief, einer reinen Industriestadt mit dem solchen Städten eigentümlichen, nur auf praktische Tätigkeit gerichteten Sinn und einem für geistige Dinge wenig Raum lassenden Arbeitstempo. Jedoch zeigte sich, daß die gesunden und starken Kräfte, die von dem Werk Ernsts ausgehen, auch hier —

vielleicht gerade hier — zur Wirkung kamen. Es zeigte sich das in einer Vorlesung aus dem „Kaiserbuch" durch den Vorsitzenden der Gesellschaft Will Vesper. Vesper hatte vor allem die Teile der Dichtung, die Heinrich dem Vogler gelten, ausgewählt. Und sogleich wurde deutlich, wie dieses Werk, das nicht eine in Verse gefaßte Nacherzählung der deutschen Geschichte, sondern in der Gestaltung der Vergangenheit eine Deutung des bleibenden deutschen Wesens aus dem Geiste der Gegenwart für die Zukunft ist, unmittelbar zu dem heutigen Menschen spricht. — Der Höhepunkt der Tagung war die Chemnitzer Erstaufführung des Schauspiels „Yorck". Die heutige Bühne versucht sich das dramatische Werk Ernsts im allgemeinen von den scheinbar leichter zugänglichen Lustspielen her zu erobern. Um so bedeutsamer war das Wagnis, hier eines der ernsten Dramen des Dichters zu verlebendigen. Denn die Tragödien und Schauspiele Ernsts stellen die Bühne vor besonders schwere Aufgaben. Der Verzicht auf alle äußeren gewohnten dramatischen Mittel, die Verlegung des Hauptgewichts von der äußeren Handlung auf die inneren Kämpfe der Personen, der Primat des gesprochenen Wortes vor der gespielten Geste, das im unausweichlichen Gegeneinander der dramatischen Notwendigkeiten zu seinem Ziel drängende Geschehen, — das alles verlangt von Regisseur und Darstellern einen grundsätzlich anderen Aufführungsstil, als ihn unsere Bühnen gewöhnt sind. „Yorck", eines der letzten Dramen des Dichters, in den letzten Kriegsjahren geschrieben, ist so etwas wie ein nationales Weihespiel großen Stils. Nicht von Zeitkolorit, Soldaten- und Kriegsmilieu, nicht von leicht entzündlicher „patriotischer" Begeisterung lebt dieses Werk, sondern allein von der in ihrer ganzen Tiefe gefaßten Gestalt des einen Helden, Yorcks: des Soldaten, der das Prinzip seines eigenen Seins, den Gehorsam, überwinden muß, der aber auch der Verführung widersteht, durch Erweiterung der Neutralitätskonvention bei Tauroggen auf tätige Waffenhilfe sich zum Nationalhelden, zum Weltbefreier zu machen und sich den Ruhm der Nachwelt zu erwerben, sondern der nur der Stimme seines Gewissens folgt. Es gelang Karl Weinig, der die Regie übernommen hatte und selbst die Rolle des Yorck verkörperte, durch Herausarbeitung des Wesentlichen sich der ungewohnten Aufgabe weitgehend einzufühlen und das Drama vor einem gefüllten Haus zu starker und nachhaltiger Wirkung zu bringen. Als bedeutsam verdient die Zusage der Stadt Chemnitz durch Kulturrat Ballerstedt erwähnt zu werden, daß hinfort jedes Jahr im Chemnitzer Theater ein Drama Paul Ernsts aufgeführt werden soll.

Im Mittelpunkt einer Morgenfeier am 8. 3. stand ein „Wege zu Paul Ernst" weisender Vortrag von Prof. Albert Soergel. Der Vortragende sprach zum Teil auf Grund eigener Erlebnisse davon, welche besondere

Kraft dem Werk Ernsts innewohne: ein Buch, oft auch nur ein Wort des Dichters könne genügen, um auf einen Menschen bestimmend, ja verwandelnd zu wirken. Soergel wies darauf hin, wie vor allem das Leben Paul Ernsts stets vorbildlich sein müsse, und wie das ganze Werk für Jeden etwas bedeute: der Geistigste werde von ihm reich beschenkt und der Einfachste noch tief berührt. Paul Ernst mache das Leben auch der Millionen wieder sinnvoll, er heilige den Werktag, und fast das einzige Glück des Menschen, das er gelten lasse, sei das der Arbeit. Auch die schwersten und tiefsten Dinge spreche er in Bildern aus, die selbst dem schlichtesten Menschen verständlich seien. Man gehe nie von ihm, ohne innerlich freier und besser geworden zu sein. Die Gedanken dieses warmherzigen Bekenntnisses stimmten vielfach mit den Erfahrungen überein, die die Teilnehmer bei der Tagung selbst machen konnten. Sie waren auch das wesentliche Ergebnis der abschließenden Mitgliederversammlung, in der aus der Arbeit des Jahres berichtet und das Ziel für das nächste Jahr festgelegt wurde. Die Gesellschaft beschloß, wie in den vergangenen Jahren für das Kaiserbuch, so sich jetzt für die heute besonders wichtige Versdichtung „Der Heiland" einzusetzen.

Als bleibender und über den Anlaß und den Inhalt dieser Tagung hinausweisender Gewinn der Tage in Chemnitz ist zu verzeichnen, daß hier einmal eine ganze Stadt drei Tage lang unter dem Einfluß des Werkes eines Dichters gestanden hat und sich willig diesem Erlebnis hingab. Dieses gerade in einer Stadt wie Chemnitz beobachten zu können, muß für die Möglichkeiten der Dichtung heute und ihre Aufgabe in unserm Volksleben bedeutsam sein.

H. G. Göpfert

## Vom Theater unserer Zeit

### Ein Rückblick auf die Winterspielzeit 1936/37

Dargast, März 1937.

Lieber H.,

Du erhältst zu Ostern Urlaub, willst ihn in Berlin verbringen und fragst mich, welche Aufführungen ich Dir mit gutem Gewissen empfehlen kann. Gleichzeitig wünschst Du einen allgemeinen Rückblick über die Spielzeit in Berlin und im Reich. Du warnst mich vor meiner Weitherzigkeit gegenüber den Werken zeitgenössischer Autoren. Die wenigen Abende, die Dir zur Verfügung stehen, willst Du Dich an dem in der kleinen Garnisonstadt lang entbehrten Theater freuen und nicht Erörterungen über die Ursachen von Enttäuschungen anstellen müssen. Ich weile nun zur Zeit nicht mehr in Berlin, trotzdem hoffe ich Dir raten zu können, indem ich Dir von den wich-

tigsten Stücken berichte, die Anfang März im Spielplan standen und von denen ich annehme, daß sie auch in den nächsten Wochen im Spielplan stehen werden. Doch in medias res!

Wieviel Abende Dir auch zur Verfügung stehen, auf jeden Fall sieh Dir im Staatstheater „König Richard III.", „Maria Stuart" und Grabbes „Don Juan und Faust" an. Das sind die neueinstudierten Werke dieser Spielzeit, aus der vergangenen werden gelegentlich noch Hebbels „Gyges und sein Ring", „Hamlet", „Lear", „Egmont" und die „Orestie" aufgeführt. Alle diese Aufführungen bringen die dichterische Kraft und geistige Größe, die diesen Werken innewohnt, eindringlich zum Erleben. Man mag in Einzelheiten verschiedener Anschauung über die gemäßeste Versinnlichung auf der Bühne sein, entscheidend ist allein, ob in diesen Aufführungen der Geist dieser großen Bühnendichtungen in seiner Ursprünglichkeit und Eigenheit wahrzunehmen ist. Und diese Frage kann uneingeschränkt bejaht werden. Die Werke der Großen des Theaters werden groß wiedergegeben. Wohl können bei dieser Bühne auch für die kleinsten Rollen gute Kräfte eingesetzt werden. Aber was bedeuten die besten schauspielerischen Kräfte, wenn nicht eine Leitung vorhanden ist, die aus jedem Darsteller die ihm eigentümlichen Kräfte entwickelt, ihn ganz das bleiben läßt was er ist, und ihn doch in den Dienst großer Theaterdichtungen zwingt. Was es für ein Ensemble bedeutet, „König Richard III." fast ungekürzt in einer fünfeinhalbstündigen Vorstellung wiederzugeben, vermag wohl nur der ganz zu ermessen, der Zeuge der wochenlangen Probenarbeit war, die bei einem solchen Unternehmen notwendig ist. Welche Sicherheit und welches Selbstbewußtsein sprechen aus diesem Unternehmen, daß man solche Aufführung einem abgehetzten Großstadtpublikum zumutet. Diese Aufführung kannst Du Dir von Anfang bis zum Ende mit geschlossenen Augen anhören, es wird Dir kein Wort entgehen, so gut wird von allen Darstellern gesprochen. Allein hinsichtlich der Schlußszene ergeben sich innere Widerstände. Statt der Verlobung zwischen Richmond und Elisabeth und der Anrufung Gottes um Frieden läßt der Regisseur Jürgen Fehling die junge Mannschaft um Richmond im Licht der Scheinwerfer niederknieen und einen Dankchoral singen. Der geistige Raum des Friedens den Shakespeare durch die Schlußverse aufrichtet, wird durch dieses furiose, plakatartige Bild vielleicht nicht sichtbar genug. Doch was will dieser eine Einwand gegenüber dem Gesamteindruck der Inszenierung besagen. Ich saß nach der Premiere noch lange mit Männern zusammen, die mehrere Jahrzehnte am deutschen Theater tätig sind und die wie alte Krieger so leicht nichts umwirft. Aber trotz manchen Einzeleinwänden sprach aus allen ihren Worten starke Erschütterung und echte Ehrfurcht.

Von zeitgenössischen Werken — das Wort zeitgenössisch im weitesten Sinne genommen — sah man in die-

sem Winter Gerhard Hauptmanns Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt" und Paul Apels „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt". Über das letztere Werk muß ich Dir noch ausführlich berichten, denn es stellt die äußerste Entgegensetzung zu den klassischen Bühnendichtungen dar.

Du wirst den zeitgenössischen Autor vermissen, ich kann Dir nur die Hoffnung machen, daß im Frühjahr wahrscheinlich noch eine Uraufführung stattfinden wird. Willst Du zeitgenössische Werke sehen, mußt Du das Kleine Haus des Staatstheaters besuchen, das bisher drei Lustspiel-Uraufführungen gebracht hat. Es wurden die Lustspiele „Versprich mir nichts" von Charlotte Rißmann, „Frau im Haus" von Kurt Heynicke und „Jan und die Schwindlerin" von Per Schwenzen uraufgeführt. Die letzten beiden Stücke wurden im vergangenen Jahr von der Intendanz in Auftrag gegeben. Das Unternehmen wurde dazumal viel erörtert, obwohl es sich des öfteren in der Theatergeschichte ereignet hat, daß heute noch gültige Bühnendichtungen auf Wünsche von Zeitgenossen zurückzuführen sind. So verdanken verschiedene Komödien Shakespeares und Goldonis den Anregungen von Zeitgenossen ihre Entstehung, und eins der schönsten, leider heute völlig in Vergessenheit geratenen Lustspiele in deutscher Sprache, der „Ponce de Leon" von Clemens Brentano, wurde durch ein Preisausschreiben Goethes und Schillers in den Propyläen — November 1800 — für „das beste Intrigenstück" veranlaßt. Es ist durchaus möglich, Theaterdichtern, die ihre Fähigkeit bereits in anderen Werken ausgewiesen haben, neue Werke in Auftrag zu geben. Wenn Du hörst: ein Lustspiel auf Bestellung, so klingt Dir das im ersten Augenblick profan, aber bestellst Du nicht auch ein Bildnis, eine Büste oder den Entwurf zu einem Haus von einem Architekten? Man kann, wie es neulich der Intendant des Staatstheaters in einem Vortrag ausdrückte, Lustspiele, aber keinen „Faust" bestellen. Die bisher uraufgeführten Lustspiele sind handfeste Theaterstücke mit einzelnen dichterischen Zügen, die ihren Weg auch über andere Bühnen gehen werden. Warum keine dichterischen Komödien entstanden, das lies in Ferdinand Raimunds „Gefesselter Phantasie" nach. Durch Aufträge die letzten schöpferischen Kräfte herauszufordern, ist an und für sich ein durchaus gangbarer Weg.

Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, daß ich in meinem heutigen Brief so ausführlich auf die Staatstheater in Berlin eingehe, aber sie sind nun einmal die repräsentativen Bühnen des Reiches und zugleich spiegeln sie, wie ich glaube, die Gesamtlage des deutschen Theaters wider. Wenn Dir im Spielplan der Berliner Staatstheater auffällt, daß die Höhepunkte Klassikeraufführungen bilden, so ist das im allgemeinen an den Theatern im Reich auch so bestellt. Die Klassiker nahmen überall einen noch größeren Raum in den

Spielplänen ein, als in den vorhergehenden Jahren. In diesem Jahr werden aber auch die selten oder nie gespielten klassischen Bühnendichtungen zur Aufführung gebracht. Nicht nur auf den Festspielwochen in Bochum und Detmold — in Bochum wurden Kleist, in Detmold Grabbe durch Aufführungen ihrer sämtlichen dramatischen Werke gefeiert —, sondern allgemein läßt sich eine Pflege der unbekannteren und schwer spielbaren Klassiker feststellen. So spielten, um nur ein Beispiel zu nennen, zwei so kleine Bühnen wie Schneidemühl und Guben den „Robert Guiscard" und „Amphitryon" zum Kleist-Gedenken. Bisher nie aufgeführte Werke wie „Marius und Sulla" und „Nannette und Maria" von Grabbe gingen über mehrere Bühnen. Der Wagemut, unbekanntere Bühnendichtungen aufzuführen, wird auch auf andere Klassiker übertragen, bei denen nicht wie bei Kleist und Grabbe durch die Gedenktage ein besonderer Anlaß vorliegt. So hättest Du von Shakespeares seltener gespielten Werken den „Sturm", das „Wintermärchen" und „Titus Andronikus" in mehreren Städten sehen können. Gleichfalls gingen auch Schillers „Fiesco" und Hebbels „Genoveva" über mehrere Bühnen. Die bekannteren Klassikerdramen sind weiterhin häufig im Spielplan. Kleist, Schiller, Hebbel und Grabbe führen, während Shakespeares und Goethes Bühnendichtungen, deren politischer Gehalt sich weniger offensichtlich darbietet und deshalb von den politisch beschäftigten Zuschauern weniger leicht bemerkt wird, in diesem Jahr zurücktreten. Du siehst, wie kennzeichnend der Spielplan des Staatstheaters ist, der in Grabbes „Don Juan und Faust" und der „Orestie" — in der Übersetzung von Wilamowitz-Möllendorff — seltene Klassiker vorstellt und in den übrigen Aufführungen das Übergewicht der Klassiker zum Ausdruck bringt. Auch die Tatsache, daß bisher nur Lustspiele zur Uraufführung gebracht wurden, charakterisiert die allgemeine Lage. Das Lustspiel nimmt unter den neuen Werken zahlenmäßig den größten Raum im Spielplan ein. Alle zur Uraufführung gebrachten Lustspiele neigen zum Schwank und zur Posse und besitzen bisweilen dichterische Züge in der Charakterisierung einer Rolle oder der Anlage einer Szene. Eine wirklich dichterische Komödie wird Dir weder auf den Berliner Bühnen noch in den Theatern im Reich begegnen. Rolf Lauckners Komödie „Der Hakim weiß es", die über dreißig Bühnen ging, kommt dem Idealbild einer dichterischen Komödie wohl am nächsten, auch eine neue Komödie von Joachim von der Goltz „Das Meistermädchen", die, während ich diese Zeilen schreibe, herauskommt, ist vom Dichterischen her gestaltet*).

So widerspruchsvoll es im ersten Augenblick klingen mag: selbst die Erscheinung, daß im Staatlichen Schauspielhaus Berlin bisher keine einzige Uraufführung eines ernsten Werkes

*) Anmerkung der Schriftleitung: Im nächsten Heft beginnen wir die Veröffentlichung dieser Komödie.

stattgefunden hat, entspricht der allgemeinen Situation des dramatischen Schaffens in der Gegenwart. Wie ich Dir schon schrieb, gab es in Berlin an einigen Theatern wohl Uraufführungen und im Reich sind die Theater zu zählen, die auf eine Uraufführung in der Spielzeit als Saisonereignis verzichten. Daß sich das Staatstheater mit Uraufführungen zurückgehalten hat, erfährt durch den Mangel an dichterisch starken Bühnenwerken, die sowohl geistigen Ansprüchen genügen, wie auch den Forderungen des Theaters gerecht werden, seine Begründung. Bühnendichter wie Bethge, Billinger, Haerten, Johst, Langenbeck, Lützkendorff, Möller und Rehberg, die von überdurchschnittlichem Rang sind, haben keine neuen Werke geschrieben. Die bereits aus vorhergehenden Spielzeiten bekannten Werke erleben aber in diesem Jahre viele Erstaufführungen. Als das Berliner Staatstheater vor anderthalb Jahren wie alle anderen Bühnen im Reich die Uraufführung eines durchschnittlichen Stückes veranstaltete — Du erinnerst Dich an „Die Stimme im Sturm" von Wischmann —, erlebten wir es, wie diese Bühne das Stück „auffraß", das heißt, die Darsteller sprengten einfach die Rollen, weil die Gestaltungskraft des Verfassers diesen Schauspielern im Wort nicht die Kraft zur Darstellung überzeugender Persönlichkeiten vermitteln konnte. In der Tat, das Ergebnis der dramatischen Ernte ist in diesem Jahre besonders gering. Mir selbst ist unter den neuen Stücken nicht eines begegnet, aus dem mir ein starker dramatischer Atem entgegenschlug. Ich sah oder las kein Stück — und es gingen mir hunderte von Manuskripten durch die Hände —, das ich mit Leidenschaft völlig bejahen oder wenigstens mit Eifer hassen konnte. Sämtliche Neuerscheinungen auf dramatischem Gebiet sind, wie die Theaterleute drastisch sagen, „Auchstücke", das heißt Stücke, die man spielen kann, die freundliche Erfolge erzielen, an die sich aber in einem oder mehreren Jahren kein Mensch mehr erinnert. Stofflich und stilistisch bewegen sich die neuen Stücke in den herkömmlichen Bahnen. Viel Historie, sehr selten zeitnahe Stoffe.

Nach dem, was ich Dir bisher geschrieben habe, weiß ich jetzt schon, daß Du die empfohlenen Klassikeraufführungen besuchst, Dir hingegen zeitgenössische Stücke nur anschaust, wenn Du zu den Klassikeraufführungen keine Karten mehr erhältst. Und doch möchte ich Dir sehr zureden, einmal „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt" im Staatstheater anzuschauen. Gewiß, es handelt sich hier um kein zeitgenössisches Werk im strengen Sinne, aber in dieser Inszenierung wird deutlich, welche Möglichkeiten das Theaterstück, das unter den zeitgenössischen Werken dominiert, besitzt und welche Stellung es im gegenwärtigen Kräftespiel einnimmt. Dem Lustspiel liegt vom Verfasser her der reizvolle, einfache Vorwurf zugrunde, daß ein junger Dichter um wirtschaftlicher Vorteile willen im Traum seine Klavierschülerin, Minchen Müller,

heiratet. Er erleidet alle Qualen einer Spießerehe, erdolcht schließlich seine Frau mit dem Brieföffner und wird von der Familie zum Tode verurteilt. Schweißgebadet erwacht er wieder und schwört, nie wegen des schnöden Mammons die Tochter eines Spießers zu heiraten. Die Traumszene dieses Lustspiels hat von jeher eine Fülle von Regieeinfällen hervorgerufen. Wie dieser Traum auf der Bühne des Staatstheaters inszeniert wurde, das war eine technische „Sensation". Die großen Möglichkeiten des umgebauten Bühnenhauses wurden voll ausgenutzt. Gedeckte Tische schossen aus dem Erdboden hervor. Aus einem Zauberschreibtisch kann das Geld in Tüten gescheffelt werden. Aus dem Papierkorb ertönt mittels eines Mikrophons eine Stimme. Die vollzählig versammelte Spießerfamilie rollt auf einem Sofa in die Szene, das die Eigenschaft hat, ungeheure Dimensionen anzunehmen, so daß die Darsteller von den Polstern fast erdrückt werden. Wenn Sonnenstößer von der Familie verurteilt wird, so ist als Schauplatz die Bühne des Staatstheaters genommen. Im Hintergrund der Bühne ist der Zuschauerraum des Theaters naturgetreu aufgebaut. In ihm sitzt die potenzierte Familie Müller. So haben in der ersten Reihe zwanzig Tanten Pauline Platz genommen, die in Figur, Kleidung und Haartracht sich alle gleichen. Sagt Sonnenstößer, daß er ungestraft unter Palmen wandle, verwandeln sich die Säulen, zwischen denen er einhergeht, plötzlich in Palmen. Stellt er sich Tante Pauline als Papagei vor, hängt sie im nächsten Bild in einem Vogelring aus dem Schnürboden herunter. Der Spielleiter hat hier mit Hilfe der Bühnentechnik Vorgänge szenisch weitergeführt. Der Spielleiter wird zum Zauberer. Nicht mehr der Dichter, der im Theaterstück durch seinen Text die Umrisse der Charaktere und des Handlungsverlaufes liefert, ist der schöpferische Gestalter des Lebens auf der Bühne, sondern der Spielleiter als schöpferischer Beweger ist der eigentliche Gestalter. Du erlebst also hier den eigenartigen Vorgang, daß an der gleichen Bühne, auf der in würdigster Form die großen Bühnendichtungen der Vergangenheit wiedergegeben werden, Aufführungen stattfinden, in denen der Dichter völlig in den Hintergrund gedrängt wird und der Regisseur der schöpferische Gestalter des Abends ist. Der Dramatiker ist hier nicht mehr Ursache und Lebensquelle des Lebens auf der Bühne, sondern er ist günstigenfalls noch Veranlasser, so wie der Filmautor die Idee für einen Film liefert. Daß es sich aber hierbei nicht um einen Rückfall in die Selbstherrlichkeit des Spielleiters einer vergangenen Epoche handelt, hierfür sind die aus dem Dienst am Wort gewachsenen Klassikeraufführungen ein Gegenbeweis. Die Vorherrschaft des Regisseurs in derartigen Stücken ist nur auf die mangelnde Gestaltungskraft des Autors zurückzuführen, wenn auch eine gewisse, nicht ungefährliche Freude am entfesselten Theater mit hineinspielen mag.

Die wichtigste Frage der zukünftigen Entwicklung scheint mir nun die zu sein, ob die Bühnendichtung oder das Theaterstück das Wesen des Theaters von heute prägen. Gegenwärtig halten sich Bühnendichtung und Theaterstück noch die Waage. Solange das Theaterstück den Raum im Spielplan ausfüllt, der von jeher der Entspannung und reinen Unterhaltung vorbehalten ist, wird kein nachhaltiger Einfluß von ihm ausgehen, zu einer Gefahr kann es nur werden, wenn es auch den Raum für sich in Anspruch nimmt, der der Bühnendichtung vorbehalten bleiben muß. Die Entscheidung wird durch die Menschen herbeigeführt werden, die für unsere Bühne wieder lebende Gestalten schaffen. Die Sehnsucht nach der Gestalt wachzuhalten, ist gegenwärtig die wichtigste Aufgabe im Theater.

Hermann Chr. Mettin

---

## Anmerkungen

Die Geschäftsstelle der Paul-Ernst-Gesellschaft, über deren Reichstagung wir in diesem Heft berichten, befindet sich in Berlin-Steglitz, Kieler Straße 6. Dort können unsere Leser weitere Auskünfte über die Gesellschaft erhalten, wie auch über das unter dem Titel „Der junge Paul Ernst" soeben erschienene Jahrbuch für 1937, das im Buchhandel nicht zu haben ist.

*

Im Laufe dieses Monats erscheint die Erzählung von Friedrich Griese „Das Kind des Torfmachers", die unsere Leser schon kennen, in der Novellenreihe des Verlages Albert Langen - Georg Müller, in der bereits mehrere der in unserer Zeitschrift zuerst veröffentlichten Erzählungen und Novellen erschienen sind.

---

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München, Benediktenwandstr. 29
Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Laimer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 1. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.


Die Herausgeber bitten nochmals dringend, keinerlei für das „Innere Reich" bestimmte Einsendungen an ihre persönliche Anschrift zu richten, da sie außerstande sind, für die ordnungsgemäße Erledigung bzw. Rücksendung dieser Texte irgend eine Gewähr zu übernehmen.
Die Anschrift der Schriftleitung ist ausschließlich München 19, Hubertusstraße 4.

## Ina Seidel

# Eine hohe kurfürstliche Kommission sucht den Pfarrer Lennacker heim

### 1567

„Warum gerade du ein Pfaffe geworden bist, Bruder — das möchte ich wissen!"

Lennacker hörte die Frage, die vom harten Hinsetzen des Bierkruges, vom Klappen des Zinndeckels begleitet war, wie mit dem Gehör eines Blinden, so tief war er in dumpfes Brüten versunken, seit er sich, steinmüde von der Morgenarbeit in Stall und Garten, zu dem ungebetenen Gast auf die Bank hatte hinfallen lassen. Er rieb sich die Stirn mit der Hand und blinzelte blöde. „Ein Pfaffe bin ich geworden — weil mein Vater auch einer gewesen ist!" sagte er mit schwerer Zunge. Gleich darauf knallte und klappte wieder Bierkrug und Deckel, aber diesmal sein eigener. Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken und den Handrücken wiederum wischte er am Rock trocken. Es war der alte Kirchenrock, in dem schon die Motten waren. Marthe hatte häßliche Flicken auf die Außenseiten der Ärmel setzen müssen; die Farbe des Stoffs schoß ins Grünliche, der ganze Rock starrte von Flecken, stank nach Stall und nach Bier. Immerhin: ein Kirchenrock; sein erster. Lennacker brütete wieder. Was wollte der Kerl mit der dummen Frage? Er schoß einen scheelen Blick nach ihm hin. Der Gast schien sich wohl zu fühlen; er hatte das Wams aufgeknöpft und lag mit beiden Armen breit auf dem Tisch. Als er, Lennacker, in diesem Rock von Jena in seine erste Pfarre gekommen war, vor sieben Jahren, da hätte er einen solchen Kerl von seiner Türe gewiesen. Der verzog jetzt das schwiemelige Gesicht zu einer breiten Lache. „Bist ein schlechter Wirt, Pfaffe! Siehst nicht darauf, daß deinen Gästen der Stoff nicht ausgeht. Wirtschaft, heda! Bier her! Bin auch ein alter Studente, Bruderherz, aber auf theologiam hatte ich's nie abgesehen. Schenk mir ein!"

„Zahl erst!“ brummte Lennacker mürrisch. „Für fahrende Leute gibt's keine Kreide bei mir.“

Der Gast grölte: „Oho!“, grub aber im Hosensack und schmiß klirrend Geld auf den Tisch. Lennacker sprang auf, dem davonrollenden nach, und schämte sich zugleich der gierigen Hast, mit der er die Münze auflas und prüfte. „Ein guter Groschen!“ sagte er staunend und musterte den Fremden mißtrauisch von der Seite. „Bier her! Eh' das nicht versoffen ist, wirst du mich nicht wieder los, Pfaffe. Das Wetter ist schlecht und außerdem — ich reise lieber bei Nacht. Was stierst du mich so an?“

Lennacker wandte sich unwirsch ab, ging zur Tür und schrie nach dem Jungen: „Matz! In den Keller!“

Der Junge war da, wie aus dem Boden gestampft. Sein heller Schopf leuchtete im Dämmer des Flurs, er sah zum Vater empor und wie er den Krug empfing, wisperte er hastig und scheu: „Vater! Die Mutter sagt, Ihr sollt den Mann fortschicken! Er hat Blut am Stiefel und zwei tote Hühner im Sack. Wenn sie die Hühner braten soll, wird sie's nicht tun!“ Lennacker blickte starr. „Marsch!“ sagte er nur. Er hatte das auch gesehen, die frischen Blutstriemen an den schmutzstarrenden Stiefelschäften und die Hühnerkralle, die gelb aus dem Schnappsack hervorlugte. Was ging es ihn an? Der Groschen war gut. Wovon sollte sein Matthes einmal auf die hohe Schule, wenn keine guten Groschen sich hinter dem Herdziegel ansammelten? Er stand wieder am Tisch und blickte dem Fremden finster in das verkommene Gesicht. „Solltest lieber fragen, warum ich den Schankwirt für Landstörzer und Tagediebe mache!“ grollte er ihn an. Der andere lachte von neuem mit zurückgeworfenem Kopf, daß die bartstoppelige, schwammige Kehle ihm bebte. „Frag nicht nach dem, was mein kleiner Finger mir sagt, Pfaffe!“ brüllte er. „Mein kleiner Finger ist klug und weise! Er sagt mir, daß du mit deinen Bammsen und deiner Kebse Gras fressen dürftest, wie weiland der König Nebukadnezar, wenn's keine Landstörzer gäbe, die dir Batzen auf den Tisch hauten für dein dünnes Bier! Der Abendmahlswein, schätz' ich, bringt weniger ein. Ha!“

Er tat einen großen Zug aus dem Krug, den der Matthes scheu aufs Tischeck gesetzt hatte, um sich dann in einen Winkel zurückzuziehen, von wo aus er den Fremden beäugte, fluchtbereit, wie ein junges Tier. Lennacker sagte: „Bleib drinnen, Matz! Schenk frisch ein, wenn der Herr befiehlt!“ und ging aus der Tür. Er sah, daß der Junge sich fürchtete und am liebsten hinter ihm

dreingerannt wäre, aber er drohte ihm mit einem Blick: „Hiergeblieben! Den Kerl nicht allein lassen bei dem Zinngeschirr auf dem Wandbrett!" Der Junge verstand das, er blieb zurück. Auf dem Flur rannte dem Pfarrer der schwarze Hund zwischen die Beine, aufjaulend wollte er das feuchte zottige Fell an seines Herren Knie scheuern: Lennacker schob ihn mit einem Fußtritt in die Stube hinein und hörte befriedigt das Jaulen in Geknurr übergehen. So — da hatte der Matthes Gesellschaft und Schutz. Er trat in die Küche, das Haupt beugend, um nicht am Balken anzustoßen. Marthe stand am Zober und spülte Wäsche, die kleinen Mädchen hingen ihr am Rock und planschten im Wasser, in der Ecke quarrte es dünn aus dem Wiegenkorb. Der Herd war kalt, der Herbstnebel quoll zur offenstehenden Hintertüre herein; sie durfte nicht geschlossen werden, weil es sonst kein Licht gab. Alles war feucht. Die Frau hob den Kopf und wischte sich mit dem Arm die Haarsträhnen aus dem Gesicht; vergrämt starrte sie ihm entgegen. Lennacker machte sich am Herde zu schaffen. „Jeder Bauer kann seinem Weib eine Magd halten. Ich sollte ihr Holz kleinmachen. Wo bleibt der Löffler, der mir heute Dung hinausfahren wollte? Wann soll ich den Hafer ausdreschen? Gott steh mir bei, ich habe dies Leben satt!" Mit diesen Gedanken lockerte er den Stein, um das Geld zu bergen, als er sich am Arm gepackt fühlte. Er machte sich unwillig frei, denn er wußte wohl, was jetzt kam. „Gib's her!" raunte die Frau und versuchte, ihn vom Herd wegzuziehen. „Der Matthes braucht Schuhe und die Trötschlerin will auch Geld, wenn ich ihr mein Garn zum Weben bringe!"

Lennacker blickte finster über sie weg: „Geh! Ich erlasse ihnen den Opferpfennig, bis abgezahlt ist."

Die Frau lachte auf; Hohn war es nicht, aber schneidende Bitterkeit. „Wer zahlt dir denn Opferpfennige! Du gibst es ja umsonst, und wenn sie weder an Michael noch an Walpurgis zahlen."

Lennacker sagte streng: „Mit dem heiligen Sakrament kann ich nicht Handel treiben. Der Opferpfennig ist Gotteslohn."

„Und die Pfennige fürs Bier? Sind die auch Gotteslohn, daß du dem ganzen Dorf hintenherum ausschenkst und kreidest es ihnen an von jetzt an bis in Ewigkeit?"

„Was soll dein Lästern! Du weißt ganz gut, daß sie mich beim Rat zu Frauenfelde verklagen würden, wenn ich das Geld eintriebe. So aber danken

sie mir's, daß sie sich auch einmal einen Trunk holen können, der nicht so sündhaft teuer ist, wie das städtische Bier, das ihnen Caspar Lampe verzapft."

„Und da du bei den kurfürstlichen Herren und verordneten Visitatoren zu Frauenfelde am Freitag Klage geführt hast über Wohnung und was weiß ich, werden dich die Bauern wiederum anzeigen!"

„Haben es nicht getan und werden's nicht. Wissen allzugut, daß das Domstift in Frauenfelde für das Wohnhaus zuständig ist. Und die Groschen, so mir zustehen und die die Älterleut unter allerhand Ausflüchten zurückhalten und geben uns alte Hennen und mageren Käse dafür, zahlen sie, wenn sie's haben, gerne fürs Bier, das uns wenig kostet."

„Aber der Lampe hat doch schon Klage über dich geführt beim Rat, du hast's mir ja selber erzählt, und daß die Herren dich auch ins Gebet haben nehmen wollen wegen verbotenen Ausschanks, und so der Lampe Zeugen beibringt..."

„So werd' ich's durchfechten, in Gottesnamen, es ist mir auch alles gleich. Willst du, daß der Matthes einmal ein Bauernknecht wird und die Mädchen Ställe ausmisten und Kühe melken dürfen ihr Leben lang? Dein Vater war Magister und meiner ist eines Ritters Bruder gewesen — und ja, auch ein Pfaffe, aber das war ein ander Leben."

„Und warum hast du nicht deines Vaters Lehen genommen? Warum bist du dorthin gelaufen, wo keiner dich achtet und jeder Häusler sich die Schuhsohlen an dir abwischt?"

Lennacker sagte: „Fragst du immer das gleiche! Darum, weil mein Vater bis an sein Ende seiner Lehnsherrschaft papistisch hat dienen müssen und seinen Bauern lutherisch. Ich kann aber nicht zween Herren dienen. Warum hat dir dein Vater keinen Webstuhl mitgegeben, Weib, und mußt das Garn aus dem Haus tragen und die Pfennige dazu!? Damit nicht du allein Fragen stellst!"

Er stand wieder beim Herd und sah grollend zu ihr hinüber, die jetzt die letzte Wäsche auswrang und anfing das Wasser kübelweis aus der Tür zu schwenken. Die Kinder hatten sich in den Herdwinkel verzogen und kauerten dort, wie verscheuchtes Geflügel. Wieder dachte Lennacker trübe: „Eine Magd — jeder Bauer kann seinem Weib eine Magd halten!" Und wie immer, wenn er sie so freud- und anmutslos schaffen sah, stieg ihm das Bild auf, wie er sie auf der Domtreppe zu Erfurt zum erstenmal erblickt hatte, vom Kirchgang am ersten Adventssonntag heimkehrend im grünen, bescheiden mit Pelzwerk besetzten Anzug neben dem Vater, dem hochangesehenen Magister Mylius

herschreitend, der ihn, seinen Schüler, freundlich herangewinkt hatte. Was hatten die Jahre seither aus ihnen gemacht? Einen Gassenschankwirt aus ihm — ein Lasttier aus ihr! Von solchen gramvollen Vorstellungen, von ohnmächtigen Ekel an sich selbst, von körperlicher Verzweifelung befangen über die Nässe und Kälte, die das baufällige Gehäuse durchdrang — schließlich, matt, einfach todesmatt von Hunger, benommen von dem auf nüchternen Magen getrunkenem Bier, nahm er den unflätigen Lärm, der vorn in der Stube angehoben hatte, kaum wahr. Die Haustür hatte geklappt, grobsohlig war es über den Flur gepoltert, Männerstimmen hatten gegeneinander angedröhnt. Vernommen hatte er's wohl, hatte aber nur dumpf gedacht, was denn die so früh am Tag wollten, die gewohnten Gäste, die sonst immer erst mit der Abenddämmerung einfielen und zumeist durch die Hintertür kamen. Er hatte dagestanden und vor sich hingestarrt. Seine verkrampfte Rechte hatte sich, ohne daß es ihm bewußt ward, gelockert; der Groschen, warm und feucht von dem bergenden Griff, war aus der Umklammerung seiner Finger klanglos auf den steinernen Herdrand geglitten. Jetzt eben, da er den Kopf hob, die Lippen feuchtete und aufseufzend sagte: „Nimm ihn denn hin, Marthe! Der die Vögel unter dem Himmel ernährt, wird ja auch unsre Brut nicht im Stich lassen..." eben da fuhr der Junge, wie von bösen Geistern gehetzt, schreiend zur Türe herein: „Kommet, Herr Vater! Sie schlagen einander tot!"

Was aus der Stube tönte: Scharren, Stampfen, Achzen und Krachen, von grimmig fluchenden Stimmen und dem wütenden Kläffen des Hundes begleitet, das sprach allerdings dafür, daß Matthes Grund zu seiner Alarmmeldung hatte. Er hatte den Vater am Rock gepackt und versuchte, ihn zur Türe zu zerren, das erbleichte kleine Gesicht verzweifelt zu der in Schreck erstarrten Mutter gewandt: warum denn der Vater sich nicht vom Fleck rührte. Denn Lennacker zauderte, hinüber zu eilen. Er verzog das Gesicht, nicht so sehr vor Zorn, sondern vor innerer Qual. Er tat ein paar Schritt, lehnte sich dann an den Türpfosten und preßte die Stirn gegen das harte Holz. „Erlöse mich doch! Warum erlöst du mich nicht!?" stöhnte er. Aber dies Versagen währte nur kurz. Er raffte sich auf und gewann Haltung zurück. „... von dem Übel — jawohl, erlöse uns von dem Übel!" sagte er hart vor sich hin, während er die vier, fünf Schritt über den Flur tat. „Mordbuben!" stieß er hervor, als er mit geballten Fäusten in der Stube stand. Er war eben zurecht gekommen, um zu sehen, wie Vinz Spelter die schwere Zinnkanne hochschwang und mit

aller Kraft auf den struppigen Schädel des Landstreichers niedersausen ließ, der seinerseits den Bauer Koppe an der Kehle gepackt hielt und ihn zu Boden drückte. Drei andere Männer, alles gesetzte Bauern aus dem Dorf, umgaben den Auftritt, der Bauermeister Henz Auleb darunter, der sich, am Ofen lehnend, den Kampf anscheinend so kühlen Herzens betrachtete wie ein Gottesgericht. Jedenfalls war die Sache mit dem Einschreiten Spelters entschieden. Der fremde Kerl war seitlich taumelnd zu Boden gestürzt, hatte seinen Widersacher krachend mitgerissen und löste seine verkrallten Hände jetzt erst vom Hals des Gewürgten, der den schweren Körper nun röchelnd von sich stieß und ihm im Aufstehn noch einen Fußtritt versetzte. Der würde nicht wieder aufstehn — würde sich nicht mehr an fremdem Geflügel vergreifen — würde — überhaupt nicht mehr ... Koppe zögerte mit weiteren Feststellungen, denn sein Blick war auf den Pfarrer gefallen. Lennacker sah ihn finster an; die Augen des Bauern gerieten ins Schweifen.

Er wischte sich mit dem Ärmel über das bös triumphierende Maul, aus dem ihm der Speichel das Kinn überströmt hatte, und rieb sich die Würgmale an seinem knotigen, rot angelaufenen Adamsapfel. „Ne", sagte er, glotzte nun aber den Bauermeister an, „der ist hin. Und wenn er es nicht wär, wär ich es. Bei wem kann ich mich denn nun bedanken?"

Spelter, den Zinnkrug immer noch in der schlaff niederhängenden Rechten, hob den Blick, sah aber nicht seinen Kumpan an, sondern den Pfarrer. „Die Hühnermarder verdienen's nicht besser!" stieß er hervor. „Kommt mir der Fuchs ins Gehege mit einer Gans im Maul, den hau ich tot. Der Koppe hat auch nicht mehr Hühner, als er braucht. So ein vermaledeiter Schnappsack und Bärenhäuter! Er hat das Messer gezogen, Herr Pfarrer!" — „Hat er!" brummte einer der Augenzeugen und stieß mit dem Fuß die am Boden liegende Waffe nach vorn.

Lennacker fand endlich Worte. „Und Ihr, Bauermeister!" sagte er zu Auleb, der sich noch immer nicht rührte, „Ihr seid hergekommen, um unter meinem Dach Blutgericht über einen elenden Hühnerdieb zu halten? Einen besseren Ort dafür wußtet Ihr nicht?"

Der Mann löste jetzt seinen schweren Körper von dem Ofen und trat einen Schritt nach vorn. „Sind nicht deswegen gekommen, Herr Pfarrer", sagte er mürrisch, „haben andres vorgehabt und damit eilt es nun." Er herrschte die Bauern an: „Können gleich hier sein, die Herren! Schafft den da fort!" wo-

mit er den am Boden liegenden Mann meinte, in dem übrigens doch noch Leben zu sein schien, denn er hatte, ohne die Augen zu öffnen, begonnen, ächzende Laute auszustoßen. Der dicke Müller Hubel hatte sich bei ihm niedergehockt und betastete mit seinen mehlweißen Händen behutsam den mißhandelten Schädel, der aus einer im filzigen Haar verborgenen Wunde kräftig blutete. „Ne, Herr Pfarrer", fuhr Auleb unterdessen fort, „wir waren ja nur gekommen, um Euch anzusagen, daß die Herren, so zu Frauenfelde eingekommen sind, Visitation vorzunehmen, nunmehr mit dem Stadthauptmann, dem hochwürdigen Herrn Domherrn und dem Herrn Ratssyndikus etliche Dörfer hier herum noch in persona besuchen wollen, und so auch uns hier zu Eibengrün." Lennacker lachte bitter auf.

„Sollen nur kommen und sich ansehn, wie das Domstift seine Pfarrlehen ausstattet!" Auleb sah mit schiefem Blick zu ihm hin. „Wollten gebeten haben, daß der Herr Pfarrer sich rüste, Rede und Antwort zu stehen und die Herren wohl zu empfangen. Haben unsren Weibern auch Weisung gegeben, ein Essen vorzubereiten, damit alles seine Ordnung und Schicklichkeit habe. Und so der Herr Pfarrer keine Klage wider uns führet wegen des Opfergeldes und des Zehnten, so sind wir gesonnen, dem Herrn Pfarrer beizustehn gegen Caspar Lampe, wenn der wegen des Biers noch einmal vorstellig werden will..."

Lennacker runzelte die Brauen. Wo wollte das hinaus? Er starrte den Bauermeister an, begegnete seinem scheinheilig pfiffigem Blick und war auf einmal im klaren. „Daß dich, du Schalk!" hub er an, „hast du gemeint, hier wäscht eine Hand die andre und weiß doch die rechte nicht, was die linke tut, aber nicht so, wie unser Herr Jesus Christi es im Sinn gehabt hatte..." Erschreckt hielt er inne und lauschte auf. Durch alle, die in der Stube waren, war es wie ein Blitzschlag gegangen. Es wäre nicht mehr nötig gewesen, daß nun der Matthes mit dem Ruf: „Vater! Herr Vater! Herren von Frauenfelde!" hereinstürzte. Das Hufgetrappel und Räderrollen auf der Straße, das Fluchen des Kutschers, der die Tiere nicht gleich zum Stehen brachte, unwillige, herrische Stimmen, die verlangten, man möge doch nicht mitten im Sumpf halten, worauf die Erwiderung kam, dann könne man gleich weiterfahren, denn das ganze Dorf sei ein Dreck — das alles hatte deutlich genug verkündet, was draußen vor sich ging. Die Bauern standen nicht minder betreten da, wie ihr Pfarrer, sie hatten eben noch Leben genug, sich ratlos anzuglotzen. Auleb spähte gebückt durch das trübe Fenster, streifte sich aufrichtend seine

Leute achselzuckend mit einem Blick und erstickte einen Fluch in einem krachenden Husten, worauf er ausspuckte und die Spur davon mit dem Fuß scharrend beseitigte. Lennacker hätte für einen aufrecht an der Wand lehnenden Toten gelten können. Die Frau, die vor der Tür die Hände rang, sah er nicht, hörte nicht ihre beschwörenden halblauten Worte: man sollte doch nur um Gotteswillen den Erschlagenen schnell durch die Küche hinausschaffen, in den Stall, in die Scheune — nur aus dem Hause hinaus! Hatte Auleb sie begriffen und wartete nur unschlüssig darauf, daß der Pfarrer den Befehl wiederholen möchte? Und nun, da ihm doch wohl aufging, er könnte hier auch auf eigene Verantwortung handeln, und er dem Brosius Schreivogel, der neben ihm stand, einen Stoß mit dem Ellbogen gab und sich selbst niederdrückte, um den Körper bei den Schultern zu packen, da ward auch die Haustür schon aufgerissen und die dröhnende Stimme des Stadthauptmanns mit einem: „Heda! Ist das eine Art, die hohe Behörde aufzunehmen?!" machte aller Hoffnung, dies sei nur ein höllischer Angsttraum gewesen, ein Ende. Denn nun war der enge Flur voller Menschen, schwere Sohlen scharrten über die Fliesen, um den Kot loszuwerden, Wehrgehenk klirrte, es klopfte ein Stock, Komplimente über den Vortritt wurden ausgetauscht. Eine herzhafte Stimme stellte fest, daß des Pfarrers von Eibengrün Klagen über die Gebrechen seiner Wohnung anscheinend nicht unberechtigt gewesen seien, denn so sich dies ein würdiges Pfarrhaus nennen wollte, so möchte manches liebe Vieh seinerseits sich zum Pfarrherrn berufen fühlen, in Anbetracht dessen, daß ein Stall eine solche Pfarrwohnung an Würdigkeit jedenfalls übertreffe. Da niemand Antwort auf dieses Scherzwort gab, lachte die Stimme allein und fragte dann: „Nun, Büblein du, wo ist dein Herr Vater!" Über dem quoll aber der Besuch bereits unaufhaltsam in die Stube herein, um dann freilich sogleich zum Stehen zu kommen und sich — fünf stattliche Männer, den Konsistorialrat aus der Residenz, Doktor Egidius Urbanus, und den Frauenfelder Domherrn, Balthasar Pflugk an der Spitze, — ob des Anblicks, der sich ihnen darbot, halbwegs über der Schwelle zu stauen.

„Sind wir fehlgegangen, Hochwürdigster?" fragte der Konsistorialrat betroffen. Ehe aber der Domherr den Mund auftun konnte, oder vielmehr, ehe diesem sprachlos sich öffnenden und so verharrendem Munde des dicken Pflugk eine Antwort entschallen konnte, hatte der Stadthauptmann sich vorgedrängt und stand, die Hand am Schwertgriff und mit dem Federhut die Decke streifend, wie ein Racheengel mitten im Zimmer. „Das!" stieß er hervor, die

Augen vom Pfarrer zu den Bauern rollend und dann von dem jetzt schwer schnaufenden Bewußtlosen am Fußboden wieder zu Lennacker blickend — „das! Bei Gott, das sind mir ja saubere Zustände hier, Ehrwürden!" Er blies die Backen auf und pustete zornig in seinen Bart. „Nun — wollet Ihr mir und den hochwürdigen Herren Kommissaren Seiner Kurfürstlichen Gnaden nicht Aufklärung geben, was das zu bedeuten hat? He?! Wollet Ihr nicht gefälligst..." Sein Poltern verrollte. Lennacker hatte antworten wollen. Aber die Hand, die er, um Gehör bittend, erhoben hatte, sank ihm nieder. Ohne recht zu wissen, was er tat, wandte er sich ab und lehnte die Stirn gegen die Wand. Es war, als setzte sein Wille vollkommen aus und zugleich jedes Wahrnehmungsvermögen, das jetzt nur dumpf ein Getöse durcheinanderredender Stimmen und solcher Geräusche, wie Schleifen, Rutschen und Getrampel genagelter Schuhe empfand. Bekümmert fühlte er, daß dieser gnadenvolle Zustand nicht in völlige Dunkelheit übergehn wollte; schon unterschied er deutlich, daß jemand vergeblich versuchte, die Stubentür zu schließen, an der doch, wie an allen anderen Türen im Hause, das Schloß von Rost zerfressen und unbrauchbar war. Es wurde etwas durchs Zimmer geschleppt und hart vor der Türe niedergesetzt: sie hatten wohl den Wäschekasten dagegen gestellt. Mit dieser Erwägung war die unbestimmte Hoffnung, er wäre vielleicht allein in der Stube geblieben, aufgehoben, es war auch wohl eine ganz irre Hoffnung gewesen. Völlig wieder bei sich, erkannte er nun mit dem Ohr die Bewegungen von Leuten, die sich um einen Tisch niederlassen; Papier raschelte; mit übergroßer Hellhörigkeit unterschied er das Geräusch eines Messers, das Federkiele zurechtschneidet. Der Gerichtshof, der das Urteil über ihn fällen würde, hatte also Platz genommen. Es bedurfte kaum noch des rauhen Anrufs des Stadthauptmanns. Lennacker wandte sich um und stand vor der Kommission der kurfürstlichen Visitatoren.

Die Bauern waren bis auf Henz Auleb verschwunden; sie hatten ihr Opfer hinausgeschafft und waren nicht wiedergekommen. Dafür war der Schankwirt, Caspar Lampe, erschienen. Er stand neben dem mit verbissenem Ausdruck an der Wand lehnenden Bauermeister, drehte vor seinem starken Bauch die Mütze in den Händen und sah mit aufgeblähten Nasenlöchern und vorgeschobener Unterlippe ganz dem gleich, was er dem Pfarrer gegenüber darstellen zu müssen meinte: dem zu Unrecht übervorteilten und geschädigten Biedermann. Um den rohen Eichentisch in der Ecke, auf den Bänken, die an der Wand ent-

lang liefen, saßen vier der Herren, Lennacker mit dem Gesicht zugewandt. Mit dem Rücken zu ihm, auf einem Stuhl, saß allein der Stadtsyndikus Meusel, der mit der Feder im Tintenfaß stocherte und nun mit quietschendem Kiel Datum und Überschrift über den Protokollbogen setzte. Wie vor drei Tagen, als er im Rathaus zu Frauenfelde vor diesen selben Männern gestanden hatte, um gleich allen einberufenen Predigern des Stiftsgebietes Rechenschaft über seine Amtsführung abzulegen, erkannte Lennacker auch jetzt mit einer Aufwallung von hoffendem Zutrauen das heitere Wohlwollen in dem kräftig männlichen Antlitz des neuen Superintendenten, sowie die stille Weisheit in dem blassen, vom Alter schon ausgehöhlten Zügen des weißhaarigen Leipziger Herrn, des Doktors Egidius Urbanus, der den Superintendenten von Konsistoriums wegen in sein neues Amt eingeführt und diese erste Visitation zusammen mit ihm zu leiten hatte. Er vermied es, den Domherrn oder den Stadthauptmann anzusehen, er wußte zu gut, wessen er sich von dieser Seite zu vergewärtigen habe; genügte es doch auch ganz, den fetten Pflugk kurzatmig schnaufen und von Zeit zu Zeit verächtlich durch die verstopfte Nase blasen zu hören, während die Bank unter den unruhigen Bewegungen des im voraus gelangweilten Stadthauptmanns ächzte. Die beiden hätten den Fall schnell zu Ende gebracht, wenn es nach ihnen gegangen wäre ... Lennackers Mut fiel wieder in Asche zusammen, als der Superintendent jetzt, von den Akten aufsehend, den Blick auf ihn richtete und zugleich etwas wie eine starre Maske amtlicher Verschlossenheit über sein offenes Gesicht sinken ließ. Er erwiderte diesen Blick blinden Auges mit dem Trotz der Verzweifelung und senkte den Kopf, die Hände verschränkend, als wollte eine sich an der andren festklammern. Da stand er in dem alten, geflickten, von Schmutz starrendem Rock; schmutzig waren auch seine Hände, und die Schuhe kotig, so wie er sie vorhin aus dem Stall hereingebracht hatte, als der Landstreicher vorsprach. Dies Bewußtsein seiner unangemessenen Erscheinung war wieder eine Versuchung, zu hoffen, alles sei ein Traum — einer jener quälenden Träume, in denen man nackt oder ungenügend bekleidet an einer Gesellschaft teilnehmen muß. Das war aber umsonst, er wachte nicht etwa auf, als der Superintendent sich nun räusperte. „Ihr seht uns erstaunt und betrübt, Herr Pfarrer Martinus Lennacker", begann Orthmann, „daß uns allhier ein so schlechter und unwürdiger Willkomm bereitet ist. Denn wiewohl es uns nicht unbekannt war, daß es nicht zum Besten um die Pfarre zu Eibengrün steht, so hatten wir doch er-

wartet, Eure Wohnung, wenn schon demütig und dürftig, so doch eher als eine Hütte Gottes und ein Bethaus vorzufinden, denn als eine Mördergrube. Sind des besten Willens gekommen, Euren Klagen über die Gebrechen, so Ihr uns zu Frauenfelde vorgetragen habt, Gehör zu geben und nach Besichtigung allem gebührend abzuhelfen. Meinen aber jetzund, daß der Herr Pfarrer nicht unschuldig an seinem Elend sei. Habt Ihr uns, Herr Pfarrer, eine Deklaration zu geben zu dem Ärgernis, das wir hier angetroffen, so sprecht und laßt uns wissen, warum es bei Euch schlimmer zugeht als in einer Schenke."

„Da Ihr Euch annoch vor wenigen Tagen verschworen, es sei nicht an dem, dessen man Euch beschuldigte und Ihr schenktet kein Bier gegen Geld aus!" polterte der Stadthauptmann dazwischen.

Lennacker hob die Lider, ohne den Kopf zu bewegen, und blickte ihn haßvoll an; er sagte nichts. Die ruhige Stimme Orthmanns wendete ein: „Unser Protokoll, Ew. Gnaden, enthält nichts darüber, daß der Pfarrer Lennacker in puncto Bierausschenkens etwas abgeschworen habe. Der Herr Pfarrer hat nur..." er blätterte in den raschelnden Aktenbogen, „... er hat nur zu allen diesbezüglichen Aussagen des Ratsherrn und städtischen Braumeisters Holle geschwiegen. Er hat endlich ausgesagt ... Wollet die Aussage des Herrn Pfarrers verlesen, Herr Stadtsyndikus!"

Er reichte Meusel das Blatt hinüber und dieser las schnell und schnatternd: „Als ich bin in die Pfarre zu Eibengrün gekommen, ist mir auch angezeigt worden, daß ich dürfte mein eigenes Bier brauen, wenn ich aber nicht brauen wollte oder könnte, so dürft' ich fremdes Bier, wo mir's gefiele für mein Haus einziehen, aber nur für mich und nicht zum Ausschenken. Habe mir mein Bier selber gebraut, weil es mich billiger gekommen ist. So mich aber ein Durstiger oder ein Wegmüder um einen Trunk angegangen ist, hab ich ihnen wohl mitunter Bier gereicht, denn es steht geschrieben: Nur die Gottlosen lassen die Armen Durst leiden."

„Und hierauf", sagte nun der Domherr, ohne sich zu rühren und ohne einen Menschen anzublicken, „hierauf beliebte es einem der hochwürdigen Herren, eine vom Thema abweichende Frage zu stellen, so mich mein Gedächtnis nicht täuscht ..."

Der Doktor Egidius Urbanus neigte sich etwas vor und antwortete, indem auch er niemand anblickte, außer vielleicht Lennacker, dessen Augen sich unter dem kristallblauen Licht, das ihn flüchtig traf, sogleich senkten: „Ganz recht,

Hochwürdigster, ich entsinne mich dessen wohl. Wir hatten versäumt, uns zu überzeugen, wie es zu Eibengrün mit dem Kirchengesang stünde und ich erachtete diese Frage für wichtiger als die nach dem Bier. Irre ich nicht, so antwortete der Herr Pfarrer, daß er keinen Kantor habe, daß seine Bauern nicht singen möchten und daß es auch ihm schier vergangen sei. Ist es an dem, Herr Stadtsyndikus?"

„Zu dienen, hochwürdiger Herr Konsistorialrat! Der Herr Pfarrer gaben zu Protokoll, was Ihr soeben anzuführen beliebtet. Sodann ist über die Einstellung eines Kantors zu Eibengrün gehandelt worden bis Schluß der Sitzung."

Urbanus wandte sich Lennacker zu. „Meinet Ihr wohl, Herr Pfarrer, daß wir auch heute von dieser Frage, ob Ihr um Gotteslohn oder gegen Bezahlung von Eurem Bier ausgeschenkt habt, zu wichtigeren Punkten übergehn können? Laßt uns vernehmen, was Euch hier dünket?"

Der Stadthauptmann von Trutzschler fuhr auf wie bei einer Herausforderung. „Herr Konsistorialrat! Wenn in einem Pfarrhaus eine Bauernschlägerei stattgefunden hat, bei der Bierkrüge als Waffen gedient haben — wenn man einen Halbtoten vom Platz tragen muß und die ganze Stube nach Bier riecht ..."

„... so ist es wohl nicht dem Pfarrer anheim zu stellen, ob er geneigt ist, sich zu verantworten!" fiel der Domherr schnappend ein. Selbst Orthmann hatte sich dem Alten mit einer überraschten und zweifelnden Gebärde zugewandt. Das bleiche Gesicht des Greises lächelte; er sah Lennacker jetzt unverwandt an und bewegte beschwichtigend die Hand gegen die Aufgeregten. Lennacker hatte den Kopf erhoben und erwiderte den Blick voll und gerade, wenn er auch vor aufquellender Bitterkeit die eigene Zunge wie Galle zu schmecken glaubte.

„Ich habe mich zu verantworten", sagte er langsam mit dieser bittren und schweren Zunge. Aber dann wandte er sich und gab es dem Trutzschler in das gefletschte Wolfsgebiß hinein: „Sintemalen ich nicht nur mein eigenes Bier gesoffen und daran meine Lust gehabt habe, sondern es auch gegen Geld ausgeteilt habe jedwedem, so mich darum angegangen hat."

„Dixit!" schnaufte der Domherr, warf sich so weit zurück, als die Wand es erlaubte, und sah mit einem vor Verblüffung blödem Blick in die Runde, ohne die auf dem über den Tischrand quellendem Bauch ineinander veranker-

ten, wulstigen Finger voneinander zu lösen. Nur die Daumen rollten aufgeregt umeinander.

Der Stadthauptmann fixierte den Pfarrer kalt und stieß ein: „Lotterpfaff! Mir sagst du nichts Neues!" hervor, worauf er sich Orthmann zuwandte. „Wollet Ihr, Herr Superintendent, Zeugen für das gotteslästerliche Treiben in der Pfarre zu Eibengrün vernehmen, so soll mein Knecht die Bauern zusammenholen. He, Bauermeister! Ruf mir den Jorge herein!"

„Wozu noch Zeugen, Herr Stadthauptmann? Der Beklagte ist ja geständig. Wir haben hier den Bauermeister, der die Bauern vertritt, und den Wirt Caspar Lampe, der den Pfarrer beschuldigt hat. Das dürfte genügen." Wieder war es die milde Stimme des alten Urbanus, die Lennacker berührte wie eine von fernher läutende Glocke.

„Wollet mir, lieber Herr Bruder, verstatten, daß ich selbst dem Pfarrer Lennacker etliche Fragen vorlege?" redete diese Stimme weiter und Orthmann verneigte sich eifrig: „Ich bin Euer Schüler — auch hier!"

„So wollet Euch setzen, Herr Pfarrer! Es fällt einem alten Mann schwer, ständig zu einem Stehenden aufzublicken. Rücket nur ein weniges näher, Herr Pfarrer, so werden wir uns besser verständigen; es ist auch mein Gehör nicht mehr jung." Lennacker zog den hölzernen Schemel, auf dem er sich in einiger Entfernung vom Tisch niedergelassen hatte, heran. Er saß nun an der bisher frei gelassenen Seite des Tisches, nur durch dessen Ecke von dem auf der Bank sitzenden Alten getrennt. Das Blut, von seinem erregten Herzen wild durch die Adern gepumpt, das ihm die Hände zittern, den Kopf glühen gemacht hatte, staute sich einen Atemzug lang beklemmend in seiner Brust und wallte dann ruhiger. Gleich darauf vernahm er die erste Frage des Verhörs, aber erst, als er auf die Tischplatte starrend nach einer Antwort suchte und die erste, die sich bieten wollte, wieder im Munde zerdrückte, ward ihm klar, daß er eben diese Frage heute nicht zum erstenmal hörte. Warum er theologiam studiert habe? Weil mein Vater auch Pfarrer gewesen ist — so hatte er heute Morgen dem Kerl geantwortet, der just dort seine Arme über den Tisch gelümmelt hatte, wo jetzt der Trutzschler neben dem Domherrn sich breit machte. Mit dumpfem Widerwillen sagte er sich, daß er immer noch lieber Landstreicher, fremde Fuhrleute oder fahrende Schüler in seiner Stube und an diesem Tisch gesehen hätte, als das vollmondfahle Pharisäergesicht des Herrn von Pflugk und den stoßbereiten Raubvogelkopf des Stadthauptmanns. Warum er theo-

logiam studiert habe? Es gab nur die eine Antwort darauf; warum dünkte sie ihn auf einmal so armselig? „Mein Vater ist Pfarrer gewesen, Hochwürden", brachte er mit gepreßter Stimme hervor. Aber plötzlich redete er weiter: „Hat für mein Studium die Pfennige zusammengescharrt, wie ich es heute für meinen Sohn tue. Mag sich gedacht haben, daß sein Sohn einmal mehr werden möchte als ein Bauernpfaff und Hungerprediger — just wie ich es mir jetzund denke."

„Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken!" flüsterte schmatzend der Domherr, als memoriere er einen Text. Lennacker richtete den Blick starr auf seinen Bauch. „Wo habt Ihr doch studiert, Herr Bruder — und wann?" fragte unbeirrbar ruhig die nahe Stimme.

Lennacker seufzte unwillkürlich tief auf. „Zu Wittenberg und zu Jena, Hochwürden. Anno 55 bis 60."

„Ihr seid von Wittenberg nach Jena gegangen oder umgekehrt?"

„Ich war zuerst in Wittenberg, aber nicht lange, Hochwürden."

„Und warum dieser Wechsel?"

Lennacker zog die Brauen zusammen und starrte wieder grübelnd auf den Tisch. Da war das roh ins Holz geritzte Kreuz mit den Buchstaben M + C, das die Platte schon getragen hatte, als er das Haus übernahm. Misericordia! hatte er sich's gedeutet. Selbstvergessen fuhr er die plumpen Lettern mit dem Finger nach. „Herr, ich hatte gemeint, des Doktor Lutheri Geist müsse dort am lebendigsten sein, wo die cathedra stand, auf der der Abgeschiedene gelehrt hat. Aber die Luft war voller Haarspaltereien und Spitzfindigkeiten: statt des Brotes und Weines der reinen Lehre teilhaftig zu werden, sollten wir Mücken durchs Sieb seihen und was übrig blieb, war klarer und schaler als irgendein Wasser. Der Doktor Lutherus hat nicht klüger sein wollen denn das Evangelium. Aber die Herren zu Wittenberg waren es dazumal. Ich bin nach Jena gezogen, da hat man das Wort einfältiglich ausgelegt und sich nicht gefürchtet, im Sakrament des Herren leibhaftig gewürdigt zu werden."

„Läßt sich hören!" brummte Orthmann vor sich hin. „Der Herr Pfarrer hat läuten hören, was heute Kurs hat", raunte der Domherr dem Stadthauptmann zu und meckerte kurz. Sonst war für Minuten nur das Rascheln der Feder zu hören, mit der der Syndikus nachschrieb. Eine Fliege summte. Die Männer an der Tür traten von einem Fuß auf den andren. Aus der Küche drang das quarrende Weinen des Kleinsten und verstummte sogleich. Lennacker

spürte an seinem Herzen den Schreck, mit dem die Mutter das Kind aufgenommen und beruhigt haben mochte. Wenn man ihm die Pfarre jetzt nahm! Und wenn sie auch nicht mehr bot, als eben ein Dach über dem Kopf und das dürftigste nackte Leben — dieses Leben und das der vier Kinder hing doch davon ab!

„Dies ist Eure erste Pfarre? Redet frei heraus, Ihr seid unter Brüdern!" Lennacker holte Atem. „Nicht meine erste, Hochwürden. Bin zuvor in Dornbach gewesen, in Thüringen, der Junker von Liebenberg ist mein Lehnsherr gewesen. Hatte ein besser Haus denn allhier, waren aber die Menschen noch so verstockt papistisch gesinnt, daß alle Predigt, Vermahnung und Strafe verloren war und ich es satt wurde, das heilige Wort in ein Faß ohne Boden zu gießen. Als ich dahier investieret ward, Anno 62, ist die Pfarre seit sechs Jahren vakant gewesen, da mein Vorgänger Herr Matthias Curtius samt seinem Weibe und drei Kinderchen an der Pestilenz gestorben war und die Frauenfelder Geistlichkeit das Dorf seither mitversorgt hatte. Haben aber die Herren gemeint, es möchte besser für die Kirchenzucht sein, wenn Eibengrün wieder sein eigenes Pfarramt hätte."

„Was nicht eingetreten ist, wie wir seither erfahren haben!" warf der Trutzschler gelangweilt ein.

„So Euch daran gelegen war, nicht vor tauben Ohren zu predigen, Herr Bruder, warum habt Ihr Euch nicht zuvörderst der Liebe Eurer Gemeinde zu versichern gesucht? Es wird geklagt, daß Ihr weder die Kranken und Alten besucht, noch die Kinder um Euch sammelt, um sie im Katechismus zu unterweisen; daß Ihr die Rockenstuben und andre leichtfertige verdächtige Zusammenkünfte duldet und daß zu keiner Zeit größere Schwelgerei und ärgeres Treiben zu Eibengrün vor sich gehe, als eben an den hohen Festtagen. Endlich kommt der Vorwurf dazu, daß Ihr selbst Bier, wo nicht gar Branntewein ausschänket, und solches habt Ihr nun gar noch zugegeben. So bitte ich Euch, ein alter Bruder den jungen, um Christi Liebe willen, rechtfertigt Euch vor uns, die wir Euch im Namen Seiner kurfürstlichen Gnaden befragen, und erkläret uns, wie Ihr, ein frommer und rechtschaffener Diener am Evangelium, so weit gekommen seid!"

„Daß ich Branntewein ausgeschänkt hätte, ist erdichtet, unbegründet und falsch!" sagte Lennacker heiser. Er preßte die Fäuste gegen die Stirn. Rechtfertigen — jawohl! Auf einmal quollen Worte in seiner Kehle auf, heiße,

wie damals das Blut, als er im Winter den bösen Husten hatte. Er vergaß, daß er in Rede und Antwort stand, vergaß, daß außer ihm und dem altersschwarzen Kruzifix dort über dem Wandbrett, auf dem die wenigen Bücher standen, noch jemand im Zimmer war. Lennacker redete; er redete zu dem Kreuz empor, als habe endlich einmal Gott nach seinen Leiden gefragt.

„Wie ich kommen bin, Anno 62 auf Michaelis mit meinem Weib, die war schwanger, und zween Kindlein, hab ich das Pfarrhaus so bös gefunden, daß ich bei Schnee und Unwetter nicht trocken darin sein konnte. Ist ein alt Gemäuer aus Dreck und Lehm erbauet, voller Mäusegeniste, keine ganze Tür noch irgendein Schloß zu keinem Gemach war darin, kein Fenster heil, in der Stube ein schlechter Ofen ohne Blase und kein Gerät denn dieser einzige Tisch und die angenagelten Bänke, so keiner hatte wegtragen können. War mir vom Domstift zu Frauenfelde Besserung mehr als einmal versprochen; mußte aber meine Spargroschen zu den Handwerkern nach Frauenfelde tragen, um nur für den ersten Winter ein heiles Dach über dem Kopf zu kriegen. Inventarium war mir versprochen, habe aber keines vorgefunden: allein eine Kuh ist mir überantwortet worden, statt derer vier, und nur fünf Hühner und kein Hahn, wie mir die Regierung zuvor berichtet hatte. Wie ich durch den Winter gekommen bin, weiß ich nicht. Mein Weib ist vorzeitig niedergekommen und war krank durch Monate, hat mir obgelegen, der Kindlein zu warten, die Suppe zu kochen, die Windeln zu spülen, die Stube zu fegen, die Kuh zu versorgen. Habe dabei nicht nachgelassen, Gottes Wort zu verkünden, aber ein Kirchendiener, der zugleich Hausvater sein muß, kann keine Ordnung im Studieren einhalten, weil ihm täglich in der Haushaltung mancherlei vorfallen kann. Will auf die Bauern nicht schelten, waren gewohnt, daß das Stift für die Herren von Frauenfelde, so Eibengrün mit versahen, den Zins einzog und dafür sorgte, daß das Opfergeld einkam. Jetzund aber kam niemand mehr einsammeln, und wo ich nicht selbst zusah und meinen Garben und Sprengpfennigen nachlief, konnte ich verderben und sterben. Hab meinen Acker mit Fleiß bestellt im Schweiße meines Angesichtes, mußte aber die Frucht verpfänden um meiner Armut willen, da es mir an Betten und Kleidern gemangelt hat. So hatt' ich kein Stroh, Mist zu machen und konnte den Acker nicht düngen, hatte auch keinen Schüttboden für die Opfergarben. Die Scheune ist klein und baufällig, darüber mir das Getreide in andren Wintern zuschanden worden ist und ich kein Saatkorn gehabt hab. Und eh' ich's verkommen ließ, hab ich lieber Bier

draus gesotten, dann hatt' ich mehr als ich brauchte und so ein Wandersmann oder wer auch Durst verspürte, mich bittlich anging ..."

Der Pfarrer verstummte und ließ, von Elend überwältigt, den Kopf jählings sinken. Die Hände lagen ihm schlaff auf den Schenkeln, so wie sie sich aus dem Krampf gegenseitiger Verklammerung gelöst hatten, die Handflächen nach oben gerichtet mit verkrümmten Fingern: zwei leere heischende Opferschalen, hornig und schwärzlich. „Wenn ich allein wär gewesen", sagte er leise, wie zu sich selber: „Ich hätt's wollen für nichts achten. Aber der Kindlein und ihrer Mutter hat mich gejammert."

„Der Kindlein und ihrer Mutter ..." wiederholte der alte Mann, und als Lennacker nun betroffen den Kopf hob, sah er, daß der Doktor Urbanus den Domherrn anblickte. „Freilich, Herr von Pflugk, da haben wir Kirchendiener, die wir im ehelosen Stande geblieben sind, es leichter, meint Ihr nicht auch?"

Der Domherr stieß einen verächtlichen Laut aus. „Seit wann seid Ihr ehelich, Herr Pfarrer?" fragte er grob. „Ich frage nicht, seit wann Ihr mit der Frau Kinder zeugt, sondern antwortet mir, wie alt Euer ältestes Kind ist und wann Ihr vor einem Altar zusammengegeben worden seid."

Lennacker lachte kurz auf und wischte sich mit dem Handrücken über die feuchte Stirn. „Habe ich auf diese Frage zu antworten, Hochwürden?" wandte er sich an den Superintendenten. „Muß ich mein Weib im Namen Seiner Kurfürstlichen Gnaden beleidigen lassen?"

„Antwortet immerhin, Lennacker", mahnte Orthmann gedämpft. „Zwar sollte man annehmen, daß das Stift unterrichtet sei, aber der Herr Domherr von Pflugk mag nicht alle Facta im Kopfe haben."

„Mein Weib ist die Tochter des Magisters Theologiae Mylii Erfurtiensis", erwiderte Lennacker mit bitterem Stolz. „Wir sind Anno 60 am Katharinentage zu St. Lorenz in Erfurt getraut und mein ältester Knabe ist das Jahr darauf am Tage Matthaei, im September, geboren."

„Wollet uns unsre Genauigkeit nachsehen, Herr Bruder!" sagte Orthmann mit einem ärgerlichen Seitenblick auf den achselzuckenden Pflugk. „Wird Euch nicht unbekannt sein, wieviel Ärgernis manche Brüder uns noch geben, die nicht zwischen dem Sakrament der Ehe und einem gotteslästerlichen Konkubinat unterscheiden wollen."

Lennacker schwieg. Er glaubte den Blick des alten Urbanus mit wacher Teilnahme auf sich ruhen zu fühlen, und das gab ihm ein sonderbares Ge-

borgensein, das auch nicht von ihm wich, als nun der Stadthauptmann in unwirschem Ton den Bauermeister anredete. Ob es wahr sei, daß die Leute von Eibengrün in der Pfarre Bier holen könnten, soviel sie wollten, wenn sie nur zahlten. Er als Bauermeister müsse das wissen und möge sich wohl hüten, sich mit einer Lüge das Maul zu verbrennen!

Auleb war einen Schritt vorgetreten. Der Pfarrer wandte den Kopf nicht nach ihm hin. Es paßte dem Trutzschler, den Mann als Zeugen gegen ihn aufzurufen, obwohl er ihn zusammen mit den anderen hier am Platz unter Umständen angetroffen hatte, die auf seine Teilnahme an dem wüsten Auftritt und jedenfalls auf Mitwisserschaft und Duldsamkeit verbotenen Zuständen gegenüber schließen ließen. Er gab also dem Bauermeister eine Gelegenheit; mochte er den Pfarrer anschwärzen und sich selbst dabei reinigen. Lennacker verzog die Lippen als hätte er einen schlechten Geschmack auf der Zunge und wandte nun doch den Kopf. Jetzt würde Auleb ihm wohl auf die Ermahnung herausgeben, mit der er ihm vorher auf seinen Vorschlag gegenseitiger Unterstützung geantwortet hatte. Nur zu! dachte Lennacker. Es war jetzt schon alles gleich. Wenn er der Pfarre verlustig ging, lag er mit den Seinen auf der Straße... Sie würden versuchen müssen, bei Marthens Sippe unterzukommen... Er würde sich lieber aufhängen, als sich und sie selbst dieser Demütigung auszusetzen... Er w ü r d e sich aufhängen! Er wollte nicht erleben, daß sie und die Kinder noch mehr erdulden müßten... Gott würde ihm ja niemals wieder eine Kanzel anvertrauen. Er hatte ihn nun verstoßen...

Der Bauermeister hatte störrisch geschwiegen. Erst als der Trutzschler ihn anfuhr: „Tu Er die Zähne auseinander, sonst hab ich Mittel, Ihn zum Reden zu bringen!" räusperte er sich umständlich und antwortete. Lennacker sank in sich zusammen. Ein großes Schluchzen, das nicht laut werden durfte, ließ seine Brust erbeben. Auleb sagte:

„Ist eben keiner im Dorf, der sein eigenes Bier brauen dürfte, als der Herr Pfarrer. Unsereiner kann den teuren Fuhrmatz nicht immer bezahlen, so der Caspar Lampe verzapft. Wenn arme Leute den Herrn Pfarrer angehn, ihnen gegen billiger Geld und gute Worte von seinem Bier abzulassen und der Herr Pfarrer gibt dem nach, so möchte ich meinen, daß es eitel Mildtätigkeit sei, wenn der Herr Pfarrer ihnen nicht die Tür weist."

Der Stadthauptmann blickte auf ihn, als stünde dort ein Kalb mit zwei Köpfen. Er nahm den Samthut mit der Feder vom Haupt und fuhr sich

durchs Haar, als könnte ihm das das Hirn klären. „In drei Teufels Namen!" fuhr er dann los, „Er, der Bauermeister, gibt zu, daß das Dorf sein Bier aus der Pfarre holt und daß Er nichts dagegen getan hat!? Daß Er mit einem ungehorsamen Pfaffen, der seine Behörde betrügt und die Stadt und einen Ehrsamen Rat an ihrer Gerechtsame schädigt, unter einer Decke steckt?! Ihr vermaledeiten Schelme, das soll Euch teuer zu stehen kommen! — Und was will Er?"

Der Wirt Caspar Lampe stand plötzlich neben Henz Auleb. Lennacker sah ihn an und bemerkte mit Staunen, daß der Mann, der ein Recht hatte, ihn anzuklagen, auf einmal eine Miene aufgesetzt hatte, wie in der Kirche bei einer Bußpredigt: er schielte einfältig an seiner Nase hinunter und sah aus, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. „Halten zu Gnaden, Herr Stadthauptmann!" fing er an, „mit Verlaub, Hochwürden Herr Domherr und Hochwürden die anderen geistlichen Herren! Der Herr Stadtsyndikus Meusel wird es mir gewiß bezeugen können, daß ich bei einem Ehrsamen Rat keine Anklage wider den Herrn Pfarrer vorgebracht habe, sondern nur, da mir vorgeworfen wurde, ich zöge so wenig Fuhrmatz für das Dorf ein, mich gerechtfertigt habe und gesagt, daß das städtische Bier zu teuer sei für die Bauern und daß sie wohl anderswo besser wegkämen."

Meusel hatte sich auf seinem Stuhl umgedreht und zückte erregt die Gänsefeder gegen ihn. „Und da Ihr befragt wurdet, von wo sich die Bauern denn ein wohlfeiler Bier holen könnten, und ob etwa in der Pfarre, da habt Ihr geantwortet, Ihr könntet Euch auch nicht denken, wo anders sie es herholen sollten!"

„Womit ich nichts gegen den Herrn Pfarrer gesagt haben wollte", beharrte Lampe verdrossen. „Habe mich rechtfertigen müssen, da mich die Herren aufs Rathaus bestellt hatten und mir die Hölle heiß machten. Habe einem Ehrsamen Rat vorgehalten, das Bier, so die Stadt als Fuhrmatz vertreibt, sei zu teuer für armes Volk. Ist mir selber zu teuer, kann auch nur an den hohen Festtagen Fuhrmatz trinken ..."

„Wollet Ihr damit etwa sagen, daß Ihr auch von der Pfarre das Bier holen laßt, so Ihr wochentags sauft und ausschänkt?!" brüllte der Stadthauptmann. „Will Er die hohe Behörde zum Narren halten? Eine saubere Rotte seid Ihr hier zu Eibengrün! Ins Loch mit Euch allesamt! Ihr zwei und Euer Pfaffe, Ihr rührt Euch nicht aus dem Hause, bis Euch meine Knechte nach Frauenfelde führen!"

Der Domherr, der sich bis dahin begnügt hatte, mit entrüsteten Zungenlauten den Kopf zu wiegen und erregt zu kollern, kam jetzt zu Worte: „Der Pfarrer Lennacker untersteht zwar nicht dem Rat von Frauenfelde, sondern einem hohen kurfürstlichen Ministerio, ich erkläre mich aber mit dem Herrn Stadthauptmann und seinen Maßnahmen einverstanden! Was die geistliche Behörde über den Pfarrer Lennacker zu verhängen hat, ist wohl ohnehin nicht mehr fraglich!"

Er blies die Backen auf und wandte dem Doktor Urbanus einen Blick voll beleidigter Würde zu. Umsonst, denn Urbanus schien in Gedanken versunken zu sein; auch der Superintendent vermied es, Zustimmung auszudrücken. Jetzt fuhr Trutzschler den Syndicus an: „Und warum schreibt Ihr nicht? Ihr habt die Aussage des Caspar Lampe nicht zu Protokoll genommen!" Meusel duckte sich über seinen Bogen, setzte die Feder an, setzte sie wieder ab, betrachtete unwillig ihre Spitze und begann, in seinem Vorrat nach einer neuen zu suchen, die er anscheinend erst zuschneiden mußte. Nun raffte sich Urbanus aus seiner Versunkenheit auf und wechselte einen Blick mit Orthmann. Dann wandte er sich, außerordentlich verbindlich in Bewegung und Ausdruck, an den Domherrn: „Euer Gnaden werden mir zustimmen, wenn ich es für an der Zeit halte, daß die Kommission nunmehr zu einem Beschluß über die Pfarre von Eibengrün kommen möge. Ich schlage vor, daß der Herr Pfarrer Lennacker, sowie auch der Bauermeister und der Schankwirt abtreten, solange wir der Beratung pflegen, und sich nur bereit halten, Rede zu stehen, wenn sich noch Fragen ergeben sollten."

Der Domherr senkte verdrossen den Kopf; er mochte ein schnelleres Verfahren für angebracht halten. Der Stadthauptmann rollte die Augen zur Decke und ließ einen ungeduldigen Pfiff vernehmen. Als Meusel sich eifrig erhob, um die drei Männer hinauszulassen, kam der Trutzschler ihm aber zuvor, indem er den die Türe verbarrikadierenden schweren Kasten mit einem Fußtritt beiseite räumte und auf den Flur hinaus raunzte: „Jorge! Er haftet mir, daß niemand das Haus verläßt!" worauf sporenklirrendes Scharren und eine rauhe Stimme von draußen Gehorsam bezeugten. Lennacker hatte sich wie ein Schlafwandler von seinem Sitz erhoben, aber er hörte doch, daß Meusel ihm zuraunte, er möchte die Gelegenheit wahrnehmen und schnell ein würdig Gewand anlegen. Er nickte bereitwillig, war aber so sehr wie ein aufs Haupt Geschlagener, der geblendet ist und dem seine Glieder den Dienst versagen,

daß es wohl gut für ihn war, nun in Marthens Hände zu fallen. Mit verweintem Gesicht, aber gefaßt und zielbewußt, war sie aus einem Winkel aufgetaucht, sobald sich die Stubentür wieder geschlossen hatte. Lennacker fühlte sich am Arm ergriffen und in die Kammer gezogen, ehe er noch selbst einen Entschluß fassen konnte; ebenso sah er sich fast ohne sein Zutun des alten Rockes, der schmutzigen Schuhe entledigt und stand dann vor einem Kübel mit Wasser und reinigte sich Antlitz und Hände, als gälte es, mit den Spuren der Stallarbeit zugleich alle Flecken und Fehle von sich abzuwaschen. Als er dann auf dem Schemel saß, um in reinliche Strümpfe und Schuhe zu fahren, während die Frau bemüht war, ihm die Haare zu strählen, begann er zu schluchzen — vielleicht, weil er es nicht mehr ertrug, das Kleine in seinem Korb so jämmerlich weinen zu hören, — weil der Kamm ihn riß, — weil er spürte, wie die Hände der Frau zitterten. Und nun fing auch sie wieder an, zu weinen, lautlos und sich nur in gepreßten Seufzern Luft machend: sie weinten, ohne ein Wort zu tauschen, ohne sich anzublicken, und taten dabei, was nötig war, als handelte nur ein Mensch durch ihre angstgeschüttelten Glieder. Dann, als er endlich fertig dastand, als der gute Rock ihm Haltung aufzwang und er sich zum letztenmal mit dem feuchten Handtuch das Gesicht abgewischt hatte, blieb noch eine Wartezeit, lang genug, um ihn zu steinerner Ruhe erstarren zu lassen, einer Ruhe, die nun ohne Furcht, aber auch ganz ohne Hoffnung war. Marthe erbarmte sich jetzt des Säuglings, setzte sich mit ihm nieder und gab ihm die Brust. Dabei hing ihr ausgeweinter Blick an dem Mann und es war ersichtlich, daß sie bang hinaushorchte: es war aber nichts vernehmbar außer dem gedämpften Stimmengeräusch hinter der Wand, das nur hin und wieder durch das Gepolter des Stadthauptmanns unterbrochen ward. Einmal war es auch, als würde jemand vom Flur in die Stube gerufen; aber durch die klappernde, zischende, halblaut geschwätzige Unruhe, die in der Gegend der Küche herrschte, war nicht zu unterscheiden, um was es sich handelte. Diese ungewohnten Küchengeräusche, verbunden mit einem durchdringenden, fetten und süßem Brodem, der ebenso ungewöhnlich war, sie waren es, die den Pfarrer nun doch unruhig werden ließen. Es war sein schwacher, ausgehungerter Körper, der plötzlich verlangend und gierig zu wissen begehrte, was denn da vorginge, wieso es denn in seinem Hause einmal nicht nur nach Rüben und Kohl, sondern nach Gebratenem und Gesottenem röche. War dies etwa eine Anfechtung mehr, um ihn sich seines Elends noch tiefer bewußt werden zu lassen?

Marthe, als hätte sie seine Gedanken erraten, flüsterte: „Die Aulebin und die Lampin sind mit ihren Mägden gekommen — sie richten das Mahl für die Herren ...“ und senkte den Kopf, um die neuen Tränen zu verbergen, die ihr bei dieser Erinnerung an die Dürftigkeit und das Unvermögen des eigenen Hausstandes über die Wangen sprangen. Dann aber stampfte es über den Flur und die Faust des Knechtes dröhnte gegen die Tür. „Ihr sollt vor die Herren kommen!“ rief er, und Lennacker schritt, nicht anders wie vorher, ein Schlafwandler in einem bösen Traum, hinein zum Gericht.

Vielleicht hing es damit zusammen, daß jetzt, in der Mittagsstunde, die Novembersonne sich endlich durch den Nebel hindurchgekämpft hatte und durch die niedrigen Fenster hereindrang: die Stube, die, als er sie verlassen, ein Ort der Verdammnis gewesen, — ein Ort jedenfalls, der ihn ausstieß und an dem er kein Heimatrecht mehr besaß, — die Stube erschien ihm verändert. Glich sie auch immer noch mehr einem Fechtboden als einem friedlichen Wohnraum, denn da lagen noch die Trümmer des Stuhles, lag noch die kurze Klinge des Landstreichers und waren noch die verschmierten Blutflecke, dort, wo sein Kopf auf die Diele geschlagen, so schien es doch jetzt ein Feld zu sein, auf dem das Licht den Sieg über die Finsternis errungen hatte. Lennacker stand, die Hände verschränkt, und richtete den Blick auf seinen Superintendenten. Er gab es sich nicht zu, daß er es nicht wagte, den Doktor Urbanus anzusehen, eben weil er von dessen Antlitz ein Leuchten ausstrahlen zu spüren meinte, das ihn bei seinem Eintritt mit einer irren, ja, sicherlich trügerischen Hoffnung hatte erfüllen wollen, der nachzuhängen eine Versuchung des Teufels sein konnte. Den Stadthauptmann, der seinen Platz wieder eingenommen hatte, und den Domherrn, der in seiner Vorstellung wie ein formloses schwarzes Gewölk in seiner Ecke brütete, hatte sein Auge lieber völlig vermieden. Orthmanns Gesicht wahrte undurchdringliche Fassung, jedoch erkannte der Pfarrer, daß er aus dieses Mannes Munde jedes Urteil als gerecht würde hinnehmen können. Es dauerte noch eine kleine Weile, bis auch der Bauermeister und Caspar Lampe wieder herinnen waren und mit einem einigermaßen übertriebenen Aufwand an Geräusch und Umständlichkeit die Türe gesichert hatten. Endlich fragte Orthmann ohne die Stimme sonderlich zu erheben:

„Herr Pfarrer Lennacker, Ihr bekennet Euch also nach vorhergegangenem Colloquium vor den durch Seine Kurfürstlichen Gnaden verordneten Visitatoren dessen für schuldig, daß Ihr entgegen den bei Eurer Vocation und

Investierung eingegangenen Verpflichtungen wenig Kinderlehre gehalten, auch die Katechismuspredigt vernachlässigt habt, und daß zu Zeiten, ohne daß Ihr dagegen eingeschritten seid, ein gotteslästerlich Treiben, beider der Männer und Weiber, zu Eibengrün geschehen ist, Schwelgerei, Saufen, Rockenstuben und unordentliche, leichtfertige Tänze?"

Lennacker antwortete leise: „Ich muß mich schuldig bekennen. Wollt's aber gerne bessern, so mir nur meine Pfarrkinder christlich wollten entgegenkommen."

Der Superintendent fuhr fort: „Des weiteren ist Klage geführt worden, daß Ihr entgegen aller Bestimmung üblen Gebrauch von Eurem Recht, Bier für Euer Haus zu brauen, gemacht, welches Recht Euch ein Ehrsamer Rat zu Frauenfelde nur zugestanden hat, so Ihr von Eurem Bier nichts verpfennigen wolltet. Habt aber nicht nur hin und wieder gegen diese Bestimmung gefehlt, sondern Eure Pfarrkinder verführt, einen Ehrsamen Rat zu Frauenfelde an seiner Gerechtsame zu kränken und nicht das städtische Bier, Fuhrmaß geheißen, zu trinken, so der Bauer Caspar Lampe für das Dorf hat einschrotten und ausschänken sollen, sondern Euer Bier, so Ihr für billiger Geld ausgeschenkt habt. Habt darüber hinaus Landstreicher und fahrendes Volk bewirtet und in Eurem Hause beherbergt, womit Ihr das Haus, so ein Bethaus und eine Hütte Gottes sein sollte, zur Mördergrube gemacht habt, dessen eine hochwürdige und wohledle Kurfürstliche Kommission, wie sie allhier anwesend ist, mit eigenen Augen Zeuge hat werden müssen. Bekennt Ihr Euch des schuldig, Herr Pfarrer Lennacker?"

Lennacker hatte den Kopf gesenkt. Er sagte: „Ja" und sonst nichts.

Der Superintendent wandte sich an den Schriftführer:

„So wollet, Herr Stadtsyndicus, nunmehr den Beschluß verlesen, zu dem eine hochwürdige und wohledle Kurfürstliche Kommission über die Pfarre zu Eibengrün gekommen ist und den die Herren Visitatoren mit ihren Namen zu unterzeichnen für gut befunden haben."

Meusel räusperte sich, raschelte mit seinen Bogen und begann trockenen Tones zu lesen:

„Über die Pfarre zu Eibengrün war einem hochwürdigen Kurfürstlichen Ministerio berichtet worden, daß es allhier sehr übel stünde, überschwängliche Mißbräuche und Verachtung des Sabbaths im Gange seien. Item es mit der Kinderzucht zu Eibengrün böse bestellt sei, sintemalen der Pfarrer keine Kin-

derlehre und Katechismuspredigt halte. Item der Pfarrer die Alten und Kranken selten besuche, also daß etliche Einwohner seit Jahr und Tag des heiligen Abendmahls nicht teilhaftig worden seien. Item der Pfarrer zu Eibengrün gegen Geld von dem Bier ausschänke, so ihm allein für sein Haus zu brauen gestattet sei und einen Ehrsamen Rat zu Frauenfelde an seiner Gerechtsame schädige. Der Pfarrer zu Eibengrün ist auf Einladung gehorsam vor der Kommission zu Frauenfelde erschienen und hat sich dem Colloquium unterzogen. Haben uns überzeugt, daß der Pfarrer M. Jakobus Lennacker sehr wohl in der heiligen Schrift und in allen Stücken Confessionis Augustanae unterrichtet und gelehrt sei. Auf unser Vorhalten der Klagen, so durch die Lehnsherrschaft der Pfarre zu Eibengrün, das Domstift zu Frauenfelde, gegen seine Amtsführung erhoben sind, hat der Pfarrer Lennacker angegeben, daß er keinen Kirchner habe und nicht selbst laufen könnte, die Kinder zu sammeln, maßen der Pfarracker, aus dem er seine Nahrung ziehen müsse, vielfältig zerstreuet liege und es ihm an Zeit mangele, beidem gerecht zu werden. Hätte auch wohl die Alten und Siechen besucht, bis auf den Bauern Purtius Saurmann, so auch ehe daß er bettlägerig wurde niemalen zum Brauch des heiligen Abendmahls kommen und ein verstockter Mensch wäre, bei dem alle Strafe und Vermahnung verloren. Selbiger aber hätte ihn aus Bosheit bei einem hochwürdigen Domkapitel angeschwärzt; was auf unser Befragen ein hochwürdiges Domkapitel bestätigt hat. Der Pfarrer M. Lennacker hat große Klage über seine Wohnung geführt; andere Gebrechen mehr anzuzeigen hat er sich verhalten, da er sich der Besserung versehe und darauf hoffe, auch auf den guten Willen seiner Pfarrkinder vertraue. Was den verbotenen Bierausschank anbelangt, so ist der Pfarrer M. Lennacker geständig, hierin gefehlt zu haben.

Dem Pfarrer zu Eibengrün, M. Jakobus Lennacker, wird durch Beschluß einer hochwürdigen und wohledlen Kurfürstlichen Kommission die Braupfanne und das Recht, hinfüro sein eigen Bier brauen zu dürfen, entzogen, da er Mißbrauch mit solchem Recht getrieben hat. Die Klagen des Pfarrers M. Lennacker über die Gebrechen seiner Wohnung und Nahrung bestehen zu Recht, wie sich eine hochwürdige und wohledle Kurfürstliche Kommission an Ort und Stelle zu überzeugen willig befunden hat. Ein hochwürdiges Domkapitel zu Frauenfelde wird sich der Schäden der Wohnung annehmen und Abhilfe schaffen, ehe es einem hochwürdigen Konsistorio zu Leipzig nach Allergnädigster Kurfürstlicher Entschließung die Lehnsherrschaft über die Pfarren des Stif-

tes zu Frauenfelde übergibt. Der Bauermeister zu Eibengrün, Henz Auleb, wird angehalten, Sorge zu tragen, daß die Bauern dem Pfarrer helfen zu ackern, item den Samen unter die Erde und das Korn vom Halm in die Scheune zu bringen; item dem Pfarrer an Pfennigen und Opfergeld zukommen zu lassen, was ihm zusteht. Der Pfarre zu Eibengrün wird von Konsistoriums wegen ein Kirchner gestellt, dem die Gemeinde ein Häuslein zu bauen und ein Räumlein zu einem Gärtlein zu geben hat. Eine hochwürdige und wohledle Kurfürstliche Kommission versieht sich nach sothanen Beschlüssen der Besserung der Zustände in der Pfarre zu Eibengrün, da sie sich der Reue und Bußfertigkeit des Pfarrers M. Jakobus Lennacker und seiner Pfarrkinder bis auf weiteres versichert hält ..."

In dem gleichen näselnden Ton wie diesen Text verlas Meusel die Schlußformel und die namentlichen Unterschriften der Visitatoren und verstummte dann wie ein abgelaufenes Uhrwerk.

„Colloquium ex est!" sagte der Superintendent. Im gleichen Atemzug, aber mit völlig verändertem Ausdruck, mit einer Stimme, die alles amtlichen Beiklangs entbehrte, wandte er sich an Lennacker: „Ich freue mich, Euch nunmehr als Euer Gast begrüßen zu dürfen, Herr Bruder!" „Schafft etwas zu trinken her!" herrschte der Trutzschler die Männer vom Dorf an, indem er sich wieder aus der Bank herauszwängte, um dem Domherrn Platz zu machen, der anscheinend Eile hatte, einmal ins Freie zu kommen. „Aber wehe Euch, wenn es kein Fuhrmatz ist!"

Während der Domherr das Zimmer verließ und die Bauern hinter ihm drein trampelten, fand Lennacker endlich die Fassung, taumelnd vorzutreten und seine Hand in die des Superintendenten zu legen. „Als mein Gast ..." hallte es wie aus weiter Ferne in ihm wider — ja, oh ja: gastfreundlich sein ohne Murren, denn etliche hatten ohne ihr Wissen Engel beherberget! Orthmann beugte sich über den Tisch und sagte halblaut: „Ihr habt zwei gute Advokaten gehabt, Herr Bruder! Der eine sitzt hier zu meiner Rechten und hätte eigentlich Euer Richter sein sollen. Der andere ist Euer Bauermeister gewesen, der dem Frauenfelder Rat gegenüber alle Schuld auf sich und das Dorf übernommen hat. Anscheinend hatte er Euch gegenüber kein ganz reines Gewissen und wußte, warum Ihr dazu kommen mußtet, Euren Unterhalt auf Abwegen zu suchen. Meine aber, er wird jetzt das Seine tun und Abhilfe

schaffen, denn Eure Pfarrkinder scheinen Euch, ihres wüsten Wesens ungeachtet, anzuhangen und möchten ihren irrenden Hirten behalten."

„Der stärkste Anwalt, den Ihr gehabt habt, Herr Pfarrer — und das wisset Ihr wohl, ist der gewesen, von dem geschrieben steht, daß er niemand umkommen und aus seiner Hand reißen läßt von denen, die ihm der Vater gegeben hat", sagte Urbanus, und obgleich seine Stimme so leise war, als spräche er aus einem Bereich jenseits des Raums, war doch sie es, die Lennacker nun vollends zu sich brachte. Er sagte heiser: „Ich danke Euch!" und neigte sich tief vor dem alten Mann, der, milde strahlend wie Silber und blauer Kristall, jetzt erst zur vollen Auswirkung seiner Gegenwart zu gelangen schien. Denn die Ballung von Finsternis und schwefligem Glimmen, die Lennacker auf der andren Seite des Tisches so bedrohlich gefühlt hatte, hatte sich ja aufgelöst, und als der Domherr wieder hereinkam, wirkte er zwar in hohem Grade als Verkörperung eines sich seiner Machtlosigkeit bewußten Mißvergnügens, suchte jedoch durch gleichmütig sachliches Verhalten einigermaßen die Würde zu wahren. Was den Trutzschler anging, so war er aus der Stube verschwunden und seine Stimme wetterte auf dem Flur; was er sagte, ließ darauf schließen, daß ihm augenblicklich nichts andres am Herzen lag, als seinen Hunger zu stillen und dann diese hochwürdige Kommission, die zu eskortieren er verflucht war, weiterzuschaffen. Jetzt trat Marthe so scheu und heimlich ein, als sei sie gewiß, unsichtbar zu bleiben, wenn sie nur vermiede, die Augen zu erheben und die Herren anzublicken. Lennacker nahm das wahr. Sein Selbstgefühl war noch nicht wieder soweit genesen, als daß er gewagt hätte, sie bei der Hand zu ergreifen und sie vorzustellen. Er stand, da sie nun begann, das Linnen für den Tisch und die Zinnteller aus dem Kasten zu holen, gesenkten Blickes und rührte sich nicht, obwohl er an der plötzlich eingetretenen Stille merkte, daß sie alle auf seine Frau sahen, und obwohl er auch spürte, daß einzig der von Pflugk das ohne Wohlwollen tat. Dessen Stimme war es denn auch, die das Schweigen brach, indem sie mißvergnügt knurrte: „Sorget dafür, daß das Essen bald auf den Tisch kommt, Frau, denn wir müssen weiter!" Gleichzeitig aber trat Orthmann auf Marthe zu und reichte ihr die Hand. „Wir bringen Euch Unruhe ins Haus, Frau Pfarrerin", sagte er freundlich. „Aber seid nur getrost — die ungebetenen Gäste werden bald wieder draußen sein und vielleicht lassen sie dann doch Segen zurück statt der Unruhe!" Marthe, die sich ängstlich vor ihm verneigt hatte, ging jetzt aus

freien Stücken, zögernd, aber vom Abglanz eines aufsteigenden, noch ungläubigen Lächelns überkommen zum alten Urbanus, der ihr zunickte. „Ja, Kind, ja — ich seh es, Ihr kennet mich wieder: einen alten Doktor Urbanus, Eures seligen Vaters Mitstreiter zur Ehre des Höchsten und seinen guten Freund, der vor zwanzig Jahren Eurer ersten Kommunion beiwohnte! Nun, ich denke auch, daß wir Euch bessere Zeiten ins Haus gebracht haben ..."

„Nicht weinen! Marthe — nicht wieder weinen!" dachte Lennacker verzweifelt, als er die Frau sich tief über die väterliche Hand des Greises beugen sah. Es blieb ihr aber auch gar keine Zeit, sich einer neuen Fassungslosigkeit hinzugeben, denn nun kamen die Weiber aus der Küche über die Schwelle gestampft und blieben, da sie den Tisch nicht gedeckt fanden, jede mit ihrer hochbeladenen dampfenden Schüssel in Händen wie angewurzelt neben der Türe stehen, bis die Pfarrerin schnell das Tuch ausgebreitet und die Teller verteilt hatte. Das Mahl, bei dem Lennacker als Gast an seinem eigenen Tische saß, ging an ihm vorüber wie jene Traumbilder, die uns verschwimmen, weil wir, vom Träumen erschöpft, in die Dunkelheit tiefen Schlafes zurücksinken. Daß in seinem Hause eine fettriefende gebratene Gans, ein knuspriger Schweinebraten, zwei prächtig gebräunte Hühner und eine Schüssel voll guten gesottenen Rindfleisches nebst gebührender Zukost und schönem weißen Brot aufgetragen wurden, dessen wurde er kaum gewahr. Gehorsam antwortete er Urbanus, der auch nur ein wenig Hühnerfleisch zu sich nahm und der in dieser Mahlzeit eine willkommene Gelegenheit zu sehen schien, den von der Eintönigkeit des Geschäftsganges ermüdeten Geist in der Durcharbeitung dogmatischer Feinheiten zu üben. Orthmann sprach den Speisen ruhig und reichlich zu wie ein Mann, der weiß, was er seinem Körper schuldig ist. An eines erinnerte sich Lennacker später doch, nämlich, daß der Superintendent einmal mit hochgezogenen Brauen beobachtet hatte, wie der Stadthauptmann einhieb und wie der Domherr sich in eine Gänsekeule hineinaß, die er sich mit der Rechten quer vor die Zähne hielt, während er mit der breitgespreizten Linken das Pelzwerk an seinem Rock vor dem hinuntertropfenden Fett schützte. Orthmann hatte dann Lennacker mit einem Blick gestreift, und so flüchtig sich ihre Augen getroffen hatten, Lennacker wußte auf einmal, daß zwischen ihm und seinem neuen Vorgesetzten ein stillschweigendes Einverständnis vorhanden war. Diese Gewißheit erfüllte ihn denn auch mit Gelassenheit gegen die Ausfälle des Trutzschler, der zum Beispiel den mit seiner Frau beflissen aufwartenden

Caspar Lampe mehr als einmal mit drohenden Anspielungen auf die Herkunft des Tischgetränkes bedachte. Als sich des städtischen Vertreters gegen den Abschluß der Mahlzeit zu jene Sättigung bemächtigte, die auch auf zornmütige Veranlagungen einen sänftigenden Einfluß auszustrahlen pflegt, hörte der Pfarrer jedoch, wie der Stadthauptmann gegen den von Pflugk etwas davon verlauten ließ, daß er Gnade vor Recht walten zu lassen geneigt sei und übrigens dafür sorgen würde, daß die Bauern den Fuhrmatz fortan zum Stadtpreis bekämen; denn es sei unklug, den armen Mann kurz zu halten und dem Ochsen, der da drösche, das Maul zu verbinden. Wohin das führe, habe man vor vierzig Jahren erleben können. „Das walte Gott!" bestätigte der Domherr undeutlich, da er sich gerade die Zähne ausstocherte. Dann aber schrie der Trutzschler dem Jorge zu, er solle anspannen und satteln lassen. „Mit Verlaub, Hochwürden, es wäre wohl an der Zeit zum Gratias! Die Wege sind schlecht und die Tage kurz. Wenn Ihr die Herrndorfer Pfarre noch heimsuchen wollt, müssen wir aufbrechen!"

„Und werdet sein wie die Träumenden ..." ging es Lennacker durch den Sinn, als er, Weib und Kinder zur Seiten, vor seiner Haustüre stand und das letzte Kompliment hinter dem davonknarrenden Wagen und den Berittenen gemacht hatte. In einiger Entfernung von ihm standen der Bauermeister und Caspar Lampe mit ihren Frauen, drüben bei der Kirche aber drängte sich zusammen, was im Dorf nur Beine um zu laufen und Augen um zu gaffen hatte. Ja — sie hatten es alle sehen können, daß die Herren in Frieden geschieden waren, daß sie sich nicht davonhoben wie Richter, hinter denen die Raben krächzen und reinen Tisch machen. Dennoch trat Lennacker in das Haus zurück, als wollte er sich vor den Blicken verbergen, die sich nun auf ihn und die Seinen richteten. Marthe, die ihm betroffen gefolgt war, fragte unruhig: „Was ist Dir, lieber Herr? Willst du die Leute nicht grüßen und dich mit ihnen freuen, daß wir bleiben dürfen?" Lennacker sagte grübelnd: „Freuen? Ob die sich wirklich freuen?" Und in jäher Mutlosigkeit: „Wie sollen wir weiterleben, wenn es so fortgeht, daß sie mir nichts geben oder nur, wenn es ihnen paßt, und nun auch noch die Pfennige für das Bier wegfallen?"

Die Frau sah ihn vorwurfsvoll an, aber hinter dem Vorwurf leuchtete ein befremdliches Lächeln, wie er es wohl seit Jahren nicht in ihren Augen gesehen hatte. „Hast du nicht oft und oft gesagt, wenn doch nur Gott die Braupfanne und damit die Versuchung wollte von dir nehmen? Und jetzt bist du klein-

mütig!" Sie wandte sich zu den Kindern: „Geht, zeigt dem Vater, was in der Kammer ist!" Willenlos überließ Lennacker seine Hände den weichen der kleinen Mädchen, während Matthes ihn am Rock zerrte und alle drei aufgeregt durcheinanderschwatzten: „Eier, Herr Vater — s o viele! Butter! Käse! Speck! Mehl, ein großer Sack voll — alles haben die Frauen aus dem Dorf gebracht, bloß das Mehl hat der Müller gebracht — mit dem Esel!" Lennacker stand unter der Kammertür, plötzlich liefen ihm wieder Tränen über die Wangen, aber andere als vorher hier geflossen. Es war, er sagte es sich selbst beinah zornig, nicht wegen dieser guten Gottesgaben, die sich da vor ihm in Körben, Näpfen, Kruken und Säcken häuften, daß er weinen mußte — es war um Marthens willen, war, weil seine kleinen Kinder einmal jubelten — war, weil die Leute es ja anscheinend doch gut ihm meinten und ihn behalten wollten, auch wenn es hinfort in der Pfarre nichts weiter zu holen geben würde, als das heilig liebe teure Wort ...

Lennacker stand mit gefalteten Händen, sein Herz war voll Dank wie voll Glut. Indem klappte die Haustür und der Bauermeister kam mit seinem schweren bedächtigen Schritt den Flur entlang. Lennacker drehte sich auf der Schwelle der Kammer um und streckte ihm schweigend die Hand hin. Auleb ergriff sie nicht gleich; er hatte zuvor noch etwas zu melden. „Solange wie die Herren bei Tisch waren, Herr Pfarrer, bin ich umgegangen und habe den rückständigen Zehnten von Micheli her eingetrieben. Sind wenige, so ihn verweigert haben, und allermeist nur aus Armut." Er legte den straff gefüllten kleinen Leinenbeutel in Lennackers Hand. Dann kam der Nachsatz: „Sind allzumal Sünder — Ihr habt Euch selber dazu bekannt, Herr Pfarrer. Möchten Euch aber doch wissen lassen, daß wir des froh sind, daß Ihr nun doch bei uns bleibt!"

Lennacker sah den Mann an, der seinerseits fest auf des Pfarrers Mund blickte, ihm also keineswegs in die Augen sah. „Ja, Auleb", sagte er langsam, „daß wir's nur in aller Demut bekennen: wir s i n d Sünder allzumal. Aber" — und als er jetzt wieder die Hand ausstreckte, kam ihm die Hand des Bauermeisters entgegen, — „wir wollen es noch einmal miteinander versuchen und in Gottes Namen wieder von vorne anfangen!" —

# Englische Lyrik

Deutsche Nachdichtungen von Franz C. W. Stein

## Rupert Brooke

### Der Soldat

Sollt fallen ich, denkt dies von mir allein:
Da ist ein Platz auf irgendeinem fremden Feld,
der ist für immer England. Und so soll es sein,
daß jene reiche Erde reicheren Staub in Ehren hält,

Staub, den das Vaterland gebar, gestaltet', der verging,
der Blumen einst in Liebe gab, der fand auf Wanderwegen heim, —
atmender Leib, in Englands Atem einmal ging,
erfrischt von Heimatwassern und der Heimat Sonnenschein.

Und denkt: dies Herz — all Unheil hielt es ferne,
Herzschlag der Ewigkeit war's nur; nicht mehr
gibt es Erinnerung zurück, die England hält,

und Lachen, das die Freunde lehrten, und der Güte Sterne,
und Klänge, Angesichter, Träume, die vom Glücke schwer
in friedevollen Herzen, unter Englands mildem Himmelszelt.

Die Handschrift dieses Gedichtes befindet sich im Britischen Museum in London.

## John Masefield

## See-Fieber

Ich muß auf das Meer, auf das einsame Meer, das den Himmel berührt,
und was ich will, ist ein schlankes Schiff, einen Stern, der den Weg mir führt,
und des Ruders Geschürf und des Windes Gesang, der weißen Segel Schlagen,
einen Nebel grau auf des Meeres Stirn, und am Morgen ein graues Tagen.

Ich muß auf das Meer, auf das einsame Meer, mich rufen die roll'nden Gezeiten,
und das ist ein wilder, ein klarer Ruf und lässet nicht mit sich streiten.
Und was ich will, ist ein stürmischer Tag auf weißen Wolkenwegen
und die sprühende Gischt und der schnaubende Schaum und der Möwen Schreien
und Schweben.

Ich muß auf das Meer, auf das einsame Meer, auf das einsamste, das immer
genossen,
in das Möwenleben, in das Walfischleben, wenn die Winde zerreißen die
Trossen.
Und was ich will, ist ein glücklich Gesicht eines lachenden, braven Genossen,
und ein guter Schlaf und ein schöner Traum, wenn ein wilder Tag verflossen.

William H. Davies

## Träume von der See

Ich weiß nicht, wann ich wieder Dich beschwöre
zur Seefahrt noch einmal auf Deiner unbestimmten Flut.
Ich will, daß unter meinem Totenbett ich Deine Wellen klatschen höre,
Dein Salz ist für die Ewigkeit gelöst in meinem Blut.

Ich sah Dich mancher Schiffe Planken schlagen
in Wut mit Deiner Geißel hundertschwänzig-hart,
ich sah Dich auch — wie Du einst Jesus Christ getragen
zu Simons Boot — im Frieden, wunderbar und zart.

Und habe Deine guten Brisen sanft gesehen
wie Schlummer, wenn sie durch das Kornfeld ziehen,
und sah die lustig-rauhen Stürme wehen,
sah manchen Schiffsrumpf in der Sonne glühen.

Du kennst die Art wie man das wilde Leben macht,
Du kennst den Weg, die Großen, Stolzen Dir zu zähmen:
Ich denk an die Armada, deren Segel windgestrafft,
die groß und voller Gier kam, jede Wolke Dir zu nehmen!

Ich sah den kleinen Schifferjungen an dem Ufer liegen,
er trank aus Deiner Hand in Grausamkeit,
der Seetangbart war auf sein zartes Kinn getrieben,
und seine blauen Augen waren sandgefüllt, voll Traurigkeit.

Und doch, um alles weiß ich nicht, ob ich Dich nicht beschwöre
zur Seefahrt noch einmal auf Deiner unbestimmten Flut:
Ich will, daß unter meinem Totenbett ich Deine Wellen klatschen höre,
Dein Salz ist für die Ewigkeit gelöst in meinem Blut.



Fritz Schwarzbeck: Portalfigur
Bronze



Fritz Schwarzbeck: Statuette
Bronze

Christina Georgina Rossetti

## Wenn ich gestorben, Lieb...

Wenn ich gestorben, Lieb,
sing mir kein Lied im Traum,
pflanz mir zu Haupt nicht Rosen,
nicht den Zypressenbaum.
Über mir grüner Rasen,
der regen- und taufeucht ist,
und wenn Du willst erinnre,
und wenn Du willst vergiß.

Nicht spür ich den Regen mehr,
nicht seh ich die Schatten fahl,
nicht hör ich Nachtigallen,
die singen als wie in Qual
und träumen durch das Zwielicht,
das weder kommt noch geht;
glücklich mir das Erinnern,
glücklich Vergessen weht.

William Butler Yeats

## Unten im Salleygarten

Unten im Salleygarten traf ich die Liebste mein,
sie ging durch den Weidengarten mit ihren Füßen schneeweiß und klein.
Sie bat mich: Nimm leicht die Liebe — wie Blätter an dem Baum,
doch ich war jung und töricht und hört ihre Worte kaum.

Auf dem Felde, am Flusse drunten, mit der Liebsten mein ich stand,
und auf meine geneigte Schulter legte sie ihre schneeweiße Hand.
Sie bat mich: Nimm leicht das Leben — wie das Gras grünt an dem Wehr,
doch ich war jung und töricht — jetzt ist es mir tränenschwer.

Humbert Wolfe

## Das Ende

Wenn das Haus des Herzens leer,
und der feine Staub
wie Schnee sich zu setzen beginnt:
rostrot schaut

die Sonne durchs Fenster
mit den Scheiben zerklopft,
bis die Nacht kommt mit schwarzem Lappen
und es wieder verstopft —

Dann in dem hölzernen Treppenhaus
schleppende Füße gleiten
von trostlosen Tagen und toten Wünschen,
schürfen von allen Seiten.

Unten, im Keller, die Dunkelheit
ist zum Schwimmen tief und kühl.
Da waschen sich Brust und Nacken
bleiche Männer und Frauen viel.

Die Gesellen nicht länger streiten,
die Liebenden küssen nicht mehr,
und eines oder des anderen Tages
kommen alle hierher.

Neil M. Gunn

## Die Erneuerung in der schottischen Literatur der Gegenwart

Vor einiger Zeit kam mir eine Landkarte aus einem deutschen Schulbuch zu Gesicht: Es war eine Landkarte Großbritanniens. Quer über diese Landkarte war in großen Buchstaben das Wort „England" gedruckt; das E befand sich irgendwo in der Nähe der Hauptstadt London, das D aber im entfernten und äußersten Norden Schottlands. Soviel stand jedenfalls fest: für diese Karte war das ehemalige Königreich Schottland nicht vorhanden. Diese Feststellung könnte aufschlußreich genug sein, um schottischen Nationalgesinnten Beleg und Beweis dafür zu geben, bis zu welch äußerstem Grade Schottland von dem ihm benachbarten England aufgesogen wurde.

Deutsche Leser werden deshalb für meine großen Schwierigkeiten Verständnis haben, wenn ich an dieser Stelle die neuere schottische Literatur zu behandeln suche und wenn es mir besonders auf einige wichtige Gesichtspunkte der Richtung ankommen soll, der man — freilich hochtrabend genug — die Bezeichnung „Schottische Renaissance" zuerkannt hat. Der durchschnittliche Leser wenigstens mag und muß sich in diesem Zusammenhang wohl fragen, was es in nun lang vergangenen Zeiten in diesem Lande gegeben haben könnte, das jetzt der Mühe, des Schmerzes oder gar der Freude der Wiedergeburt wert sei. Wollten wir dies auch nur zusammenfassend erklären, so wäre dafür ein weiter Ausflug in die Geschichte nötig, den wir uns hier nur in größter Verkürzung gestatten können.

Wir sollten uns zunächst vor Augen bringen, daß Schottland eine der ältesten Nationen Europas ist und dazu wohl die einzige, die nie durch Waffengewalt besiegt und erobert wurde. Während die Römer England überrannten und es Hunderte von Jahren in festem Besitz hielten, gelang ihnen dieses nie mit Schottland. Nach oft wiederholten Einfällen mußten die Römer sich schließlich damit begnügen, eine ungeheure Verteidigungsmauer anzulegen, die von einer Meeresküste zur andern reichte und die noch heute ungefähr die Grenze zwischen beiden Ländern bestimmt.

Lang und heiß wüteten dann die Kriege zwischen Schottland und England, aber unentwegt schlugen sich die Schotten in tapferem Widerstand ihre Bahn zu Freiheit und Unabhängigkeit. Erst im Jahre 1603, als Jakob VI. von

Schottland auch Jakob I. von England wurde, kamen die beiden Länder zum erstenmal zusammen und der Grundstein zu der bestehenden Linie britischer Herrscher wurde damals gelegt. Weitere hundert Jahre später, im Jahre 1707, wurden die Parlamente der beiden Länder vereinigt und der Sitz des Königs und des Parlaments war nicht länger die schottische Hauptstadt, sondern London.

Diesem Zusammenschluß lagen die edelsten Absichten zugrunde: er sollte nur zum Wohl und Gedeihen der beiden Länder beitragen und in mancher Hinsicht tat er das auch. Wir brauchen nur etwa an die Entwicklung der politischen Macht, des britischen Weltreiches überhaupt oder an das wachsende Ansehen in der Welt zu denken. Außerdem ist die Zahl der Schotten, die hohe und höchste Ämter, wie etwa das des britischen Ministerpräsidenten, bekleideten, sicher ungewöhnlich hoch, wenn wir Bevölkerungsziffern als Maßstab anlegen. Im Augenblick ist sogar der Primas der Englischen Kirche ein Schotte, während die wichtigsten Stellungen im Kolonialreich, wie die des Vizekönigs von Indien oder die des Generalgouverneurs von Kanada (durch den Romanschriftsteller John Buchan), von Schotten eingenommen werden. Daß Schotten dazu neigen, in wichtigen Diensten an der Spitze zu stehen, ist geradezu zu einem Scherzwort geworden, was um so ironischer sich ausnimmt, wenn wir daran denken, daß Schottland selbst heute als „derelict area", als verlassener Raum angesehen wird.

Wie nun nach dem Weltkrieg ein starkes Wiederaufleben des Nationalgefühls bei den meisten Völkern der Welt zu beobachten war, da fand der schottische Schriftsteller, der es mit diesem Tatbestand ernst nahm, daß selbst die Grundlage seiner eigenen, artgemäßen Kultur ihm irgendwie aus den Händen geglitten war. Er spürte ganz plötzlich, daß er für wirklich schöpferische Arbeit wurzellos geworden war. Über viele Generationen hin hatte sich seine ganze schöpferische Kraft nach London gerichtet, er schulte sich an englischer Lebens- und Kunstauffassung. Sah er sich dann etwas näher in seinen Schulbüchern um und in dem, was ihm überhaupt durch die Erziehung beigebracht wurde, so stieß er allenthalben auf die englische, aber nie und nirgends auf eine schottische Überlieferung. Er fand, daß er selbst über sonst vergessene englische Dichter ganz gut Bescheid wußte, aber wenig oder gar nichts war ihm über die alten schottischen Dichter bekannt. Von den besten gälischen Dichtern fehlte ihm die Kenntnis selbst der Namen. Und in frühen Zeiten war doch gälisch jahrhun-

dertelang die angestammte Sprache gewesen und noch heute wird es über weite Strecken der schottischen Hochlande gesprochen! So wirksam und mächtig war noch immer die gälische (oder keltische) Idee, daß die allermeisten unserer ausgesprochen schottischen Einrichtungen und Gebräuche auch heutzutage noch auf dem Prinzip und den Anschauungen der alten gälischen Gemeinwesen in deutlichem Gegensatz zu der feudalen Grundlage ähnlicher englischer Einrichtungen beruhen.

Dieser Fragenkreis läßt sich am besten ganz kurz so umreißen: Die schottische Tradition ist in ihrem Wesenskern von der englischen so verschieden, wie etwa die deutsche von der französischen. In dem Maße nun, wie die schottischen Schriftsteller und Dichter zur Besinnung kamen, mußten sie erkennen, daß sie ihre Überlieferung verloren hatten. Wenn sie um sich blickten und in ihren Reihen nach einem Schriftsteller und Dichter von Rang und Weltbedeutung suchten, so fanden sie keinen. Irland, das trotz harter und unbarmherziger Unterdrückung durch England seiner Überlieferung treu geblieben war, konnte immerhin auf Namen wie James Joyce und W. B. Yeats hinweisen. Wenn aber der Schotte seine neuere Geschichte durchging, so konnte er wenig Bedeutsames entdecken, bis er weiter zurück auf die Namen Scott und Burns stieß und an diesen beiden Dichtern mußte ihm sofort klar werden, daß alles Lebenskräftige, das Dauernde an ihrer dichterischen Leistung durch und durch schottischen Wesens und schottischer Eigenart war. Dazu machten beide weithin von der heimischen schottischen Sprache Gebrauch und befaßten sich ganz unmittelbar (wie Scott in seinen Romanen) mit Schottlands Geschichte.

Diese ernste Auseinandersetzung mit der schottischen Vergangenheit und das neue starke Bemühen, in das einzudringen, was unsere eigentliche Geschichte, unsere echte Überlieferung sei, mußte notwendig die allerschärfsten kritischen Auseinandersetzungen mit sich bringen, in deren Gefolge ein sehr großer Teil des schottischen Schrifttums der letzten Generationen unbedenklich oder gar rücksichtslos bekämpft und über Bord geworfen wurde. Man geißelte das engstirnige, bloß landschaftliche Wesen dieses Schrifttums, die Gefühlsseligkeit, die so weich und hübsch dahin tölpelt und darüber jeden echten Wirklichkeitssinn zum Ersticken bringt. Man hatte für solches Schrifttum auch bald einen kennzeichnenden Namen zur Hand: „Kailyaird-Literatur" (Küchen- oder Gemüsegarten-Literatur). Das bezeichnende Beispiel für dieses Schrifttum ist die Geschichte des jungen Menschen, der vom Lande und vom Boden kommt und

dessen Mutter mit größter und heroischer Sparsamkeit alles aufbietet, um ihren Sohn auf die Universität zu schicken, der sich dann zu einem hervorragenden Gelehrten entwickelt, in die ländliche Heimat zurückkehrt und „unter wilden Rosen und Gemüse" früh an der Schwindsucht dahinstirbt. Hinter dieser Art Geschichte liegt aber nun in Wirklichkeit das Geheimnis der ganzen Überlieferung schottischer Liebe und Hingabefähigkeit, wenn es um Lernen und Studieren um seiner selbst willen geht. Noch heute trifft es zu, daß gar manche schottische Bauernfrau einen viel größeren Stolz empfindet, in ihrem Sohn einen Universitätsprofessor zu haben, als einen Industriemagnaten. —

So sehr auch Ossians Gedichte von Macpherson dem Sturm der Kritik über ihre Echtheit ausgesetzt waren, sie stehen doch in einer Hinsicht auf einer echten Grundlage, daß nämlich bis vor einem Menschenalter alte Männer der schottischen Hochlande und der westlichen Inseln, die weder lesen noch schreiben konnten, doch überlieferte epische Gedichte von ungeheurer Länge auswendig vortragen konnten, Gedichte, deren Stoffe von den Heldentaten Ossians und der andern gälischen Helden eines halb wirklichen, halb legendarischen Zeitalters handelten. Im alten, bardischen oder vielleicht druidischen, Sinne fehlte es diesen Männern keineswegs an der nötigen geistigen Bildung und in ihren Sitten und Gebräuchen stachen Höflichkeit, Treue und Gastfreundschaft als besondere Merkmale hervor.

Die neuen Kritiker aber, die sich mit ihren scharfen Klingen auf den Plan stellten, nahmen sich weder Zeit noch die nötige Geduld, die Zeichen und Zeugnisse einer älteren Kultur zu sehen, die nun in der Kailyaird-Literatur dahinstarb. Ihr Augenmerk richtete sich nur auf die Engstirnigkeit des bloß Provinziellen, die nicht allein entkräftend und entnervend sei, sondern auch jedem Verständnis über Schottlands Grenzen hinaus verhängnisvoll im Wege stehe.

Seit langer Zeit sind uns die Engländer in vielem voraus und in ihren Theatern und Musikhallen zeigen sie eine wahrhaft meisterliche Art, andere Menschen und Völker zu verhöhnen. Die Sparsamkeit der armen Bauernfrau wurde hier zum nationalen Laster schottischer Knauserei und Knickerei abgewandelt und der typische Schotte erschien auf der Bühne als eine Gestalt, die einen gekrümmten Stock in der Hand hält, einen „kilt" trägt (eine Art Rock, wie ihn die Bergschotten tragen), die ein gefühlsseliges Lied singt und dabei stets fest auf den eigenen Vorteil bedacht ist.

Die jungen Kritiker unter der Führung von C. M. Grieve (der als der

Dichter Hugh McDiarmid besser bekannt ist) wurden dieser Verzerrung gottlob bald müde. Schon waren ihnen die jungen Iren, die Generationen hindurch eine ähnliche Travestie über sich ergehen lassen mußten, hierin mutig vorangegangen und hatten diese Travestie über der irischen Heidelandschaft in Stücke geschossen. Die Schotten zeigten zwar nicht wie die Iren den gleichen Antrieb zu körperlicher Betätigung, um diesem Verzerrungsbild den Todesstoß zu versetzen. Aber sie gingen mit sich selbst ins Gericht und waren einsichtig genug, die Ursachen nicht bei den Engländern, sondern bei sich selbst zu suchen. Die schottische Geschichte gab ihnen die Gewähr, daß in alten Zeiten die Geschichte ihres Handels, ihres Kampfes, aber auch ihrer Wissenschaft und Kultur auf dem Festland Anlaß zu solchen Aussprüchen wie „Stolz wie ein Schotte" in Frankreich und „Großherzig wie ein Schotte" in Norwegen gegeben hatte.

Wo Schotte und Deutscher sich im Weltkrieg gegenüberstanden und begegneten, da trennten sie sich — wenn ihnen das Glück dazu beschieden war — mit dem Gefühl tiefer gegenseitiger Achtung. Jedenfalls ist dies in Schottland unsere feste Überzeugung geworden. Doch kann demgegenüber eine Theatertravestie ein so hartnäckiges Wesen treiben, daß mir neulich von einem zuständigen jungen Deutschen versichert wurde, das Wort Schotte oder schottisch dürfe kaum im Titel eines Buches von mir in seinem Land erscheinen, da sonst der durchschnittliche Leser zu lächeln anfinge, ehe er überhaupt die Seiten aufschlüge!

Möge dies aber nun nicht zu der Annahme führen, daß es Unwillen oder gar Eitelkeit sei, was mich antreibe, Meinungen über Schotten und Schottisches abzuändern! — Wie jedermann wissen auch wir die psychologische Genugtuung zu schätzen, die daraus entsteht, daß man einen Sündenbock schafft für eigene Armseligkeit und Unzulänglichkeit. Der Gesichtspunkt mag nebensächlich und unbedeutend sein und sich zu sehr auf Betragen und äußere Haltung stützen, aber in einem ist er ernst genug, um nicht übergangen zu werden: Er zeigt, was einem Volk widerfahren kann, wenn einmal seine wahre Überlieferung, seine historische Ganzheit verschüttet ist.

So standen die jungen Kritiker auf dem Kriegspfad, schlugen mächtig um sich und ehrwürdige Presse- und Kirchenschriftsteller wurden mit wenig Schonung niedergehauen. Es gab aber daneben noch eine andere Art Kritiker, zielsicher und ruhig im Stil. Der Bedeutendste unter ihnen war und ist noch Edwin Muir, der zusammen mit seiner Frau in den letzten Jahren einige

der schönsten deutschen Bücher in englischer Übertragung herausbrachte. Er ist auch Verfasser beachtenswerter Romane und ein Dichter von Rang, wiewohl seine dichterische Leistung nicht — oder noch nicht — ins Volk gedrungen ist. Seine Einbildungskraft ist von bemerkenswerter Reinheit, und weil er das Leben gegenüber dem Alltäglichen von einer höheren Warte aus behandelt, erscheint er dem gewöhnlichen Menschen als kalt und unzugänglich. Aber nur die, die den schnellen Anklang des Gefühls und die blitzende Handlung wollen, können diesen Vorwurf fehlender Wärme erheben. Und wenn an großer Schöpfungskraft gemessen etwas zu Abgewandtes und Abseitiges in ihm liegen mag, — obgleich ich hier nichts über seine Zukunft und weitere Entwicklung vorwegnehmen will — eines tritt an ihm wenigstens mit großer Klarheit heraus: die Größe eines so reinen und erfinderischen Verstehens, daß auch seine kritische Arbeit alle Eigenschaften wahrer schöpferischer Arbeit aufweist.

Sein letztes Buch: „Scott und Schottland" möchte ich an dieser Stelle wenigstens im Vorübergehen streifen, nicht nur, um damit seine kritische Befähigung zu beleuchten, sondern noch mehr, weil es auf meine vorherigen Bemerkungen Licht wirft, was einem Künstler der Verlust seiner angestammten Überlieferung bedeuten kann. Es könnte auch von Interesse sein zu sehen, wie der moderne schottische Kritiker Walter Scott einschätzt, dessen Name als der Vater des modernen romantischen Romans weithin anerkannt ist.

Muir schreibt: „Das Rätsel, dem ich bei der Behandlung Scotts gegenüber gestellt war, der bei weitem die größte schöpferische Kraft in der schottischen Literatur ist, bestand darin, Rechenschaft abzulegen über eine sehr auffällige Leere, die ich hinter seinem ganzen Phantasiereichtum spürte." Er suchte sich dies so zu erklären, daß er die Umgebung in Betracht zog, in der Scott lebte, daß er auf die Tatsache hinwies, daß Scott die meisten seiner Tage in einem „Hiatus" verbrachte, in einem Lande, das weder eine Nation noch eine Provinz war und anstatt eines lebendigen Mittelpunkts ein Nichts in seiner Mitte hatte. Überlieferte Werte, die sein Werk aufwies, kamen aus zweiter Hand und stammten obendrein hauptsächlich aus englischer Literatur, von der er zwar eine reiche Kenntnis besaß, die aber doch eine halb ausländische Literatur für ihn sein mußte.

In anderen Worten: Die alte schottische Überlieferung war dahin, Edinburg war keine Hauptstadt mehr, sondern nur eine Provinzstadt, die sich an London als dem Urquell aller Dinge, der sozialen wie der geistigen und künstlerischen,

orientierte. Der Hof war dort, das Parlament, der König — und Scott war ein eingefleischter Tory. Das wirkliche Schottland lag für ihn schon in der Vergangenheit und ebenso alles, was es an Wunder und Auszeichnung, an hohem Mut und schmerzlicher Tragik, an Schönheit und Romantik hervorgebracht hatte: Dichter von Rang, wie Dunbar und Henryson, die ossianischen Epen der Hochlande, die kraftvollen reinen Balladen der Tieflande, Gestalten wie Maria Stuart oder der gute Prinz Charlie, dem der niederste Hochländer eine Zuflucht bot, obwohl 30 000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt waren. Dies und die gesamte Orientierung an überlieferter Lebensweise, die überkommene Sprache waren für Scott nicht lebendige Geschichte, sondern Legende, Wunschbild, anmutige Fahrt in den Traum. Der Zauber, der sich in seinen Werken sammelte, war schon das Maß für die Unwirklichkeit seiner Welt, anstatt deren lebendige Verwurzelung zu bedeuten. In seinem ersten langen Gedicht "The Lay of the Last Minstrel" (Der Gesang des letzten Spielmannes) liegt der ganze Nachdruck, wie auch Muir hervorhebt, noch einmal auf etwas Totem und Vergangenem. Und Scott selbst schrieb am Ende seines Lebens: „Was für ein Leben habe ich doch hinter mir! Ich fühlte mich fast gänzlich vernachlässigt und auf mich selbst zurückgeworfen und füllte mir den Kopf mit überaus unsinnigem Schund". Was konnte Scott meinen, dem doch eine höchst gesellige und umgängliche Natur eigen war und dem es an Freunden und Beliebtheit wahrhaftig nicht mangelte, wenn er sagte, daß er sich sich selbst überlassen fühlte? Muir bringt eine Antwort: „Alles, was man bei diesen Worten sich denken kann, ist, daß er einem Gefühl für etwas Ausdruck gab, was dem ganzen Gefüge und Leben seines Landes fehlte: jene bindende und lenkende Macht, die seiner Arbeit Einheit, Maß und Geschlossenheit gegeben hätte". Und für den unsinnigen Schund bringt Muir des Dichters eigenen Beleg: „Mit seiner Sammlung von vielerlei Altertümern und Erinnerungszeichen aus Schottlands Geschichte hielt er gegenständlich ein zerbrochenes Bild des verlorenen Königreiches fest".

Aus politischer Überzeugung glaubte Scott an den Zusammenschluß der beiden Nationen und in diesem Zusammenschluß mußte das alte Schottland unvermeidlich aufgesogen werden. Das Ergebnis aber war und blieb doch ein unlöslicher Konflikt und niemand hat diese fundamentale Spaltung stärker — wenn auch lange unbewußt — an sich erfahren, als gerade Scott. Im schöpfe-

rischen Kern, wo alles auf Harmonie oder Ganzheit hätte beruhen sollen, war nichts als ein verhängnisvoller Riß, den er nicht mehr überbrücken konnte.

Wenn ich diese sonst so wenig oder überhaupt nicht beachtete Seite Scotts unterstreiche oder gar zu übertreiben scheine, so nur, weil ich das Gefühl habe, daß mit dem Erfassen dieses Konfliktes ein aufschlußreiches Licht auf Scotts dichterische Arbeit geworfen wird. Es erklärt auch die „Leere", die über seiner Dichtung liegt, als ob sie in einem Raum des historischen Nichts spiele und ihr jede Beziehung zu einer fortlaufenden Tradition fehle. Selbst das, was an tiefer innerer Musik an das Gehör des Lesers dringt, scheint dahin zu schwinden wie das Verklingen eines alten Liedes. Und doch hatte diese Welt für Scott selbst so starken Wirklichkeitscharakter, daß er sie nicht völlig in das Reich reiner Fabeldichtung erheben konnte, wo seine Helden Größe, Schicksal und Untergang an sich tragen würden, ewige Eigenschaften, die der lebendigsten und ursprünglichsten Phantasiekraft entwachsen wären.

Wenden wir uns von dieser negativen zur positiven Seite, so spüren wir bald, daß Scotts echt menschliche Schöpfungen im dichterischen Gesamtgefüge jeweils seine untergeordneten Gestalten sind, die einfachen unverfälschten Menschen des Landes, die die schottische Sprache sprechen. Hier ist sein Genius sofort bestimmt und von verschwenderischer Überfülle. Die reiche Glut, die in Scott dem Menschen brannte, bricht hier überströmend durch. Und nichts kann den allgemeinen Sinn und Inhalt von Muirs Gedankengang deutlicher als eben diese Tatsache rechtfertigen.

Mögen diese Gedankengänge, die für ein richtiges Bild schottischer Literatur so unentbehrlich sind, nicht mißverstanden werden oder mir gar vorgeworfen werden, daß ich der Neigung huldige, große Männer kleinlich zu bekritteln. Die neuen Kritiker und mit ihnen die Jungen wollen Scotts Größe nicht schmälern. Sie haben sich nur darum bemüht, vielleicht übereifrig bemüht, zu verstehen, weshalb die Größe Scotts nicht noch größer war. Denn sie wissen, daß die Antwort auf diese Frage auch den hemmenden Faktor bloßlegen würde, der nicht nur über neueren Generationen schottischer Literatur, sondern auch in ihnen selbst lag.

Gehen wir von der Kritik zur Dichtung über, so wird uns sofort deutlich werden, daß diese Frage der Überlieferung nichts Totes, sondern ein höchst lebendiger Streitpunkt ist, bei dem es um Allerwichtigstes geht. Hugh McDiarmid ist gewiß der größte schottische Dichter seit Muir und über-

trifft in vieler Hinsicht selbst einen Dichter vom Range Burns. Daß ich soviel Nachdruck auf Überlieferung oder verlorene Nationalität lege, könnte meine Leser möglicherweise zu dem Glauben verführen, daß die allgemeine schottische Bewegung um Selbstverwirklichung in Politik und Literatur in erster Linie mit der Vergangenheit sich auseinandersetze und im Grunde eher ein Heimweh nach Dingen bedeute, die tot und unwiederbringlich dahin sind, als eine Hoffnung für die Zukunft. Nichts könnte weniger der Wahrheit entsprechen. Ist irgend etwas an McDiarmids Dichtung auszusetzen, im Gegenstand, im Versuch, so ist es ein zu häufiges Nachgeben gegenüber äußerst Modernem, dazu die Neigung, die Zufriedenen und Selbstgefälligen vor den Kopf zu stoßen. Das Nationalgefühl bricht in seiner Dichtung mit solcher Kraft durch, daß es ihn ganz von selbst über alle nationalen Schranken weit hinaushebt.

„Nicht Burns sondern Dunbar" wurde sein Schlachtruf, unter dem sich alles sammeln sollte. Zurück zu den Wurzeln, zurück zu der Fülle der Überlieferung, so daß wir uns selbst noch einmal finden und kennen! Dunbar war der größte einer Gruppe von berühmten Hofdichtern des 15. Jahrhunderts, die damals um so mehr herausragten, als im literarischen England Dunkel herrschte. Die ganze Reichweite dichterischen Ausdrucksvermögens stand ihnen zur Verfügung: Gedankentiefe, aber auch lebhafteste Satire bis zu jener besonderen Gabe der "fantasy", die von jeher eine der charakteristischen Eigenschaften des schottischen Genies bildet.

McDiarmid bediente sich der schottischen Sprache, wo er die wahrsten Töne anschlug. Burns verwendet sie bei seinen schönsten dichterischen Gebilden. Schreibt er "standard" englisch, so ist sein Ausdruck nicht allein steif, sondern er ist noch obendrein "on its best behaviour" und die daraus entstehende Poesie ist unvermeidlich zweiten Ranges. Es fehlt dann Humor, Satire, Gefühlstiefe, Feuer und Schwung und die sonst so strotzende Lebensglut. Aber schon Burns hatte nicht mehr den ganzen Kanon der schottischen Sprache zur Verfügung wie die großen Dichter vor ihm. Für Burns war schottisch bereits Provinzsprache geworden und in der Bewegungsfreiheit auf den Ausdruck des Gefühls beschränkt. In seinen Briefen oder auch, wo er seiner Gedankenweisheit Ausdruck verlieh, fiel er sofort in sein Schulenglisch zurück.

So starb mit der Zeit nicht nur die Fülle der ehemaligen schottischen Überlieferung, sondern auch — und dies ist ein entscheidender Punkt — das Medium selbst, das dazu nötig war, sie lebendig zu erhalten.

McDiarmid machte den mutigen Versuch, dieser doppelten Schwierigkeit dadurch zu begegnen, daß er für seine eigenen Zwecke eine eigene Sprache schuf, für die er selbst die Bezeichnung "synthetic Scots" wählte. Kühn und unbekümmert holte er sich die Worte aus jedem Dialekt, aus jeder Zeit und ließ sich diese zum Muster dienen, sobald er seinem Erleben dichterischen Ausdruck verlieh. Er ging nicht pedantisch, schulmeisterlich vor, sondern mit Sicherheit und Vollmacht. So fehlte dieser Sprache keineswegs die Wirksamkeit; sie erhebt sich vor allem in seinen frühen Gedichten zu erstaunlicher Höhe, und nach Art wahrer Poesie erweist sich diese Dichtung als unzugänglich für jede Übertragung. Er lehnte sich grundsätzlich gegen englischen Einfluß auf und war auch bald der anerkannte Wortführer in diesem Kampf, überzeugt, daß die englische Sprache selbst mehr und mehr ihrer dichterischen Stoß- und Lebenskraft beraubt werde. Selbst die schottische Sprache könnte nach seiner späteren Auffassung den vollen nationalen Geist schon nicht mehr zum Ausdruck bringen und er wandte sich gälischen Dichtern zu und fand in dem Werk von Dichtern wie MacMhaighster Alasdair den Willen zum letzten Einsatz, die furchtlose individuelle Geschlossenheit, die allein mit seiner eigenen Auffassung des aristokratischen schottischen Geistes in Übereinstimmung war.

Seine beiden ersten Gedichtbände enthalten mit seine stärkste dichterische Leistung, sein Bestes aber bekommen wir wohl im Gedicht "A Drunk Man Looks at the Thistle", das einige hundert Seiten lang ist. Die Distel ist das schottische Nationalzeichen und der Mann, der zu diesem Zeichen aufblickt, ist zwar betrunken, aber für den Dichter gerade dadurch frei von jedem konventionellen Zwang und empfänglich für jede echte Regung des Gefühls.

Is it the moonlight or a leprosy
That spreads about me; and a thistle
Or my own skeleton through whose bare bones
A fiendish wind's begun to whistle?

The devil's laughter has a howl like this.
My face has flown open like a lid
— And gibbering on the hillside there
Is all humanity so long has hid! ...

Ist es das Mondlicht oder ein Aussatz,
Was sich da um mich verbreitet; eine Distel
Oder mein eigenes Skelett, durch dessen nackte Knochen
Ein höllischer Wind nun zu pfeifen angefangen hat?

Des Teufels Lachen hat ein solches Heulen.
Mein Gesicht ist wie ein Deckel aufgeklappt
— Und drüben auf dem Hügel kauderwelschend
Ist alles,
Was die Menschheit so lang verborgen hielt.

Es ist eine Vision, der nichts aus dem jüngsten Schottland entgeht und bisweilen holt die Satire zu vernichtenden Schlägen aus. Vers und Rhythmus wechseln je nach Stimmung und Gefühlsregung. Nackt und bloß ist der Geist, der alles von sich weist und nur seine eigene Geschlossenheit und Verantwortlichkeit anerkennt. Dahinter aber lauert mit durchdringender Kraft das grelle Lachen und der bissige Schrei eines Rabelais.

Mit all seiner Satire, seiner leidenschaftlichen Bilderstürmerei und seinen ruhelosen metaphysischen Ergründungen ist McDiarmid ein Romantiker. Nach seiner Auffassung ist sein Land entartet und die Erde selbst gleichsam zusammengeschrumpft. Er entsendet an die revolutionären Geister dieser Welt seine dichterischen Grüße. Er kann die Erde im Raum und im Kosmos sehen und sie scheint so „bleich wie ein Mammutknochen". Eine gigantische Bemühung, vom Pathetischen durch den starken Wirklichkeitssinn befreit, der die Biegungen und Beugungen seiner schottischen Stimme stets durchdringt. Vor allem aber ein wahrhaft nationaler Genius mit einer Verbissenheit des Glaubens, wie auch die Einschätzung seines dichterischen Verdienstes schließlich ausfallen mag. Hier wollte einer nichts anderes als aus der Not des Herzens im Kampf mit allen Gewalten sein ganzes künstlerisches und menschliches Ethos einsetzen.

Habe ich so lange bei Muir und McDiarmid mich aufgehalten, so nur, weil sie, jeder auf seine Art, führend und beispielhaft vorangegangen und kennzeichnend für alles sind, was in neuer Kritik und Dichtung werden will. Wir sollten aber noch auf Dichter hinweisen, die an McDiarmid gemessen zwar bescheideneren Zuschnitts sind, deren Werk aber trotzdem Tiefgang im Inhalt zeigt und oft sogar durch größeres Formtalent überrascht.

William Soutar hat mehrere Gedichtbände herausgebracht, Lyrisches, Rätsel und Denksprüche, alles zusammen ein wertvolles Geschenk und eine reine Freude für den Empfangenden. Wo McDiarmids Dichtung auf Drang, Stoß und Durchbruch des persönlichen Ichs beruht, hat Soutar das Persönliche ganz beiseite geworfen. Alles beruht auf vorsichtigster Schmelzarbeit. Seine Bildkraft bleibt vor allem Unbestimmten bewahrt und das Ergebnis ist eine sonnenhelle Lauterkeit. Selbst da, wo es sich bei ihm um zauberhafte Übergänge vom Weltlichen ins Unweltliche, in das Anderssein handelt, bleibt die dichterische Prägung in Bild, Vision und Sprache überwältigend rein und durchsichtig.

Marion Angus hat das Elfische in schottischer Dichtung festgehalten und in spannender Folge kurzes Gedicht an kurzes Gedicht gereiht, jedes geladen mit der Schwungkraft künstlerischer Vollmacht. William Jeffrey ist einer der Ehrgeizigsten unter den jüngeren Dichtern, dessen Werk Tiefe und Breite der Vorstellung und Idee aufweist. Hinzu kommt ein unwiderstehlicher Drang nach dem Mystischen, das dem Leben mitgegeben ist, ein Drang, wie wir ihn ähnlich vom englischen Dichter Blake her kennen.

Wir können dahingehend zusammenfassen, daß die Erneuerung in der schottischen Literatur — wie es auch sein sollte — in der Versdichtung ihren stärksten Anlauf und Durchbruch gewonnen hat. Freilich denke ich nie daran, diese Leistung gegen heutige europäische Dichtung abzugrenzen. Ich wäre dazu auch gar nicht in der Lage. Doch kann kein Zweifel darüber aufkommen, wie diese Leistung gegenüber vergangenen Generationen in Schottland einzuschätzen ist, und täuscht nicht alles, so stehen wir in den Anfängen einer echten literarischen Wiedergeburt. Auch glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß die schottische Lyrik bei aller Verschiedenheit den Vergleich mit dem Besten in moderner englischer Dichtung nicht zu scheuen braucht.

Dem äußeren Umfang nach ist auf dem Gebiet des Romans begreiflicherweise mehr geschehen, aber hier läßt sich nicht dieselbe Schärfe in der Herausstellung der Idee verfolgen. Und doch kann vielleicht gerade auf dem Felde des Romans die Erneuerung am deutlichsten wahrgenommen werden.

Vor kaum einem Menschenalter wurde Schottland, und England mit eingeschlossen, durch das Erscheinen eines Romans aufgerüttelt, der den Titel trug "The House with the Green Shutters" (Das Haus mit den grünen Fensterläden). Der Roman zeichnete ein rückhaltloses Bild der Eifersucht, des

Hasses, aber auch des Humors eines eng umschlossenen Dorflebens, eine derbe Anklage aller Kirchturmpolitik, die sich so giftig wie eine Natter nach innen kehrt; ein wilder flammender Gegenstoß zu den nett und harmlos gearteten Gefühlen des „Kailyaird" und am Ende der Aufruhr einer tief ergreifenden Tragik. Der Roman stand in der Tat in so grellem Gegensatz zu den angenommenen Glaubensformen und allen ausgetrabten Gleisen seiner Zeit, daß er keine unmittelbaren Nachfolger oder Nachahmer fand. Der Verfasser selbst, Douglas Brown, starb als ganz junger Mann kurz nach dem Erscheinen des Romans.

In den allerletzten Jahren wurden dann freilich Versuche um Versuche gemacht, es diesem Roman gleichzutun in erschütterndem Realismus oder ihn gar noch zu übertreffen. Am bemerkenswertesten ist wohl der Roman "Hatter's Castle" von A. J. Cronin, der sofort einen ganz bestürzenden Erfolg hatte. Waren schottische Kritiker weniger beeindruckt, so nur, weil sie bald merkten, daß Douglas Browns Roman nicht nur als künstlerische Leistung weit überlegen war, sondern daß diese besondere Art Roman genau so sehr auf Übertreibung nach dem Schrecklichen hin ausgehe, wie die Kailyaird-Romane nach dem Weichen und Süßlichen hin, und daß die volle Wahrheit in keinem von beiden, sondern nur in der Synthese beider liegen könne.

Und das bezeichnet wenigstens dem groben Umriß nach die geistige Lage des Romans in Schottland gegenüber den Gegebenheiten der Zeit und der Umgebung, mit denen der Roman sich notwendigerweise befassen muß, notwendigerweise, weil es noch immer wahr ist, daß die großen Romane der Welt des Dichters eigenen Hintergrund im Stofflichen wie Geistigen wiedergeben und festhalten.

Und an dieser Stelle bin ich versucht, abzuschweifen, um zu erklären, wie wir uns in Schottland der heißen Ober- und Untertöne wohl bewußt sind, die sich in diesen Tagen um das Wort "nationalism" sammeln. Da gibt es bekanntlich immer die, die fragen, weshalb Schottland in seiner Lebensgestaltung wie in seiner Kunst zu so verschrobenen und altmodischen Grundsätzen, wie Nationalgefühl und Selbstbestimmung zurückgehen wolle und sie stellen diese Frage mit dem Gebaren der Weltbrüder, die uns sogar des beginnenden Barbarentums anklagen wollen. Es soll uns hier nicht am nötigen Mitgefühl und Verständnis fehlen, aber wir müssen die Anklage doch entschlossen zurückweisen. Alles, was ein wiedererwachtes Nationalgefühl den lebendigeren



Fritz Schwarzbeck
Porträtbüste Paul Appel
Bronze



Fritz Schwarzbeck: Hockende
Kreidezeichnung

Geistern unter uns angetan hat, besteht ja nur darin, daß es den Begriff der menschlichen Würde und damit auch ganz von selbst die Notwendigkeit für menschliches Zusammengehörigkeitsgefühl und den Frieden ganz wesentlich gestärkt hat. Und wenn von einer solchen Vertiefung geistiger Werte Schaden kommen soll, dann wird die Idee des Fortschritts ihres Sinnes für immer beraubt. Mehr und mehr wird es uns deutlich, daß die wirklichen Ursachen zum Krieg nie und nimmer in Tradition und dem geistigen Bewußtwerden und Wachsen eines Volkes, sondern in ganz anderen Faktoren liegen müssen.

Vielleicht darf ich an dieser Stelle an meinen Roman "Butcher's Broom"*) anknüpfen. Was ich hier behandeln wollte, ist nichts anderes als die Zerstörung einer ganzen artgemäßen Lebensweise, ja einer ganzen gälischen Kultur, ein Zerstörungswerk, das durch die rein wirtschaftliche Macht eines rücksichtslosen Landbesitzertums mit einer Grausamkeit durchgeführt wurde, die in ihrem Ausmaß so ungeheuer ist wie irgend etwas, was sich im Kriege abspielt. Wenn auch diese wirtschaftliche Macht in der Lage war, regelrechte militärische Streitkräfte in diesem Zerstörungswerk einzusetzen, so lag doch die Versuchung dazu in erster Linie in dem Wissen, daß der seßhafte Hochländer doch keine Anstrengung machen würde, seine angestammten Land- und Freiheitsrechte zu verteidigen, weil nach dem Jahre 1745 seine ganze Überlieferung gewaltsam und unbarmherzig in Stücke gehauen wurde, — und nichts blieb am Ende einem gewinnsüchtigen Landbesitzertum übrig, als dies alles vor der Öffentlichkeit zu verwischen.

Um es noch anders auszudrücken: Einige unter uns können dem allzuleichtherzigen Internationalismus eines Schriftstellers wie H. G. Wells nicht trauen. Von unserer eigenen Geschichte aus gesehen erkennen wir darin nur eine heimwehartige Hoffnung, einen unbestimmten, allgemeinen und lebensfremden "kailyairdism". Auch wird die stets beigegebene Gefühls- und Rührseligkeit für uns nicht dadurch schmackhafter, daß sie sich scheinbar folgerichtig abwickelt, und daß sie von der volkstümlichen Naturwissenschaft genau so sehr anerkannt wird, wie sie von der Schwerindustrie entsprechende Duldung und Deckung erfährt. Das letzte Bild bleibt doch immer das einer Bienenkorbkultur, eines gewaltsamen Streckbettes, auf das alles gelegt wird, und das für

*) Gunns Roman ist unter dem deutschen Titel „Das verlorene Leben" soeben im Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, erschienen; s. a. die Besprechung in der Umschau am Schluß des Heftes.

den freien forschenden Geist etwas Unerträgliches hat. Denn ein solcher Weg setzt eine Verschmelzung voraus, bei der zuviel verloren gehen kann, bei der in der Tat am Ende alles verloren gehen muß: alle Mannigfaltigkeit, Überlieferung, Gegensätze, Unterschiede, Übereinkommen und Gegenüberstellungen, Dinge, die das Leben einer Gemeinschaft zu dem machen, was es ist, und ohne diese könnten Entwicklung und Entfaltung sich schwerlich betätigen. Unsere ganze Würde, unsere inneren Werte, unsere Freude und unsern Glauben nur dem Kriegsgott zuliebe ins Feuer zu werfen, wäre sicherlich in unsern Tagen ein zu einfältiger Ritus und auf dem Wege der Umkehrung ein gar leichtfertiges Zugeständnis an jenen Popanz, der sich so leicht und selbstsicher über alles hinwegsetzt und den ihrerseits Schriftsteller wie Wells doch so mit Recht beklagen.

Diese Abschweifung drängte sich mir auf, als ich im Begriff war, das Werk von Lewis Grassic Gibbon zu erwähnen. Als sein Roman "Sunset Song" (Das Lied des Sonnenuntergangs) erschien, hatte ich das Gefühl, daß wir hier endlich unsern überragenden modernen Romandichter bekommen hätten. Aber Gibbon starb kurz darauf im frühen Alter von 34 Jahren und das große Versprechen jenes Werkes konnte sich nicht erfüllen. Vielleicht noch mehr als im Falle Brown war dies ein unersetzlicher Verlust für die schottische Literatur, zumal Gibbon über das ganze Rüstzeug eines großen Schriftstellers verfügte. Sein anthropologisches Wissen (er schrieb über frühe Kulturen) war umfangreich und genau und half ihm vor allem auch zu einer klarsichtigen Einschätzung der Begriffe, mit denen wir oft so unbestimmt das Wort „Volk" umgeben. Hatte er humanitäre Interessen und fühlte er sich zum Arbeiterstande hingezogen, so beruhte dies nie und nimmer darauf, daß ein billiges Mitgefühl ihn diese einfachen Menschen beschönigen oder verherrlichen ließ. Dem Volk gehörte sein Herz und der Volksgedanke berührte und erfüllte ihn so leidenschaftlich, daß Pfaffenlist und wirtschaftliche Kräfte, die das Volk erniedrigt und ihm sein Eigenstes geraubt hatten, von ihm schonungslos gegeißelt wurden und in seinen beiden letzten Büchern in einem solchen Übermaß der Bitterkeit und Empörung, daß er darüber sein eigenes Ziel zu vernichten drohte.

Aber das rechte Feuer und die untrügliche Vision waren in ihm. Doch Gibbon — und damit komme ich zu dem hier wesentlichen Gesichtspunkt — erlebte in seinem Schaffen diese Vision erst, als er von seinen kosmopolitischen Wanderschaften zurückkehrte, seine Abhandlungen und Romane in der ortho-

boren englischen Sprache hinter sich ließ und sich wieder in seiner schottischen Heimat niederließ, wo er geboren war, und nun von dem zu schreiben anfing, was ihm in Fleisch und Blut lag. So hielt er dann den Rhythmus und den Gehalt der Bauernsprache seines Volkes fest, einer Sprache, die zwar noch englisch ist, aber in Inhalt und Betonung der englischen Tradition doch fremd bleibt. In frischen, derben und auch wilden Zügen gestaltete er einen künstlerischen Realismus, voll Liebe und Sehnsucht, voll der schnellen Augenblicke der Freude und der langen Tage der Niederlage. Er schuf die Geschichte einer Bauernschaft, die langsam aber unaufhaltbar der alten Lebensform entwöhnt und vom angestammten Boden weggetrieben wird; ein Inhalt, der zwar in diesen Tagen des Maschinenzeitalters in der ganzen Welt bekannt genug ist, dem aber Gibbon eine solche Wärme der Empfindung und Anteilnahme mitgegeben hat, daß wir hier von echter gültiger Kunst sprechen können. Bisweilen steigert sich der Wirklichkeitssinn in einen geradezu traumhaften Zustand, wo die Dämmerungen und Wolkenschatten auf den Berghügeln und die rufenden Vögel zu den Obertönen einer reinen Schönheit, aber auch einer beißenden Bitterkeit werden. Denn Gibbon sieht sein Volk so unbestechlich klar, weil er um seinen Kampf durch die Jahrhunderte von frühester Zeit an weiß. Wenn eine seiner Gestalten wie ein Schatten gleichsam aus der Steinzeit auftaucht, so spüren wir, daß der Verfasser hier keine List seiner Kunst gebraucht, denn diese Steinzeit ist für ihn so wirklich wie sein Wissen um den unerschwinglichen Pachtzins, der den Bauern später lähmt.

Wenn irgendwo, so bekommen wir hier Überlieferung in ihrem ununterbrochenen Fortgang, und weil es sich um eine Überlieferung handelt, deren überzeugende Wahrheit mit echtem schöpferischen Geiste sich verschmilzt, erlangt auch seine Kunst allgemeine Gültigkeit. Und darin liegt nach meiner Auffassung, was die Schotten, die so besorgt sind, zu ihren eigenen Wurzeln, ihrer eigenen Überlieferung zurückzukehren, erreichen wollen. So will auch schließlich die Bedeutung verstanden sein, die dem viel umstrittenen Wort "nationalism" zugrunde liegt.

Die Übertragung solcher Bauernsprache in eine andere Sprache würde beträchtlichen Hindernissen begegnen. Ich erwähne dies, weil noch ein Wort über die Frage einer Sprache für Schottland zu sagen wäre. Es ist unwahrscheinlich, daß Schottisch oder Gälisch je wieder die Nationalsprache werden kann. Das Englische hat einen viel zu starken Rückhalt.

Überdies gebrauchen die Iren, wie Yeats und Joyce und die neuen Amerikaner die englische Sprache in der Schöpfung zweier Literaturen, die durch Überlieferung tief von der englischen abweichen. Wenn auch T. S. Eliot, der englische Dichter und Kritiker, Yeats als den größten lebenden Dichter der englischen Sprache verherrlichen mag, so warnt er doch auch gleich seine englischen Schüler davor, ihn nachahmen zu wollen. Und was in Irland und Amerika geschieht, wird auch vermutlich — wenn auch jetzt viel verantwortungsbewußter — in Schottland geschehen müssen.

Ich habe nichts über das Theater und das Drama gebracht, vor allem, weil die Dramatiker, die wir haben — abgesehen von James Bridie — für die schottische Idee und das schottische Geistesleben keineswegs von ausschlaggebender Rolle sind. James Bridie genießt einen großen Ruf auch außerhalb Schottlands. Sein Geist und Witz sind schneidend und sein Lachen ist so verwirrend wie das von Bernard Shaw. Echt und wild sprießt bei ihm die schottische Phantasie, während sie bei Barrie zu der gefälligen Schwärmerei ausartet, die noch einmal an den 'kailyaird' erinnert.

Wahr ist, daß es in Schottland kein bodenständiges Drama gegeben hat, wohl, weil die alte kalvinistische Religion in jedem Theater ein Zeugnis und ein Werk des Teufels sah. Langsam setzt sich auch hier eine Änderung durch. — Neulich habe ich in der kleinen Stadt der schottischen Hochlande, wo ich lebe (Inverneß), an sechs aufeinanderfolgenden Abenden Einakter von neunzehn verschiedenen örtlichen Schauspieltruppen gesehen, die an den schottischen Gemeinschaftsfestspielen teilnehmen. Es besteht hier immerhin die Möglichkeit, daß aus dieser Bewegung ein schottisches Nationaltheater hervorgeht.

Vielleicht habe ich mich nicht genügend angestrengt, die Werte dessen strenger einzuschätzen, was heute von unsern besten schottischen Dichtern und Schriftstellern erstrebt wird. Daß hier aber wenigstens beachtenswerte Anfänge vorliegen, wird auch außerhalb Großbritanniens zugegeben. Ein letztes Ergebnis vorauszusagen wäre vermessen, obgleich ich gerne annehmen möchte, daß alle diese Dichter zusammen, die großen wie die kleinen, die mutig Vorangehenden und selbst die Zurückbleibenden, in der langen und stürmischen Geschichte ihres Landes wenigstens ein neues Tor aufgerissen haben und einem Genüge tun, dem Geiste, der nie etwas mit halbem Herzen tut.

(Ins Deutsche übertragen von K. W. Maurer.)

E. K. Bennett

## Der silberne Baum

Deutsche Nachdichtung von Friedrich Bischoff

Ich wünschte, es wüchse aus meinem Traum,
Aus der Nacht des Nil jener Wipfel mir zu,
In dem unter silbernem Flügelflaum
Die Reiher sich betten zur Ruh.

Mit der Morgenröte ziehen sie weit,
Wer weiß wohin — wo die Wüste erglüht —
Und der Baum im dunkelen Blätterkleid
Steht einsam, stumm und verblüht.

Doch wenn vor Mokkatams rosigen Hügeln
Dämmerung die Zitadelle verhüllt,
Erzittert der Baum, als sei er von Flügeln,
Von ihrem Glanz schon erfüllt.

Und sieh, da kommen sie heimwärts gezogen
Über Boulac, die Inseln von Gezireh;
Um Moscheen und Kuppeln sind sie geflogen,
Eine Wolke von Blütenschnee.

Von fittichrauschendem Schwung und Schein
Ist plötzlich der Baum überglüht:
Eine Vogelwolke will niederschnein,
Schon falten die Schwingen sich müd.

Der Mond, der am Lichtsaum der Wolke lag,
Schaut verwundert und traumbedacht
Auf den silbernen Baum, so kahl bei Tag,
In Blüten schimmernd bei Nacht.

E. K. Bennett

## Vom Geheimnis des Paradieses

Deutsche Nachdichtung von Friedrich Bischoff

Sie können niemals wirklich sagen,
Noch wünschen, daß sie es erführen,
Ob diese Welt, mit der sie traumwärts ragen,
Nicht stürze, wenn die Finger sie berühren.
Seltsam und heimlich scheint hier jeder Ort,
Ihr Fuß zagt hin, sie schaun und stehn,
Wo sie auch gehn, der Weg führt fort,
Als könnten sie die Heimat sehn.
Und doch, wie heimatlos ist diese Welt!
Sie wandern froh, weil einzig dieses
Geleucht die Augen ihnen tief erhellt:
Licht aus der Flur des Paradieses.

Oft sehn sie Menschen durch die Straßen gehn,
Und es sind Geister, die zur Erde kamen,
Da bleiben sie vertraut bei ihnen stehn
Und grüßen still den Engelfreund mit Namen.
Sie können freilich es nicht sagen,
Warum so manche wie von Tränen blind,
So viele schattengleich am Leide tragen
Und andere leichte Beute ihrer Bosheit sind.
Doch ihre Herzen leiden brüderlich
Und ihre Augen sagen: Freund, erkies es,
Dies Licht, das frei macht, still und innerlich:
Licht aus der Flur des Paradieses.

Sie haben leise Freuden ohne Zahl,
Die niemand kennt, noch ihnen nehmen kann,
Die Sonne sendet hellern Strahl,
Und auch der Mond, ihr milder Traumkumpan.

Und Vogel, Blume, Mensch und Stern,
Wie sind sie wundersam und tief vertraut,
Viel näher doch, ach nie so fern
Wie ihres eignen Herzens dumpfer Laut.
Wo sie auch gehn, es führt sie stets nach Haus,
Die Himmelsstadt erschien — es war wie dieses
Geleucht, das tröstet über allem Graus:
Licht aus der Flur des Paradieses.

Joachim von der Goltz

# Das Meistermädchen

## Komödie in fünf Aufzügen

### Personen:

Ulla / Jobst, ein junger Webermeister / Rosamunde, Wirtin zum Blauen Engel / Augustin, Sergeant der kaiserlichen Leibwache / Jakob Fugger, mit dem Beinamen der Reiche / Kaiser Karl V., zwanzigjährig / Jeronimus Fugger / Veit Amann, Obmann der Weberzunft und Mitglied des Augsburger Rates / Bernd, ein Reiterjunge / Sebald, Fuggers Geheimschreiber / Don Luis de Moncado / Stadtrichter / Türhüter / Haushofmeister / Nachbarin / Stadtsoldat / drei Hofherren / vier Handwerksmeister / zwei Bürger / Weber / Kavaliere / Bediente / Gerichtspersonen usw.

Ort der Handlung: Augsburg. Zeit: 1520.

### Erster Aufzug

Am alten Weinmarkt in Augsburg.

Den Hintergrund der Bühne bildet ein Teil der Fassade des Fuggerhauses: Renaissancebau, beherrscht vom Portal (rechts). Im Vordergrund (links) Giebelseite eines in den Platz vorgebauten mittelalterlichen Fachwerkhauses: Gasthaus zum Blauen Engel.

(Don Luis de Moncado tritt auf, gefolgt von Sergeant Augustin.)

Don Luis: Ha, diese Barchenthändler, diese Wechsler
und Pfeffersäcke, deren Väter noch
um kärglichen Verdienst am Webstuhl standen,
— was sie für Häuser haben, nein, Paläste!
(Er betrachtet das Fuggerhaus.)
Bei allen Heiligen von Salamanca,
der Bau hier übertrifft an Größe, Pracht
und Schönheit noch die übrigen: es muß
das Haus des Jakob Fugger sein, den sie
den Reichen nennen. — He, Sergeant, klopf an
und meld mich bei dem Pförtner.

Augustin: Ja, Don Luis.

(Für sich): Meiner Treu, ich hab als ein frommer Landsknecht manchen Sturm erlebt, im Mailändischen, in Böhmen, bei Nanzig und in Bra-

bant. Und doch hat mir nirgendwo mein arm Gebein so geschlottert wie an diesem Morgen, seit wir in Augsburg eingeritten sind. Sooft durch das Hufgeklapper aufgeschreckt ein schlaftrunkenes Gesicht aus dem Fenster schaute, durchfuhr es mich, und mit jedem Schritt zieht es mich mehr und mehr zu Boden. O Weib! O Verhängnis! Ich wünscht, ich wäre schon wieder hinaus.

Don Luis: Was brummst du?

Augustin: Nichts.

Don Luis: Du sagtest doch etwas.

Augustin: Jawohl, Don Luis.

Don Luis: Nichts — jawohl, Don Luis:
was soll das heißen, Sergeant Augustin?
Auf unserm Ritt hierher warst du schon so.
Was fehlt dir? Bei San Christobal! Wenn auf
euch deutsche Söldner ich mich recht verstehe,
so hast du heute Nacht in Donauwörth
(o diese Namen!) zuviel Ulmer Bier
getrunken. Los, klopf an.
(Augustin klopft an die Tür.)
Verschlafne Bürger!
Schon vor dem Rathaus gab es Aufenthalt,
eh meiner Botschaft ich mich konnt entled'gen.
Zu warten auf der Straße — unerhört
für einen kaiserlichen Abgesandten!
Schwing noch einmal den Klopfer, Augustin.
(Der Türhüter kommt.)
Sag diesem Menschen, wer ich bin, an wen
mein Auftrag lautet, und in wessen Namen.

Augustin (zum Türhüter): Im Namen Karls des Fünften von Habsburg, — König von Spanien und Westindien, König von Neapel, Herr der Niederlande, von Mailand und Burgund, Erbherr aller österreichischen Lande, jüngsterwählter deutscher König und Kaiser! — Hier steht Don Luis de Moncado, kastilianischer Edelmann, Kavalier im kaiserlichen Gefolge mit einem Auftrag der Majestät an den vielmögenden gestrengen Herrn Jakob Fugger —

D o n L u i s (fällt ein): Die Sache eilt, man folgt uns auf dem Fuß,
der Kaiser kann in wen'gen Stunden hier sein.

T ü r h ü t e r: Ich bitt euch, tretet ein. Der Haushofmeister
geleitet Euer Gnaden.

D o n L u i s (zu Augustin): Warte hier.
(Don Luis und Türhüter ab.)

A u g u s t i n (allein, wendet sich um, macht einige Schritte auf das gegenüberstehende Haus zu): Augustin, Augustin, — durch die halbe Welt bist du gelaufen, vieler Herren Knecht, und stehst nun wieder, vom Schicksal beim Schopfe hergeführt, vor dem Blauen Engel zu Augsburg. O Mißgeschick! Tollster, von zehntausend Teufeln ausgeheckter Zufall! Warum mußte ich Ja sagen, als sie mich letzthin fragten, ob ich Lust hätte in die kaiserliche Leibwache einzutreten, anstatt bei dem Fähnlein zu bleiben? Warum mußte dieser Karl auf den Gedanken kommen, in diesem Frühjahr Spanien zu verlassen und seine deutschen Lande zu bereisen? Warum fand er, um seinen leergewordenen Kassen aufzuhelfen, keinen anderen Rat als hier in Augsburg bei dem reichen Fugger anzuklopfen? Warum mußte gerade ich ausgewählt werden, um diesen Don Luis, den der Henker holen möge, als Quartiermacher zu begleiten — hierher auf den alten Weinmarkt, wo das Haus steht, dem ich von allen Häusern in der Welt am wenigsten dachte wieder zu begegnen?! (Er betrachtet das Haus.) Es sieht noch genau so aus, wie ich es einst verlassen habe. Ein Glück für mich: noch ist alles still drinnen. Daß es doch immer so bliebe, oder daß ich mich unsichtbar machen könnte. Allmächtiger, wenn sie mich hier erblickte!
(Türhüter kommt zurück.)

T ü r h ü t e r: Nun, Freund, wo kommt ihr her?

A u g u s t i n (aufschreckend): Woher — jaso,
zuletzt von Donauwörth!

T ü r h ü t e r: Wie kamt ihr dorthin?

A u g u s t i n: Zu Roß und auf dem Schiff.

T ü r h ü t e r: So meint ich's nicht:
vom Rhein herüber kommt ihr, hörte man,
und aus den Niederlanden.

A u g u s t i n: Nun, was fragt ihr.

Türhüter: Ihr scheint nicht wohlgelaunt.

Augustin: Ich bin's auch nicht.

Türhüter: Nur sachte, Freund, man wird doch fragen dürfen.
Wie lange dient ihr schon dem jungen Kaiser?

Augustin: Seit wenig Wochen erst. Vergangnen Sommer,
nach seiner Wahl zu Frankfurt, als er noch
in Spanien war, befahl er, eine Leibwach
aus deutschen Söldnern ihm zu bilden. Mich
hat's Los getroffen. — Seid ihr nun zufrieden?

Türhüter: Er kommt zum erstenmal ins Reich. Man hört,
im Herbst zu Aachen wollen sie ihn krönen.
Sag, ist es wahr, daß er sich spanisch kleidet,
und daß er immer ernst und schweigend blickt,
trotz seiner Jugend?

Augustin: Lustig ist er nicht.

Türhüter: Der hohe Herr wird seine Sorgen haben,
wie vor ihm Kaiser Max (Gott hab ihn selig!),
der auch stets, wenn er Geld benötigte,
und das war oft der Fall, zum Fugger kam.
Ihr seid wohl arg im Druck?

Augustin: Wer sagt euch das?

Türhüter: Ei, warum kämt ihr sonst vor Tau und Tag
in solcher Eil daher? Es hieß doch,
der Kaiser wolle stracks die Donau abwärts
bis Passau fahren, um dort seinen Bruder,
Erzherzog Ferdinand, zu treffen. Was
bewog euch, unterbrechend diese Fahrt,
den Lech heraufzureiten? Sagt, was gab's denn?

Augustin: Ihr habt 'ne Kunst zu fragen. Nun: im Lager
bei Donauwörth die siebentausend Landsknecht,
die im Burgundschen für den Kaiser stritten
und jetzt nach Mailand sollen, meutern und
verlangten drohend, als er hinkam, ihren
rückständigen Sold.

Türhüter: So — daher weht der Wind.
In dieser Lag war sein Großvater schon,
der gute Kaiser Max so manches Mal.
Ach, Kaiser Max, der liebe, fromme Herr!
Nun geht's ins zweite Jahr schon, daß er tot ist.
Zeitlebens hat ihn Mißgeschick verfolgt.
Doch wenn sein teures Augsburg er besuchte,
um dort sein Herz zu lüften, wie er sagte,
— er hat oft hier bei uns im Haus gewohnt —
dann war ein Leben in der Stadt, Turnieren
und Bankettieren! Er verstand's mit allen,
und jede hübsche Bürgersfrau hat er
im Tanz geschwenkt. Einmal, vor seiner Abreis'
versteckten sie die Reiterstiefel ihm.
Ja, ja, das waren Zeiten.

Augustin: Habt ihr da
noch selber mitgetan?

Türhüter: Nun ja, so 'n bißchen,
man war der Letzte nicht.

Augustin: Glaub's euch. (Er zuckt zusammen.)

Türhüter: Was ist?

Augustin: Nichts — nichts. Ich hörte ein Geräusch und dachte:
wenn dort ein Ziegelstein herunterfiel' —

Türhüter: Das nenn ich Grillen haben: dort vom Dach
fällt höchstens etwas aus den Schwalbennestern;
dort wackelt nichts, die Wirtin hält auf Ordnung.

Augustin: Die Wirtin — so. Sie ist wohl eine scharfe,
die mit 'nem Blick die Milch schon sauer macht?

Türhüter: Das grade Gegenteil: sie ist ein Weibchen,
ein knuspres, wie man sich's nur wünschen kann.

Augustin: Ist sie verehelicht?

Türhüter: Nein.

Augustin: Witwe?

Türhüter: Nein.

Augustin: Dann ist sie ledig —

T ü r h ü t e r: Nein, auch das nicht, Freund.
Mit einem Wort: ihr Mann ist ihr entlaufen.
Vor vielen Jahren schon, ich kannt ihn nicht.
A u g u s t i n: Was ihr erzählt! Sie hat wohl längst 'nen andern,
der sie zu trösten weiß?
T ü r h ü t e r: Das glaub ich nicht.
Zwar zahlreich sind, die um sie rum scharwenzeln,
doch keinen zog sie vor, soviel man hört.
A u g u s t i n: Hält sie's mit Vielen?
T ü r h ü t e r: Wie? Was? Frau Rosamunde?
A u g u s t i n (für sich): Rosamunde —
T ü r h ü t e r: So heißt sie. — Still, da kommt der Haushofmeister.
(Der Haushofmeister erscheint in der Tür.)
H a u s h o f m e i s t e r: Sergeant, mich schickt Don Luis de Moncado.
Der gnädge Herr befiehlt, die Pferde, die
noch auf dem Marktplatz halten, herzubringen
und einzustellen dort im Blauen Engel.
A u g u s t i n (stammelt): Dort — dorthinein die Pferde?
H a u s h o f m e i s t e r: Ja, so sagt ich.
Ihr selber werdet dort Quartier beziehn
bis zu der Weiterreise morgen früh.
A u g u s t i n: Dort — soll ich essen, trinken — — übernachten?
H a u s h o f m e i s t e r: Das war die Meinung. — Nachher meldet euch
bei eurem Herrn. Ihr habt mich wohl verstanden. (Ab.)
A u g u s t i n: Das hat noch gefehlt. Augustin, Augustin — wie wirst
du dich da herauswinden?! (Ab.)
T ü r h ü t e r: Die Leute werden immer wunderlicher.
(Ab, indem er die Tür hinter sich schließt.)
(Zwei Bürger kommen.)
E r s t e r B ü r g e r: Ist's wahr?
Z w e i t e r B ü r g e r: Jawohl, es spricht sich schon herum.
E r s t e r B ü r g e r: Dort kommt Veit Amann, einer unsrer Ratsherrn.
Z w e i t e r B ü r g e r: Ein wohlgesinnter Mann. Ihn laßt uns fragen.
(Veit Amann kommt.)
Z w e i t e r B ü r g e r: Erlaubt, Herr, auf ein Wort. Ihr kommt vom Rat —

Erster Bürger: Was ließ der Kaiser melden, sagt.

Veit Amann: Ihn führe
ein eilger Anlaß her, man möge darum
von größerem Empfang absehen, er
gedenke nächstes Jahr nach seiner Krönung,
wie's Brauch, in Augsburg festlich einzuziehn.

Zweiter Bürger: Und was beschloß der Rat?

Veit Amann: Zu Anfang
war bei den schleunig aus dem Bett Geholten
geteilte Meinung. Schließlich ward man einig,
wie kurz er auch in unsern Mauern weile,
mit Bitt und Vorstellungen doch
ihn anzugehn, wie es die Lag erfordert.

Zweiter Bürger: Ja, so ist's recht. Das ziemt sich.

Veit Amann: Mir als Obmann
der Weberzunft ward Auftrag durch den Rat,
Abordnungen der Zünfte zu berufen
und anzuleiten, wie's die Eile zuläßt.
Die Boten sandt ich aus. Dies wär im Gang.
Die Frag ist, ob es uns gelingen wird
den Blick des jungen Kaisers hinzulenken
auf das, was nottut. Und wo fehlt es nicht?
Die aufgeblühten Städte, die solang
dem Niedergang des Reiches widerstanden,
auch sie ergreift es nun, die stolze Pracht,
die noch besteh'nde, birgt die Schäden kaum:
Der Zünfte alte Ordnung liegt im Sterben!
Der bisher festgefügte Bau der Wirtschaft,
durch die Entdeckung übersee'scher Länder
und ihrer Schätze Zustrom — um nur dies
als Grund zu nennen — jäh erschüttert,
zeigt Sprüng und Risse. Wer nach Väterart
allein auf seiner Hände Fleiß vertraut,
gerät ins Elend. Aber Einzelne,

kühn wagend und im Streben unersättlich,
vom Glück begünstigt, wie die Fugger, Welser,
Höchstetter, schwingen sich empor
zu Macht und Reichtum, wie's noch nie erhört war.
Dies alles, was doch nur die äußre Zuckung
noch tiefrer Nöte ist, heischt neues Recht,
das Willkür eindämmt, Freiheit schafft zugleich.
Und darf man glauben, daß der neue Herr
dem drohenden Verfall zu steuern und
der Zeiten Gärung, die entbundnen Kräfte
zum Guten hinzuleiten auserfehn ist?
Wird Karl der Retter sein? Man hofft ja immer.

Erster Bürger: Das war ein rechtes Wort, so geb ich's weiter.

Zweiter Bürger: Wir danken euch. Gehabt euch wohl, Veit Amann.
(Bürger ab.)
(Jobst kommt, blickt unruhig umher. Veit Amann, der sich zum Weitergehen anschickt, bemerkt ihn.)

Veit Amann: He, Jobst! Du kommst mir recht. Ich geh aufs Zunfthaus.
Begleitst du mich?

Jobst (verlegen): Ja — nicht sogleich, Veit Amann.
Ein dringendes Geschäft —

Veit Amann: Hier auf dem Weinmarkt,
zu dieser Stunde? Ei, ich kann mir's denken.

Jobst: Wieso, was meint Ihr? Niemand weiß darum.

Veit Amann (lacht): Ich müßt im Kopfe keine Augen haben,
wenn ich nicht wüßte, wem zulieb so früh
am Tag der junge Meister Jobst umherstreift.
Daß du verändert bist und wunderlich
seit einiger Zeit, mit einem Wort verliebt,
merkt jeder, mir allein verriet ein Zufall,
— auf Bürgermeister Pertings Hochzeit neulich —
wo du inmitten fröhlichen Geplauders
auf einmal bleich und wie versteinert standst,
für meine Frage taub und nach der Saaltür
wie in den Himmel starrend — wem es gilt:

denn sie trat ein in jenem Augenblick,
am Arm des reichen Fugger, ihres Oheims.

J o b st: So habt ihr mein Geheimnis abgelauscht!
Was soll ich's leugnen: ja, ich liebe sie.

V e i t A m a n n: Du weißt doch, wie ich Anteil an dir nehme,
als wärst mein Sohn du. Tapfer schlugst du dich
nach deines Vaters Tod als Webermeister
durch alle Fährnis der bedrohten Zunft.
Du sannst auf mehr. Wie freut ich mich des Tages,
an dem zum erstenmal mit lautem Hufschlag,
draus des Verfrachters Tatlust klang, ein Wagen
mit Ballen Tuchs und Leinwand deines Zeichens
zum Ulmer Tor hinausfuhr. Glück war mit dir.
Bald klapperten in deinem Haus am Kornmarkt
vier, fünf Webstühl statt der ererbten zwei,
und reichlich lag, zur günst'gen Zeit gehandelt,
der Baumwollstapel in den Speichern dir.
Und jetzt, wo du soweit emporgelangt,
daß man dich achtet, deinen Rat sucht, und
dein Wort schon in der Zunftversammlung gilt,
wo du die Wahl hast unter Ausburgs Töchtern,
auf einmal wirbelt's dich, und wie ein Jüngling
schwärmst sehnend du um das, was unerreichbar:
die schöne Ulla, Jakob Fuggers Mündel!

J o b st: Ihr wißt nicht, ihr begreift nicht —

V e i t A m a n n: Ruhig Blut!
Du glaubst vielleicht, weil sie sein Kind nicht ist,
auch nah verwandt nicht, nur entsprossen einem
verarmten Zweig der Fugger und noch selbst
im Elend aufgewachsen, darum sei's
nicht hoffnungslos, um sie zu frei'n. Jedoch,
an Glanz und Reichtum ist man schnell gewöhnt.

J o b st: Habt ihr noch andre Einwänd? Her damit!

V e i t A m a n n: Bedenk, wer Fugger ist! Der Mann,
deß Auge, kühl und hart wie Kieselstein,

erſinnt gewaltge Pläne wie vor ihm
kein Kaufherr noch. Sein Geld ſpielt überall.
Sein Wille iſt's, der heimlich mitbeſtimmt,
wo's um Entſcheidungen der Völker geht.
In dieſes Mannes Nähe lebt das Mädchen,
das du begehrſt, iſt eines Bluts mit ihm;
man ſagt, er ſei, der ſelber kinderlos,
ihr zugetan und ſchenke ihr Vertraun.
Du kannſt nicht hoffen, daß ſie jene Welt
wie'n Kleid abſtreift und dir Gefährtin werde.
Jobſt: Ich weiß, ihr meint es gut. Doch zwecklos iſt's.
Wie mach ich's euch begreiflich? Sag ich, daß
mir nie etwas ſo ernſt war, lächelt ihr,
und würd ich ſagen: jeden Stein hier lieb' ich,
auf den ihr Fuß trat, und ein Wort von ihr,
ein hingeworfnes, das mich hoffen läßt,
indem's verhüllt, löſcht all mein Denken aus, —
verſchwendet wär's vor eurer ſpöttſchen Miene.
Hört zu: Vor langen Jahren war's, als in
dem Gäßchen hinter meiner Eltern Haus,
wo Stub an Stube nur die Ärmſten wohnen,
ein kranker Mann mit ſeinem Kinde einzog,
es war ein Mädchen, kaum zwölf Jahre alt.
Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, der ſonſt
nach Knabenart nicht viel von Mädchen hielt,
allmählich eine Neigung faßte für
das Ding im Lumpenröckchen. Manche Stunde
bracht ich in jenem Winkel zu, wo ſie
den Vater pflegte, den der Tod gezeichnet.
Sie war ſtets munter, manchmal träumeriſch,
wir ſtritten oft, denn flink wie ihre Hände
war ihre Zunge. Eine Zeitlang währte
der kindlich feſte Bund, dann trennte uns
verſchiedner Gang des Lebens. Erſt nach Jahren,
als einmal ein Gerücht von ſeltner Art

die Stadt durchlief, gedacht ich ihrer wieder:
Es hieß, der Mann im Gäßchen sei gestorben,
ein stolzer Kaufherr sei er einst gewesen,
der Letzte des verschollnen Zweigs der Fugger
vom Reh, die Übermut und eitle Prunksucht
zu Boden warf.

Veit Amann: O Zeit! Ich kannte sie,
sah ihren Auf- und Niedergang. Es gab
in Augsburg keinen Stern, der heller glänzte.

Jobst: Der Letzte hab aus seines Reichtums Trümmern
ein kümmerliches Dasein sich gefristet
als Kürschner, bis er tiefer sank, um in
Verborgenheit wie'n schweißend Wild zu enden.
Ein Kind sei nachgeblieben, eine Tochter.
Man fabelte, im Gäßchen sei ein Diener,
ein goldbetreßter, des Herrn Jakob Fugger
erschienen, der sie mitnahm. Staunend hört ich's.
Dann kam ein Tag, vor wenig Wochen wars,
ich stand, mich einen Augenblick verweilend,
auf einem Brückchen nah dem Perlachtor,
und kaum des lauen Märztags achtet ich.
Auf einmal trat ein Mädchen auf mich zu,
von lieblich schlankem Wuchs und schöngekleidet,
mit unbefangner Freude blickte sie
mir in die Augen, nannte mich beim Namen
und schwatzte eifrig, tausend Dinge fragend,
als wären niemals wir getrennt gewesen!
Ich aber stammelt' nur und sah sie an.
Verklungner Kindheit fast vergessnes Bild
in blühendster Erscheinung stand vor mir.
Ich hörte ihre Stimme, und mir war
wie einem Taubgebornen, an deß Ohr
zum erstenmal ein Laut des Lebens dringt.

Veit Amann: Das ist wie'n Märchen. — Trafst du sie noch öfters?

Jobst: Ich fand heraus, wo sie zur Messe geht,
und seh sie jeden Morgen in St. Annen.
Wenn's Glück mir hold war, durft' ich sie begleiten,
und bald gestanden wir uns unsre Liebe.
(Nach einigem Zögern, erregt): Da ihr so viel als mir herausgelockt,
vernehmt auch dies noch: heut zum zweitenmal
erwart ich sie vergebens! Schmerzgepeinigt
vom langen Starren in das schwarze Nichts
der trauten Stelle, wo sie sonst erschienen,
bin ich hierhergeeilt. Was ist der Grund,
daß sie nicht kam? Sie fehlte nie bis gestern.
O könnt ich diese kalt hochmütigen Mauern
mit meinem Blick durchbohren! Ist sie krank?
Sie liegt vielleicht und leidet, härmt sich,
weil sie nicht kommen kann. Könnt ich zu ihr!
(Die Tür zum Fuggerhaus öffnet sich. Jeronimus tritt heraus.)
Jeronimus, ihr Vetter! Heimgekehrt
von seiner Reise! Ja, sie sprach davon.
Er scheint zu warten. Gott, da kommt sie selbst!
(Sie treten zur Seite.)
(Ulla kommt heraus, angetan für den Gang zur Messe. Jeronimus tritt ihr in den Weg.)

Jeronimus: Halt, schönes Bäschen! Guten Morgen wünsch ich.
Nimmst du mich mit?

Ulla: Wie du mich überfällst!
Du hast mir aufgelauert.

Jeronimus: Ja, das hab ich.
Du gehst zur Messe, Bäschen, nach Sankt Annen?

Ulla: Wer sagt dir das? Ich wollte in den Dom.

Jeronimus: Mir auch recht, Pfaff ist Pfaff. Ich komme mit.
Seit meiner Heimkehr sah ich dich noch kaum.

Ulla: Da fällt mir ein, ich tat jüngst ein Gelübde,
ich wollt einmal nach Sankt Kathrinen gehn.
Das ist zu weit für dich.

Jeronimus: Im Gegenteil,

so hab ich mehr von dir. Komm, liebes Bäschen,
laß mich in deinem frommen Schatten wandeln.
(Beide ab.)
(Jobst und Veit Amann treten vor.)

Jobst: Habt ihr's gehört, Veit Amann? Ha, die Falsche!
War alles Trug? Kaum ist er heimgekehrt
hält sie's mit ihm. Mit ihm geht sie zur Messe!

Veit Amann (lacht): Du Tor! Sahst du denn nicht, wie sie erschrak,
und, um ihn loszuwerden, erst zum Dom
und dann nach Sankt Kathrinen flüchtete?

Jobst: Nein, nein, sie wählte das entlegne Kirchlein,
um ungestört mit ihm allein zu sein,
indes ich auf sie warte in Sankt Annen!

Veit Amann: Dich narrt die Eifersucht. Er war ihr lästig.

Jobst (packt ihn am Arm): Glaubt ihr, ich täuschte mich? O sprächt ihr wahr.
Doch was erlaubte sich das feine Herrchen!
Und sie, die mich in tausend Qualen weiß,
ging sie nicht ein auf seinen schnöden Ton?

Veit Amann: Er ist ihr Vetter und war lange fort.
Hör auf zu rasen, Jobst. Besinne dich.
Wie wär es, wenn du wieder einmal reistest.
Was meinst du zu Venedig? Viel gibt's dort
am großen Markt zu lernen. Tummle dich!
Und wenn du dann zurückkehrst, nun, wer weiß,
denkst du von Manchem anders.

Jobst: Ach, ihr spottet.

Veit Amann: Ich glaub, daß sie dir gut ist und dich liebt.
Doch frag dich, ist es möglich, kann sie stehen
zu dir und unsres lieben Handwerks Sache,
ein Fuggerkind, Herrn Jakobs Mündel, der
der Zünfte schlimmster Feind, verhaßt beim Volk!

Jobst: Nicht weiter, fahrt nicht fort! Mit ruhiger Stimme
sprecht nicht den Zweifel aus, den einzgen, der,
sobald mich Freude in den Himmel trägt,
an meiner Hoffnung Wurzeln leise nagt.

Ja, ich gesteh, es kamen Augenblicke,
wo sie mir widersprach in Sachen, die
mir wichtig sind. Ich hielt's für Neckerei,
Verstellung, um mich recht herauszufordern.
Streitlustig ist sie ja und zankt auch gern.
Doch wenn ich nachher überlegte, schien's mir
bedenklich. Sind's auch kleine Zeichen nur,
sagt' ich zu mir, sie sind vielleicht bedeutsam,
und was als Mutwill ausgelegt entzückt,
beruht in tieferer Unstimmigkeit.
So quälte mich die Sorge, bis ich's wieder
im Banne ihrer Lieblichkeit vergaß.

Veit Amann: Ich merk, du bist nicht blind, und das genügt mir.

Jobst: Ich muß Gewißheit haben, heute noch!

Veit Amann: Was willst du tun? Nur ja nichts übereilt.

Jobst: Ich lauf nachhaus und schreib ihr und beschwör sie:
wenn sie mich wahrhaft liebe, möge sie
ein Zeichen, ein untrügliches mir senden!
Braucht ich einmal 'nen Boten, sagte sie,
die Wirtin hier im Gasthaus werd's besorgen.
Ich will mein Schicksal auf die Antwort stellen!

Veit Amann: Recht so, das kleinste Tun ist hier wie 'n Heilkraut.
Mach schnell und folg mir bald, ich geh aufs Zunfthaus.
(Jobst ab.)

Veit Amann (allein): Bin doch voll Neugier auf den jungen Kaiser.
Wenn's wahr ist, was man sagt, daß er bei Fugger
absteigt und ferner das Gerücht nicht trügt,
daß seine Wahl er dankt dem Gold der Fugger,
womit des Reichs Kurfürsten man bestach,
und wenn der Spruch, daß eine Hand
die andre wäscht, noch gilt, hat es gewiß
nichts Gutes zu bedeuten. — Nun, man hofft. (Ab.)
(Rosamunde tritt aus dem Gasthaus.)

Rosamunde: Schon heller Tag, und ich noch ganz verschlafen!

Herrje, sowas. Das kommt von meinem Traum.
Mich schüttelt's immer noch. War das ein Traum!
(Nachbarin kommt.)

Nachbarin: Schön guten Morgen! Wißt ihr schon das Neuste?
Der junge Kaiser kommt, Frau Rosamunde!
's ist kein Gerücht, die Botschaft ging an's Rathaus.
Ich hab's vom Milchmann. Das gibt einen Tag!

Rosamunde: Mein Seel, auch das noch! — Sagt mir, Nachbarin,
glaubt ihr an Träume?

Nachbarin: Ei, was war's denn?
Was hat euch denn geträumt? Erzählt mir's schnell.

Rosamunde: 's war kurz, eh ich erwachte, von St. Ulrich
schlug's eben sechs, als ich die Augen auftat.
Noch klopft mir's Herz, noch zittern mir die Beine,
bin matt, als hätt' ich Teller aufgewaschen
die Nacht durch, oder wäre wirklich, wie's mir
geträumt hat, barfuß meilenweit gelaufen.

Nachbarin: Wohin denn, Herzchen, barfuß?

Rosamunde: Wie ihr fragt —
ich weiß es nicht, 's war alles unbekannt,
nur weit, weit von daheim, das wußt' ich immer.
Absonderliche Pflanzen wuchsen dort,
kraus, üppig, rankenhaft, von seltnem Duft,
wie man's berichtet von den Wunderländern,
den neuentdeckten über'm Ozean.
(Grad gestern abend sprachen sie davon
bei mir am Wirtstisch.) Und auf einmal stand
ein riesiger Baum, ein Palmbaum war's, vor mir,
der mit dem Wipfel an die Wolken stieß;
doch als ich näherkam verschwand er, und
an seiner Stelle stand ein Mensch — Allmächtiger,
erschrak ich! Ich erkannt' ihn gleich. Noch nie
in all den Jahren träumt' ich so von ihm.
Er stand vor mir, so nah wie du, und wie
lebendig bis aufs Wärzchen an der Backe.

Er sah mich an, mir rollten grad die Tränen,
so lieb und ach so traurig war sein Blick.
Ich dacht an nichts, was er mir angetan.
Augustin! wollt ich sagen, doch die Zunge
lag wie ein Kloß im Mund mir. Da erwacht' ich,
und von St. Ulrich schlug die Glocke sechs.

Nachbarin: Ach seht, das gute Herz! Wie lang ist's her,
daß er davongelaufen und verschwand
mit einem Landsknechtshaufen, der hier durchzog?

Rosamunde: Mein Lieschen, das sechs Monat drauf zur Welt kam,
Micheli wird's neun Jahr alt.

Nachbarin: Und noch immer
hängt ihr an ihm, als ob's nicht Männer gäbe,
beßre als der, die euch wohl anstehn würden.
Was war er denn? Ein Lump, ein Habenichts.
Und um den wollt ihr euch vertrauern? Ja,
vertrauern, sag ich; denn so alle Jahr mal,
so zwischen Maienglöckchen und Johanni,
den einen oder andern glücklich machen,
das zählt nicht.

Rosamunde: Was ihr schwatzt. Ich blieb ihm treu!

Nachbarin: So'n Weib wie ihr, im Vollsaft, niedlich um
und um, braucht nur den Finger auszustrecken.
Ihr könnt ihn bald für tot erklären lassen,
dann wärt ihr frei! Bedenkt das, Rosamunde.
Was hält euch denn an ihm, der soviel Liebe
mit schwarzem Undank lohnte? Kam er doch
als armer Teufel her, der nichts besaß
außer dem Ranzen, den er trug! Ihr habt ihn
von Kopf zu Fuß gekleidet, ausstaffiert,
gehätschelt habt ihr ihn, gemästet wie'n
Spanferkelchen!

Rosamunde: Ach, sprecht nicht so von ihm.

Nachbarin: Ein andres wär's, hätt er 'nen Grund gehabt

euch zu verlassen. Doch ihr schwört ja selbst,
er hatte keinen.

Rosamunde: Nicht den leisesten.
Wir war'n wie'n Taubenpaar, bis eines Morgens
der Platz im Bett an meiner Seite leer war.
— Wenn ich nur wüßte, was der Traum bedeutet!

Nachbarin: Mich dünkt, es ist ein Zeichen, daß er tot ist.
Palme bedeutet Jenseits, das ist klar.

Rosamunde: Ich kann's nicht glauben. Eher daß er krank ist
oder im Elend sitzt und nach mir ruft.
Am Mitleid merk ich, wie ich ihn noch liebe!

Nachbarin: Nein, euch ist nicht zu helfen. Ich will gehn.
Jaso, warum ich kam, hätt's fast vergessen.
Habt ihr ein bißchen Safran? Kuchenbacken
will ich. Mein Schuster wird heut fünfzig! Er
wünscht ihn recht gelb — hab ich denn soviel Eier?
Seid so gefällig.

Rosamunde: Gern, Frau Nachbarin.
(Beide ab ins Haus.)
(Jobst kommt zurück, den Brief in der Hand.)

Jobst: Wenn's auf die Worte ankäm, die ein dürftiger
armselger Nachklang der Empfindung, stänð
es schlecht um meine Sache. Doch vielleicht
enthält dies Blatt, das ich so bang beschaue,
noch eine andre, unsichtbare Schrift,
worin alles Verschwiegne: Eifersucht,
Scham, Groll, durchwachte Nächte und Gebet
sich ausdrückt, nur dem Aug der Liebe lesbar.
(Rosamunde und Nachbarin kommen zurück.)

Nachbarin: Vergelt's Gott, Engelwirtin.

Rosamunde: Keine Ursach.

Nachbarin: Und denkt auch dran, entschlagt des Traumes euch,
der dickes Blut macht und die Galle reizt. (Ab.)
(Jobst tritt heran.)

Jobst: Seid ihr Frau Rosamunde?

Rosamunde: Ja, die bin ich.

Jobst: Man sagte mir, wenn in Verlegenheit
ich etwa käm, ein Briefchen zu bestellen,
wär's ratsam mich an euch zu wenden.
(Er will ihr den Brief überreichen.)

Rosamunde: Blitz!
Den steckt nur wieder ein. Bin ich 'ne Brieftaub?
'ne Kupplerin? Wenn ich die tausend Zettel,
die Schwüre, Grüßchen und: kommst du heut Abend?,
die alle Tag in Augsburg hin und hergehn,
besorgen wollt, ich brauchte Schuh von Eisen!
Entschuldigt mich, muß auf die Mägde schaun.
An wen, Herr Schäfer, geht denn euer Briefchen?
Wer wies euch denn an mich?

Jobst: Das Fräulein —

Rosamunde: Welches?
's gibt viele. Sagt's heraus.

Jobst: Sie kennt euch gut.
Dort gegenüber wohnt sie.

Rosamunde: Fräulein Ulla?
Für sie tu ich es gern, die Kleinigkeit,
und tät' noch mehr. Sie war mir immer freundlich.
Daß ich's nicht gleich gemerkt! Ich sah euch doch
mit'nander gehn. Nein, sowas. Hätt' ich nur
zum Fragen Zeit, ihr kämt mir nicht davon.
Gebt her das Briefchen.

Jobst: Einen Augenblick,
hätt's gern noch mal gelesen.

Rosamunde: Wie Ihr wollt.
(Er liest den Brief. Rosamunde blickt verstohlen mit hinein.)
(Im Hintergrund erscheinen Augustin und Bernd.)

Augustin: Mein Treu, da steht sie! Bernd, sei jetzt gescheit
und tu nach meinem Auftrag. Mach dich an sie,
derweil ich in die Stallung hinterm Haus

die Pferde bringe. Sag 'nen falschen Namen,
und daß ich vor der Nacht nicht kommen könnt.
Mach's brav, du kriegst 'nen neuen Rock. (Ab.)
(Bernd kommt nach vorn.)

Bernd (zupft Rosamunde am Ärmel): Frau Wirtin!

Rosamunde: Was will das Bürschlein, he?

Bernd: Mich schickt mein Herr.

Rosamunde: Dein Herr — wer ist dein Herr?

Bernd: Er ist Sergeant
der kaiserlichen Leibwach'.

Rosamunde: Ei der Tausend!
Wie heißt er denn?

Bernd: Er heißt — Hans Kummerbold!

Rosamunde: Was es für Namen gibt! Mich gruselt's ja.
Er sucht wohl ein Quartier?

Bernd: Jawohl, das tut er,
für sich und mich und für die Pferde.

Rosamunde: Schön,
das läßt sich machen. Und wann kommt er?

Bernd: Sehr spät, erst in der Nacht. Er hat Geschäfte
den ganzen Tag.

Rosamunde: Zur Mahlzeit kommt er doch?
Er soll zufrieden sein, im Blauen Engel
sind Küch' und Keller wohlbestellt.

Bernd: Ach Frau,
wie sprecht ihr schön — mich leckert's. Doch mein Herr,
's ist seltsam, ob ihr's glaubt: er ißt und trinkt nicht.

Rosamunde: Herr Jesus, ist er krank, der arme Mann?
Ich will ihn pflegen, Fliedertee ihm kochen.

Bernd: Nein, nein, das ist nicht nötig, laßt das nur.
Er ist nicht krank, er tut's nur — um zu fasten.

Rosamunde: Soldat und fasten — geh mir.

Bernd: Ach, ihr glaubt nicht,
was das für'n Mann ist — nicht wie andre Menschen!

Er lebt wie'n Heil'ger, eine Nuß zum Frühstück,
zu Mittag eine Dattel macht ihn satt.
Er trinkt nur Wasser, grad wie'n Vögelchen.
Wenn eine Bußzeit 'rum ist, kommt die nächste.

Rosamunde: Ist's möglich, und wie hält er's aus?

Bernd: Gar schlecht.
Hohläugig ist er, dünn wie'n Bleisoldat.

Rosamunde: Was gibt's nicht in der Welt. — Na komm, du Knirps,
laß dir 'ne Stärkung geben. Reiterbuben
sind allweil hungrig. Oder mußt auch fasten?

Bernd: Nein, Frau, ich eß für zehn, wenn ich's nur krieg',
im Trinken nehm' ich's bald mit meinem Herrn auf,
so stark und dick er ist.

Rosamunde: Was, dick und stark?
und vorhin war er dünn wie'n Bleisoldat
und trank nur Wasser wie ein Vögelchen —
so lügst du, Schlingel!

Bernd: Ich — ich lüge nie.

Rosamunde: Und sagst in einem Atemzug mehr Lügen,
als an 'nem feuchten Abend Frösche trommeln.
(Sie packt ihn am Ohr und zaust ihn.)
Wart, Bürschlein, wart, du sollst mich kennenlernen.

Bernd: Au! Au! Laßt los, habt Mitleid, liebe Frau!

Rosamunde: So jung und so verderbt schon! Arme Menschheit.
(Sie läßt ihn plötzlich los.)
Wenn ich nur wüßt', wozu er all das lügt.
Sein Herr hat's ihn geheißen, das ist klar.
Und warum der? Und weshalb kommt er nicht?
Was scheut er sich vor mir? — Grundgütiger,
mein Traum! Ich sah doch meinen Augustin
im Unglück und verlassen. Ist's doch wahr,
hätt' recht die Nachbarin, und ist er tot?!
Vielleicht in Schand und Elend umgekommen!

Und dieser fremde Mann hat ihn gekannt,
weiß Schreckliches von ihm und wagt nicht,
es mir ins Angesicht zu sagen?! Gott,
nun merk ich erst, warum's mich überlief,
als ich den Namen hörte: Kummerbold.
(Zu Bernd): Sieh mir ins Aug: du logst für deinen Herrn! (Bernd nickt.)
Jetzt hör! Wenn du mir ehrlich Antwort gibst,
kriegst du sogleich, frisch aus dem Rauch geholt,
Schweinsrippchen, dazu Sauerkraut und Würzbier,
soviel du magst.

Bernd: O fragt nur schnell!

Rosamunde: Dein Herr
hat einen Grund, nicht herzukommen.

Bernd: Versteht sich.

Rosamunde: Einen wichtigen Grund.

Bernd: Will's meinen.

Rosamunde: 's ist etwas Schlimmes, was ihn fernhält.

Bernd: Den Eindruck macht's: Ich hört ihn seufzen, mehrmals,
auch drückt er sich die Fäuste an die Stirn,
bis sie wie'n Ziegelstein so rot war, sprach
auch mit sich selbst und stöhnt und krümmte sich,
als hätt' er Wind' im Leib.

Rosamunde: Die gute Seel!
So schwer wird's ihm. Ach, meine Ahnung find ich
bestätigt. — Lieber Knab, ich muß ihn sehn.
Lauf, sag ihm, er soll kommen, sag, ich sei
gefaßt auf alles. Bub, was stehst du noch
und stierst mich an?

Bernd: Wie soll ich laufen, Frau,
mir ist ganz schwach vor Hunger. Spracht Ihr nicht
von Rippchen, Sauerkraut und Bier?

Rosamunde: Hast recht.
Geh nur hinein. (Bernd ab.)
O Himmel, welch ein Tag!

(Zu Jobst, der indessen unruhig auf und abgegangen):
Jaso, das Briefchen! Junger Herr, verzeiht mir,
in meinem Kopfe braust und wallt es wie
in einem Keller, wo der Wein am Gären.

Jobst (Zu Rosamunde, indem er ihr den Brief überreicht):
Besorgt es gleich und nur in ihre Hand!

Rosamunde (nimmt den Brief, steckt ihn zu sich):
Ja ja, verlaßt euch drauf. Ich trag's hinüber,
sobald ich kann.

Jobst: Ich dank euch, gute Frau. (Rosamunde ab.)
(Jobst, der sich zum Gehen wendet, und Augustin, der wieder im Hintergrunde erschienen ist, begegnen einander.)

Augustin: Pst! — heda!

Jobst: Was denn?

Augustin: Auf ein Wort —

Jobst: Was wollt ihr?

Augustin: Ich sah euch vorhin um dies Haus scharwenzeln,
mein junger Herr.

Jobst: Was geht's euch an.

Augustin: Ein hübsches Weib, die Wirtin, he? Sie ist
euch wohl gewogen?

Jobst: Ei, da zielt ihr hin!
Beruhigt euch, ich hab ganz andre Sorgen.

Augustin: Das freut mich. (Für sich): Wunderliche Regung!
Neun Jahr lang war ich froh, sie loszusein,
und heute, kaum erblickt, beschleicht mich was,
— ja was? Potz Blitz, ist's etwa Eifersucht?
Faß dich mal an der Nase, Augustin,
ob du auch wach bist! (Zu Jobst): Nichts für ungut, Herr.
Ihr habt auch Sorgen, sagt ihr? Glaub es gern,
man sieht's euch an: ihr seid verliebt!

Jobst: So, meint ihr?

Augustin: Und zwar nicht nur zur Kurzweil, nein, bei euch
brennt's unterm Dach.

Jobst: Ha, ihr gefallt mir.

Augustin: Sprecht leis, um Himmelswillen. — Herr,
nehmt einen Rat von mir: heiratet nicht!

Jobst (belustigt): Warum nicht?

Augustin: Jede, und die sanfteste,
die wie ein Lamm blickt, die am meisten, ist
wie'n Schlinggewächs, das Leib und Seel umwickelt:
Ganz sacht, ohn daß du's merkst, indem sie dich
verwöhnt und jede Schwachheit, die du zeigst,
begünstigt, lullt sie deinen Willen ein.
Wo bleibt dein Wagemut, dein Mannesstolz!
Sie ruht nicht, bis sie auch dein Innres ausspäht
und alles, was du denkst und noch nicht denkst,
ihr offenliegt, dann ist sie Meister, plagt
vom Morgenglöckchen bis zum Gutenachtkuß
und bis in deine Träume dich!

Jobst: Es scheint, ihr habt Erfahrung.

Augustin: Hm, ein wenig.
Man kommt herum, sieht manches. Wofür, frag ich,
erträgst du's, und was ist dein Lohn? Nur — Angst!
Beständge Angst, die dir den Schlaf raubt.
Bedenk die wilde Zeit, die ungewisse!
Bist du allein, hast du ein ruhig Herz.
Doch ist ein liebes trautes Nest dein eigen,
sobald du hörst von Türkeneinfall oder
Pest, Aufruhr, Hungersnot, ist's noch so fern,
gleich bricht der Schweiß dir aus, du stirbst vor Angst.
Drum sag ich: Nimm kein Weib! Der Mann bleib einsam,
er häng sein Herz an nichts. Wer klug ist, zieht
als loser Vogel durch die arge Welt.

Jobst: Ha, prächtig! Das ist Weisheit, seid bedankt!
Merkt, daß ich ein gelehrger Schüler bin,
ich setz euch fort: Wasch deine Hände nicht,
denn um die saubre Hand bist du besorgt,
die schmutzge greift in alles ohne Scheu.

Mach keinen Festtag dir, such keine Freude,
denn ist's vorüber, drückt der Alltag schwerer
als vorher dich. Was noch? Bitt die Natur,
die gütige, dir keinen Traum zu senden,
der schwebend dich ins Wunschland trägt, denn im
Erwachen fällst du tausend Klafter tief,
und deine alte Hose grinst dich an.
Verzicht auf Freundschaft, rat ich dir, bedenk,
von einem Freund gekränkt zu werden schmerzt
dich tiefer als von tausend andern. Werd
kein Führer, denn auf Hochgestellte lauern
Gefahr'n und Leiden ganz besondrer Art.
Und überhaupt: sei lieber schwach und zaghaft,
lähm deiner eignen Seele Flügelschlag,
denn für den Starken, der sein Leben hochhielt,
ist's Altern und des Lebens Ende bittrer.
Erwägt dies alles wohl und laßt euch raten:
Das beste ist, ihr stellt das Atmen ein,
— solang man atmet, kann man sich erkälten! (Ab.)

Augustin: Ich glaub, der macht sich lustig über mich.
(Er blickt sich vorsichtig um, geht dann rasch auf das Fuggerhaus zu und klopft an):
Türhüter! Freundchen! Täubchen! Öffne schnell!

(Vorhang)

*

## Zweiter Aufzug

Kleiner Saal im Fuggerhaus. Im Hintergrund Tür nach Jakob Fuggers Arbeitsraum.

(Ulla, gekleidet wie im ersten Akt, tritt auf, gefolgt von Jeronimus.)

Jeronimus: Du bist verändert, Ulla. Sag, was ist's?
Du warst noch nie so still und träumerisch
wie jetzt auf unserm Gang nach Sankt Kathrinen.
Hast du etwas erlebt in diesen Wochen,
die ich in Ungarn war, was du verbirgst?
Was ist dir, Mädchen? Jetzt errötst du gar.
ich glaub, du liebst!

Ulla: Was schwatzest du — hör auf.

Jeronimus: Doch, doch, 's ist wahr. (Für sich): Das trifft mehr, als ich dachte.
(Laut): Bäschen, ich weiß, daß ich in deinen Augen
nicht mehr bin als ein leidlicher Gesell,
mit dem sich scherzen läßt, und den man plagt,
und ihm auch beisteht, wenn er, wie so oft,
in einer Klemme steckt. Zwar gestern, Ulla,
bei meiner Heimkehr gingst du mir entgegen,
und wär ich in argwöhnscher Selbstbetrachtung
nicht Meister, hätt dein froher Zuruf mich
getäuscht. 'nen Augenblick war ich's vielleicht.
Jetzt seh ich wieder klar, ich muß mich fügen.
Ein wilder Rosenstrauch, so hold wie du,
braucht herbes Erdreich. Einer, dem
ein ausgegrabner Marmor in Tarent,
ein Schriftchen des Erasmus Inbegriff
des Lebens ist, taugt nicht für dich.
Schon wieder die verwünschte Traurigkeit!

Ulla: Schäm dich. Was ist an mir? Ich kann's nicht leiden,
wenn du so bist.

Jeronimus: Vergib, ich will mich bessern,
Sag, Bäschen, laß mich raten, wer es ist.
Ich weiß von keinem, den du ausgezeichnet,

als etwa jenen jungen Florentiner,
der mit Empfehlungen des Kardinals
Aldobrandini kam und dich verschlang
mit seinen dunklen Augen. Wie, du lachst?

Ulla: Wen weißt du noch für mich?

Jeronimus: Gar keinen, Ulla,
der deiner wert ist. Und doch gibt es ihn,
ich seh dir's an. Wie soll ich's raten?
Du tust doch immer grad, was man nicht denkt.
Am Ende ist's der dicke Junker Schäufflin? (Beide lachen.)

Ulla: Nicht übel, der wär recht. Sein Witz ist gleich
'ner Haselmaus, die schläft den ganzen Tag
und sich ermuntert nur zum kurzen Rausch
der Sommernacht — das heißt bei ihm: zum Wirtshaus! (Sie lachen.)
(Sebald kommt.)

Sebald (zu Jeronimus): Herr Fugger bittet euch, ihn zu erwarten.

Jeronimus: Der Oheim! Ulla, endlich ruft er mich!
Wie wird mir's gehn? Noch sprach er mich nicht an
und zeigte stets die Miene eines Gletschers.
(Zu Sebald): Sprich, Sebald, ist er gutgelaunt?

Sebald: Vortrefflich!

Jeronimus: Ich atme auf.

Sebald: Das macht des Kaisers Kommen!
Die Nachricht freute ihn, man merkt's ihm an.
Er schenkte mir ein Häufchen Golddukaten! (Ab.)

Jeronimus: Man wird ihm über mich berichtet haben
aus Ungarn, ich besorge, wenig Gutes.
Ich bin kein Mann für meines Oheims Pläne.
(Jakob Fugger tritt aus der Tür im Hintergrund.)

Fugger: Jeronimus!

Jeronimus: Oheim —

Fugger: Ich ließ dich rufen —

Jeronimus (fällt ein): Ich fürcht, der Auftrag, der mir ward, in Krakau,
ist nicht nach eurem Wunsch erledigt worden.
Ich gab mir alle Müh. Ich muß gestehn,
mir fehlt's am Blick dafür. Mein Vetter Anton,
der in Venedig das Kontor verwaltet,
und Raimund, der in Lissabon sich Lob
verdient, sie hätten's leicht vollbracht. Ich hoff,
es zieht mein ungeschickt Verhalten nicht
Verlust und Ärger nach sich.

Fugger: Sei beruhigt,
der Fall war vorgesehn. Man schrieb mir
von jedem deiner Schritte. Eh du heimkamst,
war schon mit Gegenweisung unterwegs
ein reitender Kurier.

Jeronimus: Ich bin beschämt.

Fugger: Wozu. 's war ein Versuch. Man weiß, du hast
für andres Neigung. Davon sprechen wir
noch zu geleg'ner Zeit. — Ich ließ dich rufen:
Ich wüßte gern die Stimmung in der Stadt,
jetzt eh der Kaiser einzieht — was man redet,
ob sich Erregung zeigt und welcher Art.
Geh durch die Gassen, hör dich um und tritt auch
in die Geschlechterstuben, wo sie bechern.

Ulla: Grüß Junker Schäufflin, der gewiß dort sitzt.
Du weißt, warum.

Jeronimus: Ich will's besorgen, Oheim. (Ab.)

Fugger (ihm nachblickend, zu Ulla):
Wenn's irgend möglich ist, du wärst imstand'
'nen Mann aus ihm zu machen. 's ist mein Wunsch,
du weißt, daß ihr euch findet. Doch ihr seid
noch jung, ich dränge nicht. Auch ist's mir lieb,
du bist noch um mich. (Er wirft sich in einen Sessel.)
Mädchen, setz dich zu mir,
laß uns ein wenig plaudern, ich bedarf's.
(Ulla holt einen Schemel und setzt sich neben ihn.)

Ich hätte Grund, mich dieses Tags zu freu'n.
Der Kaiser kommt als Bittender zu mir!
Und meine Gegenford'rung ist, daß er
in Schutz mich nimmt vor Klag und Anfeindung,
die mich bedrohn, sobald mein neuster Plan,
den ich mit Vorsicht und geheim betreibe,
erst offenkundig ward. Er kann nicht anders,
wenn ihn auch Rücksicht hemmt. Die Rechnung stimmt.
Doch nun, da alles abläuft, steigt in mir,
wie stets in solcher Lag, ein Truggefühl
von Schalheit auf und Überdruß, und wo
ich den Triumph des heißbegehrten
Erfolges zu genießen dachte, gähnt es
mich an, wie ein durch lange Dürr versiegtes
graustein'ges Flußbett.

Ulla: Ei, dann wär es besser,
wenn dir etwas mißglückte, Oheim, denn
das würde dich erfrischen.

Fugger (lacht): Ha, das Mädel!
Mit einem Wort scheucht sie die bösen Geister,
wiegt einen Arzt und zehn Gelehrte auf.
Das lieb ich so an dir, du bist nicht wie
die andern alle, die nur leben können
im Bann von irgend etwas, sei's Berühmtheit,
Geld, Aberglaub, Gedankentyrannei,
dich blendet nichts. Das ist ein Labsal mir,
der Mann und Weib stets schwach und käuflich fand.
Ich seh dich noch, das aufgeles'ne Kind,
an jenem ersten Tag im Festsaal stehn,
begafft vom Schwarm der Gäste und den Dienern,
noch scheu, doch arglos all die Herrlichkeit
bestaunend und den Fragern Rede stehend.

Ulla: Mir war so bang, mein Mieder engte mich,
noch mehr die steifen Mienen. Doch ich sprach

ein still Gebet und blickte starr
auf einen Knopf am Prachtgewand 'nes Domherrn.

Fugger: Du bliebst das launig eigenwill'ge Kind.
Die weite Welt, die ihren Atem schickt
durch dieses Haus, nahmst du auf deine Art.
Und als ich einmal dir erzählte, daß
im Dienst der Fugger dreißigtausend Knappen
in der Tiroler Berge dunklem Schoß
nach Silber schürfen, daß von Lissabon
die eignen Schiffe mir nach Indien segeln,
und daß ich eigne Post errichtet habe
von Land zu Land, wie sonst nur Könige,
ernst und voller Eifer hörtest du mir zu
und sagtest dann — ich meinte schon, es hätte
die ungeahnte Macht dich ganz benommen —,
mit glühnden Wangen riefst du: Gott im Himmel,
was ist der Kapitän, der solch ein Schiff
durch Wind und Wogen lenkt, für'n Mann! Mein Weib
Sybilla, die noch lebte, lachte Tränen.
(Sebald tritt ein.)

Sebald: Erlaubt, Herr, daß ich störe.

Fugger: Was noch, Sebald?

Sebald: Die Post aus Rotterdam —

Fugger: Das Tägliche
bleibt unerledigt heute — sagt ich's nicht?

Sebald: Es lag ein Schreiben bei, das Konrad Pichler,
der Vogt in eurer Grafschaft Weißenhorn,
dem Boten auf der Durchfahrt mitgab.

Fugger (aufmerksam): So,
aus Weißenhorn. Weß Inhalts?

Sebald: Ein Bericht
vom Stand der neuen Weberein. Dann schreibt er,
es mehrten sich die Fälle von Empörung
der ländlichen Bevölk'rung gegen eure

Beamten, er vermute, auf Betreiben
der Ulmer, denen eure Nachbarschaft
dort unbequem.

Fugger: Sie werden sich gewöhnen.
Der Konrad Pichler soll sich nicht ereifern:
Es kommt noch ärger, wenn der ganze Plan
erst ruchbar wird. Ich hör sie bellen,
die Innungsmeister, Ratsherrn, Prädikanten
in allen oberdeutschen Städten, wo
das Webertum zuhauf', vor allem hier
in Augsburg: Fluch dem Fugger, dem Verderber!
Gelassen nehm ich's, ich bin unangreifbar.

Ulla (mit plötzlich erwachter Teilnahme):
Sag, Oheim, warum müssen dich die Weber
von Augsburg fürchten? Bist du denn ihr Feind?

Fugger: Wie, hör ich recht, du fragst mich nach Geschäften?
's geschieht zum erstenmal, seit wir uns kennen.
Das macht mir Spaß! Was will das Fräulein: wünscht sie
Aufklärung, Einblick in Korrespondenzen?
Begehrt sie einzusehn geheime Akten,
die diesen Plan betreffen?

Ulla (ernsthaft): Ja, das möcht ich.

Fugger: Ja, sagt sie. Willst du's wirklich? Sebald, bring
das Kästchen mit den Dokumenten!
(Sebald ab. Fugger geht in bester Stimmung auf und nieder.)
Wunder,
was so'n Geschöpfchen plötzlich überkommt.
Sind's Mädchenlaunen, oder regt sich
das Fuggerblut in ihr? Haha, das freut mich!
(Zu Sebald, der mit dem Kästchen zurückkommt):
Ich will zufriedne Mienen um mich sehn!
Die deine, Sebald, zeigt den Abdruck von
drei bittren Kräutlein, welche Nachtarbeit,
versagte Wünsch' und grimmiger Ehrgeiz heißen:

du schmachtest, scheint mir, nach Beförderung.
Wie wär's, wenn ich dich setzte an den Platz
des schles'schen Faktors, der im letzten Jahr
zu Tadel Anlaß gab.

Sebald: Ihr wolltet, Herr —

Fugger: Wirst du nicht falschen Mitleids sein wie jener,
die Ware nur an sichre Käufer geben,
bei hohem Zins?

Sebald: Ihr sollt zufrieden sein.

Fugger (zu Ulla): Wie seine Augen funkeln und die Farbe
in sein Gesicht steigt, wo die Gelbsucht schon
zu thronen schien: er weiß, auf solchem Posten
läßt sich durch Schenkungen und andren Wegs,
da ich ein Auge zudrück', mit der Zeit
ein klein Vermögen sammeln. (Zu Sebald): Weitres morgen.
Das Kästchen gib dem Fräulein. Du kannst gehn.
(Sebald überreicht Ulla das Kästchen, ab.)
Beschau es, Ulla: 's ist von Ebenholz
und seltne Arbeit, stammt aus Syrien,
die Ornamente sind arabschen Ursprungs.

Ulla: Schon ist es offen.

Fugger (setzt sich wieder und nimmt im Folgenden gelegentlich eine Rolle aus dem Kästchen, das Ulla auf dem Schoß hält):
Nun, was möchtst du sehn:
Hier steht des jungen Kaisers Namenszug.
Einhundertsiebzigtausend Goldduktaten!
Der Schuldschein für die Summen, die ich gab
im Auftrag Karls an die verschiednen Fürsten,
von deren Stimme abhing seine Wahl.
Hier sind die alten Schuldberechnungen
aus Kaiser Maxens Zeit: Verpfändungen,
sein Schutzbrief, der die Klagen wider mich,
des Kupferhandels wegen, niederschlug.
(Er kostete mich hunderttausend Gulden
und Einlösung des kaiserlichen Tischzeugs,

das er dem Juden gab, weil's Brot ihm fehlte.)
Ein prächtges Siegel, schau das Wappen drauf
Und hier die Handschrift: Maximilian.
Gefällt dir das? Den muß mir Karl erneuern.

Ulla: Du sprachst von Weißenhorn, den Weberein,
die du gegründet dort, und die gefährlich,
so sagtest du, für Augsburgs Weber sind.

Fugger: Sie läßt nicht nach. Nun denn: Vor manchen Jahren
belehnte Max, zum Abtrag alter Schulden,
mich mit der Grafschaft Weißenhorn und Kirchberg
samt allen Grundherrnrechten, wie du weißt.
Ich baut ein Schloß, setzt einen meiner Brüder
darauf und ließ die Vögte schalten.
Und jüngst geschah's, ich sah am Rindermarkt
in unserm alten Haus den Webstuhl wieder,
den alten, unbeholfnen, wurmdurchfressnen,
an dem Hans Fugger, unser Ahnherr stand,
als Leineweber aus dem Dorf gekommen,
mit seiner Hände Fleiß den Grund bereitend
zu unsrer Größe. Eine Laune ließ mich
herangehn und ein wenig spielen dran:
die Pflöckchen setzen und den knarr'nden Baum
aufwinden, mit dem Fuß den Schemel treten,
und in Gedanken, wie als Knab ich's lernte,
das Schiffchen durch die Kette werfen. Wie
ich's tat, beim Klappern des Gestelles, kam
ins Träumen ich, was ich so träumen nenne.
Das Kupfer Ungarns, das Tiroler Erz,
die Felle Lapplands, Indiens Gewürze,
sie schütteln Gulden in mein Schatzgewölb,
so dacht ich, und: du alt Gerät, aus dem
der Fugger Glück hervorging, sprach ich,
sing' mir 'ne neue Weis', wie ich vermehre
des Hauses Glanz und Reichtum, denn gewinnen,

gewinnen muß ich — 's ist mir Lebensluft!
Da fand ich meinen Plan.

Ulla: Sag, welchen?

Fugger: Ich
bedachte, daß in Weißenhorn und Kirchberg
vieltausend Hörige mir untertan
mit Weib und Kind, und was mir an Gewinn
erwachsen könnt', wenn ich die vielen Hände,
die frondienstpflichtigen, um kleinen Lohn
an einen Webstuhl spannte. So geschah's,
und jede Woche, über mein Erwarten,
bringt günstigsten Bericht. Schon regt sich, wie
man sieht, der Ulmer Neid. — Wie aufmerksam
du zuhörst, Mädchen.

Ulla (erregt): Wenn ich's recht versteh,
ist dies ein Anfang, ein Versuch, den du
gedenkst dann auszubreiten, und du wirst
nicht rasten, bis in Weißenhorn und Kirchberg
unzählige Weberschiffchen fliegen, bis
das billige Tuch sich dir zu Bergen häuft.

Fugger: Du machst mich staunen!

Ulla: Ja, jetzt wird mir klar,
warum die Weber dich zu fürchten haben
in all den Städten, wo ihr Handwerk blüht:
du wirst den Preis des Tuchs so niedrig halten,
daß von den Meistern, die durch alte Satzung
gebunden sind an den gerechten Preis
und vorgeschriebne Webart, keiner mitkommt
und du den Markt beherrschest.

Fugger: Seht das Kind,
sie spricht wie'n Hauptbuchhalter. Woher kommt
dir dieser Geist? Wenn du so fortmachst
und etwa dich verlegst auf Staatsgeschäfte,
wirst du noch werden wie die Borgiatochter

oder wie Isabella von Kastilien,
vor der die Mauren in Granada bebten!

Ulla: Ich denk — als Beispiel nur — an einen Meister,
vielleicht 'nen jungen, und vielleicht in Augsburg,
an einen etwa, der sich hochgeschafft
aus früh'rer Enge, der sein Garn selbst kauft
und dann das Tuch in weite Ferne schickt —
(angstvoll): was wird aus ihm, aus einem solchen, mein' ich?

Fugger: Was du dir Sorgen machst — er geb es auf
und such sich einen Herrn, wie viele vor ihm.
Die Zeiten ändern sich, zugrunde geht,
was hindert ihren rohgewalt'gen Schritt,
sei's auch in manchem Fall beklagenswert.

Ulla: Fürchtst du nicht Widerstand?

Fugger: Ich sagte doch,
der Kaiser wird mich schützen.
(Er nimmt ein Schriftstück aus dem Kästchen.)
Dies, schau her,
ist der Vertrag, den ich gedenke heut
ihm vorzulegen. Hier die Stelle:
(Er liest): „Wir versprechen ferner Herrn Jakob Fugger gegen alle Beschwerden oder Anklagen der Stände bei Unserm nächsten Reichstag gnädiglich zu beschirmen, insonderheit betreffend das schon erwähnte Unternehmen in seinen Grafschaften Weißenhorn und Kirchberg."
Ist deine Neugier nun befriedigt, Fräulein?
(Das Schriftstück betrachtend): Ein Glück, daß keiner meiner Feinde, die
im Rat von Augsburg zahlreich sitzen, weiß,
was hier geschrieben steht.

Ulla (aufhorchend): Warum — was wär dann?

Fugger: Sie könnten heut, eh dies vollzogen ist,
'nen Aufruhr drum entfesseln, der den Kaiser
von unserm Handel abzustehen zwingt.
Doch das sind müßige Gedanken.

(Er legt das Papier zurück, steht auf, schellt. Zu dem eintretenden Sebald): Trag das Kästchen wieder fort an seinen Platz.
(Sebald empfängt das Kästchen aus Ullas Händen, ab.)
Ich geh mich umzukleiden. Vorher möcht ich
das neuste Bildnis, das ich malen ließ
von mir, das eben aus der Werkstatt kam,
dir zeigen. Kommst du mit?

Ulla (erhebt sich, bemüht ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen):
Ich folg' dir, Oheim.
(Beide ab nach rechts.)

(Nach einer kurzen Pause kommt von rechts Augustin, in aufgelöstem Zustand.)

Augustin: Hier bin ich in Sicherheit. (Er wischt sich die Stirn.) Gott steh mir bei, noch hängt mir der Schweiß an jedem Haar! Vor 'ner Viertelstunde war es noch so schön: Ich hatte meinem Herrn aufgewartet und war eben dabei ein bißchen zu lustwandeln in den weltberühmten Höfen und Bogengängen dieses Hauses, wo man vor Staunen in einem fort auf den Hintern fällt. Und wie ich so dahinschlendere und alles besehe, grad in dem Augenblick, als ich mich in das Plätschern eines silbernen Springbrünnleins hineintraumuliere, hör ich eine Stimme, seh ich jemand aus der Vorhalle kommen, lauf ich auch schon was die Nähte halten treppauf, treppab, an all den Dienern vorbei, die die Prunkräume für den Kaiser herrichten und bei meiner Erscheinung vor Schreck zusammenknicken, durch zwanzig Säle, die so glatt sind als wären sie mit Butter bestrichen. — Mir hängen die Knochen wie an Leinenbändern, ich kann nicht mehr. (Er läßt sich in den Sessel fallen.) Augustin, sie sucht dich, sie ist dir schon auf der Spur!
(Bernd kommt von rechts.)

Bernd: Herr, Herr, da find' ich euch —

Augustin: Bernd, komm mal her:
Warst du nicht ein zerlumpter Troßbub, den
ich aus den Händen des Profoßen losbat?
Hab ich nicht fünfzig Stockschläg' dir erspart?
Wer gab dir Schuh und Strümpf', das Kollerchen,
das du am Leib trägst?

Bernd: Ja, ich dank euch alles,
werd's nie vergessen!
Augustin: Eitel Flunkerei!
Verraten hast du mich.
Bernd: Nein, Herr, wie könnt' ich.
Augustin: Was tut sie hier im Haus?
Bernd: Das weiß ich nicht.
Hab eure Botschaft treulich ausgerichtet.
Doch grausam listig ist die Frau, sie hat mir
das Wort im Mund verdreht.
Augustin: So war sie immer.
Bernd: Sie schöpfte Argwohn gleich, als ich ihr sagte,
daß ihr nicht kommen würdet, und verstrickte
mit vielen wunderlichen Fragen mich.
Denkt nur, sie hält euch für den Überbringer
der Nachricht eures eignen Todes.
Augustin: Was?
Das ist zuviel für mich. Wie find' ich durch:
Sie glaubt, ich sei gestorben, also weiß sie
nicht, wer ich bin — soviel steht fest. Das läßt
mich wieder atmen. Doch wie kommt sie drauf
und eben heut, daß man ihr Botschaft bring'
von mir? 's ist dunkel. Spürt sie etwa, daß
ich in der Näh' und macht sich von Gedanken
ein kraus Geweb'? O Weiberherz, was Aug'
und Ohr nicht weiß, trägt dir 'ne Ahnung zu,
wie'n Strählchen Mondschein in die Kammer schlüpft.
— Sie liebt mich noch!
Bernd: Ja, Herr, das helle Wasser
stand ihr im Aug', als sie von eurem Tod sprach.
Augustin: Das gute Weib. (Er steht auf.) Jetzt wehr dich, Augustin,
erstick die Rührung, die dich schwächen will,
es geht um deine Freiheit!
Bernd: Herr, ihr wart
wie'n nasser Sack, jetzt steht ihr da wie'n Löwe!

Augustin: Sag, hat sie dich gesehen hier im Haus?

Bernd: Ich glaub', Herr.

Augustin: Gut. Laß dich von ihr erwischen
und steh' ihr Red'.

Bernd: Noch einmal, Herr? 's ist viel
verlangt.

Augustin: Du kriegst 'nen halben Schilling.

Bernd: Was soll ich sagen?

Augustin: Wart, es gilt die Rolle,
die sie uns zugedacht, zu spielen: Fragt
sie, wo ich bleibe, sag, ich sei verhindert
durch einen wicht'gen Auftrag, sag's mit Würde.
Und wenn sie weiterforscht nach ihrem Mann,
gib zu, er sei gestorben, mal' ihr's aus,
recht schön, daß es sie tröstet und erbaut.
Mein letztes Stündlein, sag, sei so gewesen,
daß alle, die dabei war'n, schluchzen mußten.
Ich hätte bitterlich bereut und bis
zum letzten Röcheln, sag, an sie gedacht.
Nicht wert gewesen sei ich solchen Weibes,
sie solle mich vergessen, glücklich werden
mit einem Andern, war mein letzter Ausruf.

Bernd: Hört auf, sonst heul' ich noch.

Augustin: Mich rührt es selber.
Zum Schluß, vergiß das nicht, sag ihr, ich sei
als armer Teufel nicht verschieden, hätt' es
zu was gebracht im Leben, Ehr' und Gut
aus eigner Kraft erworben. Merk es dir,
ich lege Wert drauf, daß sie es erfahre.
Weißt du nun alles, Bernd?

Bernd: Ja, Herr. — Doch still,
ich höre Schritte. Sie wird's sein, sie kommt
mir nach.

Augustin: Ich mach mich fort. (Ab nach links.)

(Ulla kommt zurück.)

Bernd: Ach je, das Fräulein.

(Ab wie Augustin.)

(Ulla steht einen Augenblick in Gedanken. Rosamunde kommt eilig von rechts.)

Rosamunde: Ich bitt' euch, liebes Fräulein —

Ulla: Rosamunde!

Was führt euch zu mir?

Rosamunde (zieht den Brief hervor): Hier, ein Briefchen, nehmt.

Der es mir gab und auf die Seel' gebunden,

ist krank vor Ungeduld nach einer Antwort.

Verzeiht, ich komme wieder. Lest derweil.

(Ab nach links.)

Ulla (liest): „Und als ich die Gasse hinunterblickte und du immer und immer nicht kamst, und ich dann sehen mußte, wie du mit einem Anderen vorübergingst, schienen die Häuser zu wanken, der Himmel wurde schwarz. Treibst du dein Spiel mit mir?!"

Wie er sich quält, wie er mir unrecht tut!

Der Armste. Böser, du! Sind so die Männer?

(Liest): „Ich ertrage die Ungewißheit nicht mehr. Wie könnte ich noch an deine Liebe glauben! Ich flehe dich an, mach ein Ende."

Er meint es ernst — o Gott! Mir dunkelt's vor

den Augen. Liebster, wenn du wüßtest! Kennst du

so wenig deine Ulla? — Hier zum Schluß,

mit einer Handschrift wie 'n verwehtes Feld:

(Liest): „Wenn deine Liebe noch nicht völlig erloschen ist, so gib mir das Leben wieder durch ein Zeichen, daß du mir zugehörst."

(Sie steckt den Brief zu sich.)

Sind Blicke nichts, ein flüsternd Wort, ein Kuß?

Ist, was so scheu und zärtlich uns verband,

dem Mißtrau'n hilflos ausgeliefert, wie

den trüben Wässern aus der Färbergasse

die klare Well' des Stadtbachs? Törichter,

du sorgst dich um ein Nichts, und über dir

und unsrer Liebe ziehn Gewitter auf.

— Was kommt mich an! Mein Herz klopft wie ein Hammer,
als wollt's den toll verwegenen Gedanken
bekräftigen. (Sie eilt an die Tür im Hintergrund, öffnet einen Spalt und lugt hindurch.) Welch Glück, 's ist niemand drinnen.
Ein Zeichen, Freund, begehrst du, daß ich dir
allein gehöre — nun, du sollst es haben!
(Ab in das anstoßende Gemach.)
(Rosamunde kommt zurück, Bernd, der sich ihr zu entwinden sucht, festhaltend.)

Bernd (winselt): Au — laßt mich los! Mein Arm geht gleich in Stücke!

Rosamunde: Du bleibst, bis ich dich vollends ausgefragt?

Bernd: Ja, Frau.

Rosamunde (läßt ihn los): Sei gut und hab Erbarmen. Tot,
sagst du? 's ist also wahr. O Himmel, dies
der Sinn von meinem Traum. Und bis zuletzt
hat er in Lieb' an mich gedacht! (Sie weint.) In Ehr'
und Ansehn stand er, sagt dein Herr?

Bernd: Er hat auf großem Fuß gelebt. Man munkelt
von Länderei'n, die er besessen hab'.

Rosamunde: Ist's möglich — wo denn?

Bernd: Hm, in weiter Ferne,
ich glaube — drüben überm Weltmeer, in
den neuentdeckten Ländern.

Rosamunde: Ah, mein Traum!
Der Palmbaum und die fremden üpp'gen Pflanzen!
Und ließ er mir denn gar nichts übersenden,
kein Angedenken, nichts?

Bernd (verlegen): Ja, Frau, ganz recht.
(Zu sich): Da steck' ich wieder — aufgepaßt. (Laut): Mein Herr
sprach davon auch. Ihr müßt euch nur gedulden,
nicht unnütz fragen.

Rosamunde: O, was wird es sein?
Der gute Mensch! Wär' er verachtet und
als Bettler heimgekehrt, ich hätte ihn
wie eine Mutter an mein Herz genommen.
Was mag's nur sein. Kannst du mir's nicht verraten?

Bernd (stammelt): Mein Herr sprach grad — da kam — jaso, das Fräulein!
Rosamunde: Ist denn dein Herr im Haus?
Bernd (sich nach der Tür zurückziehend): Er war's, vorhin.
Jetzt ist er wieder fort.
Rosamunde: Und hat er's bei sich?
Bernd: Er wollt's euch schicken, glaub' ich. Frau, lebt wohl.
(Er läuft fort.)
(Ulla kommt zurück, das Kästchen tragend.)
Ulla (für sich): Die Kniee wanken mir. Noch bebt die Hand,
mit der ich in dem Kästchen wühlte, suchend
nach dem Papier, das jenen Plan enthüllt.
Ich fand es nicht heraus — so nahm ich alles
und send' es dir, mein Freund. Es werd' zur Waffe
in deiner Hand! O Lieb', die meine Schritte
bis hierher lenkte, gib mir Kraft, hilf weiter!
Rosamunde (für sich): Was will sie mit dem Kästchen, und
wie feierlich sie blickt! Sprach nicht der Knab'
soeben von dem Fräulein, nannte er
sie nicht mit seinem Herrn zusammen? Sprach er
nicht im Davongehn noch: Er wird's euch schicken!?
— Sie nähert sich, schaut mich bedeutsam an
und hält das Kästchen wie ein Heiligtum.
Ein schwarzes Kästchen, goldne Zeichen drauf,
fremdländische —— Herz, frag nicht mehr! Dies ist
der Abschiedsgruß von meinem Augustin!
Ulla (gibt ihr das Kästchen): Nehmt und verwahrt es gut, laßt's niemand sehn,
deckt euer Tuch darüber — so ist's recht.
Papiere, wicht'ge, sind's.
Rosamunde: Von Länderei'n?
Ulla: Wie kommt ihr drauf? Macht schnell.
Rosamunde: O könnt' ich lesen!
Ulla: Nur schnell hinaus und schweigt zu jedermann.
Rosamunde: Kein Sterbenswörtchen sag ich.
Ulla: Bis er kommt.

Rosamunde: Ja, bis er kommt. Und euer Briefchen?

Ulla (drängt sie hinaus): Geht!

(Rosamunde ab nach rechts.)

Ulla (allein): 's gibt kein Zurück. Ich schied mich von der Welt,
in der ich lebte. Undank ist's, Verrat.
Und doch fühl' ich mich frei von Schuld und Reue. (Ab.)

(Fugger, prächtig gekleidet, und Jeronimus kommen im Gespräch.)

Fugger: Es sind noch Einladungen zu verschicken,
an solche, die drauf zählen, für's Bankett.
Nun sag, Jeronimus, wie war der Eindruck,
wie ist die Stimmung in der Stadt?

Jeronimus: Wenn Karl
gedachte ohne Umständ' einzureiten,
nur schlicht begrüßt von Rat und Bürgermeistern,
wird er betroffen sein: Nicht dämpfen läßt sich
das leicht erregte Blut des Volks von Augsburg.
Der Grundklang in der rasch geschmückten Stadt,
wohin man blickt, ist hoffende Erwartung —
ein Festzug ordnet sich, das Volk strömt auf
den Anger. Doch nicht ausgelassen und
zu Kurzweil aufgelegt wie sonst erscheint's.
Man trifft auf Mienen, die vom Blust der Freude
nur wie bestäubt sind, drunter wetterleuchtet's.
Es ist, als lugte aus den Festgewändern
das Werktagskleid gemeiner Not hervor.
Es lag, wenn ich's bemerken darf, etwas
von Dringlichkeit in dem Gebar'n der Menge,
das mich ergriff, so still sich's äußerte.

Fugger: Sie mögen ihrem Herrn entgegenwallen.
Schon manchen Kaiser sah das alte Augsburg
in seine Mauern reiten, und das Volk
war immer leicht gewillt, in ihm den Vater
und Bringer einer bess'ren Zeit zu sehn.
Was gab es noch, wen trafst du von Bekannten?
Sprach man von mir?

Jeronimus: Ich selber hörte nichts,
denn wo ich kam, verstummte man wie üblich.
Doch sagte Konrad Peutinger, in Eil'
die Hand mir drückend, euer Freund: Die Kunde,
daß hier in unserm Haus der Kaiser absteigt,
verbreite sich und werde viel besprochen —
er blinzelte dazu verstohlen aus
den dicken Augensäcken, warf sich dann
wie'n Seehund ins Gewühl.

Fugger: Man liebt mich nicht.
Ich frag auch nichts danach. Der Mensch, sagt man,
bedarf, um ganz bei sich zu sein,
des Einklangs mit dem Sinn der Übrigen.
Mein Vater war noch so. Wie weit ihn auch
der Drang nach Mehrung der Gewinne trug,
gebunden blieb sein Herz an Vieles: hätt'
nicht die Gewißheit, treu, ehrliebend, mild,
ein Nutz und Stolz der Bürgerschaft zu sein
sie stets genährt, erlahmt wär' seine Tatkraft.
Ich folge einem Trieb, der unerbittlich
mich fortreißt. Viele schmähn mich, manche sehen
in mir den Wegbereiter, der den Handel
aus Fesseln kleiner Machtbezirke löst
und eine Zeit heraufführt frei'ren Austauschs.
Wer recht hat, sorgt mich wenig. Was mich treibt,
mir selbst ist's dunkel. Doch mein Schlaf ist gut.
(Sie gehen weiter.)

(Vorhang)

*

## Dritter Aufzug

Saal im Fuggerhaus. Im Hintergrund Säulenreihe, dahinter Wandelgang und Fenster mit Blick auf Häusergiebel. Lachende und schwatzende Kavaliere gehen vorüber.

(Erster und zweiter Hofherr kommen nach vorn.)

Erster Hofherr: Eure Hand, Marquis! Die Wette soll gelten.

Dritter Hofherr (hinzukommend): Worum geht es, ihr Herren?

Zweiter Hofherr (zum dritten): Paßt auf eure Füße, Junker Bubenhoven, um ein Haar hättet ihr den Boden geküßt.

Dritter Hofherr: Ich wandle auf diesem Marmor wie auf Meereswogen: das macht der feurige Zypernwein, den uns der Hausherr zum Willkomm anbot. Worum geht die Wette?

Zweiter Hofherr: Don Esteban behauptet, im Binnenhof dieses Hauses befinde sich ein Turm, der bis unters Dach gefüllt sei mit gemünztem Gold, Edelsteinen und Goldklumpen, so groß wie Krautköpfe. Par ma foi, es scheint erstaunlich, doch ich gebe es zu. Was ich bestreite und wogegen ich die beste Fuchsstute in meinen Ställen daheim in Burgund setze, ist, daß dieser Turm anstatt mit Ziegeln mit lauter Silbertalern gedeckt sei, siebenundzwanzigtausend an der Zahl. Ich erkläre das für eine Legende.

Erster Hofherr: Herr Fugger wird nach dem Bankett den Kaiser herumführen, da werden wir sehen. Eure Fuchsstute stach mir schon lange in die Augen.

Dritter Hofherr: O du verfallene Burg meiner Väter im Spessart — mit dem zehnten Teil dieses silbernen Turmhäubchens könnte ich dich wieder aufbauen! (Mit schwerer Zunge): Was macht unser junger Gebieter?

Erster Hofherr: Er hat sich nach einer kurzen Besprechung mit Herrn Fugger in seine Gemächer zurückgezogen. Der Empfang vor dem Rathaus hat ihn sichtlich angegriffen.

Zweiter Hofherr: Die Ausführungen des Bürgermeisters kamen ihm völlig überraschend. Ich seh ihn noch an der Freitreppe halten, die schmächtige Jünglingsgestalt und sein Gaul unbewegt wie eine Bildsäule. Aber wie nun die Ansprache immer länger dauerte und auf eine

andringliche Weise von den Erwartungen die Rede war, die das Volk auf seine Regierung setze, mit deutlicher Anspielung auf Gewissensfreiheit, religiöse Duldung und andere Dinge, die er ungern hört, stieg eine leichte Röte in seine blassen Wangen, und er schob die Unterlippe vor. Als er sich zum Schluß mit großer Höflichkeit bedankte und im übrigen klug ausweichend erwiderte, sodann an dem Ehrenbecher nippte und seinen Hut gegen das Volk schwenkte, da schienen sie nicht einmal zufrieden.

Erster Hofherr: Saht ihr die enttäuschten Gesichter, als Karl kurzerhand das Pferd wendete und mit gnädigsten Grüßen über den Platz davonritt?

Zweiter Hofherr: Sie wären ihm gar zu gern in den Zügel gefallen, wagten es aber nicht.

Erster Hofherr: Ich bin neugierig, ob sie sich dabei beruhigen werden.

Zweiter Hofherr: Sacré nom du ciel! Als ob der Kaiser keine andern Sorgen hätte, als ihre Klagen anzuhören, — in dem Augenblick wo die Lage in Oberitalien für ihn bedrohlich zu werden beginnt und die Landsknechte, die er dorthin zu schicken gedachte, wegen ihres rückständigen Soldes den Gehorsam verweigern.

Dritter Hofherr: Schockschwerenot! Sapperment! Ihr redet von den dickschädeligen Katzbalgern im Lager bei Donauwörth: Ich kam, wie ihr wißt, in Begleitung des Kanzlers, welcher der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtig ist, zu ihnen. Standen sie da mit gespreizten Beinen, angetan wie die Buntspechte, und glotzten mich an, nachdem ich den Tau meiner schönen Worte über sie ausgesprengt hatte. Und, glaubt ihr's, die Schützen, die Satansbraten, hatten die Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte, nicht weit vom Zündloch, und sagten: entweder Geld oder Blut! Ich aber, nicht faul, hob an: Ihr frommen Knechte, ihr Galgenvögel, daß euch Gotts Element schänden möge —

Erster Hofherr: Erbarmt euch, Bubenhoven, die Geschichte kennen wir.

Zweiter Hofherr: Welche Lage für unsern Herrn, hier bei diesem hochmütigen Kaufmann um ein Darlehn bitten zu müssen. Ich bewundre den Gleichmut, womit er derartige Situationen hinnimmt.

Erster Hofherr: Das eben unterscheidet ihn von unsereinem, lieber Marquis: er lebt in einer höheren Welt! Das kommt von seiner geistlichen Erziehung. (Im Flüsterton): In der vergangenen Nacht ist er wieder zwei Stunden vor dem Kruzifix gelegen unter Hersagung der vorgeschriebenen Gebete.

Zweiter Hofherr: Mort de ma vie! Es scheint manchmal, als neige er in Anwandlungen von Melancholie zu der heutzutage so verbreiteten Meinung, daß das Ende der Welt nahe bevorstehe.

Dritter Hofherr: Ich wünschte, das Bankett stiege bald! Was mich angeht, wenn ich schon nichts mitnehmen kann aus dem Schatztürmchen, so gedenke ich mir doch wenigstens auf Fuggers Kosten nach besten Kräften den Wanst vollzuschlagen.

Erster Hofherr: Benehmt euch, Junker.

(Fugger kommt, begleitet von Sebald.)

Fugger: Erst fasse dich, dann rede. Mensch, halt an dich!
(Zu den Kavalieren): Was fehlt, ihr Herrn? Tut mir den Schimpf nicht an,
daß Langweil eure Stirnen kräuselt, sei's
für'ne Sekunde. Wünscht ihr Sammlungen
zu sehen, seltne Bücher, edle Kunst,
Italiens neuste Meister: laßt euch führen.
Gelüstet's euch nach einer Gaumenreizung,
ein Wink, und man bedient euch. Werte Gäste,
mein Haus ist eures!

Erster Hofherr: Herr, ihr seid sehr gütig.

(Hofherrn mit Verbeugungen ab.)

Fugger: Jetzt sprich. Das Kästchen, sagst du, sei verschwunden?

Sebald (fällt ihm zu Füßen): Habt Mitleid, Herr! Mein Leben ist vernichtet.

Fugger: Wie reiß ich diesen Menschen aus dem Sumpf
der kläglichen Verzweiflung? Sebald, hör:
Ich kenne dich als treu und zuverlässig,
und es sei fern von mir, den einzigen Fall
von Pflichtvergessenheit zum Grab zu machen

all deiner früheren Verdienste.
Steh auf, spar deinen Dank. Sprich klaren Sinns,
die Zeit ist kostbar. Wann bemerktest du's?

Sebald: Jetzt eben, als den Schrein ich abschloß.

Fugger: Warst du
die ganze Zeit im Raum?

Sebald: Ja, Herr, bis auf —
bis auf den Augenblick, da ich hinausging,
um einen Boten abzufertigen, — ich
vergaß, in meiner freudigen Verwirrung,
— ihr spracht, erinnert euch, von baldiger
Beförderung zu mir — vergaß den Schrein
zu schließen. Wär ich tot! Mir blieb's erspart
zerschlagne Aussicht zu bejammern.

Fugger: Laß
dein Winseln. Wann mag es geschehn sein?

Sebald: Nachdem ihr fortgegangen mit dem Fräulein.
Ich war nicht länger draußen, als man braucht
um zweimal 's Vaterunser herzusagen.
Mir ist's ein Rätsel.

Fugger: Eins steht fest: der Dieb
war wohlvertraut mit der Gelegenheit.

Sebald: Ach Herr, die allerkostbarsten Papiere,
Verpfändungen, Schuldscheine zweier Kaiser
mit allerhöchster Namensunterschrift!
Ich überleb's nicht.

Fugger: Schweig. — 's ist unwahrscheinlich,
daß es der Dieb auf diese abgesehn.
Von allen Stücken, die das Kästchen barg,
ist eines nur verwertbar gegen mich:
der Weißenhorn betreffende Entwurf,
den ich dem Kaiser vorzulegen dachte.

Doch warum nahm er alles? Ha, die Eile
erlaubt' ihm nicht, das Kästchen durchzusuchen.
Und was bezweckt der Diebstahl? Will man mir
ein Lösegeld erpressen? Möglich scheint's.
Ich fürchte Schlimmeres. Verraten bin ich!
Das Dokument, das meinen Plan enthüllt,
in meiner Gegner Händen! Sie bereden
vielleicht in dieser Stunde, wie sie ihn
zunichte machen!

Sebald: Herr, das wär entsetzlich!

Fugger: Der Kaiser, in der kurzen Unterredung,
die wir zu Anfang hatten, ging nur zögernd
und ungern auf den Pfad, den ich ihm wies,
er machte Schwierigkeiten, wandte ein.
Würd' er bestärkt in seinem Widerstreben
durch Klag' des Rats, der meinen Plan erfuhr,
und offene Erbitterung des Volks,
dies klug benutzend könnt er mir entschlüpfen.
Jedoch wer sagt mir, daß Gefahr so weit
gediehen schon? Vielleicht ist's aufzuhalten,
könnt sein, daß strenge Nachfrag etwas fördert,
was Klarheit bringt. (Zu Sebald): Meid alles Aufsehn, komm.
(Beide ab.)
(Erster Hofherr und Haushofmeister kommen.)

Hofherr: Wie? Eine Abordnung der Zünfte sucht
Empfang beim Kaiser?
Sie bestehen drauf
und lassen nicht durch Gründe sich belehren?

Haushofmeister: So ist es, leider.

Hofherr: Sind wir nicht ermüdet,
bedarf die Majestät der Ruhe nicht?
Bei dem Gebein San Pablos, heißt sie kommen
und warten. Ich erstatt indessen Meldung.
(Ab nach verschiedenen Seiten.)

(Durch den Wandelgang im Hintergrund kommen: Veit Amann, Jobst und vier andere Handwerksmeister.)

Veit Amann: Seid nicht beklommen, Freunde, ist der Geist,
der dieses Haus sich schuf, auch nicht der unsre.
Laßt unsre gute Sach die Dielen sein,
auf die wir treten.

(Er nimmt Jobst beim Arm und kommt mit ihm nach vorn.)

Sag mir schnell,
jetzt ist Gelegenheit: wie steht es, Jobst,
bekamst du Antwort? Nein? Du dauerst mich.
Sprich doch zu mir, versteinre nicht im Schmerz.
Ermanne dich!

Jobst: Meinthalb seid unbesorgt.
Ich bin bei mir, bin ich auch hart und fühllos
und gram dem Tageslicht. War ich je anders?
Mich dünkt, vor einigen Stunden war ich's noch,
da überlief's mich heiß und kalt, ich kreiste,
der Schwerkraft Zwang enthoben, um die Achs'
des einen brennenden Gedankens: ob
die Botin, der ich meinen Brief vertraute,
mir Leben oder Tod als Antwort bringe.
Ein kurzes, hastig hingeworfenes: Nein,
sie gab mir nichts für euch — hat mich verwandelt.
Sorgt nicht, daß ich noch hänge am entschwundnen
geliebten Trugbild. Euer bin ich ganz.

(Ulla kommt, bleibt in einiger Entfernung stehn.)

Veit Amann: Was starrst du und erbleichst. Das Fräulein ist's!
Nimm die Erscheinung als ein Blendwerk, wie's
durch Nebelschleier lockt vom Weg den Wandrer.

(Er tritt zurück zu den Übrigen.)

(Ulla nähert sich; sie ist strahlend zuversichtlich und voll hingebender Erwartung.)

Ulla (für sich): Er hat sich abgewandt, er schaut nicht auf.
Sein lieb Gesicht, wie blaß und streng erscheint's.

Erschrecken würd ich, wüßt ich nicht, was ihn
so tief bewegt: des Kästchens Inhalt,
das Dokument, das ich ihm sandte! Er
ist in Gedanken und bereitet sich,
vereint mit den Gefährten vor den Kaiser
zu treten. Darf ich's wagen, ihn zu stören?

Jobst (für sich): Sie nähert sich. Was will die Falsche noch?
Daß nicht die Scham sie hindert, mich zu peinigen!

Ulla: Laß mich dir sagen, Jobst, — (Für sich): Er rührt sich nicht:
Gewiß tut er so fremd, um unsre Lieb
und Einverständnis jenen Männern dort
nicht preiszugeben, schonen will er mich,
das zwingt zur Kälte ihn, so schwer's ihn ankommt.
Doch braucht mein dürstend Herz ein Wort von ihm.
(Laut): Laß mich dir sagen, Jobst, wie ich erhoben
und glücklich bin, seit ich gewählt. Du weißt,
es gibt ja keinen andern Weg für uns.

Jobst (für sich): Sie preist sich glücklich, weil sie mich verlassen:
o giftiger Hohn von Engelslippen!
(Zu Ulla): Glaub nicht, ich scheute mich dich anzusehn.
Erfahrung, allzubittre, ist ein Saft,
von dem durchtränkt und abgestumpft die Sinne
der holdesten Verführung widerstehn.

Ulla: Die Worte schwirrn um mich, kann sie nicht fassen.

Jobst: Du brauchst dich nicht verstellen, Heuchlerin.

Ulla: Gott, wie erklärt sich dies? Was meinst du, Jobst?

Jobst: Ich meine, daß ich von der Mutter nicht
gelernt als Knab, daß so die Weiber wären.

Ulla: Im Wirbel dreht sich alles. Hab Erbarmen!

Jobst: Spiel nicht mit mir. Was willst du noch: dich weiden
an der Zerstörung, die du angerichtet?
Zu spät, mein schönes Kind, 's ist aufgeräumt.

Doch geb ich zu, die Lag, in die du mich
gebracht, ist kläglich. Sei bedankt dafür.

Ulla (für sich): Er redet von Zerstörung, dran ich schuld,
nennt seine Lage kläglich. Was bedeutet's?
Mir kommt, hilf Gott, ein schrecklicher Verdacht:
Fehlt's ihm an Mut, die kecke Tat, die ich
beging, zu nutzen? Ist er schwach geworden?
Fand ihn die große Stunde zag und kleinlich?
Ich will ihn prüfen, will mitleidig tun
und ihn bedauern: geht er darauf ein
und klagt mich weiter an, verrät er sich.
(Zu Jobst): Mein armer Freund, zuviel hab ich
dir zugemutet. Unerwartet kam's.
Ich kann es wohl verstehn, wenn du mir zürnst,
durch meine Schuld in solche Lag gebracht.

Jobst: Das fehlte noch: zum Hohn das Mitleid! Ja,
du hast's erreicht: bin freudlos, glaub an nichts
und achte hochgemuten Tuns mich unwert.
Auch, fürcht ich, wird, was die Erniedrigung
in meine Seele schrieb —

Ulla (fällt ein): Du gibst es zu,
bekennst dich als ein Schwächling: du, vor dem
ich heimlich kniete, dessen Nam, geflüstert,
mich lehrte Edles unterscheiden vom
Gemeinen! Träumt ich's nur? War alles Traum:
Der Tag, als vom Gebirg der warme Föhn
die ersten Blümlein koste und ich Sel'ge
den Spielgenoss' der Kindheit wiederfand?
Die Tränen, die das erste Liebeswort
von ihm, als ich es faßte, mir entlockt?
Und daß der Klang der Glocken von St. Annen
wie Flügel meine Schritte trug? O Schmach!
Muß ich das Liebste aus dem Herzen reißen

und auf den Kehricht werfen, wo's mit andrem
den Glanz verliert, zerfällt und modert?
Nein, mir gehört's, und rein will ich's bewahren.
Dich, der nur meiner Wunschgestalt
die äußren Züge lieh, Unwürdiger,
dich aber stoß ich aus den lichten Räumen.

Jobst: Was kommt dich an? Verkehrt sich alles dir?

Ulla: Um deinetwilln verletzt ich Dankespflicht,
gab mich der Schande preis. Auf dich vertraut ich,
das gab mir Kraft. Ich sah dich, nein, den Mann,
den ich geliebt, zum Rat hinstürmen, dort
den Plan enthülln, und als du eben kamst,
frohlockte ich: er geht zum Kaiser! und
der Lerche gleich stieg mein Gebet empor.

Jobst: Halt ein, erkläre mir —

Ulla (flammend): Doch gibt's Vergeltung,
die in der eignen Brust Unedles straft.
Geh deinen Weg. Die Stunde folgt dir nach,
solang du lebst. Die Glocken von St. Annen,
sie dröhnen: Feigling! Feigling! über dir. (Ab.)

Jobst: Bleib! Warte! Ulla! Ulla! — — Gott, sie hört nicht.
Mir ahnt, ein Irrtum treibt sein Spiel mit uns.
Ich muß ihr nach. (Zu Veit Amann, der mit den übrigen Meistern nach vorn kommt): Vergebt, hier waltet ein
Geheimnis. Keinen Aufschub duldet's.
Es geht uns alle an. (Er stürzt fort.)

Veit Amann: Hör mich! — Umsonst.
's ist schad um ihn.
(Zu den Übrigen in verändertem Ton): Jetzt, liebe Meister,
laßt alles hinter euch, was je uns trennte,
an kleinem Zwist, verschiedner Meinung. Denkt,
daß wir als die erwählten Abgesandten

der ersten Zünfte Augsburgs: Weber, Färber,
Goldschmiede, Kürschner, Harnischmacher, hier
gewichtgen Auftrag vorzubringen haben.
In wenig Augenblicken kann es sein,
wir stehn vor ihm, auf den gerichtet ist
des Volkes neu erwachte Hoffnung.
Ein jeder sammle sich und trage bei
durch innre Kraft, die sich dem Sprecher mitteilt,
daß ich die Bolzen sende in sein Herz
mit ruhiger Hand so wie beim Vogelschießen.

Erster (jüngerer) Handwerksmeister: Es kann nicht fehlen,
Meister Amann: ihr
als Fürsprech und ein Faß voll saftger Gründe,
die eingemaischt und längst im Gären sind!

Zweiter Handwerksmeister: Nur sacht, Klaus Herbster, du vergißt zu schnell.
Ich bleib dabei, was er vorm Rathaus sprach,
war klug und glatt, bestimmt, uns hinzuhalten.

Erster: Ich sag dagegen: wenn in rechter Weis'
ihm einer darstellt unsres lieben Handwerks
Notlag und die Verkümmerung des ehmals
so stolzen Meistertums — da ich's nur aussprech,
steigt mir die Zornesträn ins Aug —, er müßt
nicht Tür noch Fenster zu der Seele haben,
wofern er solchem Ansturm taub.

Zweiter: Er wird versprechen, wird 'nen Reichstag halten,
und alles bleibt wie's war. Die Welt macht abwärts,
wer wäscht den Pelz, dem schon die Haare ausgehn.

Veit Amann: Aus beidem, deiner Sorg und jenes Eifer,
spannt sich der Bogen: Unrecht wär's zu zweifeln
an seinem guten Willen, töricht auch,
was diesen schwächt und hemmt, zu unterschätzen.

Doch tröst ich mich der Hoffnung, daß Verstand,
gelenkt vom Herzen, ihm den Ausweg zeigt.

Dritter Handwerksmeister: So ist es recht. Da sag ich Ja und Amen.

Vierter Handwerksmeister: Versäumt nur nicht, ihm alles vorzutragen,
auch wie Verwilderung so weit gediehn,
daß Hauben=, Pfann= und Kannenschmiede, jeder
für sich 'ne eigne Zunft begründen will.

Veit Amann: Mit derlei bleibt mir weg. Auch fallt mir nicht
ins Wort mit eigensüchtgen Fragen: ob
der Meisterkinder Vorrecht oder der
Gesellen Drangsal bei der künftgen Ordnung
beherzigenswerter sei und was dergleichen,
das hält nur auf. Die wichtgen Punkte sind:
Hinfällig ist der Zünfte starrer Zwang.
Die Zeit, an deren Eng wir fast erstickten,
und die ein Loch nach vorn nur hat, sie schuf
den freien Wettbewerb. Um teilzuhaben
an diesem, brauchen wir ein neues Zunftrecht,
das aufräumt mit den überlebten Schranken.
Zuvörderst aber und vor allem: Schutz
vorm Übergriff der wenigen Großgewordnen.

Die Übrigen: Ihr sagt es klar. So muß es jeder einsehn.
So, Meister Amann, tragt's dem Kaiser vor.

Veit Amann: Ich hoff, es findet Eingang und bewegt ihn.
Doch laßt uns nicht vergessen: nur ein Teil
ist unsre Klag von dem, was an sein Ohr schlägt,
wo immer er sich zeigt. Voll Unfried und
bejammernswerter Mißständ ist das Reich.
Wird Karl es bessern können? Er ist Spanier
von Mutterseite her und durch Erziehung,
und von den vielen Ländern, die er sein nennt,
ist keins ihm Heimat, kein Volk liebt er wirklich.
Man sagt, er neige zu dem düstern Geist

der mönchischen Askese, drin er aufwuchs,
doch sind's vielleicht die angewöhnten Kleider,
die er, zum vollen Selbstgefühl erwacht,
wie lästge Hülsen abstreift. Er ist jung
und biegsam. Großes ist zu tun! Das Werk
erzieht den Meister, wie den Arzt der Kranke.
Man muß ihm helfen, ihm die Augen öffnen,
daß er die Schäden sieht und sich ein Herz faßt.
(Erster Hofherr kommt zurück.)

Hofherr: Die Majestät läßt bitten. Kommt, ihr Herrn.
(Alle ab.)
(Kurze Pause. Dann kommt Augustin, eine Hellebarde tragend, mit zwei Soldaten der Leibwache.)

Augustin: Jetzt noch ihr Beiden. Du, Frieder, begibst dich in den Vorsaal dort und du, Xaver, wirst dich draußen an der großen Treppe aufbauen. Kinder, vergeßt keinen Augenblick, daß ihr kaiserliche Leibwache seid und wo ihr euch befindet. Denkt nicht, daß ihr hier auf den Boden spucken könnt, auch dann nicht, wenn's keiner sieht. Kerls, habt ihr auch keinen Rettich gegessen? Wer Rettich ißt, hustet oben und unten; das gibt's nicht, wir sind hier nicht im Odenwald, sondern in einer löblichen Reichsstadt. Habt ihr mich verstanden?

Die Soldaten: Jawoll, Herr Sergeant.
(Soldaten ab.)

Augustin (allein, beginnt mit ruhig gemessenen Schritten auf und ab zu gehen): Ich frag mich: war es nun ein Zufall, der mich ganz gegen meinen Willen noch einmal hierhergeführt hat, oder steckt etwas dahinter von der Art, was die Leute eine Schicksalsfügung nennen? Mich hat die Mutter hinterm Hag geboren, während sie Kartoffeln ausmachte, und ich bin kein Freund von großen Worten, aber nachdenklich macht's mich schon. Es kommt mir beinah vor, als wenn das alles: die Reise Karls, der Aufstand der Landsknechte, und daß er kein Geld hatte, sie auszuzahlen, dieses ganze Stückchen Weltgeschichte nur dazu gedient habe, um mich, Sergeant Augustin, noch einmal nach Augsburg zu führen, damit ich mein Andenken bei dem armen verlassenen Weibe in Ordnung bringe.

Sie glaubt mich jetzt tot und ist überzeugt, daß ich in Ehren und in Liebe zu ihr gestorben bin. Es ist ein schöner Gedanke, sie auf solche Weise getröstet zu wissen. Dieser Posten in meiner Lebensrechnung wäre damit beglichen.

(Im Hintergrund, zwischen den Säulen, erscheint Rosamunde; sie erblickt Augustin von hinten, bleibt stehen.)

Rosamunde (für sich): Ich hielt es nicht aus. Ich muß alle näheren Umstände erfahren! Man wies mich hierher in diesen Saal. Der dort steht, muß der Herr Sergeant sein, ich werde ihn ansprechen. Ich hoffe, er zürnt mir nicht, weil ich ihm nachlaufe.

Augustin: Mir ist so leicht, so vögeleswohl. An mir bewährt sich das Wort: wer totgesagt ist, lebt noch einmal so lustig als vorher. Wenn alles gut abläuft und wir morgen wieder zur Stadt hinausfahren, was für'n erhebendes Gefühl wird es fortan für mich sein, in jeder Not und Anfechtung mich zu erinnern, daß hier ein gutes Weib in Vergebung und Liebe meiner denkt.

Rosamunde (die sich ihm genähert hat, schüchtern): Herr Sergeant! — — — — Herr Sergeant!

(Augustin wendet sich um. Sie stehn einander gegenüber und blicken sich eine Weile fassungslos an.)

Rosamunde: Mein Traum! — Augustin, bist du's wirklich?

Augustin (hilflos): Bin ich's?

Rosamunde: Grundgütiger, er ist's! Und doch, wie verändert! Ich trau mich fast nicht, ihn anzuschaun. (Bewundernd): Der kriegerische Anzug! So stark, so männlich!

Augustin (geschmeichelt): Hm, nun ja.

Rosamunde: Augustin, was ist aus dir geworden!

Augustin: Schon recht.

Rosamunde (ausbrechend): Warum bist du fortgegangen, Augustin, warum hast du mich verlassen?

Augustin: Jetzt geht's los.

Rosamunde: Ach Gott, was hat dich hinausgetrieben! Wieviel hundertmal hab ich darüber gegrübelt, auf der Betbank in der Kirche, beim Spätzle-

und Knöpflemachen in der Küche, zwischen Sieden und Abschmälzen und beim Krauthobeln, und gar, daß ich's dir noch sage, des Nachts auf unserm Lager. Wie oft war morgens mein Kopfkissen triefnaß wie's Gras vom Tau zur Herbstzeit, wann die Erde abkühlt. (Sie weint.)

Augustin: Ich kann sie nicht weinen sehn.

Rosamunde: Neun Jahr hab ich auf deine Heimkehr gewartet, und nun stehst du da und bist doch nicht aus freien Stücken gekommen, versteckst dich gar vor mir, brauchst grausame Lügen und Ausflüchte, um mich zu meiden, als hätte ich die Miselsucht! Sag mir, um der lieben Heiligen willen, war ich denn ein so schlimmes Weib?

Augustin (wild): Schlimm? Nein, zu gut! Das war's ja grad! Einen Schwächling hast du aus mir gemacht mit deiner Zärtlichkeit, mit deinen Bratendüften und tausend kleinen Weibslisten, bis jeder männliche Gedanke in meiner Brust erstickt war! Mit deiner Liebe hast du mich fortgetrieben!

Rosamunde: Ich dich fortgetrieben? Gott, mir verwirrt sich alles. (Demütig) Neun Jahr sind eine lange Zeit, da fallen viele Eicheln vom Baum und Stern vom Himmel, und ein Mensch ändert sich. Du weißt ja gar nicht, wie ich jetzt bin.

Augustin: Mein Treu, sie dauert mich.

Rosamunde: Ach, gewiß gefall ich dir nicht mehr. Ein Mann wie du, so ein Stattlicher, Verwegener, ist Weiber gewöhnt, gegen die ich nur ein arm schmucklos Entlein bin. Was hübsch an mir war, du hast's mitgenommen. (Sie weint.)

Augustin: Ich kann's nicht ertragen, wenn sie weint.

(Er lehnt die Hellebarde an die Wand und nähert sich Rosamunde. Gutmütig tröstend):

's ist nicht wahr.

Rosamunde (schluchzt): Was denn?

Augustin: Niedlich bist du.

Rosamunde: Das lügst du!

Augustin: Glaub mir, so'n Hälschen, so weiß und glatt, gibt's in ganz Flandern nicht.

Rosamunde: Das sind Redensarten. Sieh doch, wie hager ich worden bin an den Schultern, das kommt, wenn man alle Last allein tragen muß.

Augustin: Was, hager? Ein paar Schulterchen hast du, um die würde dich manche feine Dame am Hof beneiden. (Er streichelt sie.)

Rosamunde: Meinst du wirklich?

Augustin: Ich schwör's dir!

Rosamunde: Ach, Augustin, wenn ich dir trauen könnte.

Augustin: Ich bin ein ehrlicher Kerl, du kannst mich beim Wort nehmen.

Rosamunde: Augustin! (Sie umschlingt ihn.) Ach du Böser! Der mir den Kummer antat, muß ihn auch wieder heilen, das ist nur gerecht. Alles ist bereit, daß du wieder einziehst, und deine Lieblingsgerichte weiß ich alle noch auswendig. Liebster Mann, jetzt wird alles gut, und wir leben wieder wie einst.

Augustin (macht sich los, tritt zurück): Was, ich soll wieder der Täuberich werden? Hinweg, Versucherin. Grad noch, dicht am Abgrund, hab ich mich wiedergefunden.

(Er holt seine Hellebarde und pflanzt sie vor sich auf.)

Der Paß ist gesperrt! Da gibt's kein Herüber und Hinüber.

Rosamunde: Augustin, was bedeutet das? Du zerreißest mir das Herz!

Augustin: Frau, komm mir nicht nah. So wahr ich da steh, ich kann nicht wieder zurück zu dir, Rosamunde.

Rosamunde: Barmherzigkeit — warum denn nicht? Ich will mich ja bessern, Augustin, will ganz so werden, wie du's verlangst.

Augustin: Das kannst du nicht, und 's würde auch nichts helfen. Es geht nicht nur um das Täuberichspielen, es hat noch andere Gründe.

Rosamunde: Was denn, — sag's doch.

Augustin (betrachtet sie eine Weile, dann): Wollt Gott, du wärst ein garstiges Weibsbild mit einer Stimme wie'n Messer, scheelem Blick und 'ner Seele so fleckig wie'n gebrauchtes Handtuch: dann würd es sich vielleicht machen lassen. Aber so wie du bist — so nett und pampfelig, ja, und so grundgut, ja, so munter und anschmieglich —, da ist nichts zu wollen.

Rosamunde: Was redst du —

Augustin: Frau, ich hab in der Lombardei gegen den König von Frankreich gestritten, 's war ein heißer Tag, um mich herum lagen die Leiber, die langen Spieße staken drin wie Stricknadeln in einem Strumpf —

Rosamunde: Jesus!

Augustin: Und doch hatte ich keine Angst.

Rosamunde: Ist's möglich!

Augustin: Nu, so 'n bißchen, keine richtige. Aber wenn ich mir vorstelle, ich hätt ein Nest und ein Weibchen darin, so wie du, gleich überläuft mich eine Gänsehaut, ich mal mir aus, was alles passieren könnt: Krieg — Plünderung — Hungersnot — der Türk bricht ein — die Pest klopft an das Tor — — und das arm Weib mittendrin! Das halt ein Anderer aus. Aber bedarf's denn der großen Sorgen, wo schon die kleinen genügen, um einen gruseln zu machen: Angst, es könnt brennen, oder Krankheit schleicht ins Haus! Angst zum Haarausraufen, wenn die Frau in den Wehen liegt! Und dann, wenn's glücklich vorüber, ob's Kind gesund ist, ob die Milch auch fließt, und hernach, ob's Zahnen gut geht, und so fort! Man kommt aus dem Zittern nicht mehr heraus. — Nein, ich kann's nicht. Darum, Rosamunde, heißt es Abschied nehmen. Vergiß mich, nimm einen Andern und werd glücklich mit ihm.
(Er wendet sich zum Gehen.)

Rosamunde: Augustin — du willst mich noch einmal verlassen, mich und dein unschuldiges Kind?

Augustin (bleibt stehn): Was — Kind?

Rosamunde: Ja, unser Lieschen. Sechs Monat warst du fort, als es zur Welt kam.

Augustin (außer sich): Ein Kind — ich glaub's nicht! Nein, ich ertrag es nicht! (Ab.)

Rosamunde (allein): Mir schwinden die Sinne. Ich versteh nichts von alldem. Aber das eine merk ich: er liebt mich noch immer!
(Ulla kommt.)

Ulla: Es zieht mich wieder her. Tat ich ihm unrecht?
Verstand sagt nein, doch eine Ahnung, die
von Zufall, Täuschung raunt, verteidigt ihn.

(Sie erblickt Rosamunde): Ihr sucht mich, Rosamunde? Habt ihr
das Kästchen wohlbesorgt, wie ich's euch auftrug?

Rosamunde: Das Kästchen, Fräulein? Das verwahrt ich gut.
Bei meinem Brautkleid in der Truhe liegt's.
Dank, daß ihr mich dran mahnt! Drum kam ich ja:
Ich wollt ihn fragen nach den Länderein,
die er mir schenkte, doch im Sturm vergaß ich's.
Ich muß ihm nach.

Ulla: Was redet ihr —

Rosamunde: Es eilt! (Ab.)

Ulla (allein): Sie hat das Kästchen noch — sie gab's ihm nicht,
er weiß von nichts! O Liebster,
die Worte brennen mich, womit ich dich
gekränkt, könnt ich zurück sie holen,
durch Dorn und Disteln lief ich. Jetzt begreif ich
dein starr verzweifelt Wesen: ohne Antwort
auf deinen Brief geblieben, glaubtest du
von mir verraten dich und gar verspottet!
Er grollt mir, er verwarf mich — welche Pein!
Doch was ist Herzweh, wenn die Erde bebt.
Umsonst war meine Tat, mit deren Hilf
den Plan des Oheims ich zu hindern dachte:
du und die Andern, die, ich weiß nicht
aus welcher Ursach, jetzt vorm Kaiser stehn,
ihr ahnt nicht die Gefahr! Was kann uns retten?
— Der Oheim kommt. Er ist voll Zorn! Gewiß
hat er's entdeckt. O Himmel, gib mir Kraft!
(Fugger kommt.)

Fugger: Nichts! Keine Spur, die weiterführt!
Nur läppische Vermutung, Angstgestammel,
Ergebenheitsbeteuerung meiner Diener,
die, einer Schar erschreckter Fische gleich,
mit aufgesperrten Mäulern hin und herfahrn.
(Er erblickt Ulla.) Du sahst mich selten zornig, Kind.
Glaub mir, ich habe Grund: Bestohlen bin ich!

Das Kästchen mit den wichtigsten Papieren,
— vor wenig Stunden hieltst du's auf dem Schoß,
ich zeigte dir den Inhalt — der Vertrag,
die Weberein betreffend, weißt du noch?
— verschwunden ist's!

Ulla (beklommen): Wen hast du im Verdacht?

Fugger: Niemand, das ist es ja. Ich fürchte alles!
Der unbekannte Feind, der dies ersann,
läßt mich vor Wut erzittern!
(Er geht mit starken Schritten auf und nieder.)

Ulla (für sich): Armer Feind,
hier steht er bang und mit zersprungner Waffe.

Fugger: Man meldet mir, es seien Abgesandte
der Zünfte bei dem Kaiser. Sollte schon
mein Plan bekannt sein, und bestürmen sie
in diesem Augenblick ihn drinnen?

Ulla (für sich): Ach nein, ich weiß es besser.

Fugger: Soll Verrat,
der sich nicht packen und anprangern läßt,
mein wohldurchdachtes Spiel zunichte machen
und mich zum Rückzug nötigen?

Ulla: Wie ein Bäumchen,
das, schon belaubt, durch späten Schneefalls Last
gebeugt ward bis zur Erde, war mein Hoffen,
doch jetzt erhebt sich's: Zwar die Tat mißlang.
Doch was nicht ist, er fürchtet's! Wie 'ne Planke
des eignen Schiffes, das gescheitert ist,
ergreif ich seine Angst und schwing mich drauf.
(Zu Fugger, der stehen geblieben ist): Wenn ich errate, Oheim, was du sinnst,
so ist es dies: ob es dich minder kränkt,
freiwillig abzustehn, als zum Verzicht
am End gedrängt zu werden.

Fugger: Unerträglich,
das eine wie das andre! 's geht nicht nur

um diesen einen Plan, so teuer mir
die Sach mit Weißenhorn und Kirchberg,
das ist ein Baustein nur. Es geht um mehr:
der heutige Tag entscheidet, ob sich dieser
habsburgsche Nestling zähmen läßt und an
die goldne Kette legen, wie der alte
von Sorgen umgetriebne Kaiser. Lernt er
die Gegner auszuspielen wider mich
und übt die Kunst des Gebens und Verweigerns,
dann ist er mir entzogen. Nur ein Schritt,
und die Venediger oder Genuas Kaufherrn
beerben unsern Einfluß. Heute gilt's!

Ulla: Mich wundert selbst, daß ich es wage, dir
in solchem Widerstreit zu raten. Doch
vielleicht ist dies dein Unternehmen nicht,
wie du's gewohnt, vom Glück geleitet.
Du stößt dich wund, wenn du's erzwingen wolltest.
Such einen andern Weg, gib diesen auf!
Nicht zürn dem kecken Wort. Mich treibt die Sorge,
wie dieser Tag sich endet. Hör auf mich!

Fugger: Und wenn ich, Mädchen, deiner Stimme folgte,
nicht um der Gründe willen —

Ulla: Wie — du wolltest!

Fugger: Es gibt etwas, was deinem Wort Gewicht
verleiht, mehr als Vernunft ihm zugesteht.
Kennst du mich abergläubisch? Doch, ich bin's.
Nicht im gemeinen Sinn der Toren hoch
und niedrig. Wie Metalle, die
im Schoß der Erd' gewachsen, Zwergentraum
und Fuggers Glück, mich urgewaltig anziehn,
so gibt's Begegnungen, die tief erregend,
vordeutend meiner Bahn verflochten sind.
Du magst darüber lächeln, Kind, und doch,
mir ist's Gewißheit, daß dein Eintritt damals
in dieses Haus, so winzig als Begebnis,

im Bunde stand mit einer großen Wendung
in Jakob Fuggers Aufstieg.

Ulla: Du erschreckst mich.
Erkläre mir — (Für sich) Welch ungeahnte Hilfe!

Fugger: In meinem Lauf, der scheinbar unbeirrt
durch Hindernis und Rückschlag, gab's 'ne Strecke,
wo alles stockte: Mißgeschick im Handel,
Aufruhr der Knappen Schwazens, Hetzerein
im Reiche wider mich, Verlust
durch Untreu, Untergang von Schiffen, kurz,
von allen Seiten brach's herein, dazu
ich selber krank, ein Bruder starb verdüstert,
erblichen schien mein Stern — und, wunderbar!
am selben Tag, zur Stunde fast, wo du,
mein Findelkind, die Schwelle überschrittst,
erreichte mich die erste günstige Botschaft,
der andre folgten, wie ein sanftes Rauschen
die nahnde Flut verkündend, die alsdann
in diesen letzten sieben Jahren von
Erfolg mich zu Erfolg trug. Was bisher
ich dir verbarg, um dich nicht scheu zu machen,
damit dein Dasein harmlos um mich spiele,
nun weißt du's, Kind. Und du begreifst nun auch,
warum ich zögre und betroffen bin
von deiner Warnung. Denn zum erstenmal
trittst du mir so entgegen.

Ulla: Ja, ich flehe:
steh ab von diesem Plan! Geh hin zum Kaiser!
Er wird erleichtert sein, er wird dir's danken.
Beschäm die Gegner durch den Schein der Großmut.

Fugger: Es kämpft in mir. Du hast wohl recht, könnt sein,
das Beste wär, ich ging und schlüg es nieder.
(Haushofmeister kommt.)

Haushofmeister: Die Gäste, Herr, die zum Bankett geladen,
beginnen einzutreffen. (Gedämpft): Und noch eins:
Wir haben eine Spur —

Fugger: Was sagst du — sprich!

Haushofmeister: Ein junger Mensch, sich unbeachtet wähnend,
verstörten Wesens, ward von unsern Leuten
bald hier, bald da bemerkt. Er scheint verdächtig.
Zur Red gestellt, gab er verlegne Auskunft.
Ein junger Webermeister ist's.

Ulla (für sich): Er sucht mich!
Wir sind verloren.

Fugger: Endlich eine Fährte!
Vielleicht hat mich die Sorg zu weit geführt
und ist noch gar nichts in die Stadt gedrungen.
Das ändert alles. Ha, ich pack den Dieb!
(Zum Haushofmeister): Bewacht ihn unauffällig, sucht
ihn festzuhalten. Ich verhör ihn dann.
Erst will die Gäste ich begrüßen. (Zu Ulla): Komm.
(Alle ab.)
(Die Bühne bleibt leer. Man hört die Stimmen einer unten auf dem Platz versammelten Menge.)
(Erster und zweiter Hofherr kommen von verschiedenen Seiten.)

Erster Hofherr: Was gibt's da draußen?

Zweiter Hofherr: Es ist ein Zusammenlauf drunten auf dem Platz. Die Menge verlangt den Kaiser zu sehn.

Erster Hofherr: Sonderbar, — wo wir durchkamen auf unserer Reise, vom heiligen Köln bis nach Mainz und Bamberg, überall in den Reichsstädten und -städtlein dieselbe merkwürdige Erregtheit des Volkes.

Zweiter Hofherr: Schon wieder eine Störung, — dabei wartet das Bankett auf uns.

Erster Hofherr: Ich vermute, unser Herr hat mich zur Erkundung hinausgeschickt, weil die Störung ihm ganz willkommen ist, um diese Abgesandten der Zünfte eher loszuwerden. Die guten Leute finden kein

Ende, und er ist noch etwas schüchtern im Umgang, darin zeigt sich seine große Jugend. Ich gehe Meldung erstatten. — Da kommen sie schon.

(Die Tür zu den Gemächern des Kaisers wird geöffnet. Karl V., zwanzigjährig, in schwarzer spanischer Tracht, betritt den Saal, gefolgt von der Abordnung der Zünfte und einigen Kavalieren.)

Karl (zu den Handwerksmeistern, jedoch ohne sie anzublicken):
Glaubt, löbliche und ehrenfeste Männer,
daß euren Worten Herberg ich gewähr
in meinem Geist, wenn auch zunächst mich andres
beschäftigt, vor des Reiches innren Nöten,
ich nannt es schon: Verlust der Lombardei,
Gefährdung Mailands, Kampf mit Frankreichs König
und mein durch ihn bedrohtes Bündnis mit
dem Heiligen Vater und den Venetianern.
Glaubt mir, daß alles, was ihr spracht, sich einprägt
dem weichen Stoff sich bildender Entschlüsse
in dieser Zeit vor meiner Krönung.

Veit Amann: Wir würden, hoher Herr, mit Dankbarkeit
ein Wort begrüßen, ein bestimmteres,
ob ihr gewillt, beim nächsten Reichstag uns,
das Handwerk, drauf der Städte Wohlstand ruht,
zu schützen durch Gesetz vor Schad und Willkür.

Karl: Was ihr begehrt, ein Teil der künftgen Ordnung
des Reiches ist's, im Augenblick
unübersehbar.
(Mit leichter Gereiztheit): Viel schallt mir entgegen,
seit ich dies Land betrat, an Klag und Notruf.
Begreiflich euer Wunsch. Mein guter Wille
ist euch gewiß. Doch mancherlei bedrängt mich.
Ihr seht mich auf der Reise. Dies braucht Zeit.
(Die Menge draußen beginnt wieder zu rufen.)

Erster Hofherr (vom Fenster kommend): Man ruft den Kaiser und:
Vivat Carolus!
Sie wünschen ihren jungen Herrn zu sehn.

K a r l: Ich will mich ihnen zeigen.

(Zu den Handwerksmeistern): Seid gegrüßt!

(Karl geht nach dem Hintergrund, tritt an das geöffnete Fenster und grüßt, empfangen von Stimmengebraus. Sowie dieses nachläßt und er abwartend einen Schritt vom Fenster zurücktritt, sprechen die Handwerksmeister untereinander):

D r i t t e r H a n d w e r k s m e i s t e r: Er sprach nicht übel, dünkt mich.

E r s t e r H a n d w e r k s m e i s t e r: Nein, so hold
wie gelber Sonnenstrahl am Abendhimmel,
der beißt und blendet und schlecht Wetter kündet.
O schweigt! mich würgt's im Halse.

Z w e i t e r: Sagt ich's nicht:
er kennt nur Papst und Habsburg.

E r s t e r: Herberg, sprach er,
gewähr er unsern Worten. Merkt den Sinn:
in einer Herberg geht man aus und ein,
's ist keine Bleibe. Ha, wie fein er auswich
mit ‚wenn auch' und ‚begreift' und ‚dies braucht Zeit'!

Z w e i t e r: Schon seine Redeweis, der schleppende
und müde Ton — man wird nicht warm dabei.

V i e r t e r: Hätt er nur einmal einen angesehn!

(Erneutes Rufen der Menge, Vorgang wie oben. Dann):

E r s t e r H a n d w e r k s m e i s t e r: Wir sind entlassen. Kommt, wir wollen gehn.

Z w e i t e r: Was sagen wir dem Volk, das uns erwartet?

D r i t t e r: Ihr schweigt, Veit Amann. Sprecht, wie schaut ihr's an?

V e i t A m a n n: Daß er uns fremd ist und es immer sein wird,
ich spürt es gleich, sowie die Freudigkeit
im ersten Augenblick gefror. Doch steckt,
man merkt's an allem, Herrschergeist
in diesem Jüngling, und er ist zu klug,
um ungerecht zu sein, wo's ihm nichts einträgt.
Wenn ein bescheiden billiges Begehren
wie unsres kühle Aufnahm fand, so zeigt dies:
mehr als wir meinten ist sein Will gebunden.

Hier ist etwas im Gang, mir schwant von Ränken.
Wär es nur greifbar! Freunde, laßt uns gehn
und der Enttäuschung Bitterkeit dem Volk,
das ohnedies in Unruh ist, verbergen.
(Veit Amann und die übrigen Handwerksmeister ab.)
(Nochmaliges Rufen der Menge. Der Kaiser tritt wiederum ans Fenster, empfangen von dem Stimmengebraus, welches dann allmählich verstummt. Der Kaiser, umgeben von den Hofherrn, kommt nach vorn.)

Zweiter Hofherr: Ich beglückwünsche Eure Majestät. Endlich hat diese lästige Abordnung das Feld geräumt.

Erster: Bewundernswürdig, wie Eure Majestät diese Leute abfertigten, etwas herb, doch ohne sie vor den Kopf zu stoßen.

Zweiter: Mort de ma vie — das ist hohe Kunst.

Dritter (angesäuselt): Sapperment — das muß man geerbt haben.

Karl (eisig): Spart eure Komplimente, ihr Herrn. Ich wünsche allein zu bleiben, bis mir der Beginn des Banketts angesagt wird.
(Hofherren ziehen sich in den Hintergrund.)

Karl (allein): Wie kommt's, daß, Hoffnung zu enttäuschen,
so wenig meine Brust beschwert, was doch
mein Lehrer Adrian von Utrecht
die bitterste der Herrscherpflichten nennt?
Was macht mich fühllos gegen die Verfinstrung
treuherzig aufgeschlossner Mienen? Ist's
der Schatten meiner freudearmen Kindheit,
statt Mutterlieb umhegt von irren Launen
der Frau, die mich gebar, die heute Wahnsinn
umnachtet? Wie dem sei. Doch ärgert's mich,
daß dieses Kaufmanns ungemessne Machtgier
mich zwingt zu Schritten, die nicht förderlich
dem kaiserlichen Ansehn. Er ist stärker
im Augenblick als ich: das frißt in mir.
Wie kann ich's wenden? Diesmal bleibt er Meister. (Ab.)
(Jobst kommt, gefolgt vom Haushofmeister.)

J o b st: Schon wieder seid ihr da — ihr schleicht mir nach!
Was wollt ihr denn von mir?

H a u s h o f m e i s t e r: Ihr werdet's wissen.

J o b st: Was soll der hehle Ton und der verwünschte
Katz-überm-Mausloch-Blick, mit dem ihr mich
beständig anblinzt? Hab ich was verbrochen?

H a u s h o f m e i s t e r: Man sah euch hier und da, höchst sonderbar
benahmt ihr euch, gar scheu und aufgeregt.
Läuft so ein Ehrenmann durch fremde Räume?
Was treibt ihr hier im Haus?

J o b st: Was ich hier treibe?
Ich sagte doch, es braucht euch nicht zu kümmern,
Kein Unrecht ist dabei, — so glaubt mir doch.

H a u s h o f m e i s t e r: Hehe, so spricht ein jeder Dieb.

J o b st: Was — Dieb?
Mich treibt die Sorg um alles, was mir teuer,
und Ahnung eines Unheils, das im Schwang,
und diese Schal' von einem Menschen hält
mich tückisch fest und sucht mich zu verstricken
in törichte Verleumdung.
(Fugger kommt.)

H a u s h o f m e i s t e r: Gnädger Herr,
hier bring ich ihn. Ein ganz Rabiater ist's.
Er schimpft auf mich!

J o b st: Weil ihr mir nachlauft wie
der Hundsstern dem Orion!

H a u s h o f m e i s t e r: Hört ihr's, Herr:
er nennt mich Hundsstern.

J o b st: Das ist lächerlich,
wie seine Anklag.

H a u s h o f m e i s t e r: Seht, er leugnet alles.
(Er geht auf einen Wink Fuggers ab.)

Fugger: Ihr seid ein Webermeister aus der Stadt?

Jobst: Ja, Herr. Es wundert euch, mich hier zu finden:
ich gebe zu, mein Hiersein, mein Verweilen
in eurem Haus ist ungeziemend, heischt
Entschuldigung.

Fugger: Es ruht Verdacht auf euch.

Jobst: Ich weiß nicht, was ihr meint. Ich bin kein Dieb.

Fugger: Dann sagt mir doch den Grund für euer
auffälliges Betragen.

Jobst (schweigt.)

Fugger: Herr, ich warte.

Jobst: Ich kann den Grund nicht sagen. Macht mit mir,
was euch beliebt.
(Ulla kommt.)

Fugger: Sieh diesen Menschen an:
er leugnet dreist und tut so stolz, als hätt
er ein Gewissen blank und friedlich wie
die Straß nach Innsbruck, seit die Wegelagrer
man ausgerottet. (Zu Jobst): Ihr sollt unbehelligt
das Haus verlassen, wenn ihr offen sagt,
wo die gestohlenen Papiere sich
befinden, ob zu Andrer Kenntnis sie
gelangt, zu wessen und was jetzt im Werk.

Jobst: Ich weiß nicht, Herr —

Fugger: Es war noch niemals unklug,
aus meiner Feinde Dienst zu wechseln in
den meinigen. Dies überlegt euch.

Jobst: Ihr irrt euch, Herr, in mir.

Fugger: Ist dies Verstellung?
(Ungeduldig) Die Zeit verrinnt.

Ulla (rasch): Laß mich ihn fragen, Oheim,
vielleicht gelingt es mir.

Fugger: Nun ja — versuch's.

Ulla (tritt vor Jobst hin): Ihr seid ein Webermeister und wart nie
in diesem Haus? Ich glaub euch das.
(Mit Betonung): Es sind Papiere heute fortgekommen,
sehr wichtige, die Weberschaft betreffend,
euch muß bekannt sein, wie gefährlich für
die Weber Augsburgs —

Fugger: Halt, sag nicht zuviel!

Ulla (fortfahrend): Ihr habt in diesem Hause einen Menschen,
der euch ergeben ist und wohlvertraut,
mit euch im Bunde, — so vermute ich.
Und dieser Jemand, der noch unentdeckt,
er hat's für euch getan — — versteht ihr mich?
Was zittert ihr und greift euch an die Brust —

Jobst: Ich glaub zu träumen —

Fugger (tritt hinzu): Wollt ihr nun gestehn?
(Haushofmeister kommt mit Augustin.)

Haushofmeister (zu Augustin): Seid so gefällig, kommt herein.

Fugger: Was soll das?

Haushofmeister: Ein neuer Umstand, gnädger Herr, höchst peinlich
durch die Person, die Stellung des Verdächtgen:
's ist ein Sergeant der kaiserlichen Leibwach,
den wir in einem dunklen Winkel unter
der Dienertreppe, wo man Besen aufhebt,
gekauert fanden.

Augustin: Freund, was euern Winkel angeht, ich bin schon in schlechteren gelegen, und die Ratten haben mir meinen Mundvorrat aufgefressen, aber die Ehre haben sie mir immer gelassen.

Haushofmeister: Befragt, weshalb er sich verborgen halte,
an solchem Fleck, gab er uns grobe Antwort.

Augustin (wild): Das Schicksal hat mich eingekesselt und gestellt wie einen angeschossenen Keiler — wollt ihr euch auch noch mit ihm gegen mich verbünden!

Haushofmeister: Seht, wie er rast. Doch was ihn mehr belastet
als dies Benehmen, ist der Diener Aussag,
die ihn am Vormittag, zur selben Stunde,
als ihr bestohlen wurdet, gnädger Herr,
durch Höf' und Säle wütend stürmen sahn.
Dies deutet, dünkt mich, auf Zusammenhang.

Augustin: Hahaha, jetzt merk ich, nach welcher Stalltür euer Öchslein trottet: Gestohlen soll ich haben! Guter Mann, eure Beschuldigung in diesem Augenblick macht mir soviel Kummer, wie wenn einem, der dort steht, wo es Bolzen und Stückkugeln hagelt, ein Bucheckerchen oder'n Sperlingskack auf den Kopf fällt. (Er erblickt Jobst): Junger Herr, da seid ihr ja auch! Wie geht's, steckt ihr auch in der Klemme?

Haushofmeister: Sie kennen sich! Herr, seht nur.

Fugger: Diese Wendung,
die einen Mann des Kaisers drein verwickelt,
was erst als Mummenschanz sich anließ, ist
verdrießlich. (Zu Augustin): Faßt euch kurz, Sergeant.
Ihr hört, man zeiht euch der Beteiligung
an einem Diebstahl, im Verein mit Diesem. (Er zeigt auf Jobst.)
Rechtfertigt euch!

Augustin: Mein Treu, gestrenger Herr, ich wünscht, ich wäre an jeder dunklen Sache so unschuldig wie an der, die ihr meint.

(Rosamunde kommt.)

Himmel und Hölle — da kommt sie! (Zu Fugger): Herr, ich hab's getan, ich hab alles getan, was ihr wollt. Laßt mich gefangensetzen! (Zum Haushofmeister) Führt mich ab, sperrt mich ein. Nur schnell!

Fugger: Was sollen diese Possen!

Haushofmeister (frohlockend): Er gesteht!

Rosamunde (nähert sich der Gruppe): Da ist er. Augustin! Augustin! Verzeihn euer Gnaden, Herr Fugger, ihr kennt mich doch, ich bin Rosamunde, die Wirtin zum Blauen Engel, eure Nachbarin. Und daß ich's gleich heraussage: der dort, der sich vor mir versteckt, ist mein Ehemann,

der Vater meines Kindes, der vor neun Jahren davongegangen ist in die weite Welt.

Fugger: Dann nehmt ihn, gute Frau, und zähmt ihn euch.
(Zum Haushofmeister): So klärt sich dieses auf.
(Haushofmeister ab.)

Ulla: Er, euer Mann?

Rosamunde: Ja, Fräulein, das ist er leibhaftig mit Haut und Haar, er kann's nicht leugnen. (Auf Augustin losgehend): Augustin, du entkommst mir nicht. Du bist mir noch gut, du hast es mir bewiesen durch dein Geschenk! Daheim in meiner Truhe liegt es bei meinem Brautkleid. Du weißt doch: die Verschreibung der Ländereien überm Weltmeer — o Gott, was fang ich nur damit an? Erklär mir's doch.

Augustin: Was faselst du?

Rosamunde: Du weißt doch, das Käst...

Ulla (fällt ein): Rosamunde! (Sie nimmt sie beim Arm und führt sie beiseite.)

Augustin (zu Fugger): Herr, kann ich jetzt gehn? Entschuldigt mich.
(Eilig ab.)

Ulla (zu Rosamunde): Vom Kästchen schweigt. Gestohlen ward's!

Rosamunde: O Gott!
(Jeronimus kommt.)

Jeronimus: Die Gäste sind versammelt. Wünscht ihr, Oheim,
daß man dem Kaiser melde das Bankett?

Fugger: Sogleich, Jeronimus. (Gedämpft): Wie steht es draußen?

Jeronimus: Die Menge, als die Abordnung hinaustrat,
zerstreute sich. Doch hört man, in der Stadt
die Unruh steige.

Fugger: Wär mein Plan bekannt,
sie würden toben. (Zu Jobst): Zwar ihr bleibt verdächtig,
doch steht euch frei, euch zu entfernen.
Ihr seid gewarnt, man weiß euch jetzt zu finden.
Erwägt, was klüger: Fuggers Feind zu sein
und seine Bahn zu stören, oder ihn
sich zu verpflichten. Mancher schon gelangte
um kleinren Dienst zu Amt und reichen Ehren.

Jobst: Ihr scheint gewohnt, die Menschen zu verachten.

Jeronimus (zu Ulla): Wer ist das, Ulla? Was erglühst du so?

(Fugger gibt den Hofherrn, die sich im Hintergrund aufhalten, einen Wink, einer von ihnen eilt in die Gemächer des Kaisers. Fugger, Jeronimus und die Übrigen nehmen Front gegen die Tür, die geöffnet wird.)

Ulla (zu Jobst, leise): In unsern Gärten vor dem Stadttor wird
die Festgesellschaft sich ergehn, sobald
das Mahl vorüber. Jobst, du kennst das Pförtchen,
das alte, hinterm Wall — dort wart auf mich.

Jobst: Du hast's getan!

Ulla: Dort wirst du alles hören. (Jobst ab.)

Rosamunde (die inzwischen fassungslos, die Schürze vor den Augen, dagestanden, für sich):
Gestohlen ist das Kästchen! Er ein Dieb,
aus Prahlsucht und aus Liebe! Augustin!
Wer niemand sagen kann, daß weh ihm ist,
ach, dem ist weh. Ich muß es wiederbringen! (Ab.)

(Indem der Kaiser heraustritt und Fugger auf ihn zugeht, fällt der Vorhang.)

(Der Schluß folgt im nächsten Heft.)

*

# Umschau

## Der Bildhauer Fritz Schwarzbeck

Die deutsche Bildhauerei von heute hat guten Nachwuchs. Was diesen Nachwuchs in seinen begabtesten Vertretern kennzeichnet, ist das Bewußtsein erarbeiteter Tradition. Indem die jungen Bildhauer das Kunstwollen der letzten fünfzig Jahre aufnehmen, bewahren und weiterbilden, knüpfen sie in großer Linie an die herrlichen Leistungen mittelalterlicher deutscher Kunst an und stellen weiterhin, in freier Weise, die Verbindung her zu der klassischen Kunstübung der abendländischen Welt.

Fritz Schwarzbeck nimmt unter diesem Nachwuchs eine besondere Stellung ein. Während bei einer Reihe jüngerer Bildhauer das Angleichen und Verwandeln der übernommenen Stilelemente sich als ein mehr bildungsmäßiger Vorgang anzeigt, ist es bei ihm ein freier, notwendiger Naturvorgang, der sich voll, bluthaft und ungedanklich vollzieht. Darum entgeht Schwarzbeck auch auf glückliche und sichere Weise den hier möglichen Gefahren. Er vermeidet ein vorschnelles Zusammenfassen, zu dem ein ideenhaftes Ideal verlocken könnte, und versagt sich andrerseits einem allzu persönlichen Ausdeuten und verwahrt sich damit gegen jegliche Übersteigerung. Die geistige Fülle, die seiner Kunst gegeben ist, hält ruhig die Mitte zwischen Wirklichkeit und Idee. Deswegen auch kann man wohl eindringlich über seine Arbeiten reden, aber nicht pathetisch, und klug reden, aber nicht geistreich.

Schwarzbecks Kunst ist auf breitester Basis eine Kunst der Gesittung. Daher vereinigt sie stilmäßig alle nur möglichen Nuancen vom Schwellend-Vollen bis zum Eindeutig-Schlichten. Es ist leicht, ein heimliches Barock aus der Körperdichtigkeit seiner Figuren abzulesen, und ebenso leicht, eine gewisse abstrahierende Urhaltung im Aufbau der Formen festzustellen. Aber damit trifft man nicht das Wesentliche. Allein wesentlich ist, daß mit dem Reichtum der Formen, die von diesen Polen begrenzt sind, eine Mischung erreicht wird, die nur der Schwarzbeck'schen Kunst eigen ist. Das Verdienst Schwarzbecks ist dabei in erster Linie ein menschliches: er läßt nicht aus. Seine Persönlichkeit ist offen für die ganze Skala der Gefühle vom Tödlichsten bis zum Lebendig-Anmutigsten, und seine Willenswelt kennt alle Formen von der ruhigen Hingabe bis zur straffsten Selbstdisziplin. Das künstlerische Ergebnis solcher Haltung ist berückend. Es gibt seinen Schöpfungen, trotz der überreichen Vielfältigkeit im Einzelnen, eine wunderbare Gebundenheit im Ganzen. Gekrönt wird diese Wirkung durch einen völlig originalen Ernst. Es ist kein ein für alle Male abgegrenzter Ernst, kein dogmatischer Ernst. Er ist so tief, daß er bezwingt,



Photo: Haus der Rhein. Heimat, Köln

Ausschnitt aus den Türen von St. Maria im Kapitol
Köln. Um 1065



Photo: Haus der Rhein. Heimat, Koln

Die Drei Könige vor Herodes
Ausschnitt aus den Türen von St. Maria im Kapitol
Köln. Um 1065

aber er ist auch so leicht, daß er nicht belastet; und sein höchstes Gutes beweist er dadurch, daß er den Weg offen hält in Lächeln und Humor, in diese höchsten Gnadenregungen unseres Menschseins.

Diese geistig-seelischen Erkenntnisse eingehender zu belegen, dazu bedarf es nur einer umfassenden Darbietung von Schwarzbecks Werken, vor allem der schönen, ausgiebigen Reihe der jüngsten Statuetten. Wie da ein Rücken, eine Brust- oder Schoßpartie in völliger Überlegenheit gebildet sind, ist richtige, verschwiegene Zauberei, der nichts Erlernbares anhaftet.

Schwarzbeck, 34jährig, ein geborener Mittelfranke, war Schüler der Düsseldorfer Akademie. Anschließend arbeitete er in Frankfurt und Darmstadt. 1935/36 ging er als Rompreis-Träger nach Italien und lebt und arbeitet nunmehr wieder in Darmstadt. Paul Appel

---

## Vom Sinn der Denkmalpflege

### Die Holztüren von St. Maria im Kapitol

Der Kirche St. Maria im Kapitol zu Köln widmet Georg Dehio in seiner Geschichte der deutschen Kunst ein paar Seiten, auf denen jeder Satz von der Gabe dieses großen Gelehrten zeugt, im Gewordenen das Werdende zu sehen und aufzuzeigen, wie die Formen sich entwickeln. Er unterbricht plötzlich den ruhigen Fluß seiner Schilderung, bildet Sätze ohne das Zeitwort und läßt so den Leser fühlen, wie sehr es angebracht ist, sich in dieser Kirche zu verwundern: „Bei ihrem Anblick sieht sich der von der bisherigen Entwicklung ausgehende Betrachter in Staunen und Ratlosigkeit versetzt. Ein Gebilde aus einer fremden Welt. Offensichtlich aus dem Gedankenkreis des Gewölbebaus hervorgegangen."

Hier setzt nun Dehio an, erklärt den Grundriß mit seiner „so reichen und kultivierten Gestaltungskraft" als einen Bund von Langbau und Gewölbebau und leitet die Form von St. Maria im Kapitol im Hinblick auf die scemate Longobardino errichtete Kirche von Klosterrath aus dem lombardischen Kunstkreis ab, er hält diese Herkunft für „zwar nicht bewiesen, aber doch der Wahrscheinlichkeit recht nahe gebracht"; bei dieser Vermutung läßt Dehio es unentschieden, „ob der Meister der Kapitolkirche ein eingewanderter Lombarde oder ein zurückgewanderter Deutscher war. Wahrscheinlicher ist das Zweite".

Nun soll hier nicht von dieser Kirche, sondern von ihrer Eingangspforte die Rede sein; aber gewiß hat der Formenreichtum dieses romanischen Baues, seine Vielgliedrigkeit und vielfältige Innenzier, kurz der genius loci, Art und Rang der entstehenden Türen mitbestimmt. Denn was Dehio zu dem Grundriß des Baues sagt: „Über das Vermögen der deutschen Baukunst geht das weit

hinaus", trifft in etwa auch auf die Türen zu — sie zeigen in Schmuck und Gestalten eine Vielgliedrigkeit, die alle formelhaften Vorstellungen von Frühe und Späte des deutschen Mittelalters und seiner Kunst vernichtet.

Die Kirche Maria im Kapitol ist schon seit Jahrzehnten ein Schmerzenskind der Denkmalspflege.

Im Dämmer hingen die Holztüren; es war kaum möglich, sie anders als flüchtig zu betrachten. Sie waren durch ein Eisengitter vor dem Zugriff von Andenkenjägern geschützt, die vor etwa hundert Jahren, als die Reiselust mehr und mehr auf alle Stände des Volkes übergriff, sich nicht scheuten, Stücke und Stückchen des Schnitzwerkes abzubrechen. Reizvolle und schmerzliche Widersprüchlichkeit: dieselben Reisenden, für die die kostbare Fülle von Rheinlandschaften im ansteigenden neunzehnten Jahrhundert gemalt, gezeichnet und gestochen wurde — vor allem die herrlichen Schabkunstblätter englischer Künstler —, sie bekundeten ihre Anteilnahme mit allzu derbem, leibhaftigem Zugriff. Auch war die Tür mit brauner Farbe und dem auf ihrer Schicht abgelagerten Staube bedeckt.

Als nun jetzt die Stützungsarbeiten an der Kirche begannen, der Staub sich auf diesem kultischen Kunstwerk ablagerte und die gefährlichen Kalkdämpfe auch der Tür zuzusetzen begannen, forderten kluge Kunstliebhaber, man möge die hölzerne Pforte während der Bauarbeit der Kölner Schatzkammer für die mittelalterliche, also kirchliche Kunst, dem Schnütgen-Museum in der ehemaligen Heribertsabtei zu Deutz überweisen und so der Öffentlichkeit besser zugänglich machen, als es in dem Gotteshaus selbst möglich gewesen war. Damit wurde ein Herzenswunsch des Professors Fritz Witte, des Museumsleiters, endlich erfüllt; als die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen und denkmalpflegerischen Mühen um diese Türflügel durch Paul Clemen, der sich nun trotz seinem jugendlich lebendigen Einsatz schon seit längerem den Nestor der rheinischen Kunstwissenschaft nennen lassen muß, der Öffentlichkeit mitgeteilt wurden, wurde dieser auf Wittes Wunsch ihm übertragene Vortrag eine Gedächtnisrede auf den Direktor des Schnütgen-Museums.

Den Gelehrten war es bekannt, daß Fritz Witte sich daheim oder in seinem Museum oft mehrere Stunden, ja, selbst einen halben oder ganzen Tag mit einem neugefundenen Kunstwerk einzuschließen pflegte, ohne Bücher, ohne Abbildungen, die zum Vergleich hätten dienen können; kam er dann aus dieser selbstgewählten Haft, so pflegte er ein Ergebnis mitzuteilen; wenn nicht, schloß er sich bald wieder ein und umging, umstürmte das Kunstwerk und ließ es nicht, bis es ihn segnete. So mag er viele Stunden um die auf Böcke gelegten Türflügel herumgewandert sein, bis er die in der Pflege solcher Schnitzwerke erfahrene Frau Grete Brabender rufen ließ.

„Unter dem Schmutz", so schildert Witte in dem letzten Aufsatz von seiner

Hand das Ergebnis dieser Arbeit fraulicher Geduld, „unter dem Schmutz kamen Anstriche von brauner, sehr unreiner Ölfarbe zutage. Sie waren derart erstarrt, daß ein Versuch, sie auf trockenem Wege durch Abschaben zu entfernen, fehlschlagen mußte. Jedenfalls hätte er nur sehr, sehr langsam und dann noch zu einem unbefriedigenden Ergebnis geführt. So gingen wir dazu über, diese Farbschichten aufzuweichen und dann vorsichtig abzuheben. Das Ergebnis ist überaus erfreulich gewesen. Unter dem brutalen Ölanstrich kamen mehr und mehr beachtliche Teile eines farbigen Überzugs zutage. Seine Zusammensetzung aus Harzfarbe hatte bewirkt, daß er sich in dem Zustand erhalten hat, wie er vor dem Auftrag der Ölfarbe gewesen ist. Kurz gesagt: die riesigen Türen und die sie völlig bedeckenden Schnitzereien sind von oben bis unten farbig behandelt."

„Von oben bis unten farbig behandelt": Wäre nun, so sei dazwischengeworfen, das Öl nicht mit Harzen durchsetzt gewesen und hätte die Grundfarbe sich mit ihm stofflich verbunden, wir hätten niemals dieses große Werk des rheinischen Schnitzmeisters in seiner ursprünglichen Gestalt gesehen! Ein Beweis mehr, von welchen Zufällen oft das Weiterleben eines Kunstwerkes in der Nachwelt abhängt, eines Werkes hier, von dem Witte sagen darf: „Welche wunderbaren Pole in der Kunstgeschichte: Die Türen von Kapitol — das Dombild Stephan Lochners!"

*

Beispiel und Gegenbeispiel oder die Gabe des Vergleichs stützen die Erkenntnis eines Kunstwerks. Vor den Türen von St. Maria im Kapitol sei einer Schöpfung der bildenden Kunst gedacht, die es wohl niemals gegeben hat und doch uns bis in alle Einzelheiten bekannt ist. Wir meinen den Schild des Achill, von dem Homer im achtzehnten Gesang der Ilias erzählt; meinen jene hundertneunundzwanzig Verse, die von je den Ruhm Homers bei den Dichtern, den Könnern, Kennern und Kündern ausgemacht haben; Herder spricht einmal von dem, was „für die Griechen interessant" war und sagt: „wenn es nirgends Raum hatte, so fand es Raum auf dem Schilde Achills" .. .. Hephästos schuf die Waffe, und Voß übersetzt hier seinen Homer so:

„Aus fünf Schichten gedrängt war der Schild selbst; oben darauf dann
Bildet' er viel Kunstreiches mit kundigem Geist der Erfindung.
Drauf nun schuf er die Erd, und das wogende Meer, und den Himmel,
Auch den vollen Mond, und die rastlos wandelnde Sonne;
Drauf auch alle Gestirne, soviel sind Zeichen des Himmels,
Auch Plejad' und Hyad', und die große Kraft des Orion,
Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird,
Welche sich dort umdreht, und stets den Orion bemerket
Und allein niemals in Okeanos' Bad sich hinabtaucht..."

Nur in Kürze sei hier ausgeführt, was jedem, der das Heldengedicht

des Krieges gegen die Trojer gelesen hat, bei der Inhaltsangabe wieder in den Sinn kommt: die Schilderung einer friedvollen Stadt mit Hochzeit, Gelag' und Tanz, mit einer Volksversammlung auf dem Markt und einer Gerichtsverhandlung unter dem Vorsitz der „Obern im heiligen Kreis auf schöngehauenem Steine"; die Schilderung der zweiten, der kriegsdurchtosten Stadt mit Belagerern, Verteidigern, dem Überfall auf die Herden der „gehörnten Rinder und weißwolligen Schaf'" und dem Tumult der Schlacht. Homer, indem er sich zum Gott Hephaistos hinaufverwandelt, schildert nun das Landleben, die Arbeit des pflügenden Bauern auf dem Brachfeld, des Schnitters in der Mahd, des Winzers bei der Ernte, der Hirten auf dem Felde und ihres Kampfes gegen die Löwen, die die Rinder reißen, endlich ein Fest der Hirten, einen bacchischen Tanz vor dem Erscheinen des Dionysos in der griechischen Welt. Das alles umschließt, nach dem Weltbild der Hellenen, auf diesem Sinnbild und Sinnschild das Meer:

„Auch die große Gewalt des Stromes Okeanos schuf er
Rings am äußersten Rand des schönvollendeten Schildes."

Wir haben heute Kunde von den vielen, feinen und vielverzweigten Strömen, mit denen das Erbgut der Alten in das Mittelalter geronnen ist; doch wird der Meister der Tür von St. Maria im Kapitol kaum etwas von dem Schilde des Achilles gewußt haben. Aber selbst wenn dem so wäre: was würde das besagen! Die Kunstgeschichte hat längst erkannt, daß ebenso viel wie wenig damit getan ist, Abhängigkeiten festzustellen; sie sind von Fall zu Fall anders zu werten; überdies wäre ja dann hier die Abhängigkeit eines Werkes der bildenden Kunst von einem der Wortkunst zu erweisen, von einem Gedicht! Aber darauf hin ist unser Vergleich gerichtet: es handelt sich bei den Schnitztüren um ein christliches Lehrgedicht, einen geschnitzten Heliand, eine Heilsgeschichte im Holz.

Was auf dem Schilde des Achill das Meer, ist auf den Türflügeln von St. Maria im Kapitol ein Rahmenwerk von überrankten Flachstäben, beschrifteten Leisten, Flechtbändern nordischer Verschlungenheit, Perlstableisten und in quellendem Formenreichtum ausgebildeten Knäufen; in diesem Gewoge der Schmuckleisten, und ihres rechteckigen Grabennetzes schwimmen die Platten mit den zu starker Körperlichkeit herausgeschnitzten Leibern von Gott, Engeln und Menschen wie Inseln, sechs über die ganze Breite der Türflügel hin, die andern paarweise — so sind es insgesamt sechsundzwanzig Bilder.

Wenn wir den nützlichen, aber so sehr hinkenden Vergleich zwischen dem Schild des Achill, einem Gebilde der dichtenden Phantasie, und der Tür von St. Maria im Kapitol noch einmal anwenden wollen, eh' wir ihn fallen lassen, und dazu wird es nun Zeit: eines erschließt er unmittelbar: wie sich im elften vorchristlichen und

im elften nachchristlichen Jahrhundert die Haltung des Menschen zur Welt und damit seine Kultur im abendländischen Raum verwandelt hat.

Die Welt Homers, der in seinen Epen lang Vergangenes und für ihn Gegenwärtiges so wunderbar zusammenschmilzt, ist die Welt auf dem hephaistischen Schild: wohl mischen sich hier und da die Götter ins Geschehen, aber sonst ist alles so, wie es erscheint, unter dem Glanz des hellenischen Überlichts, das den Menschen und Dingen alles Fragliche nimmt. Wie anders der Meister der Tür: ihn fesseln nicht Stadt und Strom, nicht Friede, nicht Krieg, nicht das Tun der Menschen an Alltag und Feiertag, ihm ist nur eines wichtig, das Leben und Leiden des Gottessohnes. Wo ein Tier vorkommt, wie in der Tafel mit den Hirten auf dem Felde, schrumpft es zusammen, „unnatürlich" winzig neben den Menschen, eingegangen in Baum und Strauch als reine Schmuckform. Nur eines kann dem geschaffenen Menschen dieses Tafelwerkes, der sich mit Schöpfung und Schöpfer entzweit hat, aus seiner Not helfen: der Glaube an Gott als den Überwinder der Natur.

Und doch: es ist ein Rheinfranke, ein Deutscher, der dieses Bekenntnis ablegt. Hamann sagt von dieser Tafel, auf der die Boten des Herodes ausgeschickt werden, bei den Schriftgelehrten Auskunft über die Geburt des Messias einzuholen: „Herodes sitzt — ganz ins Bild hineingewendet, ganz dem Drama zugehörig — auf einem Stuhl mit übereinandergeschlagenen Armen, kräftig gerundet, in jeder Einzelform geballt, deshalb etwas wie ein Götze und doch so volkstümlich lebendig wie ein Häuptling und Dorfschulze. Die beiden Boten — auch sie kugelig im Kopf, röhrenhaft in den Gliedern, plastisch in den Einzelformen, ohne jede drahtige Manier der vorangehenden Zeit, sind wieder von e i n e m Gefühl erfüllt, dem der Angst vor der Hoheit der Majestät". Kugelig im Kopf, röhrenhaft in den Gliedern — das sind Hilfsbegriffe der kunstwissenschaftlichen Sprache. Einfacher und erlebnisreicher drückte sich Clemen in seiner Rede aus, als er vor den geschnitzten Vorgängen auf den Türflügeln und ihrer frühen bäuerlichen Herb- und Derbheit von einem „Kölner Platt des 11. Jahrhunderts" sprach, einem „Passions- und Puppenspiel mit wenigen Figuren auf ganz flacher Bühne" und an die Passionsspiele zu Stieldorf im Westerwald, hinterm Siebengebirg, erinnerte, in denen es vor einem Menschenalter noch so derb bäuerlich zuging.

Clemen sah in den Darstellungen — deren Entstehungszeit Witte nach dem Formenschatz der Schriftbänder um das Jahr 1050 ansetzt und Clemen ins Jahr 1065, in dem die erneuerte Kirche geweiht wurde — den Anbeginn einer deutschen Ausdruckskunst. Der Gruß des Engels etwa und die stumme Gebärde der Maria, das innige Umarmen in der Szene der Heimsuchung, der jähe

Schrecken der Hirten auf dem Felde und ihre weitausholenden Gesten, der Heranflug des sehr männlich aufgefaßten Engels, die Furcht des Herodes, die seinen Leib sich krümmen läßt, — das alles ist von einem starken Ausdruck beseelt, der jeweils das Gefühl auf einen beherrschenden Grundzug vereinfacht. Wie Christus etwa den Lazarus auferweckt und das Weib sich auf den Boden wirft, ihm die Füße zu küssen; wie Christus in Qualen auf dem Ölberg liegt und die Jünger, die Häupter auf die Hände gestützt, in den Schlaf versinken: diese Vorgänge sind hier mit einer Kraft aus den schweren Leibern der Menschen herausgeholt, die noch ganz ursprünglich ist.

Dabei von Primitivität zu sprechen, führt irre. Die Größe des Meisters dieser Türflügel beruht eben darin, daß er niemals die einzelne unter diesen sechsundzwanzig Tafeln für sich ersonnen hat; so schwer, ja plump die einzelne Gestalt erscheinen mag: im Zusammenhang des Ganzen wirkt sie leicht und beweglich. Wir nähern uns der Tür, wie sie jetzt an der Stirnwand des großen Saales im Schnütgen-Museum für ein Jahr zu betrachten ist, sehen die Fläche des Grundes in einem goldgelben Ton schimmern, daraus leuchtet nun das Rot, das Blau, das Grün der Körper, Gewänder und Pflanzen, alles von festlichem Rot umrandet, das Einzelne mit feinen, weißen Linien hervorgehoben, die zugleich bezeugen, wie wenig das Ganze mit einer stoffversklavten, naturalistischen Haltung zu tun hat. In diesem Ganzen verliert die einzelne, noch so ausdrucksstarke Gestalt ihren Selbstwert und fügt sich in die große Rangordnung ein.

Wer auch nur ein wenig von der Geschichte der Künste kennt, weiß, daß die Schöpferkraft niemals ganz versiegt, wohl aber von einem Gebiet aufs andere überspringt. Eben noch hat sich in der Buchkunst auf kleinster Fläche die Größe des Schauens und des Ausdrucks entwickelt, die die Bebilderung denkmalhaft, also monumental erscheinen läßt, da springt sie auf die Wandfläche hinüber und füllt mit ihrem Atem den größten Kirchenraum; eben noch ist auf kleinem Elfenbeinplättchen biblisches Geschehen mit der Gabe des lebendigen Fabulierens wiedergegeben worden, mit bebendem Stichel, da springt diese Kunst aufs Holz hinüber. Die fast freistehenden Figuren der Tür beweisen, daß der Schnitzmeister noch nicht immer aus dem Holz und fürs Holz schneidet, sondern gewissermaßen ans Elfenbein zurückdenkt; Wittes Helfer, Dr. Hermann Schnitzler, der im September 1935 in der Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft den „Bassenheimer Reiter" zuerst beschrieben hat, geht diesen Zusammenhängen in der Auswahl der Kunstwerke nach, die als Zeugnisse gleichzeitigen Schaffens vor der Holztür für einige Zeit ausgestellt sind. Neben der Bronzetür von Hildesheim wird nun die Holztür von St. Maria im Kapitol mit dem Reichtum ihrer Formen und Farben ge-

nannt werden, das niederrheinische, kölnische Werk, ganz anders als bisher, Zeugnis deutschnordischer Empfindungsgewalt, die den christlichen Gehalt durchwaltet und erhöht.

Wie dieses stolze Kunstwerk behandelt worden ist, das rechtfertigt die vielangefochtene, oft sich selbst anzweifelnde Denkmalspflege. Wir haben heute Museen ohne Grenzen. Damit meinen wir nicht Museen, deren Umfang für den Durchschnitt der Besucher unüberschaubar bleibt, dem überschaubaren Museum gehört die Zukunft. Um die Überschaubarkeit wiederzugewinnen, teilen die Leiter der großen Museen die Bestände schon überall in Schau- und in Studiensammlungen. Nein, „grenzenlos" muß der Wille des Museumsleiters sein, alles das, was seiner Natur nach außerhalb des Museums bleiben muß, und das, was darin geborgen ist, mit einem geistigen Band zu umschließen. Das Astkreuz von St. Maria im Kapitol, das zusammen mit den Türen in die Obhut des Museums übernommen worden ist, wäre vielleicht eines Tages, wie andere Kunstwerke des Mittelalters, zu Staub zusammengefallen, angenagt von dem Wechsel der Witterung, zerfressen vom Holzwurm. Nachdem aber der Denkmalpfleger sich des herrlichen Werkes annahm, die Schichten reinigte, die Würmer durch Gase vernichten ließ, steht es nun im Museum, leicht von allen Seiten zu betrachten, ein Werk unerbittlicher Gottesfurcht, und wird dann, nach gemessener Frist, wieder in der Kirche hängen. Denn die Kunstgelehrten schleppen nicht mehr, wie es früher der Fall war, die Kunstwerke aus den Kirchen heraus, die dort hätten bleiben sollen; sie geben die pflegsam behandelten Werke wieder zurück. In diesem Sinn eben ist das Kunstmuseum heut „ohne Grenzen" und betrachtet Kunstwerke, auch wenn sie nicht im Katalog als sein Besitz und Eigentum verzeichnet sind, als „sein".

So sollen in Jahresfrist die Türflügel von St. Maria im Kapitol wieder in die Kirche zurück. Bis dahin wird sich entschieden haben, ob die Denkmalpflege, die an diesem Schnitzwerk so Herrliches geleistet hat, an einem andern Stück der Kirche sündigen wird oder nicht. Die Gotik hat diesem Chor des romanischen Baues Fenster ihres Stiles eingefügt. Ein schulmeisterlicher Purismus will nun die romanische Form wiederherstellen. Das hieße doch, die größte Gnade der alten und neueren Baukunst verkennen, nahtlos die Stilformen ineinanderwachsen zu lassen, die Gnade der Erkenntnis, daß auch die Zeiten sich nach einem Bauplan des Schöpfers zusammenfügen.

Wie auch die Fachwelt sich entscheide: die Türen von St. Maria im Kapitol wird dastehn als ein Zeugnis deutschchristlicher Frühe, vom Geiste der zwei Jahrhunderte vorher entstandenen Heliand-Dichtung, aber ohne deren Lehrhaftigkeit, farbenstrahlend, ein Werk echter Größe.

Otto Brües

## Über die Rolle des Menschen in neueren amerikanischen Filmen

Vor etwa drei Jahren sah ich kurz nacheinander zwei amerikanische Filme, die mir zu denken gaben. Der erste hieß „Ich bin Susanne", der zweite „Die Fabel von King Kong".

„Ich bin Susanne" war ein durchschnittlicher Film, von dessen Handlung ich nur noch soviel weiß, daß es sich dabei um den Konkurrenzkampf zwischen einer Truppe von Puppenspielern und einem Varieté handelte. Indessen stehen mir zwei Szenen aus diesem Film heute noch so klar vor Augen, als hätte ich sie gestern erst gesehen. In der ersten dieser beiden Szenen spielte sich Folgendes ab: Die junge Seilkünstlerin des Varietés sitzt in ihrem Atelier und denkt an einen der jungen Puppenspieler, zu dem sie sich hingezogen fühlt und auf dessen Annäherung sie insgeheim wartet. Plötzlich senkt sich durch ein Fenster des Glasdachs eine Puppe herab, die Gestalt und Gesicht des Geliebten hat. Die Puppe bewegt, sobald sie auf dem Fußboden steht, Hände und Füße auf eine demütig flehende Weise, und mit der ins Traumhaft-Traurige verwandelten Stimme des Geliebten bittet sie das Mädchen um Liebe ... Kurz darauf erscheint auch der junge Puppenspieler am Fenster und erklärt lachend das Ganze für einen Scherz; trotzdem ist die Wirkung dieses eigenartigen Geständnisses auf das Mädchen — wie auch auf den Beschauer — zugleich erschreckend und hinreißend. Denn in dieser redenden und sich bewegenden Marionette erschien auf gespenstisch unmittelbare Art etwas von der leidvollen Getriebenheit des menschlichen Wesens in Augenblicken, wo der Mensch nicht mehr aus eigener Vernunft und Mächtigkeit handelt, sondern wo mit ihm und durch ihn gehandelt wird — im Guten wie im Bösen. Die andere Szene, die sich mir unvergeßlich eingeprägt hat: Dem Mädchen vom Varieté erscheinen im Traum alle ihre Freunde und Feinde — als Marionetten. Wenn man genauer zusieht, sind es zwar doch die leibhaften Menschen, die da in ihrer natürlichen Größe merkwürdig hängend und schwebend vor dem erschreckten Mädchen aufgereiht sind; aber die Glieder dieser Menschen werden durch eine fremde Hand regiert, und ihre Stimmen erhalten aus einem fremden Willen ihr Leben. So sind sie zwar da, und sind doch nur scheinbar da; redend, doch nicht im eigenen Namen, sich gebärdend, doch nicht aus eigenem Impuls. Und ob es sie nach dem Guten oder nach dem Schlimmen verlangt, ob sie sich drohend oder mit Zärtlichkeit nach der Schlafenden strecken, es ist nicht ihr eigenes Wesen, in dem dies alles geschieht. Rein äußerlich gesehen war die zuerst geschilderte Szene nur ein scherzhaftes Zwischenspiel, bei einem Puppenspieler psychologisch naheliegend, und die zweite ein „Traum", wie ihn der moderne Film gern zeigt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß an diesen beiden Punkten — gewollt

oder ungewollt — etwas von einer Deutung und Wertung des menschlichen Anteils am Sein tatsächlich auf der Leinwand erschienen ist.

Doch berichten wir zunächst von dem zweiten Film, der uns zu denken gab. „King Kong" ist ein Riesenaffe, ein Tier von urweltlicher Größe und Gewalt. Die Menschen des afrikanischen Urwaldes erzittern und flüchten entsetzt, wenn sich hinter ihren Hütten und Wällen furchtbar die Gestalt dessen aufhebt, der die starken Bäume wie Stäbchen zerbricht und der alles zerstören würde, wenn ihm nicht die Opfer dargebracht würden, nach denen ihn immer wieder verlangt. Einer amerikanischen Expedition jedoch gelingt es, mit Hilfe raffinierter moderner Waffen und allerlei dämonischer Listen das Tier zu fangen und gefesselt nach Newyork zu bringen, wo es in einem Varieté gezeigt und von einer halb schaudernden, halb lüstern triumphierenden Masse angestarrt wird. Seht ihn an, King Kong, das Tier der Wälder, den Riesen! Ohnmächtige Gewalt, gefesselte Furchtbarkeit! Von wem entmächtigt? Von menschlicher Klugheit. Durch wen gefesselt? Durch menschliche List. Aber King Kong ist nicht eisern genug gefesselt, er befreit sich, während die Damen und Herren sich an seiner ohnmächtigen Wut ergötzen; und nun spielen sich Szenen ab, über die der Filmbesucher gerne lachen möchte, könnte er sich nur von dem Eindruck befreien, daß in diesem Tier King Kong nicht tatsächlich doch etwas erscheint von jenem Geist der Tiefe, der selbst das zerstört, was er liebt, und den der Mensch nicht anders überwinden kann, als indem er sich mit dem verbündet, dem die Gewalt über alle Geister gegeben ist. Und wiederum ist hier die entscheidende Frage nicht, ob die Filmhersteller mit Bewußtsein an solche letzten Geheimnisse rühren oder ob sie dabei ganz untergeordnete und verwerfliche Absichten haben; sondern das Entscheidende ist, daß in dem Geschehen eines solchen Films etwas von den Geheimnissen tatsächlich gegenwärtig wird.

Berichten wir zunächst weiter: Kong hat sich also seiner Fesseln entledigt, tappt zornig von der Bühne ins Parkett hinab ... Im Nu sind die Menschen allesamt zu ohnmächtigen Knirpsen geworden, in ihrer wahnsinnigen Angst stets das Sinnlose tuend und gerade im Flüchten immer wieder dem entfesselten Tiere ausgeliefert. Bis über das Maß des Erträglichen hinaus wird nun wieder und wieder der Vorgang gezeigt, wie das haushohe Tier erscheint und nach den schreckensstarren Menschen greift, die es zuvor herausgefordert, gehöhnt, vergewaltigt haben. Zuletzt aber hat Kong ein Menschenwesen geraubt, so fein und weiß, daß es sein Verlangen erweckt. Er will sich mit dem Mädchen zurückziehen, aber schon haben sich die Mächte der Technik gegen ihn aufgemacht; und während Kong sich mit langsamen, zornigen Bewegungen am höchsten Wolkenkratzer hinauftastet — das winzige weiße Menschlein immer vorsichtig festhal-

tend —, umsurren die Spitze dieses Wolkenkratzers bereits heftig feuernde Flugzeuge. Lange Zeit wehrt sich das gewaltige Tier gegen diese Flugzeuge wie gegen lästige große Insekten. Die Gebärden, mit denen es nach dem unbegreiflich argen Gegner langt — die Frau muß es ja dabei immer noch behutsam festhalten — bekommen zum Schluß etwas Hilflos-Verwirrtes, etwas Verlegenes, Unschuldiges ... Und in der Tat, ist das Tier aus der Tiefe, wie es da gegen eine dämonisch entfesselte Technik kämpft, nicht der arglosere der beiden Gegner?

Der Mensch aber steht zwischen diesen Gewalten, er ist der hilflose Gegenstand des Kampfes, der über ihm tobt. In den Straßenschluchten rennt die Menge immer noch verwirrt und verzweifelt umher; was begreift der Mensch von der Gewalt, die da in der Verkörperung des Tieres über ihn hereingebrochen ist? Aber auch: Was begreift er von jener anderen Gewalt, die dort oben, scheinbar vom Menschen regiert und auf seiner Seite kämpfend, in den zornig surrenden Maschinen eine ihrer tausend Gestalten gefunden hat? Ist jene zweite Gewalt nicht viel furchtbarer, weil niemals ganz zu erkennen unter ihren ungezählten Namen und trügerisch scheinheiligen Anblicken? Immer noch krümmt und klammert sich das kleine weiße Menschlein in Kongs Hand und Fell; jeden Augenblick kann es stürzen und zerschellen ... und in der Tiefe stehen die Menschen und können nicht helfen mit menschlicher Kraft. Auch die in den Flugzeugen können nicht mehr helfen; denn selbst wenn Kong getötet wird, reißt er sein Opfer mit in die Tiefe hinab. Der Mensch zwischen den Gewalten ...

„Broadway-Melody" heißt ein Film, der im vergangenen Jahre aus Amerika kam und bei uns einen in mehr als einer Hinsicht erstaunlichen Erfolg hatte. Denn „Broadway-Melody" war seiner Art und seiner Handlung nach ein Revuefilm, wie es deren auch in Europa genug gibt. Thema: Aufstieg einer begabten Step-Tänzerin trotz mannigfachen Hindernissen, die durch List und Kunst überwunden werden. Woher also der Erfolg, und worin bestand das faszinierend „Neue"? Würde man den durchschnittlichen Kinobesucher hiernach gefragt haben, so würde er Einzelheiten herausgegriffen haben. Er würde geantwortet haben: „Die Tänze" oder „der Schwung" oder „die Musik" oder „die Aufmachung". In Wirklichkeit ist das, was an diesem Film auch ernste und urteilsfähige Leute gefangennahm, ein in der Tat besonderer „neuer" Geist, von dem die aufgezählten Dinge nur die sichtbaren Erscheinungsformen sind. Und eben diesem „neuen" Geist muß unsere besorgte Aufmerksamkeit gelten; denn es ist ein Geist luziferischer Schönheit, der Geist der Illusion und scheinbaren Schwerelosigkeit, der die irdische Gestalt des Menschen phantastisch auflöst und bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Wodurch wirkten etwa die Tänze? Waren sie

„schön" in irgendeinem Begriffe des Künstlerischen? Beileibe nicht! Aber für die Menschen, die da „tanzten", schienen einfach die Gesetze der Schwere nicht mehr zu bestehen, und das war es, was uns bannte! Diese Menschen schienen in ekstatischen Zuckungen über dem Erdboden zu schweben, von Geistern besessen, ohne irdisches Gewicht, das sie in bestimmte physische Grenzen band. Und das gilt nicht nur für den Tanz. Ich entsinne mich einer Szene, wo auf geradezu gespenstische Art alles Materielle plötzlich seine Eigengesetzlichkeit verloren hatte, ja, wo allein der Wunsch des Menschen mühelos aus dem Nichts Materie und Gestalt zu schaffen vermochte. Ein Wink der Hand, schon wachsen Tisch, Stühle, Flügel, Blumen stumm und schnell aus der Erde. Ein weiterer Wink: Musik ertönt aus unbekannten Bezirken und hat nur den einen Sinn, den Herrn und Meister zu erfreuen. Ein dritter Wink, und nun ist da überhaupt nichts mehr, was nicht dem allmächtigen Zauberer Mensch zu dienen wünschte. Und das ist die „Aufmachung", die der Mensch seit Anfang der Welt geliebt hat, die Aufmachung nämlich, die ihn zum Herrn macht — aber ohne die Mühe des Schaffens und ohne den Schweiß des Gehorchens. Eine frühere Zeit, die stärker als wir Heutigen die Fähigkeit hatte, viele verstreute aber verwandte Erscheinungen zu einer leibhaftigen Geistgestalt zusammenschießen zu lassen, hätte hier von Luzifer gesprochen, dem Vater der Lüge, dem Geist, der den Menschen lehrt, daß seine hemmungslos entfesselte Phantasie bereits für die Wirklichkeit der Welt gelten könne, und der dem Menschen den Unterschied vergessen hilft zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, zwischen dem, was er in echter Vollmacht tun darf, und dem, was er zwar auch scheinbar noch zu leisten vermag, aber nur mit Hilfe der unerlaubten, dunklen und lügnerischen Mächte der Tiefe. In diesem Film „Broadway-Melody" ist etwas erschienen von der gefährlichsten Bedrohung des modernen Menschen. Denn hier ist der Mensch aus seiner eigenen Gestalt herausgerissen — in die Illusion, in eine falsche, unwirkliche Größe hinein. Es vollzieht sich hier so etwas wie eine Parodie auf die wirkliche Bestimmung des Menschen, Vollmacht zu gewinnen über Himmel und Erde, — aus der Verbindung mit Gott. Doch das kann hier nur angedeutet werden.

Vor kurzem nun sahen wir noch einen vierten Film, der uns namentlich durch eine seltsame Mischung von Großartigem und Banalem auffiel, nämlich „San Franzisko"; wohl kaum je hat ein amerikanischer Film in Deutschland einen so starken Erfolg erlebt wie dieser. Der Held der Handlung ist Blackie Norton, der „Nachtkönig" des San Franzisko um die Jahrhundertwende; kein Bösewicht, aber ein brutaler Draufgänger, dessen fast schon zynischer Glaube an die „Tatsachen" und an sich selbst naturgemäß den Glauben an einen real

existierenden und „von außen" wirkenden persönlichen Gott nicht zuläßt. Dieser Norton ist der Ausbund einer menschlichen Gesellschaft, die „verloren" ist. Nicht im Sinne einer moralischen Verkommenheit verloren — so sehr auch ihre Moral Schaden genommen hat —, sondern in dem Sinne, daß sie sich willentlich der Führung einer oberen Welt entzogen hat, um auf Erden ein Leben zu führen, das bestimmt ist von rein „natürlichen" und rationalen Motiven.

Dieses Leben in San Franzisko ist kraftvoll bewegt, es hat Fülle und Schwung. Die Menschen in dieser Stadt sind nicht „sündiger" als anderswo; aber sie haben um ihr Leben einen Ring geschlossen, der sie glauben lassen soll, ihr Leben sei das Leben schlechthin. Sie hören das mahnende Wort nicht, das sie in die Demut zurückrufen will, in die Erkenntnis dessen, was der Mensch vor dem Angesicht Gottes wirklich darstellt und was nicht. So muß das Gericht kommen und ihren menschlichen Anspruch auf Beherrschung, Deutung und Erkenntnis des Lebens bis in die Wurzel hinein zerstören. Dieses Erdbeben, das der Film mit einer nahezu unbegreiflichen Meisterung der technischen Möglichkeiten darstellt, ist die nicht mehr überhörbare Bekundung eines höheren Willens, vor dem auch die selbstherrliche Kraft eines Blackie Norton, der sich vor der Hölle nicht fürchtet, ein Nichts ist. So wird hier aus dem aufbegehrenden und in sein eigenes Wesen hinein verlorenen Menschen wieder das Geschöpf, das sich abhängig weiß von der Gnade oder Ungnade seines Schöpfers. Als Norton, der „Nachtkönig", nach der Katastrophe die Frau wohlbehalten wiederfindet, die ihm zuvor sein selbstverständlicher und wohlverdienter Besitz zu sein schien, da sinkt er auf die Kniee nieder und fragt seinen Freund, den Geistlichen: „Wie mach' ich jetzt das, wenn ich Gott danken will?"

Blicken wir zurück: Welches ist in diesen Filmen die Rolle, die der Mensch innehat? Er ist Marionette in der Hand eines ungekannten Spielers in der Höhe. Er ist das Opfer des Tieres, das aus den fremden Tiefen der Natur aufsteigt und dessen sich der Mensch nur erwehren kann, wenn er sich zugleich unter die Herrschaft einer noch fremderen und noch rätselhafteren Gewalt, nämlich der Technik, begibt. Er ist das Opfer luziferischer Verführung, und er ist der selbstherrliche „natürliche" Mensch, auf den Gottes Gericht herabfährt. Bei allen vier Filmen aber — ob dies nun ausdrücklich bekundet wird oder nicht — ist der Mensch hineingestellt in ein Geschehen, das in übermenschlichen Sphären seinen Ursprung hat und beim Kampf um den Menschen endet. Wir glauben nun zwar, daß der Mensch an diesem Ringen der Mächte in der geistigen Welt auf völlig andere Weise aktiv beteiligt ist oder doch beteiligt sein kann, als es die soeben analysierten Filme und ihre Hersteller wissen. Aber das würde in eine neue Betrachtung hineinführen,

die mit dem Gegenstand nicht mehr unmittelbar zu tun hat.

Eins muß jedoch zum Schluß gesagt werden: Die Amerikaner zeigen durch ihre neueren Filme, daß sie — bei aller Unfähigkeit, das Großartige vom Albernen und das Wahre vom Halbwahren zu unterscheiden, man denke nur an den unsäglich kitschigen und oberflächlich optimistischen Schluß von „San Franzisko"! — doch ein unmittelbares Gefühl für Vorgänge in der geistigen Welt haben. Und sie haben Unbefangenheit genug, diese unklar gefühlten Vorgänge und Tatsachen nach ihrem Vermögen — und oftmals primitiv genug — auszusprechen und zu gestalten. Das ist für uns nicht ohne Bedeutung. Denn auch wir haben allen Grund, uns klar zu werden über die Rolle, die in dem gegenwärtig die Welt durchtobenden Kampf der „Geister in der Luft" der Mensch als Mensch spielt. Wenn die Welt in dieser sie so stark bewegenden Frage weiterhin so halbe und trübe Antworten erhält, wie es etwa durch die betrachteten Filme geschieht, so wird für uns Deutsche die Besinnung nur immer notwendiger, daß es schon oft unsere Aufgabe und unsere Gabe war, die Geister zu scheiden — für die Welt.

Willy Kramp

---

## Ein schottischer Roman

### Neil M. Gunn, Das verlorene Leben

Schottland ist ein seltsames und weithin noch so gut wie unbekanntes Land. Am äußersten nordwestlichen Rande Europas in das grenzenlose Meer hineingeschoben liegt es heute fast schon außerhalb des europäischen Kulturkreises. Kein Weg führt hindurch zu andern Ländern und niemand kommt dorthin, den nicht sein Weg ausdrücklich hierher führt. Die Zeiten, als aus Schottland und Irland die Sendboten des neuen Glaubens zum Festland kamen, sind vorüber.

Deutsche, denen man von diesem Lande und seinem Leben erzählt, sind oft erstaunt, daß ihnen so viel und so wesentliches durchaus entgangen ist. Außer einigen verworren-romantischen ossianischen Dunkelheiten und Sir Walter Scotts ritterlichem Klirren ist Schottland im Bewußtsein des Kontinents zu einem Teil Englands geworden. So ist es ein besonderer Glücksfall, daß man jetzt sagen kann: „Lest ‚Das verlorene Leben'. Hier ist wirklich ein ganzes Land, ein ganzes Volk in einem Buche dargestellt."*)

Ein ganzes Volk in einem Buch! Das ist kein geringer Anspruch und er wird seine Berechtigung erweisen müssen. ‚Das verlorene Leben' ist keine Abhandlung, sondern ein Roman, der vor etwa 100 Jahren spielt. Es war

*) Neil M. Gunn, Das verlorene Leben. Ins Deutsche übersetzt von F. Lennox. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München. In Leinen 5.80 RM.

das die Zeit des großen Bauernlegens, durch das Schottland aus einem Land von Bauern und Fischern zu einer menschenarmen Schafweide und unnützem Jagdgebiet verödet wurde. Dieses ‚Roden‘, wie das Austreiben der Bauern zartfühlend genannt wurde, zog sich durch zwei Generationen hin, Neil Gunn greift daraus die Vorgänge in einer Grafschaft, Sutherland unter dem Marquis of Stafford, heraus, die schon lange einen traurigen Ruf haben. Alle Vorgänge in Gunns Roman, alle Grausamkeiten, jedes harte Wort, alles ist über und über belegt und bezeugt. Näheres darüber mag man in Alexander Mackenzie's "History of the Highland Clearances" nachlesen.

Doch es ist nicht, oder nicht allein, die Geschichtlichkeit der Vorgänge, die Gunns Buch zu einer so treuen Darstellung seines Landes macht. Denn dieses ‚Bauernlegen‘ vor hundert Jahren in den Hochlanden ist nicht einfach ein Ereignis unter vielen, die die Geschichte eines Landes ausmachen. Es ist die letzte, tragische Niederlage eines an Tragik reichen Volkes. Es ist das Ende der schottischen Kelten. Einst die Herren von ganz Westeuropa, sind sie von folgenden stärkeren, härteren Völkern immer weiter nach Westen gedrängt worden, bis schließlich nur noch der letzte, schmale Küstenstreifen zwischen dem Leben und der See lag. Von der Schwermut dieses Schicksals eines gütigen, geduldigen, heimlich glänzenden Volkes ist Gunns Buch durchdrungen und getragen wie von Musik.

Und noch ein drittes muß erwähnt werden, um dessentwillen mit Recht gesagt werden kann, daß in diesem Roman das Leben des schottischen Volkes ganz und wahrhaftig enthalten ist wie im Samenkorn die Generationen und Geschicke der Bäume enthalten sind, die an dieser Stelle wuchsen. Selten spricht Gunn von den großen Ereignissen, die das Geschick seines Volkes bestimmten, ja, auch nicht einmal die Nutzanwendung des Einzelnen für das Allgemeine wird ausgesprochen. Niemals durchbricht der Erzähler den Zauberkreis seiner Geschichte um Historie oder Volkskunde zu geben. Er bewegt sich unter den Menschen seines Bildes, sie sind ganz und rund, sie sind alles, und sie sind genug. Mairi, die geheimniskundige, Colin, der Jüngling und Mann, den Liebe und Krieg dahinnehmen, Elie, die warme, die geliebte Gestalt, deren Geschick das Leid ist, der junge Davie, der das Leben im Käfig seiner Brust trägt wie eine flatternde Schwalbe, Murdoch und Seonaid, die feindlichen Liebenden, denen die Phantasie und das zündende Wort ihres Volkes gegeben ist, sie und alle die andern sind keine Allegorien, sondern Menschen. Aber sie sind durchsichtig wie Kristall. Wer von dem Leben dieser Menschen spricht, spricht von dem Leben in seiner ganzen Weite und Tiefe und seiner ausgeprägten völkischen Eigenart. Neil Gunn spricht von diesen Menschen, bezeichnet und meint sie. Jedes

Wort, jeder Satz dieses Buchs hat sein klares und unverwechselbares Gesicht, nichts bleibt unbestimmt, nichts ist vieldeutig. Aber in die Sprache dieses Dichters schlägt der Rhythmus des Meers hinein, den kein Meergeborener aus seinem Blute tun kann. Zu der Helle und Deutlichkeit männlicher Erlebnisse gesellt sich die traumhafte Eindringlichkeit des Knabendaseins. Wie das Wasser an den Küsten zugleich das unausweichlichste und wechselvollste Geschick ist, so läßt der Tonfall der Worte ahnen, daß auch der harte Fels — und Schottlands Stein ist der Granit! — vor dem Eigentlichen ist wie eine Welle. Vielleicht ist es dies, was uns der schottische Dichter zu sagen hat: daß das Festeste und Sicherste, daß selbst Gesetz und Glaube doch in einem Tieferen und Ewig-Fließenden, nie zu Fassendem stehen: im Leben. Und mit diesem Bilde hebt das Buch an, mit dem Blick auf das dunkle und sichere Tal der Menschen hinter dem in der Ferne das ewige, das mütterliche Meer aufleuchtet.

Fritz Wölcken

---

## Anmerkungen

Die englische Lyrik, mit Ausnahme der Gedichte von E. K. Bennett, übersetzte Franz C. W. Stein, Hauptscharführer der SS. in Bremen. Die Gedichte sind einer größeren von ihm übertragenen Sammlung entnommen, die im Herbst in der „Kleinen Bücherei" unseres Verlages erscheinen wird. Zur Unterrichtung unserer Leser fügen wir noch einige Lebensdaten der in diesem Hefte vertretenen englischen Dichter an:

E. K. Bennett wirkt als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Cambridge.

Rupert Brooke wurde 1887 zu Rugby geboren. 1914 trat er als Freiwilliger in die Royal-Naval-Division ein und ließ 1915 sein Leben auf dem Dardanellen-Kriegsschauplatz; auf der Insel Skyros liegt er begraben. — 1911 erschienen seine ersten Gedichte. Sein Sonett „Der Soldat" gilt in seinem Vaterlande als eine Art Reliquie. Seine gesammelten Gedichte erschienen erst 1918.

William Henry Davies ist 1871 in Newport geboren. Seine Jugendjahre verlebte er in Amerika zwischen Tramps und Vagabunden. In den sechs Jahren seines Tramplebens fuhr er zwischendurch zur See. Auch durch England zog er als Hausierer und Straßensänger. Acht Jahre nach solcher harten Lehrzeit und nachdem er durch einen Unfall einen Fuß verloren, erschie-

nen seine ersten Gedichte. Mit 34 Jahren war er ein bekannter Dichter. Sein Leben schildert er in "The Autobiography of a Super-Tramp" (1926) und in anderen Prosawerken.

John Masefield, 1874 in Shropshire geboren, ist seit 1930 der gegenwärtige englische "Poet Laureate". Unter seinen zahlreichen Dichtungen sind die „Salzwasser-Balladen" berühmt. Gleich Davies führte er in Amerika ein Vagabundenleben und fuhr zur See, war Fabrikarbeiter und Aufwäscher. Es heißt, daß Chaucer's Canterbury Tales ihn mit 28 Jahren zum Dichten anregten. Von seinen Romanen ist "The Bird of Dawning" (1933) in deutscher Sprache erschienen. Von seinen Versdichtungen sind "The Widow in the Bye-Street" und "Dauber" bekannt (1912/13).

Christina Georgina Rossetti lebte von 1828 bis 1882 und wird neben Elizabeth Barret-Browning als Englands größte Dichterin angesehen. Ihr berühmter Bruder ist der Dichter Dante Gabriel Rossetti.

Humbert Wolfe, höherer Beamter im Arbeitsministerium, veröffentlichte zahlreiche Dichtungen und literaturgeschichtliche Arbeiten.

William Butler Yeats, doctor of literature honourable verschiedener englischer Universitäten, ist in Dublin geboren (13. Juni 1865). Er studierte Kunst und Literatur, war 1922—28 Senator des irischen Freistaates und erhielt 1923 den Nobelpreis für Literatur. Seine Dichtungen seit dem Jahre 1888 beschäftigen sich hauptsächlich mit der irischen Sagenwelt. Gerühmt wird seine "Countess Kathleen". Er lebt in Dublin, wo er einer der geistigen Führer des nationalen Irlands und der Keltischen Bewegung ist.

---

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München, Benediktenwandstr. 29
Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Laimer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 1. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.


Die Herausgeber bitten nochmals dringend, keinerlei für das „Innere Reich" bestimmte Einsendungen an ihre persönliche Anschrift zu richten, da sie außerstande sind, für die ordnungsgemäße Erledigung bzw. Rücksendung dieser Texte irgend eine Gewähr zu übernehmen.
Die Anschrift der Schriftleitung ist ausschließlich München 19, Hubertusstraße 4.

Hans Grimm

## Englisch-deutsche Probleme im Wandel unserer Zeit

### I.

Eine Stelle der Apostelgeschichte kenne ich aus meiner Schulzeit in einer Fassung, die nicht allgemein gebräuchlich ist. Sie lautet: „Paulus stund mitten auf dem Areopag und sprach: Wie ist es doch, Ihr Männer von Athen, daß Ihr in manchen Dingen also abergläubisch seid?" So, wie ich dieses Bibelwort als Kind hörte und in jenem Teile des Gedächtnisses behielt, der dem täglichen Gebrauche dient, ist es immer wieder in mir aufgeklungen, wenn ich mit Engländern in England, in Afrika, auf See, im Kriege und in Deutschland zusammen war oder ihnen schriftlich begegnete.

Die Athener hatten zwischen vielen benannten Altären dem „Unbekannten Gotte" einen Altar aufgerichtet, um in keiner Ehrfurcht zu fehlen; und dem namenlosen Altare galt, wie jeder weiß, des Apostels Paulus erstaunte Frage.

Wenn ich die Engländer anhörte, ging es so zu, daß sie wohl manche Fährnisse ihres Volkes und Reiches abwechselnd erwähnten, aber daß sie von 1890 an zu aller Zeit eine nagende Sorge nannten und umrätselten und phantastisch ausschmückten, und diese Sorge hieß: Deutschland, Deutschland als die Gefahr für das britische Reich.

Bald fünfzig Jahre ist die Nation, die die größte politische Leistung des Germanentums in der Welt vollbracht hat und noch vollbringt, von dem deutschen Aberglauben besessen und bemüht sich, ihn von Jahr zu Jahr anders zu begründen.

Was ist die ganz große politische Leistung des Germanentums, die England vollbracht hat? Besteht sie darin, daß in eine Reichsgemeinschaft einundvierzig Millionen Quadratkilometer der Erdoberfläche und fünfhundert Millionen Menschen eingebracht wurden? Besteht sie darin, daß über dem Union Jack, der englischen Fahne, die allerorts bei Sonnenuntergang niedergeholt wird, die Sonne niemals untergeht, weil die Fahne auf jedem Längen- und Breitengrade weht? Besteht die ganz große Leistung darin, daß die achtzig Millionen weißer Menschen unter den fünfhundert Millionen eine so gut wie unbestrittene Aristokratie bilden; oder besteht sie darin, daß die letzte und entscheidende Macht bei den dreißig Millionen Einwohnern der kleinen Insel England liegt, oder beim Parlamente in Westminster mit seinen etlichen hundert Abgeordneten oder gar beim Erstminister mit seinem Kabinette von zweiundzwanzig Mann? Oder besteht sie womöglich in den erstaunlichen Einzelheiten, zum Beispiel darin, daß England mit ein paar tausend weißen Beamten und achtundfünfzigtausend weißen Soldaten Indien leitet, Indien von der Größe Rußlands und der Einwohnerschaft von dreihundertfünfundfünfzig Millionen Seelen? —

Ich will nicht weiter fragen, sondern antworten. Ich sehe in dem, was ich herzählte, und dazu Seiten ohne Ende hinzugetan werden könnten, allerdings Zeichen ungeheuerlicher Leistung; ob deren Gelingen nun dem Mute, der Kraft, der Klugheit, der Unbedenklichkeit oder der natürlichen Lage und Zeitengunst zuzuschreiben ist. Aber bei der größten politischen Leistung des Germanentums handelt es sich doch um mehr als um den zeitweilig gelungenen „Kämpferischen Willen zur Macht". Die Vornehmheit der Leistung liegt darin, daß das, was mit G e w a l t und auch p l a n l o s zusammengestückt wurde, durch die Erfahrung englischen Rechtsempfindens, englischer Sauberkeit, englischer freier Hilfe und englischer qualloser Ordnung, und das heißt durch das seelische Wohlgefühl der Menschenmillionen, sich eines Tages fest verbunden fühlte. Es ist also die vornehmste politische Leistung des Germanentums in unserer Zeit, nämlich das englische Weltreich, eine Leistung von der Seele und vom Geiste her. Was dem nordischen Geiste in seiner Form der germanisch-klassisch-christlichen Kultur gut und schön und verpflichtend und jeweils notwendig, im ursprünglichen Sinne dieses Wortes erschien, das ist durch England g ü l t i g gemacht worden in der weiten Welt.

Das soll aber nicht mißverstanden werden; niemand behauptet, daß die

Engländer bewußt als Missionare irgendwelcher Weltanschauung über die Meere gefahren seien, und niemand behauptet, daß sie aus lauter Idealismus oder selbst religiösem Fanatismus ihre Kriege geführt haben und ihre wachsenden Machtmittel gebraucht hätten, sondern als das Menschliche menschlich und nüchtern und auch abscheulich geschehen war, erwies sich unversehens der Geist, den sie trotz allem mitbrachten. Und der Geist erwies sich so stark, daß ihre Herrschaft, ihre vielgenannte „Gewaltherrschaft", mit weniger Polizei, mit weniger Beamten, mit weniger Verboten, mit weniger Zwang und Eingriff und Sicherung auskommt als irgendeine Staatsgewalt der Erde.

Wo von der vornehmsten politischen Leistung des Germanentums die Rede ist, die darin besteht, daß England den nordischen Geist in allem, was diesem Geist gut und schön und verpflichtend und notwendig erscheint, über den Weltmeeren gültig gemacht hat, muß von der anderen Leistung aus dem gleichen nordischen Geiste gesprochen werden.

Die andere Leistung hat ihren Trägern nicht den handgreiflichen Nutzen und nicht die Lebenserleichterung gebracht, die beide das Engländertum aus seiner Leistung für jeden Engländer gewann. Die andere Leistung wurde von den verschiedenen Deutschen vollbracht, die in den europäischen Osten zogen, nicht als Eroberer sondern als gerufene Lehrmeister und Helfer. Sie und nur sie hinderten, daß im Mittelalter der Osten und vom Osten aus Europa durch Tataren und Türken asiatisch wurde. Sie gründeten ihre Städte in Polen, in den baltischen Ländern, in Rußland, in Böhmen, in Ungarn, in Siebenbürgen und auf dem Balkan. Sie brachten ihre handwerkliche Meisterschaft, ihr Pflichtgefühl, ihr Bildungswesen, ihren Freiheitssinn, ihr unverbogenes Rechtsgefühl und ihre sichere Rechtssatzung mit, wie ihnen vom germanisch-klassisch-christlichen Geiste her dies alles eigen war. Und durch diesen zugebrachten nordischen Geist wurden die Balkanvölker und Ungarn und Böhmen und Polen und Letten und Esten und die russische Oberschicht europäisch gehalten, und wurde beides, sowohl die Auflösung wie die Tyrannei von Osten her, Jahrhunderte lang erfolgreich abgewehrt.

Es bedeutet wohl eine richtige Erkenntnis, daß die Engländer ihre Leistung, die den nordischen Geist gültig machte über den Weltmeeren, nicht hätten vollbringen können, wenn die Wacht im europäischen Osten für denselben Geist und von demselben Geist nicht gehalten worden wäre.

Es ist aber nicht englische Gewohnheit, sich in politischen Fragen an der Geschichte zu orientieren. Sie spüren drüben keinen Zusammenhängen außerhalb ihres Reiches nach, und sie lesen sich aus den Historienbüchern keine Neigung oder Abneigung an wie wir, wenigstens nicht für die Zeit, die zwischen Cäsar und König Eduard dem Siebenten liegt. Sie wissen vom Osten nur — die wenigen, die an Ort und Stelle waren, natürlich ausgenommen — daß dort allerlei Völkerschaften zur eigenen Souveränität zu gelangen versuchten. Sie wissen von der deutschen Leistung dort nichts. Niemals fiel ihnen ein, daß etwa die Auflösung des alten österreichischen Staatsgefüges im Kleinen Ähnliches bedeutet hat, wie eine von irgendwoher erzwungene Auflösung der britischen Reichsgemeinschaft bedeuten würde. Freilich, wieviele Deutsche wissen von Osten und Westen zugleich? Es gibt bei den Deutschen entweder das Eine oder das Andere, und wer für das Eine ist, hat sich zugleich für das Andere ein Mißtrauen einstudiert und umgekehrt.

Doch woran orientiert sich dann der Engländer politisch? Der Durchschnitts-Engländer, der vielgenannte „man in the street" mit seinem vielgenannten „common sense", orientiert sich politisch, wenn es ihm gut oder leidlich geht, an seiner Zeitung und im übrigen an seinem ganz persönlichen Gewinn und Verlust. Sie haben nun drüben wohl die ärgerliche Störung wirtschaftlicher Bequemlichkeiten erlebt, sie haben aber bis auf diesen Tag drüben noch nie erlebt, daß irgendeiner ihrer begabten Söhne wegen mangelnder Gelegenheiten und mangelnden Raumes nicht das werden konnte, wozu er geboren und bestimmt war, und in der Folge in Verhemmtheit und Verbitterung und Verbogenheit hinein wuchs. Sondern wer bei ihnen etwas vermag, der findet die angemessene Stelle und gelangt zu seiner ganzen Entwicklung.

Jene englische Art der politischen Orientierung an der wirtschaftlichen Unbequemlichkeit und am ganz persönlichen Gewinn und Verlust hat bei vielen Deutschen zu Mißverständnissen über England geführt. Es stammte der alberne Gebrauch des Schlagwortes „Händler und Helden" aus diesen Mißverständnissen, und wo in der Achsel zuckenden Bezeichnung „Westler" die Engländer und ihr Wesen einbegriffen sein sollen, wird sie nicht minder falsch verwandt. Die Dinge liegen indessen so, daß die Engländer bisher die hohlen Wangen und

tiefen Augen nicht nötig gehabt haben. Sie begreifen nicht, warum aus beiden einschließlich der Armut eine Tugend gemacht werden solle. Sie meinen, wo einer vorausleiste für viele, wie sie es ohne Zweifel getan haben durch den guten Geist, den sie in einen großen Teil der Welt gebracht haben und in einem großen Teil der Welt gültig erhalten, wo einer auf diese Weise für viele vorausleiste, müsse er nach seinem persönlichen Bedarfe leben können. Sie gestehen sich das auch untereinander zu ohne irgendwelchen nackten und irgendeinen mit tönenden Worten verkleideten Neid.

Unsere alte deutsche Vorliebe für England wurde aus fünf Quellen gespeist: Wir dachten an die Herkunft der Angelsachsen aus Niedersachsen und der Landschaft Angeln und nannten die Engländer unsere Vettern. Unser romantischer Sinn fand Nahrung an ihren Abenteuern und Kämpfen in der weiten Welt, die uns in unseren engen nüchternen Verhältnissen als wohlbestandene Abenteuer eines nahen Verwandten besonders anzogen. Wo irgendein Deutscher flüchtig zu gehen hatte aus Mitteleuropa um seiner Deutschheit willen, von den napoleonischen Bedrohungen angefangen, wich er nach England aus und pries er von England aus die englische Freiheit. Im übrigen hatte England nie gegen uns Krieg geführt und war Shakespeare ein Engländer. Es gibt noch eine sechste und siebente und achte und neunte Quelle für die nord- und nordwestdeutsche Englandneigung, das ist der norddeutsche Glaube an eine protestantische Gemeinsamkeit und ist das Kameradschaftsgefühl der Seefahrer und ist die Bewunderung für einen sichern Lebensstil und ist die lange nordwestdeutsche Verbindung und Waffenbrüderschaft durch das Welfenhaus.

Die Engländer hielten von allen diesen Beziehungen sehr viel weniger. Mehr volkstümlich als die Abstammung aus Angeln und Sachsen war bei ihnen die religiöse Vorstellung der Herkunft von den verlorengegangenen Stämmen Israels geworden, dazu dann die biblische Verheißung der Weltherrschaft gehörte. In Shakespeares Verehrung waren wir ihnen lange voraus, und was Kriege anging, so wußten sie in ihrem Volke wirklich nie recht, gegen wen und für wen — von Napoleon abgesehen — ihre Söldnerheere gerade im Kriege verwandt wurden. Sie nannten auch zunehmend ihren Protestantismus lieber Katholizismus, und wer eine andere Sprache sprach als die englische Sprache, der war für sie eben zunächst „ein Fremder".

Die geringe politische englische Neigung für Deutschland veranlaßte Bismarck, der selber seine englische Vorliebe hatte, zu dem enttäuschten Worte: „Sie wollen sich eben von uns nicht lieben lassen." Die Quellen, aus denen die ursprüngliche englische Abneigung gegen Deutschland gespeist wurde, lassen sich viel schwerer aufzählen als die Quellen der deutschen Neigung. Die Abneigung ist eigentlich schon bei Dickens und Thackeray zu finden. Und am besten paßt gleich an ihren Anfang die gewöhnliche Redewendung hin vom „Auf-die-Nerven-fallen".

Menschen deutscher Zunge waren die ärgerlichen Fremdschwätzer, denen man als Engländer in England und in der Welt am meisten begegnete. Auswandernde Arbeitsucher kamen am meisten aus deutschen Landen nach England und in englische Hoheitsgebiete und waren aus Not und Gewohnheit übermäßig sparsam und übermäßig fleißig und übermäßig bescheiden. Und den unansehnlichen Sprachfremden mit den fremden Gewohnheiten fing es dann gelegentlich au gut und besser zu gehen als diesem und jenem britischen Nachbarn. Und der britische Nachbar merkte, er werde durch den deutschen Sprachfremden aus einem bequemen in einen unbequemen Arbeitsrhythmus hineingezwungen.

Und wenn es bei den Angestellten und im Kleinhandel auf solche Weise herging, so fingen auch die englischen Unternehmer den deutschen Wettbewerb zunehmend zu fühlen an; auch wenn zum Beispiel erst im Jahre 1896 die deutsche Flagge im Hamburger Hafen der britischen Flagge überlegen wurde. Eine Fabrikation nach der andern, die sie einst in England für Europa allein hatten, wurde in den deutschen Landen eingeführt von Deutschen, die laut eigener Erklärung von England gelernt hatten. Es gibt ein kleines Heft über etliche deutsche Wirtschaftsführer für den Unterricht, da ist in jedem Leben die Rede von dem, was sie den Engländern abgelernt haben und von den Maschinen, die sie sich zunächst von drüben holten. Und die neue deutsche Fertigware konnte dank dem damaligen englischen Freihandel gleich in England angeboten werden und war damals allerdings sehr viel billiger und von Ausnahmen abgesehen allerdings damals sehr viel schlechter als die englische. Das dauerte freilich nicht sehr lange und war vorbei, als der deutsche Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" mit den drei Worten „made in Germany" um den Schiffsleib herum in den Hafen von Southampton einlief.

Es ist mit einer ungeheueren Naivität von deutschen Fortschrittlern, dazu

sich die deutschen Kaufleute und Fabrikanten früher gern rechneten, an die englische Erklärung wortwörtlich geglaubt worden, daß dem Engländer der freie Wettbewerb gerade recht sei und daß, wo immer Großbritannien die Herrschgewalt ausübe, es die Türe für jeden sauberen weißen Mann offen halte, weil doch jeder Neukömmling der Entwicklung des britischen Reiches diene.

Der Glaube hatte bei uns seine große Zeit in den Jahren 1880 bis 1900, es schienen den Gläubigen keine eigenen deutschen Kolonien, keine eigenen Rohstoffe, keine deutsche Flotte und eigentlich auch ein möglichst kleines Heer und möglichst wenig deutsche Außenpolitik nötig. Sondern alles das werde vom Kaufmann und von der fortwährend verbesserten deutschen Industrieware und deutschen Handelsschiffahrt und deutschen Technik besorgt und ersetzt werden. Und noch vor und im Weltkriege hat es nicht wenige deutsche Kaufleute gegeben, die da erklärten, es sei doch der deutsche Kaufmann so nahe daran gewesen, die Welt auf friedliche Weise zu erobern, und da habe nur die falsche Politik der Krone und Ämter und Militärs und Ideologen alles verdorben.

Nun war die englische Zusage vom erwünschten freien Wettbewerb und von der offenen Türe und vom willkommenen Zuwanderer ganz gewiß in gutem Glauben ausgesprochen worden, als drüben noch niemand recht erwartete, daß sie wirtschaftlich und politisch sehr unbequem werden könnte. Man hat in England die eigene Zusage, die man aus Stolz nicht bestreiten und nicht zurückziehen konnte, den Nutznießern, und die sichtbaren und fühlbaren Nutznießer waren überall die Deutschen, ungeheuer übelgenommen, und zwar nicht so sehr den einzelnen Deutschen — das vertrug sich mit dem englischen Sinne für „fairness" nicht — als der Gesamtheit der Deutschen, als der Nation, als dem deutschen Staate.

Es gibt noch *eine* Quelle, daraus die englische Abneigung gegen Deutschland frühzeitig gespeist wurde, es ist das Rückgefühl einzelner wichtiger politischer englischer Männer, davon verschiedene deutsches Blut selbst in ihren Adern hatten. Sie mochten Bismarck oder eine Dynastie oder eine deutsche Einrichtung oder irgendeinen persönlichen Widerstand und irgendeine eigene geheime Schwäche nicht leiden und übertrugen ihr persönliches Mißgefühl eines Tages auf das ärgerliche Deutschland.

Eine zweifache deutsche Schuld an der *zuwachsenden* englischen politischen Abneigung gegen Deutschland in den zwei Jahrzehnten vor der Jahr-

hundertwende und wiederum um die Jahrhundertwende besteht ohne Zweifel.

Es ist die große leidsame politische Schuld, daß Deutsche meinten als Geldverdiener und Einmieter ohne staatliche Verantwortlichkeit bei den Engländern Ersatz finden zu können für die Gelegenheiten, die uns in der raumlosen Heimat fehlten. Und ihre leidsame Schuld bleibt Schuld, auch wenn sie der Entwickelung des britischen Reiches allerdings gedient haben wie niemand außer die Engländer aus England selbst. Diese leidsame politische Schuld war eine Schuld des gläubigen Liberalismus, der einer nationalen politischen Verantwortlichkeit meinte ausweichen zu können.

In der zweiten tatsamen Schuld fanden sich Nationalismus und Liberalismus und Ultramontanismus und sogar der deutsche Marxismus zu einer vorher nie gekannten Einigkeit zusammen; das geschah, als die Engländer den Burenkrieg mit einer für das deutsche Gefühl völlig unlauteren und unerträglichen Propaganda begannen und begleiteten, und als die deutsche Presse und das deusche Schrifttum in ungeschicktester Weise jahrein jahraus für die Buren eintrat unter völliger Mißachtung dessen, was uns mit England verband. Aber wie hat es andrerseits mit dem Takt der englischen Äußerungen Deutschland gegenüber von 1866 an gestanden?

Die englische Abneigung gegen Deutschland und ihre Folgen hat man sich bei uns vom Jahre 1910 an vor allem aus der Geschichte in ungezählten gründlichen Aufsätzen zu erklären versucht. England, hieß es da, habe immer wieder seinen möglichen Konkurrenten durch Gewalt vernichtet, auf diese Weise seien sie alle der Reihe nach dran gekommen: Spanier, Holländer, Franzosen und auch Dänemark und Rußland, und endlich habe England Deutschland vor sich gesehen.

Bismarck hat 1898 einem Engländer, der bei ihm anfragte, wie die englisch-deutschen Beziehungen zu bessern seien, durch seinen Schwiegersohn kühl antworten lassen, das wisse er leider nicht, denn die deutsche Industrie könne nicht wohl abgestoppt werden, und das wäre das einzige ihm aus der Lage heraus erkennbare Mittel. Historische Parallelen hat Bismarck bei dieser Antwort nicht brauchen lassen. Die historischen Parallelen haben viel falsches Denken bei uns herbeigeführt; genug deutsche Menschen hörten etwas wie ein Fatum aus ihnen heraus, und wieder andere meinten aus der Geschichte sogar eine Art englisches Schicksalsrecht herauslesen zu sollen.

Sehr viel Mißbrauch in der Erklärung der englischen Abneigung gegen Deutschland ist immer wieder mit der Antwort getrieben worden, die der deutsche Kaiser am 2. Januar 1896 an den Burenpräsidenten Paul Krüger richtete, als dieser ihm jenen zurückgeschlagenen Einfall Dr. Jameson's in den Transvaal anzeigte, der ohne Wissen der englischen Regierung als „privates" Finanzunternehmen erfolgt war.

Ein anderer Schwindel wurde mit dem angeblichen englischen Bündnis- und Verständigungsvorschlägen getrieben, die die deutsche Regierung zwischen 1898 und 1901 und zuletzt 1911, als Lord Haldane kam, gleichsam schuldhaft abgelehnt habe; bei welcher Gelegenheit man dann die verschiedenen deutschen Bündnisversuche gern verschwieg.

Zum größten Schwindel in den vielerlei Erklärungen der englischen Abneigung gegen uns diente die deutsche Aufrüstung zur See, die im Juni 1900 ernsthaft begann, als die englische Marine an der afrikanischen Ostküste drei deutsche Postdampfer außerhalb englischer Hoheitsgebiete recht- und grundlos aufbrachte. Hinter der Erklärung der englischen Abneigung durch das deutsche Rüsten zur See haben sich die seltsamsten Bundesgenossen unversehens zusammengefunden. Erfolglose Diplomaten, Kaiserfeinde, Tirpitzgegner, Marxisten, Pazifisten, Preußenhasser, die verschiedenen Internationalen und viele Ahnungslose erscheinen nebeneinander; sie alle verhalfen England zu neuem Aberglauben gegen Deutschland, wo der alte gelegentlich zu verschwinden schien, und zu neuen Ausreden, wo diese gebraucht wurden.

Von einer Weltstellung Deutschlands zur See im Gegensatz zu England war aber in Deutschland niemals die Rede. Sondern Deutschland sollte und mußte nach seiner und der Welt Lage in jener Zeit sich in den Besitz einer Flotte bringen, die anzugreifen auch einen starkgerüsteten Gegner gefährdete, und es hat das nach allem, was es zu hören bekam, versucht.

Am 24. August 1895, also vor dem Krügertelegramm und irgendwelchen Flottenbauten stand in der damals wichtigsten politischen englischen Zeitschrift der Saturday Review ein Leitaufsatz unter der Überschrift: „Our true Foreign Policy". In diesem Aufsatz heißt es: „Unsre [englische]*) Außenpolitik hat an erster Stelle mit der verbissenen Feindschaft Frankreichs zu

*) Die eckigen Klammern bedeuten Einschübe des Verfassers, die dem deutschen Leser das Verständnis erleichtern sollen.

rechnen. Man mag diese Feindschaft unklug und unzeitgemäß nennen, aber wegzweifeln läßt sie sich nicht. Ein Teil der Presse empfiehlt, England müsse alsbald dem Dreibunde beitreten; Lord Salisbury solle also dem deutschen Kaiser Beistand und Hilfe zusagen, wenn ein Angriff auf die Staaten des Dreibundes in Europa erfolge, dagegen habe der Dreibund England Hilfe zu leisten, wo britisches Gebiet in anderen Teilen der Welt angegriffen werde. Uns gefällt diese Politik nicht recht, so viel äußere Sicherheit sie bieten mag (although eminently safe), und zwar aus mancherlei Gründen. Und da gilt vor allem, daß wir Engländer bisher stets gegen unsere Wettbewerber in Handel und Verkehr Krieg geführt haben. Und unser Hauptwettbewerber in Handel und Verkehr ist heute nicht Frankreich, sondern Deutschland. Bei einem Kriege mit Deutschland kämen wir in die Lage viel zu gewinnen und nichts zu verlieren; bei einem Kriege mit Frankreich dagegen, endige der Krieg wie er wolle, hätten wir mit einem schweren Verlust zu rechnen. Sachverständige wie der verstorbene Admiral Sir Geoffrey Hornby und Lord Charles Beresford haben die Kosten dessen, was dann jedenfalls verloren gehe, auf Hunderte von Millionen Pfund veranschlagt. Und diese Kosten für uns zu tragen wären unsere Verbündeten [aus dem Dreibunde] nicht geneigt. Deshalb nun neigen wir dazu, ein solch übereiltes Bündnis mit den Mittelmächten für falsch zu erklären."

Am 1. Februar 1896 fordert dieselbe Zeitschrift geradeaus zum Kampfe gegen das Deutsche Reich auf, das zerstört werden müsse. „Unsere auswärtige Politik biologisch gesehen", so nannte sich der Aufsatz und wollte von einem Biologen verfaßt sein. The Biologist erklärte in seiner Einleitung, die Zeit der Kabinettskriege und höfischen Feldzüge sei vorbei, andere Kriege kämen herauf, in denen es um die Existenz der Völker gehe. The Biologist schreibt: „Unter den europäischen Völkern gleichen sich die Deutschen und Engländer am meisten. Weil die Deutschen den Engländern so ähnlich sind im Wesen, im religiösen und wissenschaftlichen Denken, im Gefühlsleben und an Begabung, sind sie unsere vorbestimmten natürlichen Gegner. Überall auf der Welt, bei jedem Unternehmen, im Handel, in der Industrie, bei sämtlichen Anlagen in der Fremde stoßen Engländer und Deutsche aufeinander. Die Deutschen sind ein wachsendes Volk, sie haben ihren Sitz über die Reichsgrenzen hinaus, Deutschland muß auf Gedeih und Verderb neuen Raum gewinnen. Es stimmt wohl, daß diesem Deutschland richtige koloniale Siedlung unter eigener Flagge bisher

nicht gelang (has not yet succeeded in making colonies of her own). Aber das ist Zufall und hängt mit den deutschen innenpolitischen Zuständen zusammen. Ein Wandel der Dinge ist in Deutschland nahe genug, und die Volksmacht Deutschland (Germany as a democratic power) wird dasselbe Geschick in den eigenen Kolonien zeigen, das Deutsche, die in unsere Kolonien hereinfanden, dort bewiesen haben. Wäre morgen jeder Deutsche beseitigt, es gäbe kein englisches Geschäft, noch irgendein englisches Unternehmen, das nicht sofort wüchse. Verschwände [umgekehrt] jeder Engländer morgen, die Deutschen hätten im gleichen Verhältnis ihren Gewinn davon. Hier also wird der erste große Völkerkampf der Zukunft um die Existenz sichtbar: hier sind zwei Nationen, die aufeinander drücken rund um die Erde. Eine von beiden muß das Feld räumen, eine von beiden wird das Feld räumen ... Mit Amerika ist anders eine Einigung unmöglich geworden. Die Amerikaner haben sich von uns fortentwickelt, ihr Nationalgefühl ist so empfindlich geworden, daß jede Hoffnung auf ganze Verständigung aufgegeben werden muß. Das was an ähnlichen, an gleichen Zügen zwischen uns und den Amerikanern übrig geblieben ist, wird mit noch mehr Sicherheit einen endlichen Kampf zwischen uns und Amerika herbeiführen. Ja, Amerika wäre vor Deutschland unser Feind, wenn nicht die Amerikaner als Nation noch Platz fänden innerhalb ihrer Grenzen (is not yet a nation expanding beyond her own territorry). Aber jede neue Volkszählung tut dar, daß Amerika sich alsbald ausdehnen muß oder eines Tages zu sein aufhören wird. Die ganzen neuen Gesetze gegen die Einwanderung mittelloser Fremder beweisen doch, daß Amerika aus der Zeit der Aufnahmebereitschaft herausgewachsen ist und zum Vorstoße ausholt (is reaching the aggressive phase)..." Der Aufsatz des Biologen endet mit folgenden Worten: „Einfache Lehren ergeben sich [für uns] aus der biologischen Betrachtung der auswärtigen Politik. Erstens, fügt unser Weltreich besser zusammen; eine geographische Aufspaltung der angelsächsischen Rasse gegeneinander darf es nicht geben. Zweitens, macht Euch fertig zum Kampfe mit Deutschland, denn Germania est delenda. Drittens, haltet Euch bereit zum Kampfe mit Amerika, wenn der Augenblick gekommen ist. Endlich, führt keine kraftvergeudenden Kriege mit den Völkern, von denen wir nichts zu befürchten haben."

Am 11. September 1897 folgte in der Saturday Review der bekannte zweite „Zerstörungsaufsatz", die Überschrift hieß „England and Germany".

Im Aufsatze wird die Gestalt des Fürsten Bismarck vorgeschoben. Der Hauptteil hat in deutscher Übertragung folgenden Wortlaut: „Fürst Bismarck erkannte vor langem, was das Volk Englands endlich zu begreifen beginnt, daß nämlich in Europa zwei große unversöhnliche gegnerische Kräfte am Werke seien; es sind das zwei große Nationen, die [am liebsten] die ganze Welt sich eingemeinden möchten, um an ihr zu verdienen. Die Nationen heißen England, mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffskunst und mit seinem wundervollen Glauben, daß es, wo immer es sich selbst diene, zugleich den Völkern in ihrer Düsternis Licht bringe, und heißen Deutschland, Bein vom selben Bein, Blut vom selben Blut, von geringerer Willenskraft aber vielleicht von lebendigerem Geiste. In jedem Winkel der Erde stehen die beiden im Wettbewerb. Im Transvaal, am Kap, in Zentralafrika, in Indien, in Ostasien, auf den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, überall, wo die [englische] Flagge der Bibel und der Handel der Flagge gefolgt ist — und wo geschah das nicht — bekämpft der deutsche Handelsmann den englischen Krämer. Wo es gilt ein Bergwerk anzulegen, eine Eisenbahn zu bauen oder Eingeborene von der Brotfrucht zum Büchsenfleisch, vom Wasser zum Handelsschnaps hinzugewöhnen, versuchen der Deutsche und der Engländer einander vorzukommen. Aus einer Million von Streitereien um Kleinigkeiten fügt sich die größte Kriegsursache zusammen, davon die Welt jemals gehört hat. Würde Deutschland morgen ausgelöscht, gäbe es übermorgen weltein weltaus keinen Engländer, der nicht seinen Gewinn davon hätte (who would not be the richer). Staaten haben jahrelang um eine Stadt oder für ein Thronfolgerecht Krieg geführt; und da sollten sie nicht Krieg führen, wenn ein jährlicher Handel von fünf Milliarden (two hundred and fifty million Pounds) auf dem Spiele steht?"

Die zwei wichtigsten Stücke aus dem dritten und vierten Abschnitte des Aufsatzes der Saturday Review vom 11. September 1897 lauten: „Vor zehn Jahren hätte außer dem Fürsten Bismarck, und mag sein außer dem einen oder andern wachsamen Engländer, niemand auch nur an die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden großen protestantischen Mächten gedacht, die sich an Gemüt und Verstand so gleichen. Als vor drei Jahren die Saturday Review ihre Aufsätze gegen die hergebrachte deutschfreundliche Politik Englands zu schreiben anfing, stand sie [mit dieser Wendung] unter den führenden Zeitschriften, die die öffentliche Meinung ausdrücken, vereinzelt da. Und noch im Februar 1896 wurde die Erklärung eines Mitarbeiters, der die europäische

Lage besprach und sagte, der erste und nächste Feind Englands sei Deutschland, als Schrulle betrachtet ..." „... Was Bismarck vor sich sah, wird auch jedem von uns bald klar werden, daß nämlich zwischen England und Deutschland nicht nur der allerstärkste Interessengegensatz besteht, sondern daß England die einzige Großmacht ist, die Deutschland ohne gewaltigen Einsatz und ohne Zweifel am Ausgang zu bekämpfen vermag. Deutschlands Genossen im Dreibunde sind ihm vor England nutzlos: Österreich, weil es [gegen England] nichts unternehmen kann; Italien, weil es sich einem Angriff Frankreichs nicht aussetzen darf. Was nun das Wachstum der deutschen Flotte angeht, so wird der Schlag, den England [Deutschland] austeilt, an ihr nur noch mehr fühlbar werden. Es fänden sich die deutschen Schiffe bald auf dem Meeresboden wieder oder sähen sich als Prisen auf Fahrt in englische Häfen. Hamburg, Bremen, der Nordostseekanal, die Hafenstädte der Ostsee lägen solange unter englischen Schiffsgeschützen, bis Deutschland seine Kriegsentschädigung bezahlt hätte. Dann, wenn wir unseren Teil der Arbeit getan haben, braucht von uns jenes alte Bismarckwort an Ferry kaum abgewandelt zu werden, und wir können also zu Frankreich und Rußland sprechen: Sucht euch die Entschädigung selbst aus, nehmt euch in Deutschland was ihr wollt, ihr könnt es haben." Der Aufsatz schloß wiederum mit dem Spruche: „Germaniam esse delendam." —

Am 17. April 1902 schrieb der britische Diplomat Sir Cecil Spring Rice von London aus an seine spätere Frau, die Tochter des englischen Botschafters Sir Frank Lascelles in Berlin: „Jedermann inner- und außerhalb des Auswärtigen Amtes redet so, als hätten wir bloß einen Feind in der Welt, nämlich Deutschland." —

Am 30. Juli 1934 hielt Churchill, als erster Lord der Admiralität, im englischen Unterhaus eine Rede über die [angeblich] ungenügende englische Luftwaffe. Er sagte: „Wenn man die Frage der nationalen Sicherheit prüft, hat das Aufdenbuschklopfen keinen Sinn und ist auch eine Unterhaltung über hypothetische Gefahren und Ereignisse sinnlos. [Sondern man soll die Dinge beim Namen nennen.] Die liberale Regierung vor dem Kriege hat sich nicht gescheut, deutlich zu erklären, aus welcher Ecke sie Gefahren erwarte, und genau auf d i e Flotte hinzuweisen, der gegenüber wir jedenfalls überlegen zu bleiben hätten. Wir richteten uns also beim Schiffbau ganz öffentlich und ganz genau nach der deutschen Marine. Wir legten das Verhältnis von 16 zu

10 zu Grunde; dagegen sollte das Verhältnis 2 zu 1 gelten bei zusätzlichen Bauten. Draußen wurde die Berechnungsart wohl verstanden, sie verstimmte und reizte niemand. Im Gegenteil wurden die Beziehungen zu Deutschland ständig besser, je mehr sich das Übergewicht unserer Flotte herausstellte. Und es trifft zu, daß die Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland niemals besser waren als am Vorabend des Weltkrieges; der Krieg brach wegen Störungen aus, die auf ganz anderem Gebiete auftraten als dem unserer Beziehungen zur deutschen Regierung. Die Störungen kamen von dem Teil Europas her, der sich zur Zeit in so schauerlicher Verwirrung befindet. Die Tatsache, daß unsere Marine sich im Flottenbau nach der deutschen Marine richtete, führte nicht zum Kriege. Nach dieser Erklärung will ich ohne Umschweife über Deutschland sprechen. Und da scheint mir, daß die besondere Gefahr, auf die wir uns wiederum vorbereiten müssen, von dort droht. Ich sage das, auch wenn der Regierung die mehr allgemeinen Wendungen lieber wären; denn mir scheint recht, ja durchaus notwendig, daß unser Land die wirkliche Lage begreift."

## II.

Vor kurzem machte eine deutsche Tageszeitung auf das von Ortega y Gasset philosophisch gebrauchte Wort „Geglaubtheiten" aufmerksam. Die „Geglaubtheit" spiele in der internationalen Politik eine verhängnisvolle Rolle.

Und beruht nicht die Vorstellung der einzelnen Völker voneinander vor allem auf „Geglaubtheiten", ist es nicht in der Tat dahin gekommen, daß die Haltung der Nationen gegeneinander am stärksten von Geglaubtheiten her bestimmt wird?

Trifft nicht gar zu, daß der Nationalismus alten Stiles nicht weniger als der Internationalismus diesen „Geglaubtheiten" fast bedachtsam günstig war und also Wirklichkeiten zu erkennen verhinderte? Ja, ist nicht hinter den nationalen und internationalen Geglaubtheiten unversehens eine Zeit neuer ganz dringlicher und jedenfalls für uns und England sehr nationaler Menschheitsfragen seit Jahr und Tag angebrochen?

Zu den englischen Geglaubtheiten gehört, daß die Deutschen, was immer sie denken und erstreben und unternehmen, nicht nur auf befremdliche Weise sinnen und vorbereiten und fordern, sondern stets im Gegensatze zu England.

Selbst jene neueste englische „Geglaubtheit", den Deutschen käme es auf nicht weniger und nicht mehr als auf einen neuen allgemeinen Glaubenskrieg an zwischen der Weltanschauung des Faschismus und der Weltanschauung des Kommunismus, selbst jene Geglaubtheit möchte dartun, wie stark sich die deutsche Unduldsamkeit und eine gewollte englische Duldsamkeit alle Zeit im Wege stünden.

Auch in Deutschland gab und gibt es deutsche Geglaubtheiten über England; sie fangen eigentlich alle bei der englischen Eigennützigkeit an und bei den deutschen Zweifeln, ob englisches Denken über das persönliche Gewinnstreben oder doch über einen handgreiflichen Eigennutzen hinauszukommen vermöge. Nur ist in Deutschland mit solcher gelegentlichen Geglaubtheit über England kaum je die Meinung verbunden, daß der kalte englische Eigennutzen sich gegen Deutschland im besonderen richte.

Es hat sich, solange es englische „Geglaubtheiten" über Deutschland gibt, noch nie die eine Geglaubtheit gezeigt, die irgendwann sich mit der deutschen Wirklichkeit beschäftigt hätte.

Oder wann wäre innerhalb der englischen Geglaubtheiten der Versuch gemacht worden, Deutschland nicht von den englischen, sondern von den deutschen Gegebenheiten aus zu verstehen und in der Auswirkung auf England dann zu beurteilen? Sie haben drüben gewiß und immer wieder ihre Deutschlandreisenden gehabt, die von dem leuchtenden Eindruck einer bequemen und raschen Ferienfahrt berichteten; sie haben auch immer wieder die wohlgesinnten und wohlhabenden englischen Männer gehabt, die in Deutschland Universitäten besuchen und Schopenhauer klug übersetzen und festliche Akademische Reden über deutsche Klassik schön halten; sie haben nur außer dem verstorbenen Morel — und bei ihm geschah es vor dem Kriege — kaum einen einzigen Mann aufzuweisen, der in Deutschland hinter die Dinge gesehen hätte, wo das wirkt, was wir Menschen Schicksal nennen.

Wann wäre, zum Beispiel, in England zu hören gewesen, daß Deutschland nun seit bald sechzig Jahren innerhalb eines unzureichenden Raumes und bei völlig unzureichenden Gelegenheiten einen ungeheueren, schicksalsschweren Kampf gegen die drohende Proletarisierung führe?

Aber wahr ist freilich, daß kein Volk schwerer und unbequemer zu begreifen

ist als die Deutschen. Denn kein Herrenvolk ist durch mehr Not und Leiden gegangen, und bei keinem Volke ist das innere Reich zugleich tiefer verborgen und unruhiger, und bei keinem Volke ist die Sprache schon innerhalb der Nation eine so unsichere Brücke von einem zum andern wie die überschriene hochdeutsche Kunstsprache bei uns. Und wenn wir uns selbst in steter Gefahr befinden, einander an der Seele vorbeizureden, wie soll uns dann der Fremde recht hören?

Nein, vom Aberglauben und von den gewohnten Geglaubtheiten aus, und auch vom üblichen Nationalismus her, ist der Wirklichkeit nicht beizukommen, die für Deutschland und England zusammen entstand.

Aber vielleicht muß, ehe von dieser gemeinsamen englisch-deutschen Wirklichkeit nur zu sprechen versucht wird, die allgemeine politische Wirklichkeit, so wie sie sich hinter den nationalen Geglaubtheiten langsam entwickelte, kurz aufgezeigt werden.

Und da gilt, daß etwa vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg an die Massen in der Politik immer größere Bedeutung zu gewinnen anfangen. Und die allgemeine politische Wirklichkeit, die sich hinter den nationalen Geglaubtheiten langsam entwickelte, besteht darin, daß die Massen gewaltig anwuchsen und sich mit dem Halbwissen und der nachahmenden Technik verbanden.

Die Bezeichnung Masse hat vielerlei Auslegungen erfahren, die falscheste Auslegung ist aus dem Satze heraus zu hören, es sei die Masse immer mehr zu einer zerstörenden Elementarkraft geworden. Der Satz bekäme dagegen seine Richtigkeit, wenn er lautete, aus gestörten Elementarkräften seien die zerstörungsbereiten Massen entstanden und von jedem Fortschritte der Zivilisation aus nähme die zerstörerische Gefahr der wachsenden Massen zu für das, was wir Humanität nennen und in die Nähe Gottes rücken.

Die Masse hat überall auf die gleiche seltsame Weise begonnen. Sie bekam ihre erste Gelegenheit, als die Menschen schöpferischen Geistes und leistender Kraft sich des rohen Schaltens der Naturkräfte zu erwehren lernten. Je weiter die Menschen schöpferischen Geistes auf ihrem Wege der Beherrschung der Natur gelangten, um so größer wurde die Lebensmöglichkeit für Menschen geringerer körperlicher oder geistiger Kräfte. Ihre Nahrung hörte auf zufällig zu sein, sie empfingen Wetterschutz und Gesundheitspflege, sie erhielten schließlich von der Ethik der schöpferischen Gedankenmenschen aus deren Rechtsschutz

und Rechtssicherheit als jedem zuständig, der Menschenantlitz trage. Es ereignete sich also, daß ein Stück Menschheit, das vorher durch die Natur immer wieder ausgemerzt wurde und zu dem alles in irgendeinem Sinne Kranke und Unzureichende gehörte, Daseinsmöglichkeit und dann Daseinsrecht und allmählich einen besonderen Behauptungswillen erlangte.

Das Entstehen der Massen ist in Afrika bis auf diesen Tag gut zu beobachten. Als ein Beispiel seien die Kaffernstämme des östlichen Kaplandes genannt. Sie waren Viehzüchter und waren in ihrer Ernährung abhängig von dem, was ihrem Vieh durch Dürre und Seuche geschah; sie ließen bei sich keine schwächlichen Kinder aufwachsen; sie führten stets Vernichtungskriege gegeneinander; sie hatten ein Häuptlings- und Zauberersystem bei sich aufkommen lassen, das jahrein jahraus zahllose Menschenleben beseitigte; sie wußten gegen die großen ansteckenden Krankheiten, die da kamen und gingen, keinen Schutz. Dann erschienen die Weißen bei ihnen vor etwas mehr als hundert Jahren und waren für sie als Überwinder und politische Landesherren die Engländer und als Missionare Deutsche. Die Weißen legten die Stammesgrenzen fest, sie entwaffneten die Stämme, sie verboten Krieg und Fehde, sie beseitigten das alte Häuptlings- und Zauberersystem, sie schufen Nahrungssicherheit, sie brachten durch das weiße Gesetz Schutz für Leben und Eigentum und sogar besonderen Schutz vor dem freien Wettbewerb und vor weißen wirtschaftlichen Übergriffen, sie erzwangen eine öffentliche Gesundheitspflege für Mensch und Tier, sie gaben ihr eigenes geistiges Rüstzeug, zu dessen Gewinn weiße Menschen schöpferischen Geistes und leistender Kraft Jahrhunderte gebraucht hatten, in der Form von Wissenschaft und Glauben durch Lehreinrichtungen eifrig weiter. Es gelang durch den weißen Eroberer und unter seinem Schutze eine Vermehrung des Kaffernvolkes, davon sich vorher niemand eine Vorstellung gemacht hatte. Gerade und Krumm gewann das gleiche Recht zum Leben in der Masse. Aber es entstand auch durch die farbige Vermassung eine neue unerwartete Gefahr für die Weißen. Die weiße Oberschicht mußte, schon um ihre Aufgabe erfüllen zu können, andere Ansprüche an das Leben stellen, an Behausung und Kleidung und Ausbildung als das farbige Volk; sie blieb mit ihrer Einehe gegenüber der den Kaffern zugestandenen Vielehe und mit ihrem Stolze, aus eigener Kraft und also ohne Unterstützung zu bestehen, im Verhältnis der Geburtenziffern von Volkszählung zu Volkszählung zurück. Die weiße Oberschicht

sieht sich heute noch im Alleinbesitz der Waffen des weißen Mannes, die weiße Oberschicht und die schwarzen Massen stehen sich in offener Kampfesstellung noch nicht gegenüber; aber die farbigen Massen sehen freilich von Jahr zu Jahr jegliche Technik der Weißen besser ab und gewinnen — ohne selbst sich jemals schöpferisch zu erweisen — durch jede Erfindung und jeden neuen Gedanken der weißen Menschen schöpferischen Geistes ein größeres Selbstbewußtsein, als käme beides, so Erfindung wie Gedanke, dennoch aus ihnen selbst. Und auf diese Weise geht es in Südafrika in die Zukunft hinein.

Es ist aber hier nicht etwa von einer erwachenden schwarzen Sphinx die Rede, sondern an einem Beispiele aus den letzten hundert Jahren sollte gezeigt werden, wie Massen entstehen und wie sie schicksalhaft und also gleichsam willenlos zur Gefahr der Menschen schöpferischen Geistes und leistender Kraft werden. Der südafrikanische Vorgang hat sich auch da abgespielt, wo die Masse und ihre Erwecker nicht verschiedener Rasse waren; und in anderen Teilen der Welt haben die Massen in bankrotten Halbbegabten längst Verführer gefunden, die aus einem offenem Kampfe zwischen den Vielen und Wenigen ein eigenes Ansehen dennoch zu gewinnen trachten.

Wenn nun von jener Wirklichkeit zu sprechen versucht wird, die hinter dem landläufigen Nationalismus und hinter einem gutgläubigen Internationalismus für England und Deutschland zusammen erwuchs, dann besteht diese Wirklichkeit, die beide Völker national angeht wie sonst nichts, in der Bedrohung jeglicher Hochwertigkeit durch die Vermassung in der Welt. Und diese Bedrohtheit ist zur dringlichen Gefahr, und zwar überall geworden, als sich die beiden stärksten weltordnenden europäischen Völker germanisch-klassisch-christlichen Geistes, die Deutschen und die Engländer, zum Gegeneinander verleiten ließen; dabei Mißverstehen und Mißtrauen sich in ihrer unglücklichen Wirkung nur um Grade von offener Feindschaft unterscheiden.

Ich muß aber noch einmal einen Schritt zurück: Es wird hier nicht behauptet, daß die Vermassung nicht innerhalb aller Völker im Gange sei. Die Vermassung reicht überall hinein in jede Gemeinschaft. In jedem hochwertigen Volke hat die schwankende Wirtschaftslage und hat bald Schuld und hat bald Unglück und hat geistige Verführung und hat das gegenseitige Verkennen der Nöte der Völker ungezählte Hochwertige abgesprengt und hat sie den Massen zugetrieben, zu denen sie in keinem Sinne gehören. Solcher Übergang zu den

Massen, solche neue und immer falschere Vermassung ereignet sich täglich weiter. Und die gemeinsame Gefahr von außen ist dadurch nicht kleiner geworden, daß sich dieselbe Gefahr zugleich innerhalb des eigenen Hauses als eigene Not zeigt.

Wenn aber Deutschland seit bald sechzig Jahren innerhalb eines unzureichenden Raumes und bei völlig unzureichenden Gelegenheiten einen ungeheueren Kampf auf alle mögliche Weise gegen eine zunehmende drohende Proletarisierung seiner Bevölkerung, und das heißt gegen eine fortschreitende Vermassung, führt, dann wird damit zugleich ein Kampf geleistet gegen die Gefahr, von der England und Deutschland als Herrenvölker von außen her gemeinsam bedroht werden.

Und wiederum, wenn England diesem und jenem deutschen Beobachter von einem völlig rücksichtslosen Gewinnstreben besessen scheint und wenn sein Außenminister in einer großen Rede gegen Deutschland hin meinte sagen zu müssen: "Ultimately and fundamentally the objects of all honest political endeavour in whatever country must be the raising of the standard of life", wenn also im Letzten drüben das eigene bequeme materielle Leben anderem Streben vorausgestellt zu werden scheint, so ist hinter solchem eifersüchtigen und auch zeitblindem Materialismus ganz gewiß die uneingestandene Sorge vor einer zunehmenden Vermassung aus Not im eigenen Lande verborgen. Und wenn eine Vermassung in England die Überhand gewänne unter den achtzig Millionen Weißen, auf deren hochwertigen Anlagen das Britische Reich beruht, dann wäre es freilich mit diesem Reiche, mit dieser größten gegenwärtigen politischen Leistung des Germanentums und des nordischen Geistes sehr rasch vorbei.

Es mag dieser und jener Deutscher fragen, der das britische Reich aus nichts anderem kennt als aus Zeitungsschrieb in englischer Sprache und aus der Kriegspropaganda und aus gelegentlichen englischen Ministerreden oder aus irgendeinem persönlich erfahrenen Unrechte, warum in Europa die Hochwertigkeit gegenüber der Vermassung durchaus bei England und Deutschland gesucht werden solle. Und es mag ein Engländer, der, wenn er kein Morel ist, seine Deutschland-Kenntnis selten selbst und sehr selten anders als einseitig erlebt hat, die Frage stellen, was denn unter dieser gemeinsamen Hochwertigkeit verstanden werde, denn, wenn er schon Beethoven und den Zeppelin als Hoch-

wertigkeit zugeben wolle, sei nicht das Denken der Deutschen über Freiheit und Reich und sogar über den ewigen Gott recht sehr verengt? Und es mag drittens irgendein anderer europäischer Nationalist fragen, ob die Humanität nicht rund und um bei den ungestörteren nordischen Völkern und bei Romanen und auch unter Slaven ihre Vertreter und Vorkämpfer habe? Ich streite aber keine Vorkämpfer der „theoretischen Humanität", wenn einmal diese Wendung gebraucht werden darf, bei irgendjemand ab; sie sind in Frankreich und Schweden und Holland und wahrscheinlich innerhalb jeder Grenze zu finden, so wie es machthungrige Funktionäre der Vermassung längst überall gibt. Doch ist hier die Rede von der „praktischen Humanität", das heißt von derjenigen Hochwertigkeit, die den Willen und die politische Kraft hat, sich durchzusetzen und die ihre Beweise politisch geliefert hat und bis heute gültig erhält. Und da meine ich zu erkennen, daß Europa der weiten Welt ein Menschengewissen und einen Menschenglauben und einen Menschenstolz am meisten von England und Deutschland aus gegeben hat, und daß der europäische Kontinent allein durch die deutsche Ostwacht europäisch geblieben ist. Dabei weiß ich auch, daß es noch andere Weltordner aus Pflicht und Glauben und Willen und Kraft gibt.

Aber vielleicht lassen sich Zweiflern die Antworten am besten durch Gegenfragen erteilen. Und die Gegenfragen lauten dann: In welchen Nationen sind in dieser unserer schwankenden Zeit die meisten Menschen schöpferischen Geistes und leistender Kraft noch zu finden? Und welche Völker vermögen das Rechte auch gegen die eigene Bequemlichkeit und Lässigkeit noch zu denken und durchzusetzen? Und in welchen Völkern hat sich der Mensch am stärksten vom pflichtlosen Tiere entfernt und am nächsten zur Verpflichtung vor Gott hingefunden? Und welche Völker haben in unsere Zeit hinein der Menschheit am meisten allgemein verbindliche Ordnung und zugleich am meisten von jenen Unwägbarkeiten zugebracht, an denen die Seele wächst?

Es gibt heute drei große Verschiedenheiten zwischen England und Deutschland.

Sie reden drüben und hüben aneinander vorbei, wenn sie von Freiheit sprechen. Und meinen anderes, wenn sie von ihrem Reiche und dessen Aufgaben künden. Und wenn sie den prüfenden Blick auf die Unruhe und den Wandel unserer Zeit richten, um heraufziehendem Schicksal zu begegnen, sehen

sie eigensinnig in verschiedener Richtung, als ginge sie beide nicht ein und dasselbe an.

Die Verschiedenheit des Freiheitsbegriffes wird langehin dauern. Der Begriff mag sich bei uns vielleicht ändern, wenn die Nöte unseres Reiches geringer werden. Er wird sich drüben etwas ändern, wenn für sie die Gefahren der Vermassung wachsen. Sie sind aber in England mit ihrem Freiheitsbegriff näher dran geblieben an dem, was ihnen und uns aus der alten Zeit her eigen und gemeinsam war. Sie besitzen das an Freiheit, was bei uns noch der Freiherr vom Stein in sich trug. Sie haben als Volk nicht die katholische Torheit jenes Polizeisystems erlebt, das nach den Befreiungskriegen die germanische Freiheitsidee ausrottete und dadurch erst dem liberalen Nationalismus aus Frankreich und aus dem Ghetto die zerstörerische Gelegenheit bereitete. Die Begriffe Liberalismus und Freiheit sind in England im Großen und Ganzen noch nicht durcheinander geraten.

Auch die Verschiedenheit des Reichsbegriffes wird zwischen ihnen und uns langehin dauern. Wir liegen geradewegs vor dem Feinde, wir haben uns das nicht ausgesucht und hätten den sorglosen Atem allesamt lieber. Es ist auch nicht von unserer Wahl her, daß unser Mutterland zerstückelt und daß ihm das Leben bis zur Sinnlosigkeit schwer gemacht wurde. Bei uns muß noch jeden Tag durch das Reich die völkische Existenz neu ermöglicht werden, ohne die es Hochwertigkeit und Humanität nirgends gibt. Die englische völkische Existenz stand noch niemals auf dem Spiele, und das Reich drüben kann heute seinen wirklichen Sinn von Anfang an „in der imperialen Aufgabe der Seele" erkennen.

Wenn nun in den beiden Verschiedenheiten, wie sie und wir, jeder bei sich, die Freiheit und das Reich denken, die Engländer uns ein Voraus haben, so scheint in der dritten Verschiedenheit, in der Art der Erwartung und Begegnung heraufziehenden Schicksals die Bereitschaft unter unserer Jugend größer und bei den einzelnen selbstloser zu sein. Niemand behauptet, daß das, was bei uns getan oder gesprochen oder auch nur gedacht werde, das Richtige jedenfalls sei. Sondern daß ein großes Schicksal sich vorbereitet und eine neue Menschenwelt entstehen muß, das wissen unsere Jungen; und was sie leidenschaftlich wollen, ist wach sein und für ihr Volk tätig vor diesem Schicksal. Und was immer sonst einzuwenden sei, sie sind von zweierlei jedenfalls frei geworden entgegen der Haltung, die vor 1914 vielfach galt und von 1924 bis

1933 wieder zu gelten versuchte, von der „unheimlichen Unbefangenheit" und von der Bequemlichkeit. Aber die Unbefangenheit und die Bequemlichkeit hören gewiß bei allen denen eher auf, die von Gefahren ohne Ende umlauert sind.

Daß etwas im Werden sei, weiß man in der größeren englischen Gesichertheit auch. Die einen drüben pflegen ihren alten nationalen Aberglauben, die ganze ärgerliche Unruhe heiße wie immer Deutschland. Die anderen reden sich die Geglaubtheit vom Faschismus und Bolschewismus ein, deren man sich nur zu enthalten habe, um zur neuen besseren Welt zu gelangen. Daß Faschismus und Bolschewismus Symptome des großen Kampfes zwischen der Vermassung und verantwortlichen Hochwertigkeit sind, bleibt ihnen danach verborgen. Es gibt die dritten und sind vielleicht in England die mehreren, die weder den Aberglauben noch die Geglaubtheit teilen, die im übrigen Unguteѕ erwarten, aber vor ihm voll Unlust und in der Hoffnung letzter Unbeteiligtheit die Augen verschließen. Und dann sind die Vierten da und sind unseren besten Jungen ähnlich, ähnlicher als irgendwer sonst in der Welt: Sie versuchen als saubere, selbstlose, ehrfürchtige Menschen gut zu handeln. Sie kämpfen mit ihren leichteren Sorgen fast klarer als wir den Kampf der verantwortlichen Hochwertigkeit gegenüber der Vermassung. Sie suchen auf ähnlichen Wegen wiederum „Wesen", wie das durch unsere Jugendbewegung geschah.

Diese Vierten werden noch nicht sagen, daß die Schicksalsfrage für England und Deutschland und in der Folge für die Menschheit, an dem alten Nationalismus vorbei, heute laute: Was wird sich durchsetzen in der Welt, die verantwortliche Hochwertigkeit oder die Vermassung? — Wenn aber auch bei ihnen diese Frage noch nicht knapp gestellt wird, eines ist ihnen deutlich, daß sie und wir im Schicksal und in der Pflicht notwendig zueinander gehören.

Aber ich muß mich, wo von den deutsch-englischen Problemen die Rede ist, ausdrücklich dagegen verwahren, als spräche hier dennoch ein verkleideter Propagandist des Faschismus oder auch des Nationalsozialismus nach England hin. Ich weiß sehr wohl, daß wenn in England die Worte Faschismus und Nationalsozialismus und Bolschewismus ausgesprochen werden, schon ein Vorhang gezogen erscheint vor das eigentliche Geschehen, vor das schwere Ringen der Hochwertigkeit mit der Vermassung in der Welt. Und dieser Vorhang muß zwischen

Deutschland und England aufgerollt werden, genau so wie der Vorhang des Nationalismus aufgehoben oder dort zurecht gehängt werden muß, wo er den Blick auf die deutsch-englische Gemeinsamkeit wegnimmt.

Aber ich muß mich auch gegenüber dem Gemeinschaftsgefühl innerhalb des deutschen und innerhalb des englischen Volkes verwahren vor jener Möglichkeit des Argwohnes, es könne in den Worten Hochwertigkeit und auch Herrentum und Geistigkeit und Bildung irgendein Rückgefühl verborgen sein, und es solle nun versucht werden in einem deutsch-englischen Gespräche eine übernationale Front bedrohter veralteter Ansprüche herzustellen.

Ich melde aber keine Ansprüche an, nicht deutsche Ansprüche vor England und nicht Ansprüche aus Ständen und Schichten und Klassen oder aus anderen Getrenntheiten innerhalb des deutschen und englischen Volkes. Sondern ich spreche von Pflichten; und meine Beweisführung lautete: Durch das scharfe Denken und tiefe Fühlen und durch die Ehrfurcht und den Wahrheitsdurst und die Selbstüberwindung der Hochwertigen haben die Massen die Gelegenheit zum Leben erhalten. Und es ist danach für die Hochwertigen eine neue Verantwortung entstanden. Sie, die die Grausamkeit und den Zufall und das „Unrecht" der rohen, jedoch ausgleichenden Naturkräfte am Menschentum aufhielten, müssen zusehen, daß ohne Grausamkeit und ohne Zufall und ohne Unrecht der Starke vor den gehäuften Schwachen und der Begabte vor der Zahl der Unbegabten und der Schöpfer vor der Menge der Nachahmer und die Ordnung vor Chaos und die Bildung vor Unbildung ihre Möglichkeit behalten der Dauer und des endlichen ganzen Gelingens der Menschlichkeit wegen. Und wenn die Hochwertigkeit sich und ihre Verantwortung nicht selbst erkennt, dann wird es allerdings so zugehen, daß die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer rascher zurückgedrängten Elementarkräfte sich durch die zum Leben gekommenen Massen an den Hochwertigen rächen, und zwar mit den eigenen Waffen der Hochwertigen, die diese von Jahr zu Jahr den Massen liefern und die Massen zu gebrauchen lehren.

Und was geschähe an den Massen der Erde, die durch Überzahl und falschen Kampf und Verführung eines Tages die Menschen schöpferischen Geistes und leistender Kraft ausgetilgt hätten? Sie verfielen von neuem der frühesten und blindesten Gewalt der Urkräfte, und d i e Menschheit, die sich über das Tier erhob und sich zu Gott hinsucht, wäre zu Ende.

Aber so wenig es hier um Propaganda oder um eine übernationale Front

veralteter und bedrohter Ansprüche geht, so wenig wird darzutun versucht, daß die Massen rund und um in der Welt im bewußten Kampf gegen die Hochwertigen stünden, daß es also zum Beispiel im britischen Reiche, das heißt unter den Völkern und Rassen, die von England her Rechtsgefühl, Rechtssicherheit und Gottesfrieden empfingen, dasjenige gebe, was man englisch "a conscious revolt of the underman" nennen dürfe. Es gibt gewiß in der ganzen Welt die bankrotten Halbbegabten, die sich der Massen und der Vermassung zur Befriedigung ihres kranken Geltungsbedürfnisses zu bedienen trachten. Und es gibt gewiß in weiten Teilen der Welt den bewußten Willen zur Vermassung und Massenherrschaft und also zum bewußten Kampfe gegen jegliche Art der Hochwertigkeit. Die gemeinsame Gefahr für alle Weltordnungsmächte liegt aber in der fortschreitenden Vermassung überhaupt; dabei der hochwertige Nachwuchs fortwährend abnimmt, dabei nicht die Stärke sondern die Schwäche gepflegt wird, dabei mit der fehlenden vergessenen Tradition jede Artpflege zu Ende geht, und auch in dem sich verkleinernden Nachwuchs der Hochwertigkeit der geistige Widerstand gegen die Vermassung, ja selbst das Erkennen der Vermassung zusehends abnimmt.

## III.

In der Menschenwelt, die sich mit Aberglauben und mit Geglaubtheiten und auch mit einer veralteten Form des Nationalismus immer wieder selbst betrügt, gibt es in Wirklichkeit heute eine einzige Schicksalsfrage: Es gibt die Frage für alle, ob die Hochwertigkeit mit dem Abstande voneinander, mit der Gelegenheit zu ihrer Entfaltung, mit der Freiheit des Geistes — und diese Dreizahl ist Voraussetzung der Hochwertigkeit — bei den Weltordnungsvölkern gerettet werden könne, und ob die Hochwertigen die Massen vor der endgültigen Vermassung zurückzuhalten vermögen durch eine neue verbindliche Ethik und durch eine ehrfürchtige Art- und Rassenpflege.

Fortdauern in der Vermassung kann das Säugetier Mensch ohne Zweifel. Zum Essen und Schlafen und Trinken und Sichbegatten und auch zum Redenhalten und Sichtotschlagen sind Milton und Shakespeare und Händel und Luther und Goethe und Beethoven und sind auch Dante und Michelangelo und Rembrandt nicht nötig, und ist alles nicht nötig, was von Jesus Christus an groß und gut und ehrfürchtig war in der Welt. Nur, wenn die Ver-

massung die Humanität überwuchert wie Unkraut einen Garten, dessen Besitzer anderswo beschäftigt sind, dann ist zweierlei jedenfalls vorbei: dann ist das vorbei, was das britische Reich bedeutet, und ist vorbei, was Deutschland durch alle Not hindurch bedeutete. Es gibt ein englisches Wort, das heißt: Nothing matters that one does, but it matters a lot what one becomes.

Und an dieser Stelle ist nun allerdings den Verzweiflern an der englischen Politik Deutschland gegenüber nicht auszuweichen.

In der englischen Wochenzeitschrift Observer im März 1937 bezeichnet der Herausgeber Garvin die Politik, die von dem gegenwärtigen englischen Kabinette dem deutschen Staate gegenüber getrieben werde, als eine Politik der systematischen Opposition. Aber systematische Gegnerschaft jeder deutschen Regierung gegenüber ist der Inhalt der Politik jedes englischen Kabinettes in den letzten vierzig Jahren gewesen. Diese systematische englische Gegnerschaft hat dazu gedient, das schwierige Leben jedes Deutschen in einem engen und von Hause aus armen Lande ohne natürliche Grenzen schwieriger zu machen und das Leben vieler Deutschen zu verbiegen; die systematische englische Gegnerschaft hat das Ringen der verschiedenen deutschen Staatsführungen mit der Proletarisierung und Vermassung unseres Volkes erschwert wie sonst nichts in der Welt und hat wie weniges sonst in der Welt beigetragen zu schweren deutschen politischen Entschlüssen.

Es ist aber nicht zu erkennen, daß diese systematische Gegnerschaft England oder dem britischen Reiche oder gar der Menschheit irgendwann gedient habe. Sondern die systematische Gegnerschaft hat England in den Weltkrieg getrieben; und daß der materielle Gewinn Englands aus dem Weltkriege eine Million englischer Toter und zwei Millionen englischer Verwundeter wert gewesen sei, wird von keinem Engländer geglaubt. Und die systematische Gegnerschaft hat fertig gebracht, daß an Stelle der einen eingebildeten deutschen Hauptgefahr vor 1914 die unvertilgbare Realität vieler Gefahren trat. Und sie hat am Ende durch die englische Teilnahme an Versailles und durch deren Folgen die Gewissen daheim und draußen durchaus verwirrt; und das genaue Gegenteil auch alles dessen ist eingetreten und ereignet sich unausgesetzt weiter, das die vielen und lehrhaften englischen Ideologen aus bequemen Klubsesseln heraus durch die unablässige Schulmeisterei Deutschlands sich einbildeten bewirken zu können.

Ja, irgendwie ist durch die systematische Gegnerschaft des englischen Auswärtigen Amtes und durch den Zeitungsschrieb in englischer Sprache Deutschland bei allen Engländern seit 40 Jahren außer klarer Sicht geraten, auch bei den vielen Gutwilligen, auch bei der großen Zahl derer, die das Rechte jedenfalls erkennen und tun möchten. Und selbst im Lobe erscheint ihr Bild von Deutschland, um einen Anglizismus zu brauchen, „außer Focus" aufgenommen.

Auch jene Gutwilligen ahnen wenig, was noch Woche für Woche im Namen von Versailles, und das heißt auch im Namen Englands, an den zahllosen Männern, Frauen und Kindern unseres Volkstums außerhalb der aufgezwungenen Grenzen unter „politischem Rechte" geschieht. Sie sehen mit den Staatsmännern über die Unbequemlichkeit der deutschen Zerstückelung weg, rundherum von Memel bis Eupen, als sei das alles nicht blutend vorhanden. Sie wissen kaum, daß bei dem versuchten Vernichtungskampfe gegen das Deutschtum, der erst durch die englische Teilnahme möglich geworden ist, den abgetrennten Versailles-Deutschen allein in Europa unter dem Vorwande der Bodenreform ein Grundbesitz von der Größe des Landes Württemberg und des Landes Baden bisher genommen wurde. Sie spüren nicht, wie schwer es die Hochwertigkeit in sämtlichen Schichten eines Volkes hat, das sich überall eingehemmt und sinnlos aufgehalten sieht. Sie begreifen trotz guter Meinung nicht, wie viel Selbstverzwingung nötig ist, um diesen ganzen menschlichen Unfug ohne einen völlig wirren Haß auszuhalten und, wenn es sein kann, von mutigem Denken aus zu überwinden.

Die systematische Opposition gegen Deutschland im englischen Auswärtigen Amt hat in der Tat, das muß den Verzweiflern an England zugegeben werden, alles abgelehnt, was je von einzelnen Deutschen und vom deutschen Staate gegen die Gefahr der deutschen und europäischen Vermassung, bewußt und unbewußt, unternommen oder nur versucht wurde. England bekämpfte den deutschen Handel und bekämpfte die deutsche Schiffahrt und wehrte sich gegen deutsche Kolonien und empörte sich gegen eine (uns englisch empfohlene) wirtschaftliche Südostpolitik einschließlich der Bagdadbahn und bemühte sich gegen eine deutsche Behauptung im Osten und ärgerte sich an deutschen Autarkieversuchen.

Und als in letzter Zeit auch von Engländern die Rückgabe der nach deutscher Ansicht durch Bruch der Waffenstillstandsbedingungen abgepreßten deutschen Kolonien erörtert wurde, weil durch solchen Anfang Gelegenheiten einer deutsch-englischen Entwirrung und Gelegenheiten einer ersten gemeinsamen Abwehr der Vermassung sich böten, da hielt es der verstorbene englische Minister Sir Austin Chamberlain für klug, seinen Landsleuten im Daily Telegraph zuzurufen: "The less false hopes are encouraged by irresponsible persons, the better it will be for the peace of the world, and the sooner we shall be able to get down to real business."

„Real business?" Kern der Sache? Endgültige Erledigung? Zielsichere Arbeit? Man mag die zwei englischen Worte zu übersetzen und zu verstehen versuchen, wie man will, aber, man kommt nirgends mit ihnen hin, zu keiner Sache und keinem Ziel und keinem Kern, weil das, was zwischen England und Deutschland und für England und Deutschland zu finden ist, auf dem Gebiete des alten Nationalismus mit seinem Aberglauben und seinen Geglaubtheiten gar nicht mehr gefunden werden kann.

Sondern das Kernproblem der Gegenwart und Zukunft liegt anderswo und lautet:

Wie bewahren wir die Menschheit vor der Masse; wie bewahren wir die Massen davor, widerstandslos in die Knechtschaft toter Gewalten zu geraten; wie bewahren wir die Geknechteten davor, sich hilflos in die Hand von Verführern auszuliefern; wie bewahren wir die Verführten davor, das zu zerstören, was trotz der irdischen Unvollkommenheit die besondere Leistung der strebenden Menschheit und ihr Glück und ihr Stolz und ihre Hoffnung darstellt.

Das Kernproblem ist doch: Wie stärken wir den Leistungsmenschen, der in die ganze Welt mit seinem unerschöpflichen Können und freiem Sinne zugleich die Verbindlichkeit der Begriffe Pflicht und Sauberkeit und Recht und Ordnung und auch Menschenliebe und Ehrfurcht gebracht hat. Das Kernproblem ist doch: Wie schützen wir den Leistungsmenschen und das Blut, aus dem er kommt, vor eigenem Irrtum, vor anschleichendem falschem Eigennutzen und vor der überall gehäuften Eifersucht und Dummheit. Und wie verschaffen wir ihm in allen Ständen den neuen Geburtenraum, den er braucht.

Das Kernproblem ist doch: Wie lernt jedes Volk nordischen Wesens begreifen, daß es ein Herrenvolk von Leistungsmenschen sei, und wie lernen alle Völker nordischen Wesens und am meisten die zwei nordischen Ordnungsmächte in Europa, England und Deutschland, noch zur rechten Zeit die große Lehre, daß sie ein Schicksal haben, und daß jede Wunde des einen eine Wunde des andern zugleich ist.

---

Adolf Beiß

## Geburt des Gedichts

Droben der Abendstern, still
an die Wolke gelehnt.
Väterlich gleitet sein Blick
um die Häuser der Müden.

Glücklich, wer in der Sonne
warm aufwächst.
Unglücklich sind nur des kalten
Lichtes Genossen.

Und ihre Schmerzen
greifen als dunkle
Blumen der Nacht aus der Erde,
unzählbar.

Aber verblaßt der Stern,
rundet sich grüner ihr Stiel;
aus einer Blüte Schmerz
hebt sich leuchtend die Dichtung.

### Adolf Beiß

## Deutschland

Fern ist die Frucht zuhause,
hier ewige Saat,
wo die Wackren pflügen, des Bluts
nordischer Ahnen.

Nichts fällt in den Schoß,
die Früchte sind aufgegeben;
hart ist der Winter. Heimlich
liebst du die Blüten.

Aber der kälteste Wind
weht hier befruchtend, mag
er aus herbsten Quellen
die Seele nehmen.

Nachtwache lebst du
an dunklen Grenzen.
Und zerbirst dein Schicksal, du spannst
ein größeres ein.

Williger Sohn des Gefilds,
weißt du die Pfade über die Dinge,
da der Guß des Lichts
dich durchflutet.

Vater= und Mutterland, muß
deine Art, groß und adlig,
nicht in Schmerzen gebären!
Was wären wir Söhne, die Welt
ohne dein Opfer!

Leopold Weber

# Die Nachbarskinder

Eine Idylle

## Aus alten Zeiten

Muse, dich rufe ich an: ein erbauliches Lied will ich singen,
Künden soll's von der Torheit in Hader geratener Menschen,
Von der Verruchtheit der Katzen und andrerseits von der Weisheit,
Die dem Geschlechte der Dackel des Himmels Gnade verliehen.
Ihr aber, Freunde des Lehrreichen, schart Euch zum Ringe und lauscht mir!
Schauplatz dieser Begebenheit ist ein weithin berühmtes
Städtchen in lieblichem Tale der oberbayerischen Alpen,
Freilich zu jenen Zeiten, da Solches dort sich ereignet,
Erst ein dörflicher Markt, nur selten von Fremden betreten.
Heumond war es. Der Morgen erblaute über den Bergen
Und ihre Gipfel erglänzten im Strahle der steigenden Sonne.
Über dem Buckel am Fuße des langhin gelagerten Roßwangs
Hob aus dem Laube der Linden die Zwiebelkuppel ein Kirchlein:
Hell erschimmerte droben das Kreuz über flutenden Wipfeln,
Aber darunter ruhte im weiten Tale der Markt noch
Lautlos im kühlen Schatten der steilauf ragenden Felswand.
Neben dem Kirchlein breitete unter den Wipfeln des Ahorns
Traulich ladend den Giebel ein Haus ehrwürdiger Dauer.
Über dem unteren Stock, dem wuchtig aus reinlich geweißten
Steinen gefügten, erhob sich der stattlich gezimmerte Aufbau:
Saubere Fensterlein blickten gar freundlich nach allen Seiten,
Und am oberen Stockwerk prangte langhin die Altane,
Deren Geländer mit kunstvollem Schnitzwerk reichlich geziert war,
Rings umblüht vom Gewoge der brennroten hängenden Nelken.
Gerne saß dort des Sonntags, sein Pfeiflein schmauchend, der Hausherr,

Sah die Wanderer ziehn und freute sich seines Besitzes.
Alt war's freilich, das Haus, und es trug die Spuren der Jahre,
Heftiger Winterstürme und dörrender Gluten des Sommers
Unverkennbar geprägt in mancherlei Rissen des Holzes,
Dennoch, mit keinem neueren hätten's vertauscht die Bewohner,
Die für der Väter Art den rechten Sinn noch bewahrten.
Also sind auch dem Sohne die Runzeln des Mütterleins lieblich,
Zeugen sie ihm ja doch von den vielen Sorgen der Guten,
Die ihn genährt und gehegt und immer um ihn noch bemüht ist.
Seitwärts dem Wohnhaus am Abhang des Hügels lag ein Salettlein:
Leicht nur war es gedeckt mit moosüberwachsenen Schindeln,
Und seine Wände, aus Planken gefügt, die sich schräg überkreuzten,
Ließen die Aussicht frei, soweit es die Reben erlaubten,
Die mit grünem Geranke die luftige Hütte umhüllten.
Weithin schweifte vom Hügel der Blick übers trauliche Tal hin,
Über die blumenschillernden Wiesen empor zu den Wäldern
Und zum Felsengewände der himmelan strebenden Alpen.
Nachmittags saßen dort oft die besseren Bürger des Marktes,
Tranken mit Frauen und Kindern den köstlichen Kaffee und labten
Sich an dem süßen Gebäck von auserlesener Güte,
Denn ein Lebzelter war er, der wackre Besitzer des Hauses,
Dessen gewölbte Glatze von grauen Locken umwallt war
Einem Apostelkopf ähnlich — er hört' es nicht ungern erwähnen.
Seine Ahnen schon waren seit unvordenklichen Zeiten
Bauern und Bäcker gewesen von rühmlichem Rufe im Markte.
Nahe bei dieser Wirtschaft betrieb der Wachskerzenzieher
Seinen Handel, ein dürres und leidenschaftliches Männlein,
Doch dem bedächtigen Nachbarn in Freundschaft seit Jahren verbunden.

### Bello, der Dackel

Siehe, da öffnete knarrend des Lebzelters Tür sich ein wenig,
Doch kein menschliches Wesen betrat die Schwelle des Hauses:
Eine Schnauze nur streckte sich länglich hervor aus dem Spalte,
Denn mit der krummen Pfote dawider kratzend, so hatte
Bello, der rötliche Dackel, die Türe sich selber geöffnet,

Und nun schritt er hinaus in den Glanz der belebenden Sonne,
Langsam und würdevoll, die Stirne in sinnenden Falten.
Über das Maß der Dackel hinaus war der Leib ihm geraten
Mit der mächtigen schneeweißen Brust und dem denkenden Haupte,
Also im Äußeren schon von Ungewöhnlichem kündend:
War der Eltern Vermächtnis von sehr verschiedener Größe,
Und wie sich dieses gefügt hatte, sollt Ihr in Bälde erfahren.
Aber nachdem er sich draußen das beste Plätzchen erlesen
Und sich im Kreise gedreht um sich selber einigemale,
Daß er Glieder und Leib der richtigen Stellung bequeme,
Lag er nieder, so enge zusammen sich rollend, daß fast ihm
Seine längliche Schnauze des Rückens Wirbel berührte.
So entschlief er und zuckte nur manchmal sacht mit den Pfoten
Unter verhaltenem, mühsam der Kehle entrungnem Gekläffe,
Wenn er in seligen Träumen ein Häslein zu jagen vermeinte.
Aber indessen er schlummert, vernehmt seine Lebensgeschichte.
Diana hieß seine Mutter, die kleine schwarzbraune Dächsin:
Diese hatte der Jäger dem Sohne des Lebzelters, Peter,
Gegen die abgeworfenen Stangen des Hirschen verhandelt,
Gegen das stolze Geweih mit vierzehn ragenden Enden,
Das der Knabe im Walde am Roßwang vor kurzem gefunden.
Froh ward Peter des Handels, denn Nachwuchs vom zierlichen Hündlein
Hoffte er sich zu erlangen, und zwar einen männlichen Dackel,
Den er zu stetem Begleiter sich selber getreulich erziehe,
Um die Mutter hernach dem Krämer im Markt zu verkaufen,
Wie es schon ausgemacht war, bevor sich die Hoffnung erfüllte.
Aber Diana, sie war eines rassefremden Verführers,
Eines hohen, brandroten Schweißhundes Zauber erlegen,
Ohne sich drüber Gedanken zu machen, indessen die gute
Mutter Natur, sie übt ja, wir wissen es, immerzu Nachsicht
Und aus Bösem sogar versteht sie es Gutes zu bilden,
Wie sich's ergeben wird im weitern Verlauf der Geschichte.
Als nun die Stunde der Hündin herankam, flehte der Knabe
Dringend um Beistand den Jäger und dieser versprach es ihm willig,
Da ihn des Bürschleins erbarmte: er war nicht böse von Herzen,

Ob ihm der Bart gleich wild das grimmige Antlitz umstarrte
Und erschreckliche Flüche beständig dem Munde entfuhren,
Denn er glaubte, so müsse ein richtiger Jäger gebaren,
Weil das Volk ohne Furcht durchaus keine Fügsamkeit kenne.
Längst schon hatten die Glocken zum Abendgebete gerufen:
Sorgsam auf Heu im Stalle gebettet, ruhte die Hündin,
Fest zusammengekauert, und atmete tief und beschwerlich.
Über sie beugte sich Peter erwartungsvoll, bänglichen Blickes,
Aber der Jäger saß in der Stube, fürchterlich fluchend,
Da er vorhin erst ein Reh, in der Schlinge verendet, gefunden,
Schwur, die Wildschützen alle, die Lumpen, zusammenzuschießen
Ohne Gnade, wie sie ihm kämen, von vorn oder hinten,
Und beträchtliche Schlucke bezog er dabei aus dem Maßkrug,
Der auf dem Tische voll labenden braunen Bieres ihn lockte,
Also erwartend, wann ihn der Knabe zum Beistand sich rufe.
Endlich kam Peter gelaufen in Ängsten: sie schnaufe so heftig,
Zuckenden Leibes wühle sie tief ins Heu ihre Schnauze.
Brummend verließ den Humpen der Jäger und folgte dem Jüngling.
Nieder gebaut war der Stall: sich bückend traten die beiden
Vorsichtig flüsternd hinein, die Kreißende nicht zu verstören.
Rötlich brannte das Licht durchs trübe Glas der Laterne,
Und aus dem Dämmer tönte es, eben vernehmlich ein Zirpen.
Forschend traten sie näher: da zappelte schon bei der Mutter
Unbeholfen ein winziges Wesen, aber die Hündin
Gab der beiden nicht acht und leckte eifrig dem Jungen
Kopf und Rücken und Bauch so lang, bis es sauber erglänzte,
Schob mit der Schnauze es dann an die vollen milchreichen Euter,
Und das Hündlein, länglich und rund wie ein Zehnpfennigwürstlein,
Öffnete gleich das Mäulchen und saugte sich fest an der Mutter,
Trank zum ersten Male die süße Labe des Lebens.
Stumm an den Barren gelehnt, betrachteten beide das Bild sich,
Und ein dritter noch schaute, als ginge die Sache auch ihn an:
Lackel, der weiße Mäuseschreck, saß auf dem Rande des Barrens,
Hergelockt durch das Winseln des eben geborenen Hündleins,
Schnurrend hockte er dort und wollte vom Platze nicht weichen,

Sichtlich der Dinge begierig, die weiter ereignen sich würden.
Aber noch zweimal streckte die Hündin ins Heu ihre Schnauze,
Zweimal warf sie und reinigte, sorgsam leckend, die Jungen,
Schob mit der Schnauze sie dann an die vollen milchreichen Euter,
Und die Hündlein, länglich und rund wie Zehnpfennigwürstlein,
Sperrten die Mäulchen verlangend und saugten sich fest an der Mutter.
Lustig ward es im Stall, es piepsten die winzigen Wesen
Grell und fein durcheinander und wuselten rings um die Quellen.
Glänzenden Auges schaute der Knabe und fragte den Jäger:
„Sind es nun alle?" und brummend versetzte der grimmige Waldmensch:
„Will zuerst einmal sehn, ob's Männlein sind oder Weiblein!"
Kniete nieder vor ihnen und hob sie ans Licht nacheinander.
„Himmelkreuzsakrament, ein Weibchen!" fluchte er knirschend,
„Blutiger Tod, das andere auch! das letzte desgleichen!
O du Matz, du verfluchte, das ist eine schöne Bescherung!
Niederschießen sollte man gleich die schuftige Hündin!"
Aber er tat es doch nicht, er bückte vielmehr sich voll Sorgfalt
Und befühlte den Leib ihr. Betrübt sah der Knabe zu Boden.
„Kopf hoch!" knurrte der Jäger, „noch dürfen wir Besseres hoffen!"
Wirklich, da zuckte auch schon und wand sich in Wehen Diana,
Und es zappelte wiederum neben den anderen Jungen
Rötlich ein neugeborenes, winziges, piepsendes Wesen.
Nun erhob sich die Hündin und froh der vollendeten Mühe,
Lief sie zum Napfe mit Wasser und trank in durstigen Zügen.
Aber der Jäger schwenkte das Junge und rief triumphierend:
„Nun ist's gewonnen, du närrischer Bub, 's ist wahrhaftig ein Männchen!"
Jubelnd drängte der Knabe sich hin, kaum konnte er's glauben,
Flehentlich bat er den Jäger, das Winselnde niederzusetzen,
Daß nicht ein Leid ihm geschehe in seinen gewichtigen Fäusten.
Also ward Bello geboren im Stall unter Kühen und Gäulen,
Dackel nach Art und Gestalt auf krummen und niederen Füßen,
Aber die Wucht der Erscheinung dem stärkeren Vater verdankend,
Während — ein Wahrzeichen war's, in die Zukunft weisend — der Kater
Über dem Neugeborenen dumpf und geheimnisvoll schnurrte.
Doch noch liegt es uns ob, von des jungen Bello Entwicklung

Zum gestandenen Dackel der Reihe nach zu berichten.
Blind kam Bello zutage wie alle seines Geschlechtes:
Trinken und schlafen am schützenden Leibe der Mutter war alles,
Was er betreiben konnte, bis endlich das Licht ihm den Schleier
Ganz von den Guckern getilgt und die Welt seinem Blicke sich auftat.
Schwankend begann er sogleich auf den krummen Füßen zu träppeln
Und die erstaunlichen Dinge im Stalle rings zu beschnüffeln.
Tausendmal stürzte er achtlos in unbekannte Gefahren,
Unter die Gäule geriet er, unter die Kühe im Stalle,
Ward gequetscht und getreten und kroch unter alles Gerümpel,
Bis es herab auf ihn schlug und sein Heulen um Hilfe ertönte.
Dennoch ließ er nicht aus, ihn trieb der Drang nach Erkenntnis,
Der ja im Keime schon den künftigen Denker verkündet.
Kennen lernte da Peter von Grund aus die Nöte der Kindsmagd,
Wenn er erschrocken oftmals vom Backofen wegspringen mußte,
Um den jammernden Liebling vorm Untergange zu retten,
Und er begann sein Hündlein mit allem Ernst zu erziehen,
Daß es widerstandslos den Trieben sich nicht überlasse:
So, unter anderm ließ es die Spuren seiner Verdauung
Allenthalben zurück und rinnen ließ es die Bächlein
Ohne Rücksicht sogar auf sauber gescheuerter Diele,
Doch am meisten verlockten ihn leider die Säcke mit Brotmehl,
Die er erhobenen Beinchens nach Hundesitte begrüßte.
Mahnen und Schelten half nicht, da mußte er Schläge verkosten,
Bis er es schließlich lernte, des Hauses Stätten zu schonen.
Aber nicht lange danach erlag er neuer Versuchung:
Frische Zähne, festere, waren ihm eben gewachsen,
Diese juckten und reizten, die Kraft des Gebisses zu proben.
Also versuchte er sie zunächst am Schuhwerk des Herren:
Allzugut nur gelang's, bezwingbar erwies sich das Leder,
Und zum Tatendrang kam alsbald die Lust des Zerstörens.
Triumphierend zerfraß in den Kammern das Hündlein die Socken,
Tische und Stühle benagt' es, so hart der Herr es auch strafte,
Doch da es einmal sogar in hellem Eifer den halben
Wollenen Unterrock der trefflichen Mutter gefressen,

Da bekam's ihm doch schlecht: denn heftige Schmerzen des Leibes
Mußte es leiden ob solcher nur schwer verdaulichen Speise,
Und die Klage der Mutter erscholl ums schöne Gewandstück.
Aber nur Toren lernen aus schlimmen Erfahrungen nimmer,
Mit dem Leibe des Dackels erstarkte in ihm das Verständnis
Und zu begreifen begann er des Namens, des Pfiffes Bedeutung,
Willig kam er gewalzt, einer rollenden Kugel vergleichbar,
Mochte er noch so fern dem rufenden Herrn sich befinden.
Laut vor den Leuten rühmte nun Peter sein tüchtiges Hündlein,
Nicht ohne Stolz, denn ihm verdankte es ja seine Bildung.
Aber den Tag vor dem Abende loben ist immer gefährlich.
Spätherbst war es geworden, es wuchs die Scheibe des Mondes,
Rings in den Wäldern am Berg begannen die Hirsche zu schreien
Brunstentzündet, ihr Röhren durchtönte die Nächte gewaltig,
Und wie Besessenheit kam es da plötzlich über den Roten:
Er, der verständige Dackel, auch er begann nun zu singen,
Freilich auf eigene Weise, vom Brüllen der Hirsche verschieden!
Hell durchtönte sein Lied in klagender Sehnsucht die Kammer,
Schnell schlug Peterchen Licht und schaute besorgt auf den Liebling:
Seltsam war Bellos Blick ganz starr in die Lüfte gerichtet,
Grad als sähe er etwas in überirdischen Höhen,
Und von neuem erhob er die Stimme zu stürmischen Klagen.
Peter, nachdem er, vom ersten Erstaunen erholt, sich besonnen,
Meinte, es treibe den Dackel ein unaufschiebbar Bedürfnis,
Sprang aus dem Bett und dem Drängenden öffnete schnell er die Türe,
Streckte von neuem zum Schlafe sich aus und halb schon im Traume
Hört' er die Stiege hinab das Hündlein eilfertig träppeln,
Sicher erwartend, es kehre zurück nach besorgtem Geschäfte.
Doch wie erschrak in der Frühe der Knabe, da er vergebens
Allenthalben ihn suchte im Haus und außer dem Hause.
Bange Vermutungen fingen ihm an das Gemüt zu erregen:
Unter ihnen am Marktrande hauste das grinsende Scheusal,
„Hundsfresser" ward er genannt, es gingen grause Gerüchte
Über den Alten, der heimlich die streunenden Hunde sich hasche
Und, die Gefangenen schlachtend, zum scheußlichen Schmause sie siede.

Ruhelos trieb's von der Arbeit den Knaben hinaus auf die Straße,
Siehe, und plötzlich träppelte etwas am Wege vom Markt her:
Ja, er war es, sein Bello: die wedelnde Rute, sie war es!
Aber wie schaute er aus? ein gotterbärmlicher Anblick:
Blut beträufelte ihm die Brust, die weißliche, breite,
Schmierig und klebrig troff es herab von dem rötlichen Felle,
Grad als wär er vor kurzem durch schlammige Pfützen gezogen,
Schieflich trug er das Haupt, wie erstarrt in behutsamer Haltung,
Denn sein langes Behänge war mehrfach grausam durchbissen!
Geistesabwesend starrte des Dackels Blick aus dem Auge,
Ach, aus einem allein auf den Herren, das andere war ihm
Furchtbar geschwollen, von Blut überkrustet und ließ sich nicht auftun.
„O du mein armes Hündlein, wer hat dich so schändlich geschlagen?"
Rief, zwischen Grimm, Entsetzen und Mitleid schwankend, der Knabe,
„Kennt' ich den Bösewicht nur, der sollte die Fäuste mir fühlen,
Schützen tät ihn kein Rang, und wär es der Marktschreiber selber!"
Sorgsam nahm er den Hund auf den Arm und trug ihn nach Hause,
Und er säuberte ihn und wusch ihm die Wunden und brachte
Reichliches Essen dem also vom Schicksal grausam Verfolgten.
Dieses ließ sich der Dackel auch wohlgefallen, es hatte
Sein Appetit bei all dem Malör, so schien's, nicht gelitten.
Heißhungrig fraß er die Schüssel, die volle, leer bis zum Boden
Und dann seufzte er tief und legte sich nieder zur Ruhe.
Grübelnd trat in die Wohnstube Peter, von Herzen bekümmert,
Traf seine Eltern dort im Gespräch mit dem rührigen Nachbarn,
Und das Mütterchen fragte, des Sohnes Betrübnis bemerkend:
„Du, was ist dir denn heut, was hängst du so kläglich das Köpflein?"
Da berichtete Peter die kummervolle Geschichte.
Aber der Nachbar rief, der geschäftige — mehrfach schon hatte
Heut er sein Gläschen geleert, genötigt vom freundlichen Hausherrn,
Der von dem dunkelroten Tiroler beständig ihm nachgoß:
„Ha, da kenn ich mich aus! der Lammwirt ist schuld dran, der Lümmel:
Denn seine Flora, herumstreunen läßt er sie schändlicherweise,
Und die Hundeschaft balgt sich in eifersüchtigem Wüten,
Während sie abseits sitzt, das Ergebnis des Kampfes erharrend,

Grade der Kirch gegenüber, das ist euch ein christlicher Anblick!
Freilich, wer wird auch vom Lammwirt Verstand und Anstand erwarten?
Läßt sich der Aff' seine Kerzen, man glaubt's nicht, von München her schicken,
Ha, als wären sie ebenso gut nicht hierorts zu haben!"
Während aber der Wachszieher also im Eifer gebarte,
Hatte der Knabe sich sachte hinweg aus der Stube geschlichen.
Heftig war sein Verdruß, da so das Rätsel sich löste,
Und er beschloß, von jetzt ab den Sünder sorgsam zu hüten.
Doch zu wenig noch kannte die Stärke der Leidenschaft Peter:
Hundert Listen ersann der Rote im Dackelgehirne,
Sprang zu den Fenstern hinaus, zerbiß die stärksten der Stricke,
Und schon wälzte er wieder sich, Wunden und Leben verachtend,
Unter den Nebenbuhlern im rasenden Kampf um die Schöne.
Nein, wir loben es nicht, doch sprach schon der griechische Weise:
Ohne geschlagen zu werden, so sagt er, wird niemand erzogen!
Und durch Verirrungen führt der Weg auf die Höhe den Wackern.
Mutig sich zu behaupten in männermordenden Schlachten
Lernte Bello nicht nur, er lernte dabei auch der Schönen
Widerspruchsvolles und ach! so bestrickendes Wesen erkennen
Und sich vor Schaden durch Klugheit und Selbstbeherrschung bewahren.
Also gedieh er allmählich zu jenem würdigen Dackel,
Den wir vorhin den sonnigen Kiesplatz beschreiten gesehen.

## Mummel, die Katze

Während er aber gelassen im Sand vor der Türe sich sonnte,
Sprang vom Fenster des Nachbarn herab ein munteres Kätzlein,
Braunen Felles, geziert mit schwarzen und gelblichen Streifen.
Sachte miauend schlich es zum sonnenbeschienenen Orte,
Allwo Bello gerade allmählich erwachend sich reckte.
Unterwegs aber hielt es und krümmte den Rücken zum Buckel,
Streckte die vorderen Pfötchen und schnellte lustig den Schweif auf.
Neckisch nahte es so dem Rastenden, der aber schlug nur
wachsam das Auge auf, doch ohne vom Fleck sich zu rühren,
Denn er verhielt sich neutral in den uralten Fehden der Beller
Mit dem Geschlecht der Miauenden: Würde und Weisheit verbot's ihm,

Mit dergleichen Geschöpfen sich irgendwie zu befassen,
Untergeordneten Wesen, zudem mit Krallen versehen,
Wie er aus schlimmen Erfahrungen seiner Kinderzeit wußte.
Das aber reizte die freche und unbesonnene Kätzin,
Ihm die Geduld zu versuchen und Mutwillen, krausen, zu üben:
Jählings sich duckend faßte sie flink mit dem zierlichen Pfötchen
Nach dem Schwanze des Bello, der lässig im Sande ihm ruhte.
Staunend wandte der Dackel das Haupt: es war ihm noch niemals
Solch eine Frechheit begegnet im ganzen Lauf seines Lebens.
Aber die Kätzin begann ganz keck mit dem Schwanze zu scherzen,
Gleich als wär er für sie, um Haschen zu spielen, erschaffen.
Doch bevor ich vom Ausgang des Wagestückes erzähle,
Laßt Euch von Mummel, so hieß dieses Kätzchen, näher berichten:
Rings auf den Dächern des Marktes berühmt war ihr herrlicher Vater,
Lackel, der weiße Vater, derselbe, der Bellos Geburt einst
Beigewohnt in dem Stalle: er hatte in siegreichen Kämpfen
Über den Giebeln das Herz der Heißgeliebten errungen
Dank der Gewalt seiner Stimme zumal, denn kein anderer wußte
Seelenbetörend wie er und wieder in schrecklichen Tönen,
All seine Nebenbuhler zu Paaren scheuchend, zu singen.
Diese kohlschwarze Kätzin, des Lackel Geliebte, sie hatte
Sich zum Wochenbette des Wachsziehers Speicher ersehen,
Und so ward denn ihr Töchterchen, Mummel die muntre, dem Mägdlein
Ihres Hausherrn zu eigen gegeben, der schlanken Sabina
Mit dem lichten Gewirre der Löckchen über der Stirne.
„Katzensabina", so riefen die bösen Buben ihr höhnend,
Da sie von ihrem Schoßkind sich nicht zu trennen vermochte
Und es sogar auf der Schulter zum Einkauf trug in den Läden.
Aber wir kehren zurück zu Mummels Spiel mit dem Schwanze
Bellos: wer hätte es anders erwarten können, als daß er,
Grimmig ergrollend, die Frevelnde jählings weggescheucht hätte?
Weit entfernt! er sah nur, das Auge rückwärts gewendet,
Schweigend zu, als wär's nicht ein Stück seines eigenen Leibes,
Das zum Gespött einer Katze in spielenden Pfötchen geworden,
Und als sie endlich abließ und gar noch am Leibe des Roten

Voller Behagen und zärtlich sich rieb — ja, war es ein Wunder,
War es der Sonne Gewalt, die Wohlgefühle verbreitend,
Mit paradiesischem Frieden ihm ganz das Gemüte erfüllte? —
Plötzlich streckt' er die Zunge und schleckte der schnurrenden Mummel
Über das braune Köpfchen, als wären sie innig befreundet.

### Wie die Alten sungen...

Just in dem Augenblick traten von beiden Seiten auf einmal:
Aus dem Hause des Lebzelters Peter, der wackere Jüngling,
Und aus des Wachsziehers Türe die schlanke Katzensabina.
„Ai!" rief staunend das Mädchen, „da sieh nur, Peter, der Bello,
Wie meine Mummel er schleckt, dein Dackel, mit zärtlicher Zunge!"
Ihre Kraushaare schüttelnd, die goldroten, über der weißen
Reinen Wölbung der Stirne in fröhlicher Neugierde schritt sie
Stracks zu den Tieren hin, und die Augen des Mägdleins erglänzten
Heiter und klar, wie der Himmel erblaut in der Frische des Morgens,
Während ein Lächeln leise die lieblichen Lippen ihr schürzte.
Peter aber, er schaute aus dunklen, sinnenden Augen
Schier verlegen herab auf Sabina, denn schon seit langem
War sie so nah und vertraulich ihm nimmer getreten wie heute.
Seinerzeit nämlich waren sie Schulgefährten gewesen,
Waren Tag für Tag den Weg miteinander gewandert
Abwärts zum Markt und zurück, den Bücherranzen am Rücken,
Schwätzend und Hand in Hand, wie Kinder zutraulich pflegen.
Und des Winters, wenn tief in Mantel verhüllt und Kapuze
Auf dem vereisten Pfade sich bänglich das Mädchen bewegte,
Hatte Peter die Zögernde sorgsam am Arme geleitet.
Aber noch ehe die Schuljahre völlig zu Ende gegangen,
Waren sie, wie sich's so fügt, mit der Zeit auseinandergekommen:
Einmal begann sich Peter zu älteren Knaben zu halten,
Deren verwegene Taten ihn längst zum Nacheifern reizten,
Wenn sie mit gellem Geschrei in den Gassen sich schreckliche Schlachten
Lieferten und die Köpfe mit Steingeschossen verbeulten
Oder als kühne Räuber die Schluchten und Wälder durchstreiften
Und ihre Lagerfeuer des Abends am Berge entfachten,

Erdäpfel bratend, den Feldern der Eltern und Nachbarn entrissne.
Unmännlich kam's ihm da vor, mit weiblichen Wesen verkehren,
Und als Mädelesbübchen zu gelten, bedünkte ihn greulich.
Andrerseits zog's auch Sabina zu ihresgleichen allmählich,
Dort aber lehrte man sie die bösen Buben verabscheun,
Wenn das Grausen auch manchmal mit Neugier stachelnd gemischt war.
Endlich mußten sie beide mit Ernst heran an die Arbeit:
Emsig mußte der Jüngling vorm Backofen schaffen und schwitzen,
Aber das Mädchen dem Mütterlein waschen helfen und kochen,
Flink am schnurrenden Spinnrade treten mit fleißigem Fuße,
Und ihre Kinderfreundschaft, sie ward ihnen gleich einem Märchen,
Das vorm geschäftigen Tage in Dämmerfernen entwichen.
Also kam es, daß beide nun baß aneinander erstaunten,
Als sie Auge in Auge so nah beieinander sich fanden.
„Peter, dir wächst ja wahrhaftig ein Schnauzbart!" scherzte Sabina,
„Daß ich's nicht eher bemerkt hab, so oft ich dir draußen begegnet!
Einem Schätzlein, meine ich, wirst du die Lippen bald kitzeln!"
Aber der Jüngling sprach, das übermütige Mädchen
Liebreich betrachtend: „Jawohl, noch sprießt dir kein Haar auf den Lippen,
Wie es doch manchen Jungfrauen gar nicht so selten zuteil wird,
Bist wohl dieselbe geblieben und doch eine andre geworden
Als das magere Dirnlein mit zärtlichem Kraushaar, das vormals
Über den Abhang mit mir zu Winterszeiten gerodelt:
Denkst du's, wie ängstlich dabei mich stets deine Ärmchen umklammert?"
„Freilich", fiel sie ins Wort ihm, „und weißt du es noch, wie ich einmal
Mir die Beule, die häßliche, über die Wurzel stolpernd,
Droben am Steine geschlagen beim Erdbeersuchen im Walde?
Wie du die Heulende tröstend den Kopf mir nahmst in die Hände
Und auf den Knollen mir bliesest, den heftigen Schmerz mir zu stillen,
Daß ich länger nicht schrie?" und sie faßte nach seiner Rechten,
„Horch, es ruft mir die Mutter! Da komme nur mit in die Küche:
Bist ja schon ewig nicht mehr bei uns im Heimgart gewesen!"
Und nun schritten sie Hand in Hand miteinander nach Hause,
Gleich als hätte es so die Erinnerung ihnen geboten
An die liebe Gewohnheit der lange entschwundenen Jahre.

Mummel, die muntre, folgte der Herrin in närrischen Sprüngen,
Und auch Bello erhob sich und wandelte wedelnd mit ihnen
Selbstbewußt und zufrieden, als hätte er's völlig ermessen,
Welchen Dienst er den Leutchen durch weises Verhalten erwiesen,
Da er der Kätzin verwegenes Spiel mit Nachsicht gelitten.

## Beim Heuen

Also hatte von neuem die Freundschaft sich ihnen befestigt.
Oftmals rief sie es: „Peterlein, sind wir nicht Narren gewesen,
Daß wir so fremd uns gestellt haben? lustiger lebt sich's zu zweien!"
Und auch die Mutter Sabinas befand es mit Wohlgefallen:
War ein rundliches Frauchen mit rötlich blühenden Backen,
Guter Laune zumeist, doch freilich reizbaren Wesens.
Einst, in der Jugend war ihr des Jünglings Vater der liebste
Unter den Burschen des Marktes beim Tanz und beim Heimgehn gewesen,
Aber auf Wanderschaft mußte er bald hinaus in die Fremde,
Daß er, auch außer Landes sein Handwerk übend, sich bilde,
Und die Gelegenheit wußte der rührige Wachskerzenzieher
Trefflich zu nutzen und schließlich sie heimzuführen als Weibchen,
Denn, „wer zuerst kommt, der mahlt!" so heißt es nicht nur bei dem Müller!
Und der Lebzelter mußte sich, als er zur Heimat gekehrt war,
Anderwärts umschauen, was er mit gutem Erfolge besorgte:
Lebhaften Geistes und groß im Erzählen von Mären der Vorzeit,
Zierlich und dunkelgeäugt war die Tochter des Schneiders im Markte,
Die es ihm abgewann und den blühenden Sohn ihm bescherte,
Also daß sich die Nachbarn auch weiterhin trefflich vertrugen.
Diese Entwicklung der Dinge bekam dem Dackel vorzüglich:
Freudig träppelte Bello dem Herren voran zu Sabina,
Denn sie versorgte ihn stets mit auserlesenen Brocken,
Während dem Jüngling im Schoß das schnurrende Kätzchen sich schmiegte.
Eines Tages nun bat sie ihn: „Unsere Talwiese sollte
Lang schon gemäht sein, aber der Vater ist immer am Werken!
Willst du beim Heuen mir helfen?" und gerne bereit war der Jüngling ...
Dunkel war es noch unten auf Erden, die Wasser nur rauschten
Sacht von den Bergen durch's Schweigen der Frühe, als Peter hinaustrat,

Über der Schulter die Sense, den Wetzstein im Kumpf an dem Gurte,
Aber am Himmel erblaßten die Sterne schon und erloschen,
Und die Gipfel erblinkten bereits aus dem finstern Gewände,
Eben umspült vom Glanze des morgenkündenden Lichtes.
Jetzt ergriff er die Stange, die neben dem Holzhaufen ragte,
Und ans Kammerfenster Sabinas pochte er leise.
„Gleich, ich komme!" erklang von droben die Stimme des Mädchens,
„Muß nur geschwind noch die Zöpfe zum Knoten mir flechten, mein Peter!"
Freilich, so schnell, wie sie's tröstlich verheißen, ging es nun doch nicht,
Denn es hat sich die Zeit ja nach ihnen zu richten, so meinen
Wenigstens manche Mädchen, nicht sie nach der Zeit wie die Männer.
Mittlerweile fingen die Vögel an zu erwachen
Und, das Nahen des Tages verspürend, munter zu zwitschern,
Und als der höchste der Gipfel in dunkelrotem Erglühen
Plötzlich flammte, getroffen vom ersten Strahle der Sonne,
Knarrte es drinnen im Hause von leichten, behutsamen Tritten
Und aus der Türe schritt im Lodenhütchen Sabina
Mit dem Eßkorb am Arme und griff nach der Sense am Pfosten,
Lieblich das Angesicht von der Wärme des Schlummers gerötet,
Der im versonnenen Glanze der blauen Augen noch träumte.
Staunend in stillem Entzücken sah es der Jüngling, und schweigend
Gingen sie nebeneinander zur nahen Wiese im Tale,
Selbstverständlich von Bello gefolgt und der munteren Mummel,
Bis denn endlich als erstem dem Mädchen die Lippen sich lösten
Und es, das helle Köpfchen erhebend, andächtig seufzte,
Während der Vögel Gesänge in jauchzenden Fluten schon wogten
Und aus dem Grase im Tau der Blumen Wohlgeruch aufstieg:
„Sieh nur, wie klar es droben sich aufgetan über den Bergen!
Unsere Liebe Frau, so hat's mir die Muhme berichtet,
Wandelt nun lächelnd im blauen Gewand durch den himmlischen Garten
Und sie segnet die Fluren, auf daß uns die Saaten gedeihen!
Glaubst du es, Peter, sag?" und der Jüngling nickte bedächtig.
„Doch, Sabina, das gibt es! auch ich habe, freilich im Traume,
So was als Bübchen erlebt, und immer noch muß ich dran denken!
Hinter dem Hause, war mir, stand ich zu Nacht in dem Garten:

Plötzlich glühte es auf im hohen Wipfel des Ahorns,
Dem mit dem breiten Geäst, und mitten im blendenden Scheine,
Sah ich, saß die Dreifaltigkeit grad wie im Bild bei dem Pfarrherrn,
Gott, der Vater und Sohn und beiden dicht überm Haupte
Schwebte mit schneeweißen Schwingen die Taube des Heiligen Geistes.
Ich aber staunte empor, bis droben Gottvater den Finger
Drohend erhob und wie Donnergeroll seine Stimme erdröhnte:
‚Peter, gelutscht hast du wieder am Lamme aus Zucker, gesteh es!'
Und ich erschrak und erwachte, denn wirklich, so war es gewesen.
Aber zu niemandem hab ich davon gesprochen bis heute,
Daß die Leute mich nicht als Träumer und Toren verlachen."
Unter solchen Gesprächen erreichten bald sie den Stadel
Hart am Rande des Hanges, den schlicht gezimmerten Blockbau,
Der den Vorrat an Heu für den Winter zu bergen bestimmt war.
Unter der Nordwand legte Sabina den Korb in den Schatten,
Peter aber machte sich gleich mit Lust an die Arbeit.
Frisch war und köstlich die Luft im kühlen Schatten der Frühe,
Mühelos glitt ihm die Schneide durchs taufeuchte Dickicht der Wiese
Und unterm sirrenden Schwunge der Sense sanken die Schwaden.
Hinter ihm schritt Sabina und mähte, so schnell sie's vermochte,
Um nicht zurückzubleiben zu Schande ihrem Geschlechte,
Und auch Bello waren und Mummel emsig beschäftigt:
Auf ein Mauseloch war der streifende Dackel gestoßen,
Witternd stieß er die längliche Schnauze hinein in die Höhle,
Zog sie eilig zurück und hastig begann er zu scharren
Mit den vorderen Pfoten, daß Klumpen schwirrten um Klumpen
Hochaufspritzend — umsonst! entkommen war lange die Maus ihm
Über verborgene Gänge, die listige Mummel hinwieder
Spähte begierig, bis abseits vom Loche das Mäuschen hervorfuhr,
Stürzte dem fliehenden nach, mit flinken Krallen es fassend,
Und verspeiste es schamlos, wogegen der biedere Dackel,
Der es ihr aufgestöbert, verdutzt das Nachsehen hatte,
Wie es von je das Schicksal verhängte den redlichen Seelen,
Die sich abplagen müssen, daß andre den Vorteil erschnappen.
Trauriges Los! doch entmutigen ließ sich so leicht nicht der Wackre,

Und schon scharrte er wieder gar eifrig an anderem Orte,
Während, listig geduckt, das Ergebnis die Kätzin erharrte.
Hoch in den Himmel hinein war indessen die Sonne gestiegen,
Hatte die Schatten im Tale vertrieben: in goldenem Glanze
Brannten die Berge und flimmerten ringsum Wälder und Hänge.
Mühsamer ging nun das Mähen im abgetrockneten Grase,
Seufzend legte Sabina die stumpfende Sense beiseite,
Griff zur Gabel, das Gras in der Sonne zum Dörren zu breiten,
Und als sie sah, daß der Jüngling die letzten Schwaden geschnitten,
Schnaufte sie herzhaft auf, den Schweiß von der Stirne sich wischend.
„Mittag, meine ich, machen wir jetzt, mich hungert es mächtig."

## Von den feindlichen Brüdern

Unter der Stadelwand saßen sie nieder zum Essen, es holte
Schnell aus dem schützenden Tuche im Korbe Sabina die süßen,
Köstlichen Schmalznudeln vor und entkorkte die lockende Flasche
Voll erquickender Milch, zu Nacht erst der Blesse entmolken.
Bald kam auch Bello erschöpft mit hängender Zunge geschlichen,
Hungrig vom fruchtlosen Graben, und setzte sich auf die hintern
Pfoten kerzengerad vor den Herrn in bittender Stellung,
Wie er manierlicherweise, sich Speise zu heischen, gewohnt war.
Mummel dagegen hüpfte in übermütigem Sprunge
Gleich in den Schoß Sabinas und rieb sich zärtlich am Mieder,
Um sich ihr Teil an dem Schmause, ein Näpfchen voll Milch zu erschmeicheln.
Aber nachdem sie alle den Durst gestillt und den Hunger,
Lehnte sich Peter zurück an des Stadels Wand, um zu rasten,
Bis die Sonne des Mittags das Heu gedörrt ihnen hätte.
Neben ihm streckte das Mädchen sich nieder, den Kopf auf dem Arme,
Und der wackere Mausscharrer ruhte mit lechzender Zunge
Unter dem Lindenbaume daneben im tieferen Schatten,
Wo auch die listige Mummel herumstrich, begierigen Blickes
Nach den Vögeln spähend im Laube, den völlig verstummten,
Ob sie einen erhasche in unerwartetem Ansprung.
Hoher Mittag war es geworden, die Berge, sie blauten
Zarten Schimmers, verklärt vom Widerscheine des Himmels,

Und in der Hitze des Tales begannen die Lüfte zu kochen,
Daß es gleich glasklaren Flutwellen waberte über den Hügeln.
Stärker und süßer quoll der Blumen Duften im Felde
Und an den Jüngling sich wendend erhob Sabina das Köpfchen.
„Horch nur, Peter! das Surren des Bienenschwarms in der Linde,
Tönt's nicht, als summte von ferne, sobald die Augen du zudrückst,
Leises Glockengeläute? wie schön wär' es wahrlich auf Erden
Und wie lebte sich's leicht, sagt immer wieder die Mutter,
Wenn die Menschen einander nur auch das Gedeihen vergönnten,
Statt den besseren Bissen dem Nächsten im Munde zu neiden!
Hast du nie von den beiden verfeindeten Brüdern vernommen,
Die einander im Markte vor vielen Jahren befehdet?
Nicht? so höre mir zu!" und sie setzte sich aufrecht, zu reden.
„Schwerreich waren die beiden, die volle Hälfte der Fluren
Bis zu den Bergen hin gehörte ihnen zu eigen.
Aber ein jeder wollte den andern vom Hause vertreiben.
Hadern und Fluchen dröhnte beständig drinnen und draußen,
Hacke und Sense schwangen sie wütend widereinander,
Und zum Brudermord drohte es mehr als einmal zu kommen,
Hätte nicht das Gesinde das Ärgste stets noch verhütet.
Vor die Gerichte begannen im Grimme die Zänker zu laufen,
Rechtsverdreher verhetzten die Argen immer noch ärger,
Klagen auf Klagen häuften sie endlos wider einander,
Wiesen und Äcker verkauften sie schon, um die Kosten zu zahlen,
Schulden mußten sie machen und schließlich verkamen sie beide:
Überall in den Schenken bei Lumpenvolk sah man sie lungern,
Und als sie wieder einmal im Rausch aneinander geraten,
Grölte der ältere Bruder: ‚Gerechtigkeit gibt's nicht auf Erden,
Denn sonst müßtest du lange schon Wolle zupfen im Zuchthaus,
Also fordre ich dich vor Gottes Gericht zu erscheinen,
Daß er dich in die Flammen der Hölle werfe, du Hundling!'
‚Recht so!' brüllte der andere, ‚rufe mir, wenn du dahinfährst,
Und ich schwör' es, ich komme dir, wär ich auch meilenweit ferne,
Um deine Schlechtigkeit dir vor Gott ins Antlitz zu schleudern!'
Und was, meinst du, geschah? Zu siechen begann er, der Ältre,

Bald nachdem er so frevel auf Gottes Gericht sich berufen,
Fruchten wollte kein Mittel, er mußte zum Sterben sich legen.
Grimmig froh ward der andre, doch währte die Freude nicht lange:
Schwitzend schaffte er grade draußen vorm Hause im Felde,
Als das Totenglöcklein dem Bruder vom Kirchturm ertönte.
Höhnisch lachte er: ‚Hat es ihn endlich, den Schurken!' doch plötzlich
Griff er mit gräßlichem Schrei ans Herz sich, die Augen verdrehend,
Und er stürzte, als wär er vom Blitze getroffen: es hatte
Ihm die Seele des Sterbenden Ruf aus dem Leibe gerissen!
Und wie es droben vor Gottes Gericht den beiden ergangen,
Peter, das kannst du dir denken! Jaja, so geht es den Bösen!
Drum ist's das Beste hienieden, in Frieden und Freundschaft zu leben,
So wie wir zwei, gelt Peter, wir werden uns niemals verstreiten!
Aber müd' bin ich jetzt vom Mähen und Rechen geworden!"
Auf den Arm in dem Wiesengras sank ihr ermattet das Köpfchen
Und die Lider glitten ihr schattend über die Augen.
Auf die entschlummerte Freundin, die still zu den Füßen ihm ruhte,
Sah er sinnend herab, und Rührung ergriff seine Seele:
Gleich dem sanften Wogen der Flut bei sonnigem Wetter
Hob sich sachte und sank ihr die junge Brust unterm Mieder,
Und wie Goldgespinnst glänzten ihr gleich einem Heiligenscheine
Über der reinen Stirne die krausen, zärtlichen Härlein.
Sinne und Seele verzückte ihr Bild dem betrachtenden Jüngling,
Und zu sich selber sprach er, vom holden Zauber bezwungen:
„Könnte es jemals werden, daß solch ein Engelsbild keifte,
Daß es die lieblichen Lippen verzerrte zu häßlichem Hadern,
Wie die Weiber oft pflegen aus purer Freude am Zanken?
Nein, fürwahr, sie ist anders als unten im Markte die Mädchen,
Die den Männern nur schmeicheln, um dann desto bittrer zu schmählen!"
Sprach's, und wohlige Müdigkeit löste auch ihm nun die Glieder,
Nickend neigte das Haupt sich, und süßer Schlummer umfing ihn...
Hinter die Berge war schon zur Ruhe die Sonne gesunken,
Und schon erblinkten schüchtern am bleichen Himmel die Sterne,
Als sie ihr Tagwerk geschafft in herzlicher Eintracht und heiter
Heimwärts zogen mit Hund und mit Katze im windstillen Abend.

Über die Schwelle ins Haus des Wachsziehers traten die beiden,
Freudig begrüßt von den Eltern: der Jüngling wurde genötigt,
Platz zu nehmen am Tisch. Dort duftete lieblich die große
Kaffeeschüssel bereits, da mußte mit ihnen er essen,
Tief in die bräunliche Brühe die Schnitte des schmackhaften Brotes
Tunkend zu nährendem Imbiß. Nachdem er aber den Löffel
Säuberlich abgewischt und dankend Abschied genommen,
Schritt er hinaus und Sabina begleitete ihn vor die Türe.
Wundersam hatte sich draußen indessen das Wetter gewandelt:
Über den Graten prangte im Osten silbern der Vollmond,
Aber von Westen her wälzten sich finstere Wolkengebilde:
Rosse und Reiter schienen es, Leue, Pardel, Kamele,
Auch Elefanten mit hochauf geschwungenem Rüssel, dahinter
Reckte sich's drohend gleich riesigen Fäusten! rötliche Flammen
Zuckten über den Himmel, es rollte dröhnend von ferne,
Und als Peter und Bello ans Fenster der Dachkammer traten,
War der silberne Mond von schwarzem Gewölke verschlungen,
Heulend fuhr's aus den Schluchten daher über Wälder und Wiesen,
Blitze jagten einander in grellem Zickzack durch's Dunkel,
Donner krachten, es brüllte von allen Bergwänden wider,
Daß in den Häusern die Riegel und Fensterscheiben erklirrten
Und die Menschen voll Bangen sich allerorten bekreuzten,
Gottes Stimme durchs Tosen und Grollen des Wetters vernehmend:
„Ich allein bin der Herr, der Gewaltige über euch allen!"

## Wetterlaunen

Als in der Frühe die Leute hinaus vor die Haustüren traten,
Prasselte nach dem Gewitter in heftigen Strömen der Regen,
Frisch entsprungene Bergtobel brausten herab von den Hängen,
Schwer und düster hing das Gewölke zur Talsohle nieder,
Zäh ans Felsengewände sich heftend, und wollte nicht weichen,
Heut nicht und morgen erst recht nicht, so ging es Tage um Tage.
Grämlich und grau ward die Welt, voll Mißmuts wurden die Menschen,
Und ein freundlich Gesicht zu finden kostete Mühe.
Fröstelnd erwachte frühmorgens im Kämmerlein droben Sabina,



Otto Geigenberger: Lauffen am Neckar



Otto Geigenberger: Meersburg am Bodensee

Schaute durchs Fenster und tiefer noch kroch sie hinein in die Federn.
Unterdessen rumorte vorm Herde unten die Mutter,
Auch nicht wenig gereizt vom rastlosen Rauschen des Regens.
„Ja, da verlasse sich eins auf den Beistand der eigenen Leute!
Über den Ohren die Schlafhaube, schnarcht unser Vater gemächlich,
Und das Töchterlein, freilich, das dehnt sich behaglich im Bette,
Statt der Mutter zu helfen, wie's wackeren Mädchen geziemte!
Schaffen soll ich allein für die Faulpelze alle! doch wart nur,
Nichtsnutz, du wirst dich noch einmal zu Tode schlafen, dann hast du's!"
Ha, wie traf das mitten ins Herz das empfindsame Mädchen!
War das erhört, daß jemand zu Tode schlafen sich sollte
Und daß die Mutter solch schmähliches Ende dem Kinde verkünde?
Tiefbeleidigt und murrend erhob sie sich, mit dem linken
Fuße zuerst wie verhext zu allem Unglücke auch noch!
Schmollend saß sie am Herde beim Kaffee, die Mummel im Schoße,
Ohne im heißen Schmerz und Verdruß des Kätzleins zu achten.
Aber Mummel, gewöhnt ihr Teil am Mahl zu erhalten,
Wollte nicht warten, bis sich die Herrin ihrer erinnre,
Sprang vom Schoß auf den Tisch und nahte schnuppernd der Tasse.
Lächelnd hätte Sabina zu andrer Zeit es gelitten,
Jetzt aber kam's ihr grad recht, ihrem Zorne Luft zu verschaffen.
„Freche Dingin du", schrie sie, „hinaus mit dir aus der Küche!"
Faßte sie fest am Genick und schlenzte sie vor die Türe...
Mißvergnügen herrschte desgleichen im Hause des Nachbarn:
Unten im Holzschuppen kliebte der Jüngling mit zornigen Schlägen
Blöcke zu Brennholz klein. Es hatte nämlich der Vater
Mit dem Apostelkopfe, da ihm, dem verdrießlich Erwachten,
Heute der wackere Sohn durchaus nichts recht machen konnte,
Ihn aus der Backstube scheltend zu solcher Arbeit getrieben.
Bitter ist's büßen zu müssen, ohne Verschulden natürlich!
Grimmig hieb Peter zu, daß rings um ihn in den Lüften
Späne und Scheiter schwirrten, als wollte er einen Gegner
Kleinweis zu Stücken verhacken, und alles, was er seit Jahren
Ärgerliches erlitten, es wühlte ihm durch die Seele.
Kurz, es schienen heut alle zumal aus dem Häuschen geraten.

Einer allein unter ihnen nur war, der den Gleichmut bewahrte,
So wie es denkenden Wesen geziemt im Wechsel des Daseins.
Bello war es, der Dackel, er lag auf dem Bänklein am Ofen,
Wohlig die Glieder wärmend und ohne sich zwecklos zu grämen:
Wider das Schicksal sich stemmen zu wollen, erschien ihm als Torheit,
Und wie die Biene sich Süßigkeit saugt auch aus bitteren Blüten,
Wußt er aus Widrigem selbst Erfreuliches noch zu gewinnen.
Eingeheizt war, da mochte es draußen immerzu schütten,
Um so lieblicher konnte er träumend das Leben genießen!
Also zogen auch heut am beschaulich sinnenden Auge
Ihm der Vergangenheit Bilder in buntem Reigen vorüber,
Und da es Mittagszeit ward, gedachte er plötzlich der Nachbarn,
Wie sie jetzt miteinander beim köstlichen Mahle wohl säßen
Und wie gütig und reichlich Sabina ihn immer gefüttert,
Wenn er ihnen zu Gast in die nährende Küche gekommen.
Unwiderstehliche Sehnsucht ergriff die Seele des Dackels
Bei der Erinnerung an die schönen Stunden dort drüben.
Langsam erhob er sich jetzt und dehnte gähnend die Glieder,
Die von dem langen Liegen ihm steif allmählich geworden,
Sprang alsdann vom Pfühle der Bank herab und entschlossen
Schloff er, dem Regen trotzend, zum Nachbarhause hinüber.
Dort nun saß vor der Türe durchnäßt und miauend das Kätzchen:
Wohlwollend wedelte er und nahte, sie zu begrüßen,
Harmlos, wie er gewohnt war, mit leichthin leckender Zunge,
Aber fauchend fuhr die Gekränkte vor ihm in die Höhe,
Und mit grausamem Krallenhieb traf sie ihn über die Schnauze!
Laut auf heulte vor Schmerz in jähem Entsetzen der Rote,
Und seines Lieblings Geschrei vernehmend rannte vom Schuppen
Peter erschrocken herbei, erblickte die kauernde Katze,
Die, den Rücken zum Buckel erkrümmend, immer noch fauchte,
Sah das Blut von der Schnauze des armen Geschlagenen rieseln,
Und Sabina, sie schoß zugleich hervor zu der Türe.
Zärtlich hob den Mißhandelten Peter vom Boden, und zornig
Hielt er ihn dicht vor die Nase der unwillig nahenden Freundin.
„Sieh, so hat sie den Bello mir zugerichtet, die Mummel!"

Aber statt nun Entrüstung ob solcher Untat zu zeigen,
Warf sie, vergrämt wie sie war, das Köpfchen zurück in den Nacken,
Und im Ärger entfuhren dem Mädchen die schmähenden Worte:
„Nicht ohne Grund hat sie sicher den täppischen Dackel gezüchtigt!"
Besser wär es, sie hätte sich gleich auf die Zunge gebissen!
Denn schon reckte sich Peter, zu voller Höhe erwachsend.
„Wie? du schiltst einen täppischen Dackel mein schuldloses Hündlein,
Nur um die Tücke der häßlichen Mummel damit zu beschönen?"
Schnell entgegnete drauf gereizt und schnippisch das Mädchen:
„Häßlich hat außer dir meine Mummel noch niemand gescholten,
Freilich, ein Auge fürs Liebliche gab der Schöpfer nicht jedem!
Und was ist überhaupt so Schlimmes dem Lackel geschehen,
Wegen des bißchen Bluts ein solches Geschrei zu erheben?"
Schmerzlich staunend vernahm die höhnende Rede der Jüngling,
Und mit Mühe nur fand er in tiefer Empörung die Worte:
„Dauert mein Dackel dich nicht, so bist du herzlos, Sabina!"
Jetzt war's gefehlt! zu vieles schon hatte sie heute erlitten:
Herzlos zu alledem auch noch! es sträubte sich ihr um die Stirne
Statt des Heiligenscheines das Kraushaar gleich züngelnden Schlängchen,
Und das Antlitz, das sonst ihm so lieblich gelächelt, es wurde
Starr wie das Bild der Medusa im Schild des hellenischen Helden.
„Wer mich verachtet und schmäht, der bleibe mir auch von dem Leibe:
Sieh dich also nach andern nur um, die Herzen besitzen,
Denn bei mir hast du nichts zu suchen von heute ab, hörst du?"
In die Augen, die funkelnden, sah er erbleichend dem Mädchen.
„Ist das im Ernste gesprochen?" Sie drehte ihm schnöde den Rücken.
„Nicht zu spaßen mit solchen, wie du es bist, trag ich Verlangen!"
Sprach's, und hinter sich schlug sie mit lautem Knalle die Tür zu.
Ha, da erwachte empört ihm der Mannesstolz in dem Busen
Und er rief es ihr nach mit zornig erzitternder Stimme:
„Wohl denn, so geh ich, und wisse es, nimmermehr kehre ich wieder!"
Finster, sein Hündlein im Arme, verließ er den Schauplatz der Fehde...
Mancherlei Unheil gab es noch heut in des Wachsziehers Hause:
Teller und Tassen zerklirrten Sabina unter den Händen,
Überlaufen ließ sie die kochende Milch auf dem Herde,

Daß der ätzende Brandgeruch Küche und Kammern erfüllte
Und aus dem Schelten nicht mehr die entrüstete Mutter herauskam.
Nacht war's, da hockte tränenden Auges die Tochter im Bette.
„Nein, daß der Peter so bös und gehässig mich anblicken könnte,
Niemals hätt ich's geglaubt: wie tat er doch immer so zärtlich!
Aber warte du nur! wenn er reuigen Herzens zurückkehrt,
Was er für einer ist, bekommt er dann richtig zu hören!" ...
Düster brütend hantierte indessen vorm Backofen Peter,
Ließ die Bretzeln am Roste beinahe zu Kohlen verbrennen
Und das Unbegreifliche wälzte er, immer dasselbe,
Schmerz und Empörung erneuernd mit tiefverwundeter Seele,
Daß es ihm ward, als drehte sich brausend ein Mühlrad im Kopfe:
War das noch seine Sabina, die gleiche, die ihn so giftig
Angestarrt und den Rücken mit höhnischen Worten gewendet?
Konnte sich also häßlich ein holdes Antlitz verzerren?
„Wie hat der alte Schuster verächtlich im Rausche gerufen,
Als wir beim Lammwirte ihn mit erdichteten Liebschaften tratzten?
‚Laßt mich aus mit den Weibern, vor allem aber den schönen!
Eine ist wie die andere, lieblich zu schaun und voll Falschheit,
Muttergottesgesichter und Schlangenherzen im Busen!'
Aber ich glaubte ihm nicht und schalt, das wäre gelogen,
Und nun muß ich zum Danke die grausame Wahrheit der Worte
Selbst an Sabina erfahren — das werde ich nimmer verwinden:
Könnt ich nur weg von hier, so weit die Füße mich tragen!"
Also waren den beiden sogleich mit der Zwietracht der Tiere
Auch die Bande der eigenen frohen Eintracht zerrissen.

## Hangen und Bangen

Spät erst hatte Sabina im Schlafe Ruhe gefunden,
Doch als sie anderen Tages erquickt in der Frühe erwachte,
Hatte sich ihr aus dem Köpfchen alsbald der Kummer verflüchtigt,
So wie im Sonnenscheine ein Morgenwölkchen sich auflöst:
Dumm, sich so mit Gedanken zu plagen! was war denn geschehen?
Nun, verstritten hatten sie sich miteinander ein wenig,
Wie es seit Adams Zeiten halt gang und gäbe gewesen,

Und sie würden danach sich nur um so besser vertragen,
Wenn sie sein Unrecht erst ihm deutlich vor Augen gehalten.
Aber es wurde Mittag, es wurde Abend, und nirgends,
Weit und breit, so viel sie auch spähte, war Peter zu sehen.
Wo er nur stecken mochte? verkroch er aus Scham sich im Hause?
Oder ließ er absichtlich aus Trotz vor ihr sich nicht blicken,
Um ihr den Meister zu zeigen, der Schlimme? das wäre abscheulich!
Lang über Rätseln zu grübeln, war gar nicht die Sache Sabinas
Und schon hatte sie stracks einen glaubhaften Vorwand gefunden,
Um, ohne aufzufallen, der Dinge Stand zu erforschen,
Griff nach dem zierlich aus Binsen geflochtenen Körbchen und sagte,
Frische Eier hätte sie heut noch dem Nachbarn versprochen,
Eilte beflügelten Schrittes hinüber und traf in der Küche
Einsam die Hausfrau an: eine Kleinigkeit brächte sie ihnen,
Weil ihr heuer so fleißig beim Heuen Peter geholfen.
Aber das wäre zu viel, so wehrte sich dankend die Mutter,
Wär' ja für ihren Peter Vergnügen und Ehre gewesen.
„Komm, sitz ab und halt mit, der Kaffee langt für uns beide,
Denn meine Mannsbilder sind mir heut durch die Lappen gegangen:
Seinen Tarokabend hat beim Schimmelwirt Mittwochs der Alte,
Und mein Peter, ja Mädchen, was werd ich an dem noch erleben!
Denk dir nur, tritt er, als wär er verstört, in der Früh in die Stube.
‚Vater, was von der Hochalm der Hirt uns berichtet, du weißt es:
Unsere Schafe vermisse er schon seit mehreren Tagen.
Auf das Höllenkar droben, so schiene es ihm, durch die Scharte
Über die Wände empor zu entkommen, sei ihnen gelungen.
Laß mich gehn, die Verlaufenen wiederzuholen zur Herde,
Denn es hat ja der Hirt sich festgetrunken beim Neuwirt
Mit dem Reintaler Jackel, dem Lipp und den anderen Lumpen,
Und da kommt er nicht los, bevor der Beutel ihm leer ist!'
‚Geh nur von mir aus und suche', erwidert der Alte, ‚mich wundert
Nur, warum es auf einmal dir gar so pressiert mit den Schafen,
Doch zu Hause bist du ja neuerdings auch nicht zu brauchen!'
Schafsuchen? oh, diese Männer, wo haben sie nur ihre Augen?
Ich aber kenne mein Kind: es ist ihm über die Leber

Etwas gelaufen, ich wollte es gleich auf die Hostie schwören!
Guten und weichen Herzens, das ist er nämlich, mein Peter:
Einen Streich, einen bösen, gespielt hat ihm sicherlich jemand,
Und das wurmt ihn und bohrt ihm gewiß im treuen Gemüte,
Denn so gut er auch ist, vergessen, was ihm geschehen,
Nein, das vermag er nicht, so ist er von klein auf gewesen.
Und da rennt er hinaus bei diesem abscheulichen Wetter,
Nicht um die Schafe zu suchen, oh nein, seinen Schmerz zu vertoben!
Aber wie seine Mutter sich ängstigt, das achtet er wenig!
Naß ist und voller Nebel das ganze wilde Gewände:
Kann er behutsam klettern mit solchem Kummer im Herzen?
Wenn er nun gleitet und stürzt in den grausig gähnenden Abgrund,
Daß man als Krüppel ihn heimbringt oder als Toten? mich schauderts!
Oh der furchtbaren Sünde, die jenem dann auf der Seele
Immerzu lasten würde, der ihn ins Verderben getrieben!"
Hochrot die Backen, senkte Sabina beklommen das Köpfchen,
Und zu der Hausfrau wagte die Augen sie nicht zu erheben.
Aber die andere schob die Schüssel voll duftenden Kaffees
Achtlos im Eifer beiseite, die Arme frei sich zu halten,
Um mit ihnen der Rede den richtigen Nachdruck zu geben.
„Mädchen, das alles kommt von der Schlechtigkeit unserer Zeiten!
Immer boshafter werden die Leute von Tage zu Tage
Und ihre Hoffart wächst, man nehme nur einmal die Männer:
Wollen sich nicht mehr mit Joppen und ledernen Hosen begnügen,
Wie ihre Väter sie trugen nach alter, ehrbarer Weise,
Nein! nach der Mode, der neuesten, wollen sie städtisch sich kleiden
Billig und schlecht, und es lacht sich der Jude listig ins Fäustchen!
Von dem Weibervolk ganz zu geschweigen: Flicken und Flitter
Hängen sie sich um den Leib, die keine acht Tage lang halten,
Statt der dauerhaften und stattlichen Trachten der Ahnen!
Oh, mein Vater, der Schneider, der weiß davon zu erzählen:
Grausen könnte es einem dabei, jawohl, meine Liebe.
Aber der Unfug nimmt dereinst ein Ende mit Schrecken,
Wie es geschrieben steht im Buche der sieben Propheten

Von dem Gottesgericht am Jüngsten Tage auf Erden.
Denn nachdem sie in Grund und Boden verdorben, die Menschen,
Wird aus heiterem Himmel herab ein Posaunenstoß hallen,
Und auf die Ebene tritt vor Innsbruck alsdann aus den Bergen
Schwarz und gewaltigen Wuchses ein Stier und tut einen Brüller,
Daß die Mauern und Festen ringsum erbeben und stürzen!
Und da kommt es in Scharen von allen Enden gezogen,
Mörder, Räuber und Diebe, Blutschänder, Lästerer Gottes,
Männer und Weiber samt Kind und Kegel, und alle in Waffen,
Um erbittert zu wüten im Wahnsinn verzehrenden Hasses,
Bis sie einander vertilgt und der letzte auf Erden gefallen! —
Mädchen, was schaust du erschrocken? es wird eine Weile noch währen
Bis zum Weltengericht, und du wirst es schwerlich erleben!"
Als der eifernden Nachbarin endlich Sabina entronnen,
Schlüpfte sie schnell in ihr Bett, doch fand sie auch dort keine Ruhe,
Wälzte den Kopf in den Kissen von einer Seite zur andern,
Gleich als könnte sie so die bangen Gedanken verscheuchen,
Und als ihr schließlich doch auf die gänzlich ermattenden Lider
Bleischwer der Schlaf sich gesenkt, da stiegen sie aus der Tiefe
Ihres geängsteten Herzens, entsetzenerregende Träume:
Hoch über ihr auf dem Gipfel von schwindelerregender Steilheit
Stand der Gekränkte, den Rücken ihr wendend, sie aber flehte
Händeringend: „Mache mir länger nicht bange, du Böser,
Komm doch herab zu mir!" Da sprang er jählings vom Gipfel,
Schwirrte kopfüber im Bogen hinab in den Abgrund, zerschellte
Klirrend, als wär er ein gläsern Gefäß, in unzählige Scherben,
Und im gleichen Augenblick fuhr ihr wütend von hinten
Bello ans Bein und biß sie. Da schrie sie auf und erwachte,
Schnell nach dem Fuße fassend, der peinlich im Wadenkrampf starrte,
Während das Glas, vom Nachttisch gestoßen, am Boden hin rollte.
Aber nachdem sie stöhnend des Anfalls Schmerz überstanden,
Wand sie, der ernsten Warnung im gräßlichen Traume gedenkend,
Kummervoll sich aus den Kissen und kniete nieder im Bette,
Augen und Hände zum Bilde der Muttergottes erhebend.

„Unsere Liebe Frau, eine Wachskerze will ich Dir stiften,
Wie sie größer und kunstvoller nie noch der Vater geformt hat:
Lasse mir nur den Peter gesund vom Schafsuchen kehren,
Und ich will mich mit ihm auch niemals wieder verzanken!"

## Auf Schafsuche

Wild war ins Unwetter draußen der Jüngling gestürmt aus dem Hause.
Schwang in der Rechten den Bergstock, den schweren Rucksack am Buckel,
Tief im Nacken den Hut, die heiße Stirne dem kalten
Klatschenden Regen bietend und Wüten des heulenden Windes.
O wie tat ihm das wohl, im Kampf mit dem rasenden Wetter
Mutig die Kräfte zu spannen und so seine Seele zu stärken!
Also klomm er im brausenden Walde auf steinigen Pfaden
Immer schneller hinan und schalt, sich selber verhöhnend:
„Weichling, Narr, um ein boshaftes, schnippisches Mädchen zu plärren!
Willst du ein Weiberknecht werden und jeweils nach ihrem Gefallen
Hätscheln oder verjagen von wechselnden Launen dich lassen?
Nein, mein Dirnlein, da suche zu Solchem du dir einen andern!"
Hinter dem Herren her trabte mit schlappem Behange der Dackel,
Wenig erfreut ob des stürmischen Streifens in Wind und in Wetter,
Denn seinen Leib zu gefährden, daran war ihm wenig gelegen.
Ärgerlich prasselte ihm auf Haupt und Rücken der Regen,
Aber besonders empfindlich noch spritzte ihm von den Pfützen,
Da ihn die kurzen Füße nur wenig dem Boden enthoben,
An des Unterleibs Blöße das kalte Wasser fortwährend,
Daß er zuckte und schauderte, denn kein Schwan ist der Dackel,
Daß ihm ein Leben mit immerzu nassem Bauche gefiele.
Höher und höher ging's, der Wald begann sich zu lichten,
Zottige Wettertannen erstanden im flatternden Nebel
Plötzlich enthüllt, wie Riesen, die, zahllose zottige Arme
Zornig schüttelnd, den einsamen Wandrer am Wege bedrohen.
Endlich erdämmerte ferneher über dem Rücken der Hochalm,
Heulend vom Sturme umtobt, des Hirten niederes Hüttlein:
Ganz aus Feldsteinen war es erbaut bis unter das Dach hin,
Und in der Seitenwand blinkte ein einziges winziges Fenster

Gleich dem kümmerlich blinzelnden Auge des halbblinden Greises.
Jetzt, erhoffte das Hündlein sich, nähme die Reise ein Ende,
Aber da hatte es nicht mit dem Starrsinn des Herren gerechnet!
Weiter ging's bis zum Fuße des nebelverhüllten Gewändes:
Aus der dampfenden Dunkelheit reckte sich über den Wandrern
Grimmig zum finstergerunzelten Wettergewölke der Gipfel,
Wo, so schien es, der Tod von hohem Thronsitze grinste,
Spähend, ob sich nicht etwa von unten ein Opfer ihm nahe.
Hier nun legte der Jüngling Rucksack und Bergstock zu Boden,
Festen Fußes stieg er hinein in die schaurige Scharte,
Um sich den Weg zu der Schafherde übers Gewände zu suchen,
Zog an den Zacken sich hoch mit vorsichtig tastenden Händen,
Und es währte nicht lange, da war er im Nebel verschwunden.
Heulend saß unterdessen am Fuße des Felsens der Dackel,
Zitternd vor Kummer und Frost, die Rückkehr des Herren erharrend.
Stunde um Stunde verrann, doch Bello, der wackere, wich nicht,
Und ohne Unterlaß hallte sein Heulen zurück von den Wänden.
Da erklang's über ihm im Unsichtbaren von Tritten,
Steine klirrten und kollerten her, durch die Enge der Scharte
Rutschte es rasselnd herab, und Peter sprang auf die Füße.
Freudebellend rannte der Rote dem Herren entgegen,
Strebte an seinem Beine empor, und in wütender Wonne
Biß er vor Zärtlichkeit ihn in die blutig geschundenen Hände,
War es ihm doch, als hätt er von neuem das Leben gewonnen.

### Dackelgedanken

Aber wenig nur achtete Peter heut seines Hündleins.
Mißmutig schritt er die Halde hinab zur Hütte des Hirten,
Denn, sich im Nebel den Weg zu ertrotzen, war ihm mißlungen.
Mürrisch schob er den Riegel zurück und trat in die Kammer,
Während Bello bedrückt mit hängendem Haupte ihm nachschlich.
Dunkel war's drinnen: den Rucksack enthob er dem Rücken und holte
Sorgsam aus dem entschnürten hervor ein Bündel von Kerzen,
Pflanzte das Talglicht auf im eisernen Leuchter am Tische,
Zog aus dem Hosensacke das Kästchen mit Schwefelhölzern,

Unten am Tische strich er eins an, entflammte die Kerze:
Rötlicher Schimmer erhellte nur spärlich die Wände des Stübchens,
Und schon wartete Bello ihm auf in sitzender Stellung,
Reichliche Atzung erhoffend nach all den Beschwerden des Wanderns,
Da in den Eingeweiden der Hunger grausam ihm wühlte.
Aber was mußt' er erleben? Bloß trockenes Brot und ein Würstlein,
Mehr vermochte er nicht vom grübelnden Herrn zu erbetteln,
Der in düsterm Schweigen, den Kopf in den Händen, am Tisch saß.
Denn der Schwung der Gedanken, der stolz seinem Weh ihn enthoben,
War zusammengesunken, sowie aus der Asche ein Flämmchen
Flackernd hochfährt, doch kraftlos alsbald in sich selber zurückfällt,
Und vergebens versuchte er immer wieder von neuem
Über sich selber erbost, Sabinas Bild zu vertreiben:
Neckisch nahte es, stand vor ihm mit dem zärtlichen Kraushaar,
Mit den Augen, die blau wie die Kelche des Enzians blickten.
Seufzend ließ er die Arme und dann den Kopf darauf sinken.
„Lieber Gott, warum hast du sie nur so lieblich erschaffen
Und so böse dabei, daß ganz mir das Leben verleidet!"
Während aber der Herr in solcher Verwirrung sich quälte,
Bis den an Leib und Seele Ermatteten Schlaf übermannte,
Lag auf dem nackten Boden der schlotternde Dackel und krümmte,
Schlummer suchend, vergeblich mit leerem Leib sich zusammen.
Aber wie jede Not den Denker zum Widerstand aufruft,
Spornte auch diese zu schärferer Arbeit des Geistes den Wackern,
Daß er des Übels Grund erforsche, um sie zu beheben,
Und er besprach's mit sich selber, erseufzend, folgendermaßen,
Wenn es erlaubt ist, in Worte Dackelgedanken zu fassen:
„Klar ist's, so hatte es uns, das ganze Unheil begonnen:
Über die Schnauze hatte mich fauchend Mummel geschlagen,
Schuldloses Blut vergießend, in unbegreiflicher Laune.
Ja, das hatte geschmerzt, es brennt mir noch immer die Wunde.
Deswegen hatte der Herr sich alsdann mit Sabina verstritten.
Edel gehandelt war es von ihm, doch andrerseits wieder
Frag ich mich, ist es gerecht, den Katzen es zu verargen,
Daß sie nun einmal sind, wie der Herrgott im Zorn sie geschaffen?

Ferner das Wesen des Weibes, ich hab es doch selber erfahren,
Welcher Schulmeister wäre imstande, es ganz zu ergründen,
Und sie wissen doch alles! Verlohnt sich da das Ereifern,
Sonderlich, wenn es mit allerhand Unangenehmem verknüpft ist?
Denn wenn ich nüchternen Sinnes erwäge, wie wir verfahren:
Was ist erzielt? weil jene sich ungezogen benommen,
Strafen wir sie? — nein, uns! und leiden Hunger und Kummer!
Ist da Sinn und Verstand?" So schloß der bekümmerte Dackel,
Und es begann der Duldende wider den Stachel zu löcken,
Denn wenn das Maß der Leiden zum Unerträglichen anschwillt,
Bersten die Bande, die sonst uns in frommem Gehorsame halten:
Untreue schändet, aber der Torheit die Treue zu wahren,
Hieße vom Denker verlangen, er solle sich selber verleugnen.
Forschend sah er noch einmal zurück auf den schlafenden Herren,
Schlich dann verstohlen zur Tür hin, kratzte mit Vorsicht und stemmte
Sich mit den Pfoten dagegen, bis sachte sie nachgab und aufging,
Wischte hinaus und verschwand im nächtlichen, sternlosen Dunkel.

## Enttäuschung

Peter aber, er schlief mit dem Kopf auf dem Arm überm Tische
Reglos, als wär er erschlagen, und düster schwirrten ihm Träume
Über dem schlummernden Haupte gleich grauen Gespenstergestalten.
Draußen verstummte der Sturm, es sanken die Schleier des Nebels
Müde herab von den Gipfeln und Wänden, die Sterne begannen
Hoch vom Gewölbe des Himmels zur Erde nieder zu leuchten,
Und die heilige Nacht zog schweigend über die Berge.
Langsam erhellte sich's droben: über den Graten im Osten
Hob ihr Antlitz, leise errötend, die Göttin der Frühe,
Doch vor dem stärkeren Bruder, der stolz die Lichtrosse lenkend
Strahlenden Auges im goldenen Sonnenwagen ihr folgte,
Schwand ihr zarterer Schimmer und freudig flammte die Welt auf.
Immer noch schlief er: es floß durch die offene Türe in breitem
Strome der Schwarm der flimmernden Sonnenstäubchen und tanzte
Ihm überm Haupt, und es drang ihm greller Glanz in die Augen.
Jählings hob er den Kopf, und staunend starrte er um sich

Ohne Verständnis: wo war er! ja so, er hatte die Schafe
Suchen gewollt, die Verlaufenen. „Bello!" rief er, doch keine
Antwort kam ihm, da eilte er schnell hinaus vor die Hütte,
Aber so laut er ihm schrie, es ließ kein Bello sich blicken.
Heftiger Schmerz ergriff ihn: entlaufen war ihm der Schurke!
Ausharren konnte er nicht eine einzige Nacht bei dem Herren,
Nur weil es galt, auf Bequemlichkeit einige Zeit zu verzichten!
Also auch dieser ein Treuloser, den er wie eine Mutter
Aufgezogen mit Mühe, vor allem Unheil behütet!
„Warte, das sollst du mir büßen, erwisch ich dich drunten, Halunke:
Sicher, vorm Backofen hockt er schon wieder beim Vater und bettelt!"
Sprach's, und stülpte ergrimmt den Hut auf, warf sich den Rucksack
Rasch um die rüstigen Schultern, ergriff den ragenden Bergstock
Und in hastigen Sätzen enteilte er abwärts, nach Hause.

## Wohlgefallen auf Erden

Auf der Altane des Lebzelters saßen im Scheine der Sonne
Nebeneinander der Hausherr, des Jünglings gebietender Vater,
Und die Mutter Sabinas: es hatte die Nachbarin eben
Backwerk bei ihm bestellt, da hatte sie jener mit Anstand
Eingeladen, den Handel mit etlichen Gläschen des süßen
Kirschenlikörs zu begießen. So hockten sie droben und plauschten,
Alter Zeiten gedenkend, der lange entschwundenen, guten,
Da sie noch jung gewesen und oft auf dem Tanzboden unten
Miteinander im schmachtenden Walzer sich wohlig geschaukelt,
Oder auch, wie er im Schuhplattler, Schenkel patschend und Sohlen,
Juchzte, die Schöne umkreisend, indessen sie zierlich sich drehte,
Aber alles in Ehren, nicht so wie die Jugend von heute.
Plötzlich rief da die Alte und bückte sich über die Brüstung:
„Ist das nicht Euer Peter, der dort vom Markte heraufrast
Wie von Wespen gestochen ein Rind zum rettenden Stalle?"
Wirklich, er war's, und noch ehe er richtig zu Atem gekommen,
Rief er es schon: „Wo steckt er, weißt du es, Vater, mein Bello?"
„Freilich", entgegnete ihm der Erzeuger von der Altane
Und mit dem Arme wies er zum Nachbarhause hinüber,

„Dacht ich's doch gleich mir, er sei dir durchgegangen, der Schlingel!"
Peter drehte sich um und erstarrte: was mußte er sehen?
Friedlich saß auf dem Bänklein im Schatten des Hauses Sabina,
Über der Schulter das Kätzchen, im Schoße aber — den Dackel!
„Bello!" schrie er entrüstet, „hierher zu mir, roter Verräter!"
Und im Nu war, dem Schoße des Mägdleins entgleitend, der Denker
Unter das schützende Bänklein verschwunden, von wo nur die Augen
Heimlich aus dunklem Verstecke in banger Ahnung ihm glühten.
Aber Sabina, den Freund, den ersehnten, erblickend, sie jauchzte
Hell auf und stürzte ihm freudig entgegen. „Mein Peter, da bist du!
Nun ist ja alles gut, nun bist du mir wiedergekommen!"
Hastig trat er zurück und streckte wehrend den Arm aus,
Schüttelte grollend den Kopf und erwiderte finsteren Blickes:
„Einmal verjagt zu werden, genügt mir für allemal wahrlich!"
Stille hielt sie, und Tränen erfüllten die zärtlichen Augen.
„Ist das nun recht von dir, Peter, mir vorzuhalten, was nimmer
Ernst gemeint war und jählings im Ärger nur mir entfahren?
Kannst du denn gar nichts vergessen?" „Wie sollt ich's denn anfangen", sprach er,
Und die Stimme erbebte in Kränkung und Kummer dem Jüngling,
„Daß ich, was ich erlitten hab', je zu vergessen vermöchte?
Wer mich im Ärger verhöhnt, kann der im Ernste mich achten?"
Schmollend sah sie zu Boden, dann hob sie errötend die Augen.
„Wenn du es nicht vergessen kannst, willst du es auch nicht vergeben?"
Schlang um den Hals ihm die Arme und schmiegte sich ihm an die Schulter.
Siehe, da schmolz ihm erschüttert das starre Herz in dem Busen,
Denn einer reuigen Schönen, wer könnte ihr wohl widerstehen?
Fest umfing sie der Jüngling und strich ihr über das Köpfchen.
Unter dem Bänklein hatte inzwischen der Dackel voll Spannung
Diese Entwicklung verfolgt, nun schloff er freudig erleichtert
Aus dem Verstecke hervor und unter verlegenem Buckeln
Bot er Petern die Pfote, Verzeihung gleichsam erbittend,
Weil es nicht anders gegangen, als daß er durch einen Gewaltstreich
Wider den Willen dem Herrn den Weg gebahnt zur Versöhnung,
Während Mummel, die muntre, mit hocherhobenem Schweife,
Zärtlich schnurrend, den Fuß des Heimgekehrten umkreiste.

Von der Altane aber, da blickten freundlich die Alten
Auf die Wiedervereinten herab, und der Lebzelter stieß sie
Sacht in die Seite, die Freundin. „Gevatterin, sagt mir — gesteht's nur,
Da uns seit langem schon die grauen Haare gewachsen —
Hab Euch doch ehemals, was? in die Augen gestochen ein wenig!
Und nun scheint es mir fast, als wollten die Kinder vollenden,
Was den Eltern versagt war, was meint Ihr? ist's nicht erfreulich,
Reifen zu sehn, was wir selber gesät haben?" Über die Augen
Wischte sie sich mit dem Schurze gerührt. Dann nickte sie lächelnd.

---

Georg Britting

## Frühmorgens

Der Rauch der funkelnden Frühe
Steht über dem taunassen Feld.
Von den Schenkeln der weidenden Kühe
Weiß strömend das Licht niederfällt.

Wie Gold hat der Tag sich erhellt.
Tief atmend erblickt sich die Welt.

Es rühren die Wälder die Flügel,
Wandernd am Horizont.
Die Felder steigen, die Hügel,
Wie Treppen zum Himmel und glühend besonnt.

Friedrich Bethge

## Rede bei der Theatertagung der HJ. in Bochum

„Schiller ist ein Verdienst des großen französischen Kaisers,
Welches der Donnerer sich um die Germanen erwarb.
Hätte Napoleon nicht die Erde erschüttert, so wären
‚Wallenstein', ‚Jungfrau' und ‚Tell' in der Geburt schon erstickt." —

So eng gebunden sieht Friedrich Hebbel das große Drama an das Kriegserleben des Dramatikers. Er hätte Ähnliches auch über Heinrich von Kleist und sein Werk als Ausgestaltung des Kriegserlebnisses aussagen können. Und hätte Hebbel weiter auf einen Mann wie Grabbe geblickt — oder tief in die eigene Brust hinab, so hätte er erkannt, wie Grabbe auf halbem Weg scheitern — wie er selber aber sich an die psychologische Nuance verlieren mußte, weil ihnen beiden Krieg oder nationale Erhebung als Grunderlebnis des Dramatikers mangelte. Grabbe — dieser „Blücher der Poesie!" wie ihn Immermann nennt — ruft einmal unmutig aus: „Gäb's Krieg, gesund wär ich! — doch nun muß ich ihn machen in Tragödien." In seinem „Marius und Sulla"-Fragment findet sich ein Szenenfetzen, ein Genieblitz vorgeahnter Front-Vision. Da reitet Sulla über das Schlachtfeld und sieht unter anderen Leichen auch die seines Freundes Quintius liegen. Da lacht er auf — lacht:

„Haha, der Quintius! Ein großer Spieß
In seinem Schädel, wie ein quälender
Gedanke! — Holla, fast wäre ich vom Pferd
Gefallen!" — —

Aber Hebbel hätte auch weiter zurückgehen und auf Shakespeare als den Gestalter der Kriege „der weißen und der roten Rose" hinweisen können. Oder noch weiter zurück: Salamis war der erste Lebenstag des Euripides; im Festchor der Siegesfeier tanzte Sophokles, — und Äschylos, der bei Marathon und Salamis mitgefochten, feierte hernach die hohe Bedeutung des Tages in seiner Tragödie „Die Perser". Die führende — ältere — junge Dramatikergeneration verdankt dem Kriege, der ja nur scheinbar 1918 beendet ist, alles — und in solchem Maße, daß man sagen darf: sie alle sind nicht in

irgendeiner Stadt, in irgendeinem Dorfe Deutschlands geboren, sondern vielmehr in den Granattrichtern Flanderns, im Trommelfeuer der Somme, vor Reims, vor Verdun oder in den Tankschlachten bei Cambrai.

Die noch ungeschriebene, aber gelebte deutsche chorische Tragödie heißt Langemarck: als eine Gemeinschaft junger, gläubiger Menschen unter Gesang (sowohl vom rationalistischen wie auch vom militärischen Standpunkt aus gesehen: scheinbar sinnlos, ja sinnwidrig) die englische Front stürmte. Der erste Akt des großen noch ungeschriebenen, aber gelebten Dramas unserer Zeit war jener 13. August 1932, als der bekannteste und der unbekannte Soldat des Weltkrieges — die beiden erhabenen Chorführer — zum ersten Male einander gegenüberstanden.

So hat folgerichtig der Krieg als das Grunderlebnis auch seine direkte — wenn vielleicht auch noch nicht endgültige — Gestaltung im Schaffen der jungen Dramatikergeneration gefunden. Ebenso folgerichtig aber blieb die Frontdramatikergeneration nicht bei der Gestaltung des Kriegserlebnisses stehen. Es ergab sich vielmehr aus der eigenen Seelenlage heraus der Zwang, zu gestalten, wie der Soldat der Front mit dem Frieden — dem wirklichen oder dem scheinbaren — fertig wird; inwiefern das Kriegserlebnis individualistisch sich wie eine Manie im Hirn des Frontsoldaten und Dichters festgesetzt hat, oder inwiefern ihm eine fruchtbare Auswertung des Kriegserlebnisses für den Aufbau der Gemeinschaft, der Nation glückt. Ja, der Weg vom Kriegserlebnis und seiner Gestaltung zur Schicksalsmeisterung noch grausigerer, völlig entseelter Nachkriegsjahre und ihrer Gestaltung ist der Weg des leidenden Dichters zum Schicksal meisternden Dramatiker.

Das Kriegsstück „Reims" mußte sich der Autor und Soldat „vom Herzen schreiben". — „Reims" ist die Auseinandersetzung zwischen dem Autor und seinem vom Kriegserlebnis überwältigten Herzen. Eine solche Auseinandersetzung kann, selbst wenn dafür die dramatische Form gesucht und eine dramatische Fabel gefunden wird, niemals Drama werden, sondern im Idealfall: dramatische Ballade. Die dramatische Fabel vom Sergeanten Jarkusch in „Reims" — einer wirklichen Begebenheit entnommen — ist in Wahrheit nur Vorwand, das Herz des Autors vom Kriegserlebnis zu erlösen. So führt die innere, durchaus lyrische Stimmführung, verbunden mit der dramatischen Form und Fabel, zur dramatischen Ballade, der Lieblingsform der jünglings-

Otto Geigenberger: Bauernhof bei Fiesole



Otto Geigenberger: San Gimignano

haften, zum männlichen Drama noch nicht gehärteten deutschen Sturm- und Drangdichtung.

Im „Marsch der Veteranen" mußte sich der Autor und Soldat nach Erlösung vom Kriegserlebnis mit der den Soldaten nach der Heimkehr umgebenden Umwelt kämpferisch auseinandersetzen. In der ersten Nachkriegszeit bleibt der Frontkämpfer dem ungeheuerlichen Kriegserlebnis in solchem Maße verhaftet, daß es Jahre braucht, bis die Loslösung von dem Alpdruck, die Loslösung von den wirklichen und leibhaftigen Dämonen des Krieges gelingt. In dieser Übergangszeit war der während des Krieges Daheimgebliebene, vom Grauen des Krieges nicht Angepackte gegenüber dem Frontsoldaten „im Vorteil". Er kannte nur „Probleme"; kein innerer Zwang, kein Alp belastete ihn. Doch der Frontsoldat erwacht aus dem Siebenschlaf und er tut das, was er in den fünf Frontjahren „so gelernt": er stellt den Gegner. Und der Überwinder von Tankelefanten, von fliegenden Teufeln, von Stahlregen und Giftatem entfesselter Dämonen ringt den meist jüngeren Daheimgebliebenen nieder — die Frontgeneration von 1890 ringt den „Jahrgang 1902" nieder. Das ist nicht mehr Kampf mit dem Alpdruck in der eigenen Brust, nicht mehr Ballade, dramatische Lyrik, das ist blutig ernster Kampf mit einem realen Gegner. Damit ist die Seelenlage über die dramatische Ich-Ballade hinaus ins Drama gefunden.

In Gerhart Hauptmanns „Webern" sind es hungernde, durch den Siegeszug der Maschine entrechtete schlesische Weber, die das Herz des landsmännischen Dichters bewegen und zum öffentlichen, zum gestalteten Protest entflammen; im „Marsch der Veteranen" sind es hungernde, kaputtgeschossene Soldaten. Hungernde werden jedes Herz mit Mitleid und Entsetzen erfüllen, um wieviel mehr das Herz eines Dichters; aber Dramenstoff sind sie nicht. Für das Drama kann die Fragestellung einzig lauten: wer hungert — und wofür?

Liberalismus und Drama sind Gegensätze. Der Liberalismus kennt eine „Freiheit wovon?", das Drama nur eine „Freiheit wofür?". Der Liberalismus strebt auszugleichen, Entscheidungen auszuweichen; das Drama dagegen *sucht* die Entscheidungen, und je höher es hinaufstrebt, um so eindeutigere Entscheidungen. Darum gehört im „Marsch der Veteranen" neben die herzensreine Gestalt des Veteranenführers Hauptmann Kopekin die Entscheidungen erzwingende Gestalt des Generalgouverneurs, des „verfluchten Preußen", wie

neben das reiche Herz des Dichters der ethisch gerichtete unbeirrbare Wille des Kämpfers gehört, der erst den Dichter zum Dramatiker schmiedet. In jedem echten dramatischen Dichter ist darum der ewige und furchtbare Widerstreit: der Dichter lehnt sich gegen den Dramatiker auf wie das Herz gegen den Willen und protestiert: „wie hart, wie unbarmherzig sind deine Entscheidungen!" — der Dramatiker aber antwortet dem Dichter einzig: „Landgraf, werde hart!"

Alles Licht und alle Wärme auch im Drama lebt von der Gnade des Herzensreichtums seines Dichters; aber die ehernen Gesetze, die in der ethisch postulierten Welt des Dramas (neben Licht und Wärme) herrschen müssen, die hat gegen das Herz des Dichters einzig immer der religiös, der ethisch besessene Wille dessen aufgerichtet, der dadurch erst zum Dramatiker wurde.

So fußt das neue deutsche Drama im Erlebnis des Krieges und in der großen deutschen Erhebung, die man auch die metaphysische Rache der betrogenen Frontsoldaten nennen darf. Wenn aber noch ein Kleist vor hundert Jahren mit gleichem Erleben im titanischen Streben und auf dem allein richtigen, traumsicher erkannten Wege scheitern mußte, weil Staat und Gemeinschaft noch fehlten, für die er schuf, so würde er heute alle Voraussetzungen für sein großes Drama finden: Staat, Gemeinschaft und eigenes Kriegs- und Revolutionserlebnis.

Denn der Dramatiker bedarf — wie keiner — der Resonanz. Selbst so ungewöhnliche Männer wie Hebbel und Kleist vermochten nicht das Letzte zu geben, wozu ihr Genius an sich sie befähigte, weil sie verurteilt waren, im luftleeren Raum zu schaffen. Sie lebten inmitten eines Geschlechtes, das ihnen nicht artverwandt noch angemessen war. Daran — und nicht an psychologischen oder physiologischen Begleiterscheinungen sind Männer wie Kleist, wie Grabbe oder Nietzsche „gescheitert" — oder wie Hölderlin, den Apollon schlug, — der die Stille des Äthers verstand, aber der Menschen Worte nie. Es genügt nicht, daß einer vom Genius, vom Apollon gesegnet — (oder geschlagen?) daherkommt mit allen Voraussetzungen für das erhabene Kunstwerk seiner Nation. Ist diese „Volksgemeinschaft" nicht aufnahmefähig, huldigt sie entgegengesetzten Zeitidealen, so ist auch der Genius zum Scheitern verurteilt und flieht wie der Geist Nietzsches, wie der Geist Hölderlins froh — „hinab ins All die kürzeste Bahn!" Zumal ein Mann wie Kleist, der wie keiner sonst aus dem Boden seines Volkes heraus geschaffen hat, war hundertfältig tragisch zum

Scheitern verurteilt: seine puritanische Zeit brachte nicht den Mut zu dem Humor des „Zerbrochenen Kruges", nicht die Fähigkeit zum Metaphysischen des „Amphitryon" auf; die „Penthesilea" wie das „Käthchen" erschienen den Zeitgenossen als seltsam entgegengesetzte Zerrgestalten, die „Hermannsschlacht" war dem Geschlecht zu heroisch, der um sein Leben bangende und doch so adelige Prinz von Homburg nicht heroisch genug, so daß Hebbel über dies zeitgenössische Urteil mit Recht höhnt: „Todesfurcht und ein Held? — was zu viel ist, ist zu viel! Es war eine Beleidigung für jeden Fähnrich. Ein Butterbrot verlangen Sie von mir? — das gebe ich Ihnen nicht; aber mein Leben — — mit Vergnügen!" — Im luftleeren Raum vermag auch der Genius nicht zu wirken.

„Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier, zum Ruhm dir, zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt" —

so lautet das tragische Motto der „Hermannsschlacht".

Die Zukunft (nicht nur) des Theaters hängt davon ab, wieweit es uns gelingt, die Einheit zwischen Idee und Leben, zwischen „Handelnlassen" und eigenem Handeln herzustellen. Es ist nicht genug, daß das Drama „die großen Gegenstände der Menschheit" zu formen sucht; daß es „die schöpferische Fülle", „die Vielstimmigkeit des Daseins" zum Klingen bringt; daß wir in den Werken der Bühne „den Herzschlag unserer Zeit" spüren. Große Kunst kommt immer nur aus der Erhabenheit einer Idee, die einen großen Charakter belebt, und die von ihm erlebt und nicht nur „erkannt" wurde.

In keiner Kunst weniger als im Drama genügt Talent, ja selbst Genie. Es genügt nicht, eine „Vision" zu haben und sie gestalten zu können. Entscheidend ist das Erlebnis eines Ethos. Entscheidender ist, daß das Ethos, das da „gepredigt" wird, auch vorgelebt ward. Darum bekennen wir uns zu jenen Rittern des Schwertes und des Geistes, denen, wie Ulrich von Hutten, Leben und Idee zu einer einzigen, untrennbaren Einheit zusammenwuchsen.

Höher als Dichterlorbeer und den Ruhm der Mitwelt wertete Äschylos seine Teilnahme an der Schlacht bei Salamis. Aus solcher Haltung erwuchs die große Tragödie. Höher als seinen ganzen Dichterruhm wertete Cervantes den Verlust seiner Hand in der Schlacht gegen die Sarazenen. Aus solcher Haltung erwuchs der größte europäische Roman.

Wenn wir nur einen Bruchteil unseres heroischen Erlebens, nur einen

Tropfen unseres eigenen, im Kampf vergossenen Blutes einströmen lassen in unser Werk, dann haben wir genug getan.

Aber fragt euch bei jedem „heroischen Werk" auch: „Wer steht dahinter?" — Hat der Dahinterstehende auch das Recht, „in unserem Namen" zu sprechen? Entscheidend ist nicht das Braunhemd, das gegebenenfalls erschlichen werden kann, sondern was für ein Herz unter dem Braunhemd schlägt.

Es gibt eine Probe aufs Exempel: den Humor. Der echte Held lacht, lacht viel — und nicht nur der Gefahr. Nirgends ist mehr gelacht worden als im Krieg — mit allen Schattierungen des Lachens.

Alle, die ihr den Helden erschleichen wollt, vergeßt nicht, auch sein Lachen noch zu erschleichen, die Kindlichkeit und sein sich gar nicht heldisch Geben! — Vergeßt nicht, ihm entspannte Muskeln, entspannten Willen zu geben; denn der im Muskel- und ewigen Willenskrampf Stehende ist verdächtig und entlarvt euch, die ihr den Helden nicht erlebt, sondern nur „konzipiert" habt.

So erhebt sich die entscheidende Frage: Wer ist nun eigentlich also Dramatiker? Ein Stück liegt vor mir — nach dem Lesen der ersten Seiten spüre ich's: von einem Dichter geschrieben. Ich blättere neugierig geworden nach dem Verfassernamen zurück. Es ist der Name eines nicht unbekannten wirklichen Dichters. Ich lese weiter: die Handlung ist eminent dramatisch, das heißt: sie besitzt alle Voraussetzungen zu selten großen Konflikten. Beide Eindrücke: daß dies ein Dichter geschrieben, wie: daß dies ein echtes Dramenthema, behaupten sich bis zur letzten Seite. Ergebnis: ich muß die Annahme des Werkes ablehnen, weil dieses eminent dramatische Geschehnis ein Dichter — aber kein Dramatiker behandelt hat. Die Substanz dieses Dichters ist eine weiche, zerfließende, die Vorgänge aber sind harte, männliche. Der Dichter, eine Reinhold Lenz ähnliche Begabung, ist zwar keineswegs unfähig, je ein Schauspiel erfolgreich zu behandeln, aber dieses müßte dann seiner Substanz angemessen sein, wie es der „Hofmeister", wie es die „Soldaten" bei Lenz waren. Wenn aber Reinhold Lenz instinktlos etwa den „Coriolan" behandelt hätte, dann würde es ihm ergangen sein, wie es nun dem mir vorliegenden Dichter erging: die schwere Ritterrüstung würde ihm um die allzu zarten Glieder geschlottert haben.

Wer also ist denn nun Dramatiker? — was Lenz niemals war, wenn ihm auch zwei ergreifende Schauspiele — nicht Dramen — gelangen. Wer ist denn Dramatiker? Nicht der ganz in sein seliges Gefühl eingefangene Lyriker —

auch nicht der weise, überlegene Weltbetrachter ist es, dessen Klugheit es schon im praktischen Leben versteht, Konflikten weise oder diplomatisch auszuweichen; der Weise ist vielmehr Epiker. Dramatiker aber ist der Mann einzig, dessen Atmosphäre — auch und gerade im täglichen Leben — Kampf und Konflikte um große Dinge sind, der sich einzig in dieser Atmosphäre wohlfühlt — der ethische Kampf- und Willensmensch ist es einzig, der die Voraussetzungen zum Dramatiker besitzt. Nicht unser größter Dichter Goethe, dieser gleichermaßen Verschwärmte und auch wieder weise Besonnene, der sich selbst als zu konziliant für die Tragödie empfand, nicht er ist Dramatiker, trotz „Götz", trotz „Egmont" und „Faust", sondern die ausgesprochenen Kampfmenschen sind es: Lessing, Schiller, Kleist, Grabbe und Hebbel. Dramatikerbegabungen sind Beethoven, Wagner und Nietzsche, wenn schon sie nie ein Drama geschaffen hätten. Wer je instinktbegabt Goethes Egmont mit Beethovens Ouvertüre auf sich hat einwirken lassen, muß ohne Zögern wissen, welcher von beiden Schöpfern einzig „Dramatiker" war.

Nachdem wir versucht haben, den Dramatiker in seiner Wesenheit und sein Schaffen in seiner Bedingtheit zu umreißen, nähern wir uns nun der Frage des Technischen und Dramaturgischen. Ich bin mir wohl bewußt, daß es auch heute noch Dichter gibt, die echt nationalsozialistisch auf das Handwerk verächtlich herabblicken, seiner entbehren zu können glauben und den Trennungsstrich zum handwerklichen Meister mit Nachdruck und gehöriger Abstandnahme ziehen. — Die Meister — auch des Dramas — dagegen waren zunächst erst einmal Meister des Handwerkes. Wenn sie außerdem noch Genie besaßen, dann wußten sie es oft nicht einmal. Manche der Heutigen aber wissen um ihr Genie, noch ehe sie es — besitzen. — Aus Unvermögen, auch nur ein Regelwerk zu schaffen, berufen sie sich mit Vorliebe auf Ausnahmewerke wie ‚Faust' oder ‚Peer Gynt', weil ihnen dieser Vergleich schmeichelt — und wobei sie nur vergessen, daß die Schöpfer dieser Ausnahmewerke sich zuvor erst einmal als Meister von Regelwerken erwiesen haben. Nachdem ich Krieg und nationale Erhebung als ein kaum entbehrliches Grunderlebnis des Dramatikers angesprochen habe, wird es nicht überraschen, wenn ich das Kriegsspiel als die beste Dramaturgie für mich in Anspruch nehme. Diesem Kriegsspiel gab sich Kleist mit seinem Freunde Dahlmann hin — unfern Aspern und nicht ahnend, daß dort im Ernst die erste siegreiche Schlacht gegen den Todfeind Bonaparte geschlagen wurde — der er in Kriegsspiel versunken nicht bei-

wohnte! — welch tragische Ironie! — welch echtes Dichterschicksal der verpaßten, verträumten Gelegenheit! Aber nicht Kleist allein, auch Grabbe liebt das Kriegsspiel — schon als Zehnjähriger mit Bohnen. Und die Mutter tritt ein und stört seine Kreise, und er ruft ängstlich: „Mutter, stoß nicht an meinen Napoleon!" — und sie verläßt vorsichtig das Bohnenschlachtfeld: „Sui man getraust, muin leuwe Christian, ick du em nischt!" — Möller van den Bruck urteilt daher mit Recht über Grabbe: „Er war ein strategisches Genie unter den Dichtern. Jener Überblick über den Raum war Feldherrnblick, Schachspielerblick!" — Schach und Dramaturgie! —

In seiner „Dramatischen Handwerkslehre" ermahnt Robert Hessen (Avonianus) den jungen Dramatiker, neben dem selbstverständlichen Studium der Gesetze des Dramas wie auch des Theaters nicht zu versäumen, Napoleons Feldzüge und Paul Morphys Schachpartien zu studieren, da die Gesetze des Dramas denen der Strategie, denen der großen Schachpartien eng verwandt seien.

Man kann noch weiter gehen und Ähnlichkeiten des Problemdramas insbesondere des Ibsenschen — mit seiner die Vergangenheit allmählich sichtbar machenden Technik — mit dem künstlerischen Schachproblem feststellen. Wenn Shakespeares und Kleists Dramen mehr an die großen Kombinationspartien Morphys oder Anderßens erinnern, so die Hebbel'schen — in ihrer tiefgründigen, sozusagen strategischen Anlage — an die großen Positionspartien eines Steinitz. Wie Hebbel etwa in seinen Meisterwerken durch die tragische Grundanlage von Charakter und Handlung die Durchführung des Konfliktes fast nur noch — ich möchte sagen — rein strategisch und ohne die glänzenden Gefechte Shakespeare'scher Einzelszenen durchführt, so erringen die Großmeister der Positionspartie den Sieg durch strategische Einkreisung des Gegners, so daß es überhaupt zu keiner Schlacht, keiner Kombination mehr zu kommen braucht. Das Sedan wird gewissermaßen am grünen Tisch ersonnen und logisch zwingend durchgeführt. Aus beiden Beispielen wird der schachkundige Dramatiker lernen und sich von der strategisch ungenügenden, leichtfertigen oder flachen Partieanlage ebenso fern zu halten wissen wie von der die Schlacht fast meidenden rein strategischen Erledigung des Gegners. Er wird erkennen, daß die Dramenanlage Hebbels oder etwa Schillers im „Don Carlos" — von den griechischen Tragikern ganz zu schweigen! — tiefgründiger ist als die naivere des Shakespeare; daß aber der Brite dafür der größte

Szeniker der Weltliteratur ist, dem bei vielleicht angreifbarer Anlage des Gesamtplanes die gewaltigsten Einzelkombinationen und Schlachten von letzter Dichte gelingen, die wir von der Szene herab überhaupt kennen.

Ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, daß die große Schachpartie stets meine beste Dramaturgie gewesen ist. Hält sich der gestaltende Dramatiker das einfachere Beispiel der Schachpartie vor Augen, so wird ihm das Neben- und Nacheinander (statt des allein dramatisch-organischen Auseinander) der Szenen nicht mehr unterlaufen. So entgeht er einem der schwerst zu vermeidenden Fehler, dem selbst klassische Meister nicht immer zu entrinnen wußten. In der Schachpartie nämlich gibt es kein Neben- und Nacheinander, sondern stets nur ein Auseinander von Zug und Gegenzug.

So geschult wird der Dramatiker nicht in undramatisch, also unorganisch lyrische Situationen, die nicht vorwärtstreiben, sich verlieren; denn er muß jederzeit wissen: pausiere ich, so treibt der Gegner das Spiel weiter, die Initiative geht auf ihn über und ein Tempo Vorsprung kann die Schlacht entscheiden.

Auch wird es in der großen Schachpartie nach dem „Höhepunkt": dem Durchbruch im Zentrum kein Nachlassen der Spannung geben. Opfer auf Opfer vielmehr dringen nun erst auf die feindliche Königsstellung bis zum Matt ein, oder ein Problemendspiel krönt die Durchbruchsschlacht: ein weiterer Höhepunkt türmt sich der vierte und fünfte noch über den dritten Akt hinaus.

Es ergibt sich so eine Philosophie des Schachspiels, die fern ist allem „logischen Errechnen", denn mit Logik allein ist das Schachspiel ebensowenig zu erfassen wie im Größeren das Drama, wie im ganz Großen: das Leben. Aber eines lernt man aus dem Schachspiel, sofern man überhaupt die innere Bereitschaft besitzt, aus Erlebtem zu lernen: nämlich wachsam auf dem Posten sein, seinen Mann stehen, denn noch in verzweifelter Lage blitzt die Möglichkeit eines Patt, eines ewigen Schach auf oder, wenn der Gegner auch nur für einen Augenblick erlahmt, die Möglichkeit eines Überraschungssieges. Und ein weiteres lernt man: daß das Opfer am verkehrten Platz zwar sinnlos ist, am rechten Platze aber den am materiellen Besitz Festhaltenden in die Knie zwingt. Der „unlogische", der irrationale Zug bringt nach der logischen Vorbereitung oft den alleinigen Sieg; er ist das „Wunder", das den unbeirrten Glauben an den Sieg krönt.

So denke ich, daß die Zeit, die ich als sogenannter „starker Spieler" oder

als Problemkomponist an das Schachspiel verwandt habe, nicht „vergeudet" war, sondern dem Dramatiker doppelt zugute kommt — wie das Schachspiel dem Soldaten bis in die Granattrichter Flanders treuer Begleiter war. Ich müßte es — um des ungemein erzieherischen Charakters des Schachspiels halber — daher begrüßen, wenn dieses tiefgründige Kampfspiel in allen HJ-Heimen Einzug hielte, und nicht nur für künftige — — Dramatiker.

Bevor ich nun dazu übergehe, zu einer Reihe heutiger Dramen Stellung zu nehmen, noch ein paar Worte über die schwierigste, seltenste und mißverstandenste Gattung des Dramas: die Komödie. Das Tragische ist bei weitem nicht den Mißdeutungen ausgesetzt; es wird gelegentlich mit dem Traurigen verwechselt — und dies insbesondere bei Unglücksfällen des täglichen Lebens; aber das ist auch alles. Das echt Komische dagegen der Komödie, dieser ebenbürtigen Schwester der Tragödie, wird verwechselt mit den plattesten und gröbsten Scherzen, Witzen und Zoten des Schwankes, der Burleske und der Posse. Ja, selbst bei der Kritik, die über den Begriff der Tragödie völlige Klarheit besitzt, herrscht oft noch eine erschreckliche Unsicherheit, ja Unwissenheit: zwischen Komödie, Lustspiel und Satire einerseits und den niederen Unterarten andererseits zu unterscheiden. Wenn Niebergall beispielsweise seinen genialischen „Datterich" eine Lokalposse nennt, so ist beispiellos solche — Bescheidenheit. Aber in der Tat fehlt dem Schluß des Werkes jene letzte, zur Komödie nötige Wendung, daß Datterich der Spießerwelt, der er trotz seiner Verkommenheit ja dennoch turmhoch überlegen ist, mit Eleganz eine Nase dreht, die jene für die Komödie so unentbehrliche Betroffenheit und Erstarrung auslöst, wenn der Zuschauer, der sich den ganzen Abend zu belustigen glaubte, sich plötzlich selber als genasführt empfindet, nämlich — als belehrt. Mit der für die Komödie bezeichnenden Betroffenheit stellt der Zuschauer fest, daß er den ganzen Abend über den Verkehrten, das heißt über Datterich gelacht und sich über ihn erhaben geglaubt hat, während in Wahrheit die lächerliche Figur des Werkes der Spießer ist, in dem der Zuschauer mit Erschrecken und Scham Züge von sich selber entdeckt und hierdurch die einzig mögliche Läuterung erfährt. Niebergall aber verliert in letzter Minute den Glauben an sich selber — denn er i s t ja Datterich! — und läßt — schier unglaublich! — die Philistermoral triumphieren und Datterich einen Tritt versetzen. Wäre nämlich Datterich der beabsichtigte Theaterkasperl, über den wir uns belustigen sollen, dann müßte ihm eine ganz andere Gegenwelt als diese

Spießerwelt gegenübergestellt werden — oder aber Datterich und dieser beinahe gespenstig verspießerten Umwelt müßte wie am Schluß von Gogols „Revisor" der metaphysische Richter sich ankündigen; denn jede Komödie ist Gericht, das gehalten wird. Selten ist ein Werk so in letzter Minute verfehlt worden — und obendrein durch so unberechtigt geringe Selbsteinschätzung. Durch diesen verfehlten Schluß trägt dieses Werk, das um ein Haar eine unserer wenigen Charakter-Komödien hätte werden können, seinen bescheidenen Untertitel zurecht: eine Lokalposse — wenngleich die genialste unserer Literatur.

Ein anderer Fall: Gerhard Hauptmann nennt seinen „Biberpelz" eine „Diebskomödie". Wie schließt doch diese Diebesposse (und Satire), die als solche wirklich geniale Züge trägt: „da weehs ich nu nich". Abgesehen davon, daß weltanschaulich gesehen uns heute Wehrhahn in der Beurteilung des Dr. Fleischer gar nicht so unrecht zu haben scheint und daß die Satire sich also heute oft ins Gegenteil kehrt und damit selber aufhebt — von alledem abgesehen dürfen wir vom Dichter einer Diebes*komödie* verlangen, daß er „weehs" — und uns wissen läßt — und wissend macht! — Komödie ist — Gericht, ist Maß für Maß. So wird Angelo gerichtet, so Falstaff, so Tartuffe, so der falsche Richter Adam. Die Zeit freilich, der der „Biberpelz" entstammt, huldigte der Anschauung, daß der Ermordete, nicht der Mörder schuld sei. Diese Zeit verurteilte Shakespeare, daß sein Prinz Heinz — König geworden — über Falstaff Gericht hielt. Diese Zeit liebte kein Gericht — und hatte wohl auch Ursache, alles Gericht zu hassen und zu scheuen. Es spricht für Hauptmann, daß er, die ethische Grundschwäche des „Biberpelz" vielleicht fühlend, in einem zweiten Werk um die Mutter Wolffen im „Roten Hahn" sich zu einer Art „Gericht" über die Wolffen aufschwingt. Eine echte Komödie konnte diese Zeit gar nicht hervorbringen — wie überhaupt kein echtes Drama.

Das Lustspiel gestaltet die Irrungen und Wirrungen des menschlichen Geschlechtes. Es gestaltet sie nicht mehr durch das Pathos des alles oder nichts fordernden, von der Menschheit also noch unenttäuschten Tragikers, es gestaltet sie vielmehr bereits mit der schmerzlich enttäuschten, lächelnd verzeihenden Nachsicht des Humors — dieser Spätblüte des menschlichen Herzens.

Wie in der Muschel der schmerzende Eindringling und Fremdkörper abgekapselt zu dem Wunderwerk schmerzlich heiterster Vollkommenheit — zur Perle wird, so bringen die Sinnwidrigkeiten menschlicher Lebenshaltung in

das noch unverdorbene Dichtergemüt ein, verletzen das an die Menschen noch bedingungslos und heiß und brünstig glaubende schier tödlich, werden durch das letzte verbleibende und vor Verzweiflung noch einzig schützende Gegengift — den Humor abgekapselt und so zur Vollkommenheit verdichtet: zur schmerzerzeugten, heiterkeitgeborenen Perle, der Komödie — dieser metaphysischen Überhöhung des Lustspiels.

Das Lustspiel hat es nur mit den Dingen dieser Erde zu tun; die Komödie aber ist das Werk geheimnisträchtiger Weltschau. Menschen, Dinge und Erscheinungen werden transparent und werfen Schatten, die uns inmitten des Lachens wie Schauder ins Herz fallen. Da wölbt sich nun ein Himmel, ist Dämmerung und Atmosphäre gebreitet, weben Licht und Schatten wirklich-unwirklich durcheinander und werden Dämonen der Unterwelt, aber auch selige Geister himmlischer Regionen beschworen. Der Meister dieses zur Komödie erhöhten Lustspiels ist Shakespeare. Wir begegnen dieser seltenen, geheimnisreichen und schwersten Kunstgattung nicht in der deutschen Klassik, wohl aber bei Kleist und auch in den tiefgründigen Versuchen des — Brueghel so erstaunlich verwandten — Niederdeutschen Barlach; wir begegnen ihr aber auch in der schmerzlich pessimistischen Schau des Gogolschen „Revisors", wo in eine Welt der Korruption in letzter Minute die Posaune des Gerichtes dröhnt und einer verlorenen Menschheit den „Revisor" dieser und jener Welt ankündigt.

Wenn Gogol sich zur Darstellung also letzter Dinge oft geradezu possenhafter Mittel zu bedienen scheint, so vermag sich darob ein blutdünnes, volksfernes Ästhetentum zu entrüsten; aber der Dichter folgt traumsicher einer tieferen Weisheit: daß nämlich auch höchste Geistes- und Seelenkraft, ja daß der Gott selber, um auf Erden zu wirken, an die Inkarnation gebunden ist. So bleibe es denn dem Ästheten überlassen, über die Fleischlichkeit und Leiblichkeit des Göttlichen, über sein Blut, seinen Schweiß und seine irdisch unumgänglichen Unzulänglichkeiten die Nase zu rümpfen.

Ein anderes aber sei auch bei der Betrachtung deutscher Lustspiel- und Komödienversuche bedacht. Auch in der abgründigsten schmerzgeborenen Komödie ist es nicht, wie bei Gogol, Molière oder Swift, deutsche Art, sich in Pessimismus und bittere Satire zu verlieren. Im deutschen Lustspiel, in der deutschen Komödie siegt über all dieses schmerzvoll und oft auch mit Bitternis Erkannte doch zu guter Letzt der Glaube aus deutschem Gemüt, der unbeirrbar

auch noch diese unvollkommenste aller Welten bejaht, weil er unverzagt über sie hinaus in den Himmel blickt, der sich über der unvollkommenen wölbt in seiner Vollkommenheit.

Es entspricht daher nicht deutscher Art, mit bösem Blick Karikaturen der Menschheit zu entfesseln, wie sie der Bitterkeit Gogols und Swifts, wie sie aber auch dem engen und selber so bösen Herzen oder vielmehr der Herzlosigkeit eines Sternheim entstammen. Im deutschen Weltbilde erscheint auch noch der Verirrteste letzten Endes als einer Mutter Sohn, eher schwach als eben böse. Dies wolle man auch bei der Darstellung deutscher Lustspiele und Komödien wohl bedenken! Die Marionette, wie sie Bergson aus den Komödien des Molière fast als Forderung herauskristallisiert, — die bittere, an der Menschheit schier verzweifelnde Karikatur Gogols gibt es in der deutschen Humordichtung nicht; auch auf die Verwerflichsten noch fällt ein Strahl der Gnade aus deutschem Glauben und Gemüt. Das hindert auch auf der anderen Seite nicht, uns inmitten des Lachens anzupacken mit den Schaudern des Tragischen, ja des Grauens, die im Begriffe des Humors miteingeschlossen sind, so wie der Eindringling und Fremdkörper der Muschel in der Perle eingeschlossen ist. Dieses Anpacken ist vonnöten, um gerade den deutschen Menschen vor seiner Gefahr zu bewahren: der mit Gemüt sich gar zu gern verwechselnden Gemütlichkeit, die aus Bequemlichkeit noch das Böse oder Schwache der Welt bejaht, um nur ja nicht aus dem eigenen Gleichgewichte (des „deutschen Spießers") — aufgeschreckt zu werden.

Die ersten dreieinhalb Jahre nationalsozialistischer Theaterführung haben ein gutes Dutzend junger Dramatikerbegabungen aus der Spreu der zahllosen Uraufführungen herausgesondert und damit die Losung der letzten anderthalb Jahrzehnte Lügen gestraft: es seien keine deutschen Dramen vorhanden. Meist schon das zweite Werk dieser jungen Talente bewies, wieviel der Autor durch die Aufführung seines Erstlings an notwendiger Bühnenerfahrung gewonnen hatte und wieviel beste deutsche Kulturwerte solange also durch Nichtbeachtung, Nichterprobung brach gelegen hatten.

Im ersten begreiflichen Irrtum glaubte man zunächst, das Drama der neuen Zeit an der Stoffwahl erkennen zu können und fiel damit neben den Dilettanten den Konjunkturschriftstellern zum Opfer, die gewandt genug sich schon beizeiten „stofflich umgestellt" hatten, gewohnt, jederzeit die Ware zu

liefern, die gefragt ist. Stoffwahl konnte wie Braunhemd erschlichen werden; aber eine kurze Prüfungszeit schärfte das Auge für das Wesentliche, das unter der Stoffwahl wie unter dem Stoff des Braunhemds sich verbarg: für das Entscheidungen suchende männliche Herz, das den Dramatiker vor allen übrigen Eigenschaften auszeichnet und das bei noch so heroischer Stoffwahl durch keinerlei Tarnung sich erschleichen läßt. Die Kernfrage beim an sich im Augenblick verdächtigen, weil schon wieder von Gauklern in Mißkredit gebrachten heroischen Drama ist die Frage der Echtheit, ist die Frage, ob die heroisch-tragischen Entscheidungen der Gestalten des Dramas wohl auch gegebenenfalls die Entscheidungen des — Autors sein würden oder milder formuliert: zumindest sein — könnten. Dramatiker wie Äschylos, wie Lessing, Schiller, Kleist oder Hebbel lassen wohl die eindeutige Beantwortung der Frage zu; Äschylos hat sie in der Schlacht, Kleist auf andere Weise mit seinem Blute besiegelt. Woran also — wenn nicht in erster Linie an der Stoffwahl — ist nun das neue Drama erkennbar? Am Mute? — der zeichnete auch die ersten Pseudodramen des Naturalismus aus — sei es als ein Mut zur „neuen Form", sei es als ein Mut zur Zeitkritik. Immerhin ist der Mut eine hohe Tugend, die auch dem Pseudodrama Wirkung und Achtung erzwingt — und sei dieser Mut auch nur eine Pose der Eitelkeit und spielerischen Freude am Paradoxon. (Welch Schauspiel — aber ach — ein Shawspiel nur!)

Wenn also nicht die heroische Stoffwahl, nicht der Mut — was denn macht den Tenor des neuen Dramas aus? Vergleichen wir zwei Dramen, denen ein großer Ruf vorangeht, mit einem in der Stoffwahl ähnlichem Werke der neuen Dramatik! Georg Büchners „Woyzek" ist ein genialer Wurf von fast weltliterarischer Bedeutung, Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel", themenverwandt, ist vielleicht das Meisterwerk des Naturalismus; Wilhelm Müller-Schelds „Anna Maria" — diesen beiden Werken an dichterischer Substanz vielleicht unterlegen — stößt in die neue Dramatik vor und in Haltung und Willensrichtung auf den Kern des Dramas zu. Wo liegt nun das Entscheidende, das Müller-Schelds Erstlingswerk über die dichterisch reicheren Werke hinaus dem Herzpunkt des Dramas näherbringt?

Der arme Soldat Franz Woyzek wird von seinem Weibe Marie mit dem Tambourmajor betrogen. Welchem Gegner stellt sich der Soldat Franz Woyzek? — dem Hauptgegner, dem Hauptschuldigen? — dem Tambourmajor? Das einzig nämlich wäre Drama. Der Dramenheld Büchners, der

arme Franz Woyzek, aber ist kein Dramenheld, er stellt sich dem schwächeren Gegner, er ersticht das halbschuldige, verführte Weib und danach den Schwächsten, den Unschuldigsten: — sich selber. Eine rührende Moritat, ein rührender Balladenstoff — wurde so Büchners „Woyzek" zur größten dramatischen Ballade, die unsere Literatur neben dem „Urfaust" und Bürgers „Lenore" besitzt. Das Drama aber sucht andere Entscheidungen.

Den armen Fuhrmann Henschel betrügt sein Weib mit einem Kellner. Welchem Gegner stellt sich Henschel? — dem Hauptgegner, dem Verführer? — nein! Stellt sich Henschel wie „Woyzek" wenigstens dem Nächstschuldigen, dem Halbschuldigen, der verführten Frau? — nein! Henschel spricht das undramatischste, das antidramatischste Wort, das je in einem Drama gefallen ist, zu der Ungetreuen: „Du kannst nischt dafier!" — und bringt *sich* um. Sind das Entscheidungen eines Dramatikers? Es sind Welt- und Milieueinsichten eines milden, erkennenden und also verzeihenden Epikers. Im Drama aber wird nicht verziehen, im Drama wird auch nicht erkannt, im Drama wird sogar oft (wie im „Lear" oder „Othello") entscheidend verkannt, aber gehandelt. In der ethisch postulierten Welt des Dramas kann man „dafier".

In „Anna Maria" verführt der Kaufmann Schelius die heimlich Verlobte des Studenten Ullrich Heidenreich. Welchem Gegner stellt sich der arme Student? Bringt er den Unschuldigsten um: sich selber? — nein! Stellt er einen Halb-, einen Mitschuldigen? — nein! Der Held des neuen Dramas — und damit erwirbt er sich das Recht auf den Titel „Held" wieder — stellt sich dem stärksten, dem eigentlichen, dem Hauptgegner. Und damit handelt er ebenso dramatisch wie dem Geiste der neuen Zeit entsprechend. In dieser Entscheidung, die für die gesunde Kreatur die naturgegebene, die geradezu selbstverständliche ist, liegt das Entscheidende und „Neue" dieses Werkes, das damit über die vielleicht reichere Dichtung Büchners und Hauptmanns hinaus endlich wieder in die Region des Dramas vorstößt. Wem stellt sich der Hirsch, dem ein Rivale sein „Tier" streitig machen will? — wem stellt sich alle Kreatur in diesem ewigen dramatischen Streite? Immer und einzig dem Hauptgegner, dem Rivalen. Erst der Menschenkreatur war es vorbehalten, Halbschuldige, Unschuldige zu stellen, dem Hauptschuldigen aber auszuweichen — und zu verzeihen, weil die Kraft zum Kampfe nicht mehr zulangt. Langt sie dann aber zum Drama zu, der Kunstgattung, die vom Kampfe und von Kämpfers Gnaden einzig lebt?

Bisher war im eigentlichen von dem neuen deutschen Drama die Rede, das im Kriegserleben verwurzelt ist. Was diese Dramatiker erlebt haben, ist das neue Ethos. Es ist ihnen „geschehen", sie haben es — erlitten. — Die junge Generation hat dieses Ethos als Erbe der Frontgeneration erlebt; aber sie hat es nicht oder nur selten — erlitten. Dadurch ist sie freier und unbelasteter, jenen Problemen nachzugehen, für die die Frontgeneration zu leidbelastet war: den Problemen der — Form. Gewiß sind in Johsts „Thomas Paine" oder im „Veteranenmarsch" schon chorische Vorstufen zu erkennen; aber den entscheidenden Schritt zu einer neuen Form im Drama hat doch erst die Nachkriegsgeneration gemacht. Eberhard Wolfgang Möller ging tastend diesen Weg schon in seinem Frühwerk „Douaumont", als er Homerverse zwischen seine szenischen Visionen warf. Er ist diesen Weg folgerichtig weitergegangen bis zu seinem „Frankenburger Würfelspiel". So ist Möller der Pionier neuer Wege und Formen des Dramas — neben ihm Curt Langenbeck, der mit seinem glühenden „Alexander" den ersten entschiedenen Versuch der Erneuerung der chorischen Tragödie aus dem Erlebnis der nationalen Wiedergeburt unternommen hat.

Die Verschiedenheit der jungen und der Frontgeneration prägt sich naturgemäß vor allem auch in der Sprache aus. Wie posaunt es in den Versen Anackers oder Schumanns!

„Wir aber sind das Korn!" — — —
— — — — — — — — — — — — — —
„Wir bau'n des Reiches ew'ge Feldherrnhallen,
Die Stufen in die Ewigkeit hinein,
Bis uns die Hämmer aus den Fäusten fallen!
Dann mauert uns in die Altäre ein!"

Welch ein Mut zum Pathos — gemessen an der Frontgeneration! Ein Mann der Front hätte sich eher die Zunge abgebissen, ehe er das von sich zu bekennen gewagt hätte. Er hätte vielleicht gesagt: „mauert uns in die — Stufen ein! — damit man über uns hinweg schreite!" Oder er hätte in seiner kargen leiddurchpflügten Sprache gesagt: „macht kein Aufhebens von uns! Und wenn wir fallen, laßt uns liegen und geht weiter vor!" — Auch hier geht die vom erfahrenen Leid unbelastetere Jugend neue Wege — zur großen Sprachform des von der Frontgeneration fast ängstlich gemiedenen Pathos. Das ist gut und

nötig, — — *sofern* hinter dem Pathos das steht, was es bei Äschylos, Hölderlin, Kleist ausspricht, und was das Wort Pathos eigentlich besagt: „erlittenes Leid". „Kraft durch — Leid" — um ein vielgebrauchtes Wort zu variieren — das ist Pathos! —

Es gibt Kritiker, die die letzte Sonde zur Beurteilung eines Dramas allein und einzig an die schöpferische Eigenkraft des Sprachlichen legen. Mir scheint das — bei aller Berechtigung — doch eine Überwertung des Musikalischen im Drama auf Kosten des Bildnerischen und Architektonischen zu sein. Wie viel verschiedene Antworten gibt es allein auf die Frage: wer ein Dichter sei. Der eine meint: wer Menschen überzeugend gestalten kann, ein anderer meint: wer bauen kann, ein dritter — ich glaube: Goethe — sagt: wer die Symbole unaufdringlich sichtbar machen kann, ist ein Dichter, ein vierter aber meint: Dichter ist einzig, wer eine sonderliche Sprache zu sprechen versteht — wobei nicht zu vergessen ist, daß auch diese „sonderliche Sprache" noch in die beiden gewichtigen Unterarten der angeschauten und der gehörten Sprache sich gliedert: Gottfried Keller oder Hölderlin — oder die Geburt der Dichtung aus dem Geiste der Anschauung oder der Musik. — Derselbe Ibsen, der in „Brand" oder „Peer Gynt" eine „hoch dichterische Sprache" sein Eigen nannte, scheint diese in seinen in nüchternster Papiersprache geschriebenen Gesellschaftsdramen ganz verloren zu haben. War er also ein Dichter?

Wir unterscheiden zwei große Dramatikertypen: den männlich kämpferischen, zu dem wir Äschylos, Lessing, Schiller, Kleist, Hebbel zählen — und den weiblich seherischen, zu dem wir Sophokles, Shakespeare, Goethe rechnen. Mögen die letzteren die umfassenderen Dichter sein; ihren Dramen haftet Lyrik ergreifend, aber auch viel Episches an. Die begrenzteren sind die männlich kämpferischen; sie sind die eigentlichen Ur- und Erzdramatiker — „in des Worts verwegenster Bedeutung", — denn sie haben den „deus in machina" — sie haben das Ethos erlebt — am eignen Leibe — und mit dem eigenen Blute besiegelt. —

Jene anderen: reicheren, weicheren aber haben einen ganz anderen Gott erlebt: den Gott Eros. Ist es da nicht naturentsprechend, daß ihnen die Sprache blühender, dunkler, blutgetriebener quillt? — stammt sie doch unmittelbar aus dem Blute, aus dem Triebe. Muß nicht an ihnen gemessen die Sprache jener Erzdramatiker etwas Gehämmertes, fast Konstruktives, etwas Formulierendes, Postulierendes — also weniger Gewachsenes, weniger Trieb-

haftes haben! Wie soll die Sprache des ethisch Postulierenden „blühen"? Gewiß: Gott Eros hat auch ihn berührt; aber besessen ist er von einem anderen Gott — vom Ethos. Und in der Sprache spricht sich stets das unmittelbarste Erlebnis dessen aus, der sie spricht; — das, wovon er „besessen" ist.

Man erwarte und verlange daher nicht von der Sprache des Dramatikers des kategorischen Imperativ: Schiller — das gleiche Blühen, die gleiche Naturgewachsenheit wie von der Goetheschen Sprache. Natürlich ist auch ein Blühen in der Sprache des „Erzdramatikers" Kleist — oder von Neueren: in der Sprache Langenbecks, Rehbergs oder Haertens. Aber sind sie nicht auch — bei allem ethischen Grunderlebnis doch mehr vom Blut Getriebene als eben — Treibende?

Wenn ich Pathos mit „Kraft durch Leid" übersetzte, so könnte sich die Frage ergeben: weshalb die Frontgeneration, die ja wirklich durch Leid gesotten und gegerbt ward, gar nicht oder so schwer zum Pathos durchstößt. Die Antwort liegt nicht fern. Dieses Leiden hatte so unmenschliches Ausmaß, daß es heute — schon pathetisch angesehen — die Gehäuse zerbersten müßte. Darum ist das Pathos der Frontgeneration immer noch: der grimmige Humor — diese männlichste Umgehungsform des alles zerstörenden Pathos.

Die Nachkriegsgeneration aber — unbelasteter — ist, wie wir sahen, indes zum Pathos durchgestoßen. War bei der Frontgeneration das Zuviel an Leid die Verhinderung des Pathos, so erhebt sich bei der jüngsten Generation die Frage, ob hinter ihrem Pathos auch schon immer — — genügend erfahrenes Leid steht; denn Pathos ohne Leid ist das Glas Wein ohne den — Wein.

Hans Rehberg ist eine blutmäßige Sprachbegabung — in Shakespearebahnen wandelnd — mehr hinter das Ethos als darauf leuchtend; seine Sprache ist vom Eros, weniger vom Ethos durchglüht. Rehbergs Ethos ist etwa der Art: Friedrich Wilhelm, der König zwingt den General Katte nach der Hinrichtung des Sohnes auf einem Fest zu tanzen — mit ihm! — dem Mörder seines Sohnes! — damit die Welt sehe, der General Katte lehnt sich nicht gegen seinen König auf. Also: Preußenethos auf Shakespearemanier — transparent, unheimlich, flackernd — aber mit einem „Hautgout"-Geschmack; dieses Ethos wird nicht nur transparent, es hebt sich nahezu auf. — Oder Theodor Haerten läßt seinen „Tollen Christian" die Schlacht um Magdeburg um Elisabeth, die Winterkönigin, schlagen; so ist er ein Kavalier von hohen Graden mit vielen Narben und Reizen, aber nicht eben und eigentlich ein —



Otto Geigenberger: Windmühle in Edam



Otto Geigenberger: Landhaus bei Florenz

Dramen-Held. Das Eroserlebnis ist bei Rehberg wie bei Haerten primär und überzeugend — das Ethoserlebnis ist sekundär und wird unsicher gehandhabt. Wie folgerichtig also, daß beide die lyrisch blühendste Sprache unter den jungen Dramatikern sprechen!

Das deutsche Drama hat noch immer nach den ersten Tastversuchen die weiblich-weichere Sturm- und Drangform abgeschüttelt — diese erste inbrünstige Jugendliebe aller deutschen Dramatiker von Rang. Über den so deutschen (oder sage ich: protestantisch-preußischen?) Weg des Verzichtes reifte die dramatische Ballade — diese so heiß geliebte Blüte — zur Frucht: zur männlich-gehämmerten Form des Dramas — des Dramas, das geformte Akte verlangt, die einzig das erst zu tragen vermögen, was das Eigentümliche und von dem erdrückenden Vorbilde Shakespeares Unterschiedliche ist: das deutsche Ethos. Unser Weltbild und unsere Gestaltung des Weltbildes ist von dem Shakespeares sehr unterschieden. Shakespeare geht vom Mimus aus und erhebt seine so gegründete Kunst fast in die Sterne. Das Tribunal wird bei ihm zur — (imaginären) Szene. Der Resonanzboden aber des deutschen Dramas ist — ich möchte fast sagen — eher: die Kanzel. „Die Szene wird zum — Tribunal." — So ist der Weg des deutschen Dramas noch immer gewesen: über Sturm und Drang der Jünglingsjahre, über die Sirenen-Verlockungen Prospero-Shakespeare'scher Zauberkunst zur Zucht und Form der Mannesjahre, denen das Gesetz erst Freiheit gibt. — Immer aber kreist das deutsche Drama, die deutsche Dichtung, die deutsche Kunst, das deutsche Wesen und Trachten um — — Gott — in welcher Verkleidung nun ER auch immer erschien! — ob als deutscher Idealismus und kategorischer Imperativ, ob als Kleistisches unbeirrbares Gefühl, ob als Eros, ob als Staats-, Volks- oder Preußenethos. All diese Formen waren Verkleidungen, Verwandlungen, Maskierungen Gottes, den unmittelbar anzurufen der Führer des deutschen Volkes in keiner seiner gewichtigen Proklamationen versäumt. Um Gott kreist unmittelbar das bisher gestaltetste deutsche Drama: ich meine die Kantaten Johann Sebastian Bachs; hier auch ist einzig die chorische Form restlos gelungen, wie sonst nur in den Tragödien des Äschylos, die um Gott unmittelbar kreisen. Nur auf solchem Grunde ist die chorische Tragödie überhaupt möglich. Mit jeder Verkleidung und Verklausulierung Gottes dagegen beginnt auch schon folgerichtig eine Verkleidung und Verklausulierung der Form wie des Inhaltes des Dramas. Eros, der nur ein Teil Gottes ist, tritt

an seine Statt; Ethos, das nur ein Teil Gottes ist, tritt an seine Statt, das Kleistische Gefühl, das nur ein Teil des Göttlichen ist, tritt an seine Statt — pars pro toto. So ist auch unsere ganze späte Dichtung und Kunst folgerichtig pars-pro-toto-Dichtung. So beginnt aus echter Erkenntnis Möllers chorisches „Frankenburger Würfelspiel" mit den Worten: „Zum hohen Ruhme Gottes" — — aber so leicht ist Gott nicht zu zitieren, noch ist er nicht — — geschaut, noch wird er drum nicht anschaulich sichtbar. Das „Sesam, öffne dich!" ist gesprochen; aber der Berg bleibt noch geschlossen. Die mächtigen Säulen unseres Glaubens sind Vaterland, Staat, Volk und Gemeinschaft, Führer, unbeirrbares Gefühl, Rasse und Zucht; aber inmitten schlummert — schlummert vorläufig noch! — der „deus in machina". Ihn zu wecken, daß er uns erscheine, ist — in dem uns zugemessenen Aufgabengebiete — unser aller letztes und höchstes Bestreben. Wo in diesem Vortrage vom Ethos die Rede war, stand immer nur der Teil fürs Ganze. Nennen wir dieses Ganze noch vorläufig schamhaft verschwiegen den — „deus in machina".

Dem Göttlichen hat sich von Dramatikern des neuen Deutschland Erich von Hartz in seinen bedeutsamen Tragödien- und Komödienversuchen genähert. Aber er hat sich so an das Göttliche verloren und hingegeben, daß er — dem Boden entglitt, — der Boden ihm entglitt. So wurde von Hartz unser heute vielleicht bedeutsamster Tragödien-Denker seit Paul Ernst — nicht aber Gestalter; denn Gott hat den Menschen von Erde gemacht. Dem Hartzschen Werke mangelt die Erde; aber der Geist Gott weht durch sein Werk. Seine Gestalten sind Schemen — aber von Gott angerührt. Der Weg zum neuen Drama wird auch über ihn gehen müssen. Ein jeder — (und längst nicht einen jeden konnte ich nennen) baut an diesem Wege sein ihm zugemessenes Teil. Die Möller und Langenbeck sind die Sucher der Form des neuen Dramas, die Rehberg und Haerten die der Sprache; Paul Ernst ist (Lessing gleich) der Gründer unserer neuen Dramaturgie; die Frontgeneration aber hat den deus im Trommelfegefeuer erlebt. Möge dieses Erleben aller Kräfte eine Gestaltung finden, die für uns dereinst Zeugnis ablege!

---

Lina Staab

## Blühender Hollunderstrauch

Hinterm Zaune, vor dem grünen Gartenfrieden,
sieh den Strauch die süße Sommerspeise bieten:
In der zierlich ausgezackten Blätterhecke
ungezählt die elfenbeinernen Gedecke!
Durch die Ränder wie durch alte Porzellane
schimmert blau gebauscht des Himmels Seidenfahne.
Tief im Grunde der durchbrochenen Blütenschalen
winzige aus Wachs gezogene Sterne strahlen.

Bitteres Gewürz, aus Tiefen lang gesogen,
flüchtige Süße wie von weitem hergeflogen,
Duft aus Wolkenspeichern und aus Wurzelkellern
häuft sich überströmend auf den Blütentellern.
Schlemmend gehen in der Silber-Morgenfrische
goldne Bienen, schwarze Hummeln hier zu Tische.
Und ich will noch hungrig, zögernd ferne rasten,
voller Duftverlangen, matt vom Winterfasten?
Ach, der Sommer hat auch mich noch nicht vergessen,
fröhlich darf auch ich aus seinen Tellern essen,
selig saugend mit den Bienen und den Hummeln
meine Träume um die vollen Schalen tummeln.
Kraft und Zartes nehm ich aus der Sommerspeise
mit als Zehrung auf die lange Jahresreise.

Joachim von der Goltz

# Das Meistermädchen

**Komödie in fünf Aufzügen**

**(Schluß)**

## Vierter Aufzug

Entlegener Teil der Fuggerschen Gärten vor der Stadt. Offener Pavillon mit Steinbank. Im Vordergrund Weg, Gebüsch. — Aus der Ferne tönt Musik.

(Der Kaiser kommt.)

Karl: Des Festes greller Lust bin ich entflohn.
Hier, wo die Pracht der Gärten sich verliert
in einsame, verwildrungsfrohe Pfade,
hier ist mir wohl. Es mahnt mich an Brabant
und jenen alten Park am grauen Meer,
der mich umschlossen, wo Erinnrung endet,
an den ich denke, wenn sie Heimat sagen.
Doch fort mit dieser weichen Regung, dran
der süße Duft der Juniblüte schuld.
Nicht um zu schwärmen stahl ich mich vom Fest.
Was trieb mich fort? Ist's Neid auf alle,
die munter dreist genießen, während ich
in jeder Lust, noch eh ich sie empfunden,
den Moderhauch der eitlen Täuschung wittre?
(Erster Hofherr kommt.)

Hofherr: Gnädiger Herr, man vermißt euch. Es sind noch Manche unter der Gesellschaft, die darauf warten, euch vorgestellt zu werden, Gelehrte, Künstler, Dichter, — Augsburg ist reich an geistigen Berühmtheiten, zumal der sogenannten humanistischen Richtung.

Karl: Können sie der Welt, die zwischen der Angst vor dem Untergang aller Dinge und der nackten Daseinsgier taumelt, eine Richtung geben?

Hofherr: Ihr seid verstimmt. Sollte daran das launische Verhalten des Volkes schuld sein, das euch am Vormittag zujubelte und am Nachmittag, bei unserm Gang nach diesen Gärten, nur kühle Ehrerbietung bezeigte?

Karl: Guter Esteban, wie könnten mich derlei Wallungen beirren!

Hofherr: Darf ich als ein langjähriger Vertrauter fragen, ob eure Jugend nach Zerstreuung verlangt — würde der Gedanke, die Nacht in den Armen eines schönen Weibes zu verbringen, das man euch zuführt, euren Sinn erheitern?

Karl: Bemühe dich nicht. Seit jener kleinen Niederländerin, die mein Haupt in ihrem Schoß hielt und ihre schwermütigen Fischerliedchen summte, mag ich keine mehr.

Hofherr: Wäre euer Kanzler Granvella hier, der versteht in solchen Stunden durch ein witziges Wort oder einen geistvollen Gedanken euch aufzuhellen! Was tue ich, der ich nichts vorzuweisen habe als meine Ergebenheit für Eure Majestät? Vielleicht hilft es, wenn ihr euch eines großen Augenblickes erinnern wolltet, etwa jenes Tages im vergangenen Herbst, als ihr, von eurem Schloß zu Valladolid herbeigeeilt, am Ufer des Guadalquivir standet, das Schiff zu begrüßen, welches von der ersten Umseglung der Welt heimkehrte.

Karl (sinnend): Wahrlich, ein ergreifendes Erlebnis: Wie das Schiff, das einzige übriggebliebene der Flotte, die vor drei Jahren zu dem ungeheuren Wagnis ausgelaufen, den Fluß heraufkam, an beiden Ufern begleitet von einer tosenden Menschenmenge, dieses gebrechliche Fahrzeug, zerfressen und verkrustet von den Wogen unbekannter Meere, und wie sodann schwankenden Ganges, überwältigt von dem Gefühl dieses Heimkehrens, die wenigen den Stürmen entronnenen Männer, von Krankheit und Entbehrungen abgezehrte Gestalten, an Land stiegen. Und als der Kapitän mit versagender Stimme mir kündete, daß das Rund der Erde zum erstenmal von Menschen umfahren sei, durchdrang mich vom Wirbel bis zur Zeh erschütternd, nächst dem Dank an Gott, das Bewußtsein von der Größe der Stunde und Spaniens Heldenseele. Und doch, ich entsinne mich, in demselben Augenblick, als ich erfuhr, daß meinem königlichen Namen auf der andern Hälfte der Erdkugel gehuldigt werde,

empfand ich eine quälende Traurigkeit, und ich spielte mit der sehnsüchtigen Vorstellung, das Leben eines Mönches in einer winzigen Zelle zu führen.

Hofherr (verzweifelt): Schon wieder diese Anwandlung. Ihr wart im schönsten Zuge, euch zu erheben.

(Dritter Hofherr kommt, angetrunken.)

Dritter Hofherr (trällert):

Ein Frosch liebt' eine Fledermaus
am Kirchturm zu Venedig,
hopp hopp, hopp hopp, juchhe!

(Zum ersten Hofherrn, ohne den Kaiser zu gewahren): Daß euch die Sucht befalle, Don Esteban, habt ihr unsern Herrn noch nicht aufgespürt? Unser Gastgeber — Gott segne ihn, er hat mich ein Säckchen mit dreihundert Golddublonen unter der Serviette finden lassen — unser geliebter Gastgeber gibt schon Zeichen des Unbehagens über das Ausbleiben der Majestät. Arme Majestät — die halbe Welt ist sein, aber der Beutel ist leer, ergo muß er sich bücken wie jeder arme Schlucker, der einen Pump tut.

Karl (vortretend): Dank, Junker, das Wort kam zur rechten Zeit, um meine Schwermut zu zerstreuen. Das Opfer, das meinem Stolz heute abverlangt wird, bringt mir die Größe meiner Ziele in Erinnerung. — Ich folge dir, Don Esteban. Ich werde die Gelehrten begrüßen und danach die Unterhandlung mit Herrn Fugger zum Abschluß bringen. Ernüchtere dich, Bubenhoven, noch heute Abend sollst du mit einem Offizier der Leibwache den Geldtransport nach Donauwörth geleiten und die Söldner entlohnen. (Mit Leidenschaft) Morgen früh, noch vor meiner Abreise, will ich den Tritt der Landsknechtsregimenter vernehmen, die über das Lechfeld rücken alpenwärts, um von den schneebefreiten Pässen ins Mailändische niederzusteigen.

(Ab, gefolgt von den Hofherrn.)

(Jobst und Ulla kommen.)

Jobst: Ich tat dir unrecht! Ich mißtraute dir,
kleingläubig, während du die Burg der Liebe!

Ulla: Ich habe dich gekränkt mit bösen Worten.

Jobst: Die waren heilsam, ließen mich erwachen
zur ersten Ahnung dessen, was uns droht.
Nun weiß ich alles. Noch ist Zeit, zu handeln.

Ulla: Was willst du tun?

Jobst: Zu Rosamunde eilen,
den Irrtum ihr erklären, das Papier
von ihr erbitten und damit den Rat,
wenn der Bedenken hat, die Zunft bestürmen.
Erfährt die Weberschaft von diesem Plan,
ein Zorn entsteht, dem Fugger weichen muß.

Ulla: Als ich das Kästchen nahm, hat mir das Herz
nicht so gebebt wie jetzt um dich, Geliebter.

Jobst: Dir bleibt das Schwerere: Bekennen
ins Angesicht dem Mann, den du betrogst.

Ulla: Ach nein, mich drängt's, die Lüge abzuwerfen.
Mir ist so bang. Bleib doch. Was wird aus uns!
Ich tat's aus Liebe, doch nach Menschenrecht
bedeutet's Schuld. Man wird dich fragen,
wie das Papier in deine Hände kam.
Und wenn's gelingt, und wenn gerettet sind
die Weber Augsburgs, wir sind schuldbeladen!

Jobst: Versuch die Sorg hinabzudrängen, Lieb.

Ulla: Für einen Augenblick laß uns vergessen!
(Sie umarmen und küssen einander.)

Ulla: O halt mich fest und halt den flüchtgen Traum,
daß wir geborgen seien. Geh noch nicht!
(Sie zieht ihn nach der Bank im Pavillon.)
O sieh die blühnde Wildnis, die uns schirmt!
(Leidenschaftlich) Mir ist, ich fühl die Welt zum erstenmal,
wie alles lichterschlossne Wesen sich
der hohen Zeit des Jahrs entgegendrängt:
Was Blatt und Blüten treibt und Honig birgt,
mit Farb und Düften lockt's. Der Vogelsang

ward leiser schon, bewegt von Zärtlichkeit
und heiliger Angst umhegen sie die Brut.
Und in den Fluren draußen trägt der Wind
des Blütenstaubes Wolken übers Kornfeld,
aus dessen Tiefe tönt der heisre Schrei
des einsamen Fasans. So überall
hat sich die wilde Maienlust verwandelt
in innig feierliche Glut.
Komm näher, drück dein Herz an meins. Hilf Gott!
Ach, da zum erstenmal in deinem Arm
ich liegen darf, erfaßt mich heißes Weh.

Jobst: Was kommt dich an? Du zitterst — Mädchen, Ulla!

Ulla: Ich kannte nie im Leben eine Brust,
an der ich ruhen durfte. Nie hat mir
die Wang' gestreichelt eine gute Hand.
Der kranke Vater war mein Pflegling nur.
Das Haus, das dann mich aufnahm, schützte mich
vor Elend, gab von seinem Glanz mir ab,
doch lebt' ich unter ihnen wie ein Gast,
obgleich wir eines Blutes, ihre Welt
ist nicht die meine. (Sie umklammert ihn.) Du, mein Freund, mein Alles!
Du eben erst Gefundner, Allertrautster!
Ach, schilt mich, stoß mich weg — nein, bleib mir gut.
Glück will ich, Glück, mit dir! Warum ist uns
versagt, wie andre schuldlos uns zu lieben?

Jobst: Dein Schluchzen martert mich. Mach mich nicht schwach.
Auch mir zerreißt's die Brust. Säum' ich noch länger,
bin ich Verräter an der Weberschaft,
umsonst war deine Tat.

Ulla (außer sich): Tat ich's für sie?
Um dich, für uns, damit wir glücklich seien,
stahl ich das Kästchen, nicht für Augsburgs Weber!

Jobst: Hör mich. Als ich aus deinem Mund erfuhr,
vor wenig Augenblicken, Fuggers Plan

und was den Webern droht, da war mir, Ulla,
als würd' die Seele mir mit unzerreißbar
gewaltgen Ketten plötzlich angeschmiedet
an einen Willen außerhalb von mir.
Nicht anders wußt ich's bisher als: ich sei,
wie schon mein Vater vordem war, ein Weber,
bestimmt durch stete Kraft mich hochzuschaffen.
Jetzt plötzlich sah ich vor mir all die Männer,
die wackern Meister, tüchtig, lebensfroh,
sie, deren stillem Fleiß und trauter Kunst
Augsburger Tuch den Weltruf dankt, sah sie,
der Jugend Freunde, die erschöpften Alten
in Hörigkeit versinken, ihre Hände,
die kunstbewegten für den Kaufmann frohnen.
Dies riß mich aus mir selbst. Und wie ich nachgab
dem starken Rufe, ward mir leicht und frei,
es schwand die Pein der Angst um uns, Geliebte.
Es geht nicht mehr um uns und unser Los!
Hörst du, verstehst du mich? Es treibt mich fort.
Noch schimmern Tränen, doch die Freude strahlt
aus deinen Augen — was bewegt dich so?

Ulla: Ich schäme mich, daß ich dich mit mir zog
in meinen kindisch eigensüchtgen Traum.
Wer hat ein Recht auf Glück? Wer will ertrotzen,
was nur die Gnade schenkt.
(Sie stehn auf und kommen nach vorn.)

Jobst: O sieh mich an, daß ich mich ganz erfülle
mit deiner Lieblichkeit. Du bist das Licht,
zu dem es einst den scheuen Knaben zog.
Vor Wonn erbebend fühl ich deine Hand,
die sich mit sanftem Druck in meine schmiegt.
Ich seh dich, fühl dich, atme deinen Duft
und bin ganz dein und ahne, was ein Leben,
du mir gesellt, an Seligkeiten birgt.
Und doch nehm ich auch allen Schmerz auf mich,

was über uns an Leiden kommen mag.
Und kaum empfunden, blickt die Welt mich an
in ihrer ganzen Lust und Traurigkeit.
So liebt ich dich noch nie!

Ulla: Küß mich! Dann geh, doch schnell, sieh dich nicht um.
(Sie umarmen und küssen sich. Jobst ab.)
(Gegen Ende des vorigen Auftritts ist Jeronimus im Hintergrund erschienen; er steht zögernd.)

Ulla (die Jobst nachgeblickt hat, wendet sich um):
Du bist's, Jeronimus. Du hast gelauscht?

Jeronimus: Dein Wegsein fiel uns auf, ich ging dir nach.
(Für sich): Ich Tor!
Ich hoffte noch.

Ulla O könnt ich fort
und ihn begleiten! Er ist ungestüm.
Was kann sich alles auftun, unerwartet,
an Hindernissen: Gibt sie ihm das Kästchen?
Ist sie daheim? Wird man ihm Glauben schenken?
Was tut er dann? Das Volk ist aufgeregt.
(Zu Jeronimus): Komm Vetter, laß mich alles dir erzählen.
Ich kann dir traun, ich weiß, du bist mir gut.
(Beide ab.)
(Augustin kommt.)

Augustin: Ein stilles lauschiges Plätzchen, wie gemacht für einen, der im Begriff ist, die alten Klunkern von seiner Seele abzustreifen und ein neu Kleid anzulegen! (Er horcht auf die Musik.) O diese himmlischen Flötentöne und Vigelinen! Alles umher ist so wonniglich und fächelt mich an, all das Gedüfte, das Gezwitschere und Gepiepe, das Gesumse und Gekrabbel mit Millionen Beinchen und Flüglein. Dazu der seidenblaue Himmel! Mir ist so tänzerlich und so ringelig zumut wie dem Eidechslein, das dort in seinem smaragdnen Hochzeitskleid in das Moos huschelt. Augustin, Augustin, du kannst es nicht länger vor dir verheimlichen, es ist eine alles umwälzende Veränderung mit dir vorgegangen: du bist verliebt! — Was ist der Mensch! Durch die halbe Welt bin ich gelaufen, um diesem Weibe zu entrinnen, und jetzt könnte mir nichts Lieberes

widerfahren, als daß sie, hast du nicht gesehen, aus dem Busch hervorträte. Aber so müßte sie sein: Sie darf nicht drängen und mich haben wollen, das verstört mich. Sie muß mir meine Freiheit lassen oder zum mindesten so tun, damit ich mich entwickeln kann und sie richtig angehen kann wie'n Birkhahn auf der Waldlichtung seine Auserwählte. Wir wollen mal 'ne Probe machen. (Er stößt die Hellebarde in den Boden und stellt sich vor sie hin.) Du bist Rosamunde! Ich fange an: „Ach, wie du vor mir stehst, still und flammig übergossen wie 'ne Feuerlilie!" Jetzt erwidert sie, nur drei Worte wie hingehaucht: „Augustin, was siehst du mich so an?" Jetzt ich: „Liebes Weibchen, es zieht mich mächtig hin zu dir." Jetzt sie: „Augustin, du bist frei, ich halte dich nicht!" Jetzt wieder ich: „Diese Zurückhaltung, Rosamunde, macht dich unwiderstehlich. (Er tut einen Kniefall): Rosamunde, ich kehre zurück zu dir!"
(Bernd kommt.)

Bernd: Herr Sergeant — Herr Sergeant, was ist euch?

Augustin: Hum, ich hatte etwas verloren. (Erhebt sich): Daß dir der Grind an den Kopf fahre, was machst du hier, du Rotznas?

Bernd: Ich komme, euch zu warnen, Herr, sie ist hier im Garten! Eben bin ich ihr begegnet.

Augustin: Sie im Garten — wie wird mir! Sprich, Bernd, wie war sie?

Bernd: Herr, die Frau ist wie ausgewechselt, sie ging still an mir vorüber — der Himmel weiß, was sie verdeckt unter dem Umhang vor sich hertrug —, Tränen hatte sie in den Augen und maß mich mit einem langen schmerzlichen Blick. O ich warne euch, wenn sie so gefühlig ist, dann ist sie ärger als zehn grüne Birkenreiser auf den Ungepolsterten!

Augustin (gibt ihm eine Maulschelle): Untersteh dich, sie zu beleidigen.

Bernd (heult): Ihr habt doch selber —

Augustin: Das war einmal. Jetzt haben wir eine neue Marschrichtung eingeschlagen. Ihre Ehre ist meine Ehre, merk dir das.

Bernd (frohlockt): O Herr, werden wir bei ihr bleiben, bei dieser engelsguten Frau und all ihrem Geräucherten und Geselchten...?

Augustin: Du redest daher wie ein echter Troßbub. (Er ergreift die Hellebarde.) Ich will mich nun aufmachen, vielleicht fügt es sich, daß ich ihr beim Patrouillieren zufällig begegne. Mein Herz pocht wie ein hämmernder

Specht: Wird sie meine Veränderung wahrnehmen und mir so entgegentreten, daß ich zu ihr zurückkehren kann? (Ab.)

Bernd: Ich schlage mich in die Gewächshäuser, die mit Marmor ausgelegt sind und wo ich Früchte gesehen habe, bei deren Anblick einem das Wasser im Munde zusammenläuft, Feigen und Goldäpfel und Trauben so groß wie Kiebitzeier. (Ab.)

(Der Kaiser und Fugger kommen, gefolgt von Sebald mit Schreibgerät und Dienern, die ein Tischchen tragen.)

Fugger: Hier sind wir ungestört. Mein hoher Gast,
beliebt es euch, mit mir gemeinsam jetzt
die Punkte des Vertrages durchzusprechen?

Karl: Ich bin bereit.

(Er setzt sich auf die Bank im Pavillon. Auf einen Wink Fuggers wird das Tischchen ebendorthin gebracht und etwas abseits niedergestellt; Sebald legt das Schreibgerät darauf.)

Fugger (leise zu Sebald): Gibt's etwas Neues, Sebald?

Sebald: Bis jetzt nicht, Herr. Zwar sind die Schenken voll,
und auf den Plätzen steht das Volk beisammen,
doch fiel nichts vor.

Fugger: Seltsam. Wie deut ich dies?
Vom Kästchen nichts?

Sebald: Nein, nichts, soviel man forschte.

Fugger: Unheimlich diese Stille, unerklärlich. —
Bleib hier, man wird dich brauchen.
(Zu den Dienern) Ihr entfernt euch.
(Diener ab.)
(Er tritt zum Kaiser):
Mein gnädiger Herr —

Karl: Setzt euch, Herr Jakob Fugger,
und sagt mir zum Beginn, wie hoch beläuft
sich Unsre Schuld bisher bei eurem Hause?

Fugger: Die Summen, die, um eure Wahl zu fördern,
ich an verschiedne Fürsten ausgezahlt
im vorigen Jahr, erschöpfend bis zur Grenze

des Möglichen die Spannkraft meines Hauses,
betragen, Zins und Spesen eingerechnet,
sechshundertvierzigtausend vlämsche Gulden,
gedeckt, wie euch bekannt, einstweilen durch
die Übertragung ein'ger Staatseinkünfte
vom Bergbau in Tirol und Spanien.
Dazu, wenn's Eurer Majestät beliebt
den Rest der Schulden eures hohen Vorfahrn,
des selgen Kaiser Max anzuerkennen,
in summa sechzigtausend Golddukaten,
in meinem Hauptbuch nachzuprüfen von
der kaiserlichen Kanzellei, — zusammen
zweihundertvierzigtausend Golddukaten.

Karl: Mehr als ein Fürstentum mit seinen Burgen
und Städten wert ist, falls es käuflich wäre.
Für mich ein schwerer Anfang. Diese Schuld
ist aus dem Laufenden nicht abzutragen,
es sei, die Silberschiffe Mexikos
ermöglichen's, wenn es der Himmel fügt,
daß sie entgehn den Kaperschiffen Englands
und Portugals. Wir sind euch sehr verpflichtet.
Nun zu dem gegenwärtigen Geschäft.
Ihr habt, Herr Fugger, euch bereit erklärt
mir weitre fünfundsiebzigtausend Gulden
flandrischer Währung schleunig vorzustrecken;
soviel bedarf es, um die Forderung
der Söldner zu befriedigen.

Fugger: Das Geld
liegt schon bereit, mein gnädiger Herr. Es könnte,
verpackt in sichre Tonnen, heute noch
hinab nach Donauwörth geleitet werden.

Karl: Des Darlehns Deckung wäre leicht geregelt,
doch wünschtet ihr, wenn ich mich recht entsinne,
als eine euch besonders angelegne
mit diesem zu verknüpfende Bedingung —

Fugger: Bedingung? Majestät, nennt es nicht so,
sagt lieber: eine Bitte, ein Begehren,
das mich instand setzt, besser euch zu dienen,
indem ich mehr gewinne. Kaiser Max,
der die Verflechtung beider Interessen
von Grund auf einsah, lieh mir seinen Schutz
in allen meinen Unternehmungen.

Karl: Ich weiß. Jedoch begreift —

Fugger (fällt ein): Es ist ein Plan,
der mir am Herzen liegt wie kaum ein andrer.

Karl: Ich gehe ungern eine Bindung ein,
die künftigen Entschlüssen vorgreift.

Fugger: Erlaubt mir, untertänigst zu erinnern,
daß Habsburgs Vorteil immer Hand in Hand
mit dem der Fugger ging. Ihr fahrt am besten,
wenn ihr in jeder Sach mich schirmt und fördert.
Was ist euch, gnädiger Herr? Ihr scheint nicht wohl,
ich seh, ihr fröstelt. Aus dem Südland kommt ihr,
des deutschen Frühlings linder Übergang
zur sommerlichen Wärme dünkt euch rauh.
Noch tragen unsre Bergeshäupter Schnee
und hauchen Kühle übers Lechfeld hin;
was wir nicht achten, ihr, gewohnt
an Spaniens Gluten, nehmt es wahr.
(Er klatscht in die Hände, zu dem herbeieilenden Diener)
Man bringe
ein Räucherbecken mit zerstoßner Holzkohl,
gemengt mit duftenden Gewürzen. Schnell! (Diener ab.)

Karl: Ich führ' am besten, sagtet ihr, wenn ich
bedenkenlos zu euren Zielen stehe:
ein stolzes Wort von euch, Herr Jakob Fugger!
Es wäre platt, zu rühmen eure Kunst,
den Gang der Staatsgeschäfte mit den Zwecken,
die ihr verfolgt, — ich leugne nicht:

zu beider Nutz und Frommen — zu verquicken.
Dank dieser Gabe habt ihr ausgestreut
Kontore über aller Herren Länder,
wie einst die mächtge Hanse, und erklingt
vom nordschen Eismeer bis nach beiden Indien
und zu den Berberstämmen euer Name.
Doch wäre es von unschätzbarem Wert,
vergönnt mir das zu sagen, wenn der Mann,
der Habsburg sich fast unentbehrlich machte,
zugleich ein Meister wäre im Berechnen
der Grenzen, die geboten, will man nicht
Erbittrung, schädliche, beim Volk erregen.

Fugger (fährt auf): Beliebt ihr anzuspielen, gnädiger Herr,
auf meinen Plan die Weberein betreffend?
(Diener bringt das Kohlenbecken, das er vor den Kaiser hinstellt.)

Karl: Ich danke. (Diener ab.) Wollt mich recht verstehn, Herr Fugger:
Ich bin ein Deutscher durch Geburt und soll
des Reiches Krone tragen, doch ich fühle
mich fremd in diesem Land; der Menschen Art,
verschlossen, grüblerisch, bald trotzig barsch,
bald zum Erstaunen weich, in derber Lust
so maßlos wie im Einsatz für das Höchste,
erweckt mir Unbehagen. Wenn ich mahne
zu Vorsicht und Beachtung ein'ger Grenzen,
geschieht es nicht aus Liebe für dies Volk.
(Jugendlich heftig) Ich brauche Ruh in Deutschland. Meine Sendung
erforderts! Frankreichs König muß ich schlagen,
den Feind der Christenheit, die Türken dann.
Die alte Kaisermacht aus ihrem Schlaf
will ich erstehen lassen, sie vereint
mit allen meinen übersee'schen Ländern,
ein Weltreich gründen, darin, wie man sagt,
die Sonne niemals untergeht.

Fugger (kalt): Dies alles, Herr, braucht Geld und nochmals Geld.

K a r l: Ihr holt mich rauh zurück. Doch fragt euch selbst:
Genötigt wie ich bin, aus diesem Grund
die deutschen Zwistigkeiten beizulegen
und den erhobnen ernsten Forderungen
nach Reichsreform und Sicherung des Rechts
in Bälde zu genügen, — kann ich dies
und auf demselben Reichstag euch beschirmen,
euch und die andern, Welser, Gossenbrot,
Höchstetter, deren Willkür Gegenstand
der allgemeinen Klagen! Wohl, Herr Fugger,
wir sind Verbündete. Doch bitte ich,
geht nicht zu weit. Ich spürte heut in Augsburg
geheimen Widerstand, der mich bestürzte,
schon beim Empfang vorm Rathaus, und darauf
die Abordnung der unzufriednen Zünfte.
Was wird noch kommen?

F u g g e r (unruhig): Herr, kein Grund zur Sorge.
Von unserm Handel ist ja nichts bekannt,
und bis zum nächsten Reichstag wächst viel Gras.
(Er gibt Sebald einen Wink.)

K a r l: Die Sache ist mir peinlich, wartet noch.

F u g g e r (steht auf): Mein gnädger Herr, ich dränge nicht. Jedoch
ich meine, wenn ihr wünscht, das Geld noch heut
nach Donauwörth gebracht zu wissen, wär
es an der Zeit, den Handel zu vollziehen.

K a r l: Ich sag nicht nein.

F u g g e r: Soll mein geheimer Schreiber
aufsetzen den Vertrag? Beginne, Sebald.

K a r l: Ich sagte noch nicht ja. Ihr habt es eilig.
Ich seh, ihr seid voll Unruh. Was bewegt euch?
Es gibt ja Mittel gnug, um mit der Zeit,
wenn ich der Lage Herr geworden erst,
euch meinen kaiserlichen Schutz zu leihn
in allen Stücken. Ihr besinnt euch wohl.

Ihr zögert. Gebt ihr nach?
(Rosamunde kommt, das Kästchen verhüllt tragend.)
Was will die Frau?

Rosamunde (knicksend): Herr Jesus, der Herr Kaiser selbst! Vergebung!
(Zu Fugger) Ich bring euch das Entwendete, Herr Fugger.
Seid gnädig, straft ihn nicht. Er ist kein Dieb,
er tat's aus Unverstand, aus Lieb für mich.
Was schaut ihr mich so an? Ihr kennt mich doch:
die Engelwirtin bin ich, Rosamunde,
und eure Nachbarin, — nun, kommt's euch wieder?
(Sie enthüllt das Kästchen.) Nehmt euer Eigentum. Ich hab's verwahrt.
's ist alles noch beisammen, seht nur selbst.

Sebald (der zum Schreiben an dem Tisch Platz genommen, springt auf und stürzt mit einem Satz nach vorn):
Das Kästchen, Herr!

Fugger: Entschuldigt, Majestät.
Ein Vorgang, gleich erledigt. (Zu Sebald, der Rosamunden das Kästchen entrissen und es auf den Tisch niedergesetzt hat, wo er nun den Inhalt durchwühlt):
Hast du's, Sebald?

Sebald: Die Hände fliegen mir.

Fugger: Muß ich es suchen?
(Er stößt Sebald beiseite und greift eine Rolle aus dem Kästchen. Triumphierend das entrollte Papier betrachtend)
Ha, mein Vertrag! (Für sich) Jetzt fahret hin, ihr Ängste.
Ich hätte nachgegeben, um ein Haar.
(Zu Sebald) Jetzt braucht es keinen Schreiber mehr.

Sebald: Ich geh.
So war mir nicht an meinem Hochzeitstag! (Ab.)
(Während Fugger mit dem Papier beschäftigt ist, nähert sich Rosamunde unter Knicksen dem Kaiser.)

Rosamunde: Verzeiht, Herr Kaiser, meine Keckheit, doch
man muß das Glück wie'n Fisch beim Schwanze packen,
und die Gelegenheit, euch so zu sprechen,
wie hergeschneit für mich, kehrt niemals wieder.

Mein Mann, mein Augustin, o gebt ihn mir
zurück, ich bitte drum herzinniglich.
Er hat ein Kind, ein goldig Dingelchen,
zwar ein paar Sommersprossen hat's, doch glaubt,
das gibt sich, bis sie einmal mannbar wird.
Ach gebt ihn mir! Er ist ein guter Mensch,
ich hab ihm alles tausendmal verziehn.

Karl: Wen meint ihr? Redet deutlich, gute Frau.

Rosamunde: Wen sollt ich meinen als den Augustin,
der als Sergeant in eurer Leibwach dient.
Ihr kennt ihn doch: ein schöner, tapfrer Mann
und stark, gewiß gebt ihr ihn ungern her.
Er hat vor bald neun Jahren mich verlassen.
Ein Bürger Augsburgs war er und verehlicht,
mir angetraut in der St. Kathrinskirche.

Karl: Ein Bürger Augsburgs, Eh'mann, Vater und
von euch zurückgefordert, das genügt.
Die Bitte ist bewilligt. Geht zur Wache,
dem Hauptmann sagt, er soll ihn gleich entlassen.

Rosamunde: Dank, Dank, Herr Kaiser! Mög euch Gott erleuchten
wie jetzt in allen Dingen, die ihr tut.
— Herr Fugger, darf ich gehn? Ich steh euch Red'
zu jeder Stunde. Fahrt nicht hart mit ihm.

Fugger: Ja, geht nur. Später werd ich's untersuchen.

Rosamunde: Ich lauf zur Wache. Je, die Freud! (Ab.)

Karl (steht auf): Zum Ziel, Herr Fugger. Was beschäftigt euch?

Fugger: Dies Schriftstück, das ich heute aufgesetzt
im Hinblick, Herr, auf unsere Verhandlung,
— durch Zufall, noch nicht völlig aufgeklärt,
kam es abhanden — es enthält
die Punkte des Vertrages, nur die Summe
noch einzusetzen. Hier die stritt'ge Klausel:
(Er liest): Wir versprechen ferner, Herrn Jakob Fugger gegen alle Beschwerden oder Anklagen der Stände bei Unserm nächsten Reichstag

gnädiglich zu beschirmen, insonderheit betreffend das schon erwähnte
Unternehmen in seinen Grafschaften Weißenhorn und Kirchberg."

Karl (ärgerlich): Wozu dies? Eben schient ihr noch bereit,
von der Bedingung abzustehn.

Fugger: Ich weiß —
der Eindruck eurer Worte, gnädiger Herr,
der Wunsch, euch zu willfahren — doch erlaubt,
mich dünkt, ihr übertreibt die Rücksichtnahme.
Erfahrung lehrt, das Volk schickt sich in alles,
wenn es nur Freiheit hat, sich zu erbosen.
Ich bitt euch, unterschreibt.

Karl: Ich pflege nie
bei noch erregtem Sinn mein Wort zu geben.
Bleibt hier, erwartet mich. Ein Augenblick
des ruhigen Umhergehns wird genügen.
(Er entfernt sich.)

Fugger (allein): Wie er sich wand und sträubte, halb aus Stolz
und auch um seine Kraft mit mir zu messen.
Es freut, in diesem Knaben zu erkennen
den zähen Handelsgeist des alten Habsburg.
Einstweilen bin ich ihm noch über. Ha,
er spürt den Zaum, und er wird wieder kommen.
(Ulla kommt.)
Du hier? Ich bin beschäftigt, Ulla. Halt,
ich hab etwas — du wirst dich freuen, Mädchen.

Ulla: Wart, Oheim, hör mich erst.
(Sie fährt fort, ihre Erregung mit äußerster Kraft beherrschend):
Ich steh nicht hier
als euer Pflegling, was dies Wort umfaßt,
als heiße Scham auf meinen Wangen glüht's.
Sieh einen Feind in mir! Ja, Feind aus Not,
gezwungen durch dich selbst. Oheim, dein Plan,
der, ausgeführt, du hast es selbst gesagt,
verderblich wär' der Weberschaft von Augsburg,
ist schuld daran. Du mußt ihn fallen lassen.

Fugger: Du bist von Sinnen!

Ulla: Hör mich an:

Der junge Webermeister, den du kennst,
er hat das Kästchen mit dem Schriftstück drin,
in diesem Augenblick eilt er zum Rat,
um deinen Plan, in Händen den Beweis,
durch öffentliche Anklag zu vereiteln.

Fugger: So, so, er hat das Kästchen. Was du sagst!

Ulla: Ich mußte mich bisher vor dir verstellen.
Jetzt darf ich offen sprechen, denn du kannst
nun nicht mehr hindern, was im Gang, das Schriftstück
macht deinen Plan vor aller Augen kund.

Fugger (mit Hohn): Sieh da, man droht mir. Das verliebte Püppchen
hält's mit den Webermeistern, gegen uns.
Nur schade, kleine Streiterin, das Glück
spielt heut auf meiner Seite.
(Er macht eine Bewegung und gibt den Blick auf das Kästchen frei.)
Kennst du das?

Ulla (schreit): Das Kästchen —

Fugger: Ei, da staunst du. Sieh's nur an,
es ist dasselbe. Das besagte Schriftstück,
das dein Herzbube jetzt zum Rat hinträgt,
liegt friedlich hier, bereit zum Unterschreiben.

Ulla (tonlos): Wie war das möglich —

Fugger: Zufall, Zufall, Fräulein,
der diesmal breite, runde Hüften hatte
und eine rasche Zunge.

Ulla: Rosamunde!
Sie kam zuvor. Ach, nun ist's aus. Verloren!
(Sich fassend) Ich trat vor dich beklommen und in Furcht,
voll Scheu, zu sagen, was dir Schmerz bereitet,
doch hob mich über des Bekennens Schwere
das Vorgefühl des nah'nden Siegs. Nun steh
ich ärmer vor dir, als ich kam vor Jahren,

um soviel ärmer, als ich Dank dir schulde,
denn ich betrog dich, täuschte dein Vertrauen
und mehr, ich habe dich verraten, Oheim.
Jetzt, da die Hoffnung schwand, liegt, was ich tat,
wie'n abgeräumtes Puppenspiel vor mir,
verblichen, häßlich, fratzenhaft. Doch sei's,
hör mein Geständnis: Jenen jungen Meister,
in dunkeln Kindheitstagen mein Gefährte,
ich lieb ihn! Als du heute mir enthülltest
im halben Scherz, was du in Weißenhorn
und Kirchberg vorhast, stockte mir das Blut,
ich hörte nur heraus, daß er bedroht,
ich dachte nur, daß ich ihn retten müßte.
O, er ist's wert, daß man ihm alles opfert!
Und als ich sah, du wärest unerbittlich,
in meiner höchsten Not hab ich's getan:
Das Kästchen, das du selber mir gezeigt
und voll Vertraun mir auf den Schoß gelegt,
ich, Oheim, stahl es dir, ich bin der Dieb!
Was folgte und zum Teil noch unerklärt,
wie Rosamund, die mir als Botin diente,
nicht ahnend, was sie trug, Verwirrung schuf,
erübrigt sich zu sagen. Richte mich!

Fugger (dem sich bei ihrem Geständnis ein brüllender Laut tigerhaften Zornes entrungen hat, steht schweigend, dann, im Ton durchbrechenden echten Schmerzes):
Das traf mich unvermutet. Geh.

Ulla: So kann ich nicht. Ach, wärst du zornig, Oheim,
und würdst mich schelten schlecht und undankbar!

Fugger: Bah, Dankbarkeit! Die Tugend schwacher Seelen.
Du hast empfangne Wohltat längst beglichen
durch das, was du mir warst. Du schuldst mir nichts.
Ich hätte unerbittlich mich gezeigt,
meinst du. Da hast du recht, ich glaub es selbst.
Du hattest keine Wahl. Doch geh jetzt. Hörst du?
(Ulla ab.)

Fugger (allein): Was war das? Jakob Fugger, wirst du alt?
Noch nie gelang es bisher einem Schmerz
in meiner Seele Kammern einzudringen,
wo Klugheit und Verachtung Posten stehn.
Ist dies ein erstes Zeichen deines Abstiegs,
daß dich's durchschüttelt wie 'ne morsche Weide,
wenn ein verliebtes Ding mit blauen Augen
dir mitteilt, daß sie dich verriet?
Ist sie mir mehr gewesen, als ich dachte?
Nicht nur das aufgelesne Findelkind,
bedeutungsvoll verbunden meinem Schicksal.
Nicht nur das Mägdlein, dessen Um-mich-sein
wie stete Morgenfrische mich erquickte.
War sie noch mehr für mich? Fast scheint es so.
Denn ausgeloht, grauschlackig starrt mich an
mein Streben, alles, auch mein Plan, der letzte,
den ich ersonnen an dem alten Webstuhl.
Ich werf ihn fort, hab keinen Spaß mehr dran.
Wie sprach sie doch zu mir: Ich bin dein Feind!
das Köpfchen hochgereckt — ha, Fuggertochter!
(Der Kaiser kommt zurück.)

Karl: Gebt den Vertrag, daß ich ihn unterzeichne.
(Er tritt rasch, ohne Fuggers Antwort abzuwarten, an das Tischchen und unterschreibt):
Da habt ihr euren Willen.

Fugger (nimmt das Schriftstück auf und betrachtet es zerstreut.)

Karl (gereizt): Fehlt noch was?

Fugger: Nein, alles ist in Ordnung.

Karl: Sind wir fertig?

Fugger: Das Geld kann ausgeliefert werden, Herr,
ich werde dem Schatzmeister Weisung geben.

Karl (ärgerlich): Ihr seid zerstreut, ihr scheint noch unzufrieden.

Fugger: Nein, nein. Doch, ja, ich bin's. Nennt's launenhaft,
doch hat mein Sinn sich unversehns geändert.
(Er tritt an das Kohlenbecken und hält das Schriftstück an die Gluten, so daß es langsam verbrennt.)

Karl: Was soll das, Fugger? Treibt ihr Scherz mit Uns?

Fugger (in die Gluten blickend, nachdem er den Rest des Pergaments hineingestoßen):
Die Feuerschlänglein fressen voller Gier
die schöngemalten Lettern, die sich krümmen.
Dies schenk ich ihr als meine Morgengabe.

Karl (betreten): Herr Fugger, kommt zu euch, erklärt mir dies.

Fugger (faßt sich): Verzeiht, ich gab mir nach. Es muß euch wundern.

Karl: Man sagte mir, in unsrer fiebernden
von Schwärmergeistern aufgewühlten Zeit
wärt ihr der Einzige, der kalt und nüchtern,
von Träumen unbeirrt. Es scheint, man täuscht sich.

Fugger (mit einem Ruck seine volle Haltung wiedergewinnend):
Mein Sinn hat sich geändert, sagte ich.
Versteht mich, gnädger Herr: Ich hab verzichtet
auf die Bedingung und die ganze Sache,
die Weberein in Weißenhorn und Kirchberg.

Karl: Ihr setzt mich in Erstaunen. Doch weshalb
vernichtet ihr den eben unterschriebnen
Vertrag, das Anerkenntnis meiner Schuld
von fünfundsiebzigtausend vlämschen Gulden?
Ich hoff, ihr denkt nicht dran zurückzutreten.

Fugger: Nicht doch. (Großartig, den Trumpf, der ihm in diesem Augenblick zum Bewußtsein kommt, mit Schwung ausspielend):
Ich frage Eure Majestät:
Wär's unbescheiden, wenn ich mich erkühnte,
die Summe, die ihr braucht, euch anzubieten
in Ehrfurcht als ein Zeichen meiner tiefen
und untertänigsten Ergebenheit?
Ich bitte, haltet euren Diener nicht
für zu gering, ihm solches zu gestatten.

Karl: Herr Fugger, in der Tat — ihr überrascht mich.
Was für ein Angebot! Ich bin bestürzt.
Fürwahr, ihr seid ein königlicher Kaufmann!
(Er drückt ihm die Hand.) Wie soll ich je euch danken? Liegt euch dran,

daß ich in Ungarn mich für euch verwende,
wo gegen euer Bergwerksmonopol
die Stände, so vernahm ich, aufbegehren?
Was kann ich sonst um euch zu fördern tun?

Fugger: Ihr seid sehr gütig, mein Gebieter.

Karl: Kommt!
Es neigt der Tag sich, ich bin ungeduldig,
den Sold nach Donauwörth gebracht zu wissen,
damit das widerspenstge Landsknechtsheer
noch über Nacht sich in Bewegung setzt.

Fugger (klatscht in die Hände. Zu Sebald, der herbeieilt):
Verwahr das Kästchen, Sebald. (Sebald mit dem Kästchen ab.)

Karl (zu Fugger, huldvoll): Euren Arm.
(Kaiser und Fugger gehen Arm in Arm ab. Nach einer Weile hört man in der Ferne sie empfangende rauschende Musik.)
(Augustin kommt, gestützt auf Bernd.)

Bernd: Sprecht doch, Herr, ihr macht mir Angst.

Augustin: Stütz mich, guter Junge, stemm dich gegen mich mit aller Kraft wie gegen einen Gaul, der umstehen möchte. In einem Augenblick, nicht länger als ein Wind braucht, um auszufahren, hab ich alles verloren: Weib und Kind, zu denen ich bereit war zurückzukehren, und dazu meine schöne Stellung in der kaiserlichen Leibwache! Vor kurzem noch ein Esel, will-wankig zwischen zwei Heubündeln, und jetzt beide weg.

Bernd: Herr, ihr wart doch so schön im Zuge.

Augustin (dumpf): Ach, es kam ganz anders. Ich wurde nach der Wache gerufen. Dort fand ich sie! Sie redete allerlei Verworrenes von dem Diebstahl und Vergebung, was weiß ich, und dann eröffnete sie mir im Beisein des Hauptmanns, daß sie mich als ihren Ehemann vom Kaiser zurückgefordert habe. Daß mich nicht der Schlag rührte!

Bernd: Guter Herr, warum wollt ihr nicht zurück zu ihr?

Augustin: Ich möchte schon, aber sowie ich merke, daß sie mir das Netz über den Kopf ziehen möchte, geht es nimmer. Mein Charakter leidet es nicht. Das verstehst du nicht, Bernd. (Er nimmt ein Geldstück aus der Tasche und reicht es ihm.) Da, nimm.

Bernd: Ein Fünfschillingstück! Heilige Jungfrau! soviel hab ich noch nie besessen. Herr, was kommt euch an?

Augustin: Geh zum Trödler und hol dir ein neues Wams, wenn du es schlau anpackst, muß er dir noch ein Paar juchtene Stiefelchen und ein gefältelt Hemd dreingeben. Damit bist du ausgestattet wie ein Page und kannst dein Glück machen.

Bernd: Wie sprecht ihr? Das klingt ja wie'n Abschied.

Augustin: Ja, Bernd, das ist es auch. Ich bin entlassen, was bleibt mir übrig, als mich wieder wie vor neun Jahren dem ersten besten Haufen anzuschließen, die Muskete auf die Achsel zu nehmen und hinter dem Kalbfell herzutrotten. Muß wieder hinein in die Reih derer, die man die verlorenen Kinder heißt, die aller Welt Püffe und Fußtritte aushalten, für fremder Herren Händel ihre Haut zu Markt tragen, heute Prasser, morgen Hungerleider, heute rot und morgen tot. — Bernd, mein Junge, leb wohl.

Bernd: Was soll ich denn ohne euch machen?

Augustin: Du bleibst, wo du bist, bei deinen Gäulen und kriegst einen neuen Herrn.

Bernd: Ich will aber keinen neuen Herrn.

Augustin: Sei kein Narr, du hast'n warmes Plätzchen, da bleibst du.

Bernd: Ihr habt mich aus den Händen der Profossen losgemacht und für mich gesorgt besser als 'ne Mutter. (Schluchzend) Nein, nein, ich bring's nicht über mich, ich kann euch nicht verlassen.

Augustin: Junge, du bist'n Schmutzfink, aber eine treue Seele. Wir bleiben beisammen. Das ist der erste Lichtblick in meiner Trübsal. Jetzt hast du dich wieder, Augustin! Man munkelt, morgen würden die Landsknechte aus dem Donauwörther Lager hier durchrücken, mit denen wollen wir ziehen. Aber diese Nacht laß uns noch einmal lustig sein und einen Sturmlauf durch Augsburgs Schenken antreten, bis das letzte Kreuzerlein verschnurrt und verfidelfumfeit ist. (Beide ab.)

(Ulla und Jeronimus kommen.)

Ulla: Ist's wahr, ist's wirklich wahr: Er hat verzichtet,
der Plan ist aufgegeben?

Jeronimus: Glaub mir doch.

Der Oheim selber hat es mir gesagt,
für dich. Ich eilte her und fand dich weinend
und in Verzweiflung bei dem alten Pförtchen.
Du schwankst — es war zuviel, komm, setz dich, Ulla.

Ulla: Nein, nein, ich faß mich gleich. Es ist die Freude,
die allzuplötzlich heim zum Herzen jagt
das Blut. Der Oheim schickte dich zu mir.
Was hat ihn umgestimmt? Ich will nicht fragen,
ich nehm es wie der Halm den Tau vom Himmel.
Doch Jobst — er weiß von nichts. Was wird er tun?
Ich muß ihm Nachricht schicken.

Jeronimus: Ich will gehn.
Es macht mich glücklich, Ulla, dir zu dienen.
Du kennst mich nur als den, der sorgenfrei
im Dämmerlicht des zweifelnden Beschauens
das Leben spöttisch fast genießt. Doch sticht
mich was und leid ich Qual, werd ich ein Andrer,
dann kann ich handeln, um mir Luft zu schaffen.
Und warum nicht für die, um die ich leide?
Sag, wohin soll ich gehn?

Ulla: Zum Obmann
der Weberzunft, dort frag nach ihm. O such ihn,
ruh nicht bis du ihn fandst, du Lieber, Guter.
Die Schatten werden lang, bald ist es Abend.
Er wird verzweifelt sein. Ich fürcht ein Unheil.

Jeronimus: Ich bring dir Nachricht, sei's in später Nacht. (Ab.)

(Vorhang)

*

## Fünfter Aufzug

Auf dem Marktplatz. Gerichtslaube als Teil des Rathauses. Im Amtsstuhl sitzend der Stadtrichter. Vor ihm stehen als Angeklagte Jobst und Augustin. Gerichtspersonen, Soldaten der Stadtwache. Zuschauer.

Der Richter: Aus Ursach' und zur strengen Ahndung der
vergangne Nacht geschehnen, an die Grenze
des Aufruhrs streifenden Unruhen hat
der Hohe Rat von Augsburg angeordnet
ein schnell Gericht noch in der Morgenstunde,
um die als Rädelsführer Angegebenen,
auf frischer Tat Ertappten zu bestrafen.
(Zu Jobst) Ihr seid bekannt als ehrbar, rechtlich und
trotz eurer Jugend als ein Mann von Ansehn,
und um so unverständlicher erscheint's,
daß ihr die mühsam unterdrückte Gärung,
die gestern unsrer Sorge Gegenstand,
in offner Ansprach zu entfesseln suchtet.
Wie es erschwerend ist, daß solches vorfiel,
indes die Majestät des Kaisers hier
in unsern Mauern weilt, so ist's geboten
die Tat zu sühnen, eh er sie verläßt.
(Zu den Stadtsoldaten)
Wie traft ihr den Beklagten? Sagt den Hergang.

Ein Stadtsoldat (vortretend): Wir hörten Lärm und bogen um die Ecke
beim Goldnen Anker, wo man wacker zechte.
Dort, Euer Gnaden, in der Gasse, die
im Mondschein lag, sahn wir den Angeklagten
inmitten einer Menge, die er ansprach.
Es waren ruh'ge Bürger, Webersleute,
dazwischen allerlei verdächtges Volk,
stadtfremdes Pack, wie wir sie gestern mehrmals
mit unsern Partisanen heimgestreichelt.

Richter (zu Jobst): Es ist erwiesen, daß ihr euch zuvor
auch anderorts umhertriebt in der Stadt,
von Haus zu Haus bei euern Zunftgenossen

anklopfend, sie mit wilderregten Worten
auffordernd, euch zu folgen. Viele taten's.
Schon dies allein, zu schweigen von der Absicht
des Friedensbruches wäre strafbar, denn
das Recht die Meister zu entbieten hat
der Obmann nur der Zunft.

Jobst: Ich wollte zu ihm,
er war nicht aufzufinden.

Richter (zum Stadtsoldaten): Schildre weiter.

Stadtsoldat: Kaum hatten wir, um diesen festzunehmen
die Menge durchgeteilt, als aus dem Anker
der Andre dort herauskam, den Tumult
erblicken und wie'n Löwe mit Gebrüll
sich diesem an die Seite stell'n war eins.
Ich sag Eu'r Gnaden, den bewältigen
war ein Stück Arbeit für mich und noch drei.

Augustin: Du lügst! Euch Viere, die von vorne kamen,
hab ich aufs Pflaster sauber hingelegt
wie die vier Asse. Herr, ich stünd nicht hier,
wenn sie mich nicht von hinten umgerissen.

Bernd (unter den Zuschauern): So war's, ich hab's gesehn!

Stadtsoldat: (droht ihm): Du Galgenstrick!
Das ist der Bengel, der sich an uns hing,
als wir den tollen Kerl gebändigt hatten
und mit dem Andern ins Gewahrsam führten,
er biß mich in die Wade wie ein Krebs.

Richter (zu Augustin): Ihr scheint ein rechter Raufbold, den es hinlockt
zu Lärm und Händeln wie die Eichelhäher.

Augustin (entrüstet): Ihr kränkt mich, Euer Gnaden. Ich bin sanft
wie'n Lamm, doch wißt, ich kann kein Unrecht sehn.
Wo's immer mir begegnet, geh ich los.
(Auf Jobst deutend) Ich kenne den, er ist kein Bösewicht.

Richter: Das wird sich zeigen. Sorgt für eure Haut.

A u g u s t i n (zu Jobst): Verliert nur ja den Mut nicht, junger Herr,
ich hab schon schlimmer drin gesteckt und leb noch.
Herr Richter, glaubt mir, wenn ich etwas rauh
und ungebührlich nächtens mich betragen,
daran ist nur mein Seelenkummer schuld:
Ich war ganz auseinander, wie ein Faß,
von dem die Reifen abgesprungen sind.

R i c h t e r: Genug. (Zu Jobst) Ihr, als der Hauptbelastete,
erklärt euch. Habt ihr etwas anzuführen
zu euren Gunsten, sprecht.

J o b s t (schweigt.)

R i c h t e r: Verschlimmert nicht
durch dieses trotzge Schweigen eure Lage.

J o b s t: Die lange Nacht, die ich durchgrübelt hab,
um einzusehn, daß ich mit allem Hoffen
gescheitert bin, erstickt die Worte. Herr,
den Frieden unsrer Stadt zu brechen und
die Menge aufzuwiegeln lag mir fern.
Ich wollt aufs Zunfthaus nur die Weber rufen.

R i c h t e r: Zu solcher Stunde? Das klingt wenig glaubhaft.
(Zum Stadtsoldaten): Was sprach er zu der Menge, als ihr kamt?

S t a d t s o l d a t: Verstehen konnt man's nicht, doch gab er sich
wie'n rechter, ausgelernter Strohwischzündler.
Fürwahr, er stand, die Arme hochgereckt,
so hell im Mondschein, daß man sehen konnt,
wie seine Lungen keuchten. Er beschwor sie,
grad fing er an so richtig loszulegen,
da kamen wir. Ein wenig später, und
der schönste Aufruhr wär im Gang gewesen.

R i c h t e r: Und wie verhielt er sich, als ihr ihn festnahmt?

S t a d t s o l d a t: Nicht daß er um sich schlug wie sein Kumpan,
doch tat er schier verzweifelt.

R i c h t e r: Wurde jemand
verletzt, gab's Schaden irgendwelcher Art?

Stadtsoldat: Nichts eben von Bedeutung, Euer Gnaden,
wollt ihr die Beulen nicht in Rechnung stelln,
die ich und Peter Feigenbutz empfangen
im Kampf mit diesem ungeschlachten Kerl,
der in den Schenken liegt, weil er zu schlecht,
um einem ordentlichen Herrn zu dienen.

Bernd (ruft): Ihr lügt, er war bis gestern noch Sergeant
beim Kaiser in der Leibwach.

Stadtsoldat (höhnisch): So, bis gestern.
Man hat ihn weggejagt! Nun kennt man euch.

Augustin: Kannst du nicht schweigen, Bernd, du Unglücksvogel?

Richter: Bezähmt euch, Leute. (Zu Jobst) Angeklagter, hört:
Wenn es auch nicht zu offnem Aufruhr kam
und nirgend in der Stadt Gewalttat sich
ereignete, trifft doch, in Anbetracht
der rohen Zeiten, blieb's auch beim Versuch,
den Friedensbrecher des Gesetzes Schwere.
Der Fall ist ernst. Habt ihr mir nichts zu sagen?

Jobst: Ich könnte mich verteid'gen, sollte es,
und hätte vorzubringen, was mein Tun
dem schlechten Schein entrückt, und wenn auch nicht
von Schuld mich löst, doch diesen Ausgang macht
beklagenswert bei allen Gutgesinnten.
Doch ist mein Sturz aus hoffnungarmen Kampfes
verbissner Freudigkeit so schwer, daß mir's
am Antrieb fehlt, durch des verborgnen Hergangs
umständliche Erzählung mich zu rein'gen.

Richter: Kommt zu euch, junger Mensch, ich mahn euch ernstlich.

Jobst: Wie durch des Stadtturms Mauern, wo ich saß,
mich drückend an der Luke schmalen Spalt,
gedämpft und fern die Nachtgeräusche drangen,
bekannt und doch wie Traumspuk, so berührt
mich dieser Vorgang hier. Ich weiß, es geht
um meine Freiheit, um mein Leben. Doch

bin ich gemeiner Angst so sehr enthoben
durch meiner Ohnmacht eingeschnürtes Weh,
daß nichts mich schrecken kann. Ich steh vor euch,
gestrenger Richter, in Gewalt der Schergen,
im Angesicht der wunderherrlichen,
der brunnenschönen, türmereichen Stadt.
Das alles ruft mich an, daß ich mich wehre.
Ich möchte wohl, noch bin ich wie betäubt.
Mein junges Leben staut sich in der Brust,
still dunkel wie'n Gewässer vor dem Fall.
Der Drang zu Licht und Dasein, der noch aus
den abgehaunen Ästen Knospen schlägt,
er streitet mit der nächtgen Schwermut schon.
Ich will versuchen, alles beizuholen,
was für mich spricht.

Richter: Ihr tut sehr wohl daran.
(Bewegung unter den Zuschauern.)
Was gibt's? Wer wagt zu stören? Ruh, sag ich.
(Durch die Zuschauermenge, die ihr Platz macht, kommt Ulla.)

Ulla: Herr Richter, haltet ein, ich bringe Kunde:
Die Freunde, starke Helfer, sind am Werk,
den Vorfall aufzuklären. Gleich vom Rat
wird Botschaft kommen.

Richter: Was veranlaßt euch,
mein Fräulein, aufzutreten vor Gericht
für den Beklagten, ihr erlaubt die Frage?

Ulla (leise, doch mit Festigkeit): In Liebe ihm verbunden lange schon,
bekenn ich mich zu ihm in dieser Stunde
als seine Anverlobte.
(Zu Jobst) Fasse Mut!
Es brauchte Zeit, die Nacht ging drüber hin,
bis man entdeckte, wo du bliebst. Mein Vetter
Jeronimus, im Wettstreit mit Veit Amann,
sie ruhten nicht, bis alles aufgespürt.

Jobst: Du kommst zu mir, hast dich zu mir bekannt?

Ulla: Geliebter, ich vergaß, du weißt noch nicht:
Der droh'nde Sturm, der über Augsburgs Weber
heraufzog, ist beschwichtigt! Wisse, Jobst:
Der Oheim hat verzichtet. Unbegreiflich
erscheint es noch.

Jobst: Ich faß es kaum.

Ulla: 's ist schon in aller Webersleute Mund.
Veit Amann ging zum Rat, um dich zu lösen.
Ich bin vorausgeeilt. Gleich bist du frei!
Wir sind gerettet, hörst du, — schau doch auf!

Jobst: Mir schwindelt. 's ist der Freude Übermacht.

Richter: Erinnert euch, hier wird Gericht gehalten.
(Rosamunde kommt.)

Rosamunde: Ist's möglich? Je, da steht er. Ach, mein Seel,
so ist's doch wahr, was mir die Nachbarn sagten.

Richter: Was wollt ihr, Frau. Kommt ihr als Zeugin?

Rosamunde: Ja,
um auszusagen, was ihr wollt, Herr Richter.
Muß nur zu Atem kommen. Hört, ihr Schergen:
ich sag euch, tut ihr jenem dort ein Leid,
der noch als armer Sünder besser dasteht
vorm Herrgott als ihr, wenn ihr betet, — dann
nimmt's mich nicht wunder, wenn es Schwefel regnet.
Wenn der ein Raufbold ist, bin ich 'ne Hure.
Ein Unruhstifter, er? Meint man damit,
daß er in einem armen Weiberherzen
das Unterste zu oberst hat gekehrt,
dann ist es keine ausgekochte Lüge.
O Welt! Durch Angst und Trübsal durchgequetscht
wie durch ein Haarsieb wird man. Gestern ward
er als ein Dieb verschrien, ich glaubt es noch,
hätt' nicht das Fräulein dort mich aufgeklärt.

Auch so schloß ich kein Aug die ganze Nacht.
Er war verzweifelt, als er von mir ging,
und was ein Mensch dann tut, das kann ein Richter,
der einer Mutter Sohn ist und die Schwachheit
auch unterm Mantel trägt, nicht grausam strafen.
(Angstvoll): Ihr werdet doch im Ernst nicht an ihn wollen.

Augustin: Das arme, brave Weib, sie rührt mich fast.
(Zu den Stadtsoldaten) Ihr wackern Burschen, stellt euch dicht vor mich,
daß sie nicht an mich kann. Sie ist imstand
und schneidet noch vom Galgen mich herunter.

Richter: Genug der Narrenspossen. Schafft sie fort!

Rosamunde (sich gegen die Häscher sträubend):
Laßt ab von mir. Ihr packt die Falschen stets.
Wagt es mich anzurühren, mich die Wirtin
zum Blauen Engel, der in Augsburg steht,
seit Kaiser Otto hier die Ungarn schlug.
(An die Zuschauer umher) Was gafft ihr? Immer seid ihr da, sobald
sich eine Ritze in der Mauer auftut,
die sonst die arme Menschenseel' verbirgt.

Richter: Bringt sie zum Schweigen, Kerls.

Ulla (jubelnd): Dort kommt Veit Amann,
er schwingt in seiner Hand den Freispruch!
(Allgemeine Bewegung. Veit Amann, von der Menge achtungsvoll begrüßt, tritt auf.)

Veit Amann: Im Namen des erlauchten Rats von Augsburg!
Gelangt zur Kenntnis von Zusammenhängen,
die anders diesen Fall beleuchten, und
nach Anhörung von Männern, die bezeugen,
daß der Beklagte, wenn auch ungestüm,
aus edlem Antrieb und in Sorge um
das Wohl der Stadt gehandelt, wünscht der Rat
ihn freizulassen und gebietet, das
Verfahren unverzüglich einzustellen.
(Er überreicht dem Richter den Freilassungsbefehl.)

Richter (öffnet die Rolle, liest und verkündet sodann):
Ich spreche frei die beiden Angeklagten
und schließe das Gericht. — Ich grüß euch, Ratsherr.

Bernd (läuft zu Augustin): Herr, ihr seid frei! Was hab ich ausgestanden.

(Richter, Gerichtspersonen usw. ab. Die Zuschauer zerstreuen sich. Veit Amann tritt zu Jobst und Ulla und schüttelt ihnen die Hände.)

(Man hört aus der Ferne Trompetenstöße.)

Veit Amann: Das Zeichen, daß der Kaiser Abschied nimmt
von Augsburg, eben reitet er durchs Tor.
Und überall, wohin er kommt, der junge
noch Ungekrönte, den noch niemand kennt,
erwartet ihn des Volkes scheue Hoffnung.
Ich spürte nie die Last der Jahre so
wie gestern, da wir von ihm gingen. Ich
vermochte draußen kaum den Fragenden,
so sehr bekümmert war ich, Red' zu stehn.
Wer solcherweise merkt, daß er zum Kampf
bald nicht mehr taugen wird, dem ist's ein Trost
auf jungen Mut zu blicken.
Seht, sie kommen,
die Abgesandten unsrer lieben Zunft,
die Meister, alt und jung, in Festtagskleidern,
euch abzuholen. Denn so ward beschlossen:
In unser aller Mitte auf dem Zunfthaus
sollt ihr Verlobung feiern. Mir vergönnt,
in Bälde euch die Hochzeit auszurichten.

(Während dieser Worte sind die Weber in geordnetem Zuge hereinmarschiert, sie umringen und begrüßen das Paar. Unter Freudebezeigungen nehmen sie Jobst, Ulla und Veit Amann an die Spitze und ziehen ab.)

(Auf der Bühne bleiben zurück: Augustin mit Bernd auf der einen, Rosamunde auf der andern Seite. Aus weiter Ferne hört man dumpfen Trommelschlag.)

Augustin (horcht auf): Bernd, hörst du? Trommelschlag! Das sind die Landsknecht'
von Donauwörth, die übers Lechfeld ziehn.

Bernd: Ja, Herr, sie sind's. Den Klang, den kennt man gleich.
Sie hauen kräftig drauf.

Augustin: Das macht der Sold,
des Kaisers Geld, das sie im Säckel tragen.

Bernd: Jetzt kommen neue.

Augustin: Ganze Regimenter!
Sie werden an der Stadt vorüberziehn
in langen Reihn, die Fähnlein alpenwärts.
Wir müssen uns beeilen, hörst du, Bernd.
Jetzt heißt's den Gurt aufs letzte Löchlein schnallen
und eine von den tausend Hakenbüchsen,
die auf 'ne treue Schulter warten, greifen.
Und all den redlichen Gesellen, die
mit Tod und Teufel stehn auf Du und Du,
gilt's ehrenfeste Bruderschaft zu halten.

Rosamunde (die zwischen Hoffen und Bangen zugewartet hat, kommt näher. Schüchtern, voll Angst):
Ist's wahr, du willst noch einmal in die Fremde?

Augustin (blickt zur Seite, traurig):
Was soll ich anders tun? Mach mir's nicht schwer.
Kam gestern stolzer her, als ich heut geh.

Rosamunde: Willst lieber als ein armer Schlucker fort,
in blutge Schlachten ziehn für fremde Herrn,
als bei mir bleiben? Geh denn, segn' dich Gott
bei jedem deiner Schritte, wo du weilst.
Ich klag nicht, Augustin, ich geb dich frei.

Augustin (geht auf sie zu): Was sagst du? Rosamunde, liebstes Weibchen!
Jetzt kann ich's, jetzt wo du mich nimmer hältst.
Ich lieb dich doch! Du hast's mir nur versperrt.
Verstehst du nicht, ich will von selber kommen.
(Er breitet die Arme aus): Ich kehr zu dir zurück!

Rosamunde: Je, so ein Mann!
(Sie fliegt ihm an den Hals, sie küssen sich.)

Rosamunde (macht sich los): Doch ich vergaß: wie steht's mit deiner Angst,
wenn du ein trautes Nest dein eigen nennst,
— denk nur an Türk', Pest, Aufruhr, Hungersnot!

Augustin: Die Angst ist weg, ich weiß nicht, wo sie blieb.
Vielleicht hat Angst aus Angst ein Kind gekriegt,
deß Nam' ist Mut.

Rosamunde So spricht mein Augustin.

Bernd (mit einem Luftsprung): Heissa, jetzt geht's doch in den Blauen Engel!

(Vorhang)

---

# Umschau

## Der Maler Otto Geigenberger über sich selbst

Geboren bin ich 1881 in Wasserburg, der schönen Innstadt. Wer sie nicht kennt, muß sie sich anschauen, so schön ist sie. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hat sich meine Familie dort niedergelassen. Man sagt, sie stamme aus Südtirol.

In meiner Kindheit und Jugend hat sich nichts ereignet, was großen Aufhebens wert wäre. In so einer kleinen Stadt spielt sich nicht allzu viel ab. Aber die kleinen Dinge werden dort viel wichtiger genommen als die großen Ereignisse der Welt. Es gab da große Feuersbrünste, bei denen uns Kindern die gebratenen Äpfel auf die Nase fielen, und manchmal Hochwasser, bei welchem man mit dem Schiff von Haus zu Haus fuhr, wie in Venedig. Aber das gehörte schon einmal zu dieser Stadt, wie Gewitter und Regen.

Schöne Eindrücke habe ich aus dieser Zeit mit herübergenommen. Das Elternhaus in einem hübschen Garten gelegen, umgeben von großen Kastanienbäumen, das Rauschen des Inn, das Geschrei der Käuzchen in langen Winternächten, die wunderbare Blüte im Frühling, die geheimnisvolle alte Stadt, in der noch der Nachtwächter vom Turme rief, dann und wann Feuerlärm in der Stadt und schreckliche Gewitter, die es besonders gerne auf unsere Stadt abgesehen haben.

Mein Urgroßvater war Zimmermann, mein Großvater Steinmetz und Bildhauer ebenso mein Vater wieder. Da war noch gute Tradition wie im Mittelalter. Es wurden Altäre gebaut in Holz und in Stein. Man arbeitete nach Salzburg, selbst bis Wien hinunter. Als Geselle hat mein Vater am Ausbau des Kölner Domes und des Ulmer Münsters mitgearbeitet. Ein Großvater mütterlicherseits war Hafner, der seine Öfen noch selbst modellierte und hübsche Töpfe drehte. War es da ein Wunder, daß wir Kinder, die mit all dem aufwuchsen, selbst malten, zeichneten und modellierten? Abends saßen wir alle um

den Familientisch — wir waren sechs Geschwister an der Zahl — pinselten und hantierten mit Stift und Kohle nur so drauf los. Unsere gute Mutter überraschten wir bisweilen damit, daß wir in Ermangelung des nötigen Materials unsere „künstlerischen" Einfälle dem Fußboden mit Kreide anvertrauten. Doch hatte sie stets großes Verständnis für unseren „Schaffensdrang". Übrigens folgten meine eigenen Kinder unserem Beispiel (eine Generation später) in verstärktem Maße. Kein eingelaufener Brief, kein noch so kleines Stückchen Karton, keine Wand war sicher vor den kleinen, stets mit Farbe oder bunter Kreide beschmutzten Kinderhändchen. Bereits im dritten Jahre zeichneten sie, zwar noch unbeholfen, aber doch sehr gut kenntlich, Pferde, Hunde, Menschen mit großem Humor, Blumen und anderes mehr.

Ein Bruder von mir war der früh verstorbene Maler August Geigenberger, der später durch seine humorvollen Blätter in der „Jugend" und seine Bilderbücher sehr bekannt wurde. Es war für uns jüngere Geschwister ein richtiger Genuß, ihm beim Arbeiten zuzusehen. Er zeichnete alles so selbstverständlich hin, wie andere zu schreiben pflegen. Auch ich zeichnete und malte, wenn auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie er, ging den üblichen Gang durch die Schulen, war mit einem Male an der Kunstgewerbeschule in München und so allmählich, ohne daß ich mir so recht klar darüber war, zum Maler geworden. Leicht war der Weg nicht. Aber es hatten sich meiner immer wieder Freunde angenommen, so daß es mir leichter gemacht wurde. So brachte der feine Impressionist Max Arthur Stremel mir die ersten Grundlagen im Ölmalen bei. Ein Freund schickte mich nach Paris, ein anderer nach Italien und so weitete sich mein Blick und entwickelte sich meine Kunst.

1934 erhielt ich vom preußischen Kultusministerium den Rompreis, mit dem ein neunmonatiger Aufenthalt an der deutschen Akademie in Rom verbunden war, dem ich neben der großen Mannigfaltigkeit der italienischen Landschaft und dem Reichtum an Motiven, auch durch das Interesse, das der dortige Direktor unserem künstlerischen Schaffen entgegenbrachte, große Anregungen und Eindrücke verdanke. Und doch erfreute ich mich nach meiner Rückkehr auch wieder der Herbheit unserer deutschen Landschaft, die einen wohltuenden Gegensatz zu dem „ewig blauen" Himmel Italiens bildete.

Ich habe mich stets sehr stark an die Natur gehalten und was ich von mir aus noch dazu geben konnte, ist meine Kunst von heute.

Nie ist es mir gelungen, mich einer der vielen herrschenden Kunstrichtungen unterzuordnen.

Und so male ich weiter und kann mir keinen schöneren Beruf denken, als den meinigen. Und wenn ich wieder zur Welt käme, würde ich wohl wieder Maler werden.

---

## Bildnis eines deutschen Bauernvolkes

Wenn ein kleiner deutscher Volkssplitter wie die Siebenbürger Sachsen sich selbst durch Jahrhunderte als ein V o l k in aller vielfältigen Gliederung und Schichtung empfand und darin durch andere Völker und durch das öffentliche Recht bestätigt wurde, muß er große Leistungen vollbracht haben, die allein eine solche Geschlossenheit und Besonderheit zu erwirken vermögen. Diese Leistungen sind das von den Siebenbürger Sachsen heldenhaft bestandene Schicksal an den Toren des Ostens, ein Schicksal kriegerischer Bewährung und kultureller Schöpferkraft.

Aus verschiedenen binnendeutschen Landschaften strömten die deutschen Siedler Siebenbürgens im 12. und 13. Jahrhundert zusammen, gerufen von ungarischen Königen, um deren Reich und damit das ganze Abendland an den bedrohtesten Grenzstellen zu schützen. In einer fast achthundertjährigen Geschichte prägte das einst übernommene Los die siebenbürgischen Deutschen zu einem, in sich wohl verschiedenartigen, in der Gesamtheit außerordentlich einheitlichen Volk. Dessen Wesen und Schicksalsweg ist oft geschildert und dichterisch gestaltet worden. Doch erst in der neueren Zeit wurde der Versuch unternommen, auch das äußere Erscheinungsbild dieser Deutschen wiederzugeben.

Was in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen längst beschrieben wurde, Haltung und Tracht der deutschen B a u e r n in Siebenbürgen, die den überwiegenden Teil des Volkssplitters bilden, hat Retzlaff in seinem Buche*) unmittelbar zur Anschauung gebracht. Es gelang ihm dabei, wahrhaft ins Leben zu greifen. Seine Lichtbilder sind keine Wiedergaben gestellter Gruppen, keine „Beschreibung", sondern ein zupackendes Festhalten einmaliger, natürlicher Erscheinungen im Leben des siebenbürgisch-deutschen Volkes, aber zugleich — und darin liegt der besondere Wert der Bilder — durchaus typisch. So entstand ein Buch mit herrlichen Aufnahmen, mehr: das G e s a m t b i l d n i s e i n e r B a u e r n s c h a f t, deren Sitte und Tracht noch weit in die Welt des Germanentums zurückreichen und vieles kraftvoll in der Gegenwart als Bestandteil bäuerlichen Daseins erhalten haben, was sonst unter Deutschen vergessen ist. Das schwere und bestandene Schicksal zeigt sich in diesen Bildern vor allem in der W ü r d e, die jedes Glied der Gemeinschaft selbstverständlich hat.

In einem, das Wesentliche zusammenfassenden Vorwort hat Dr. Misch O r e n d dem Buche nicht bloß einen Aufriß der deutschen Geschichte in Siebenbürgen vorangestellt, sondern neben einer Beschreibung der Tracht und der verschiedenen Gegenden des Berglandes mit Recht darauf verwiesen, daß die Bauern in ihrer völligen Eingegliedertheit in die Volksgemeinschaft ihre Würde finden, und

*) Hans Retzlaff, Bildnis eines deutschen Bauernvolkes. Verlag Grenze und Ausland, Berlin.

zwar jeder seinem Stande entsprechend, Mädchen, Jungfrau und Braut ebenso wie Knabe, Bursche, Mann und Greis. Die Tracht ist das Spiegelbild der Rangschichtung und — sei hinzugesetzt — wo sie es nicht mehr ist, hat sie ihren Sinn verloren.

In Siebenbürgen lebt die Tracht und damit das überzeugende Erscheinungsbild des Bauern noch in tiefer selbstverständlicher Verwurzelung. Darum sind die Siebenbürger Sachsen ein echtes Bauernvolk, allerdings ein Bauernvolk, das auch die natürlichen Beziehungen zu den Volksgenossen in der Stadt noch nicht verloren hat, so scharf sich mitunter der verderbliche Einfluß der Städte auf das Land auch in Siebenbürgen ausgewirkt haben mag. Man darf ja, wenn man die schönen Bilder Retzlaffs betrachtet, nicht glauben, daß dieses in sich gefügte, in seiner Ordnung naturhaft lebende Bauerntum nicht auch innerlichen Gefährdungen ausgesetzt sei. Es gibt im städtischen und im bäuerlichen Deutschtum Siebenbürgens vieles, was einer Erneuerung und Gesundung bedarf, aber solange die Kräfte nicht abgetötet sind, die in Retzlaffs Lichtbildern eingefangen wurden, die natürlichen Kräfte eines B a u e r n l e b e n s in der G e m e i n s c h a f t, können schädliche Einflüsse oder eigene Sünden überwunden werden.

Es wird wohl kaum noch ein deutsches Volkstum geben, das unter ähnlichen Daseinsbedingungen so Ungeheures geleistet hat und dabei mit einer durchaus unverkrampften Zähigkeit die Fülle eines vielgeschichteten Volkslebens in Haltung und Kleidung nicht nur zu bewahren, sondern auch fortzuentwickeln vermochte. Was selbst den, der Siebenbürgen kennt oder dessen Boden entstammt, immer wieder glücklich überrascht, ist die überreiche F o r m e n v i e l f a l t. Von Dorf zu Dorf ändert sich die Tracht, ja sogar die Mundart; dieser Wechsel ist nicht so leicht zu erklären wie der Unterschied zwischen Korn- und Weinbauern, der sich auch in Siebenbürgen genau so zeigt wie der Unterschied zwischen stadtferneren und stadtnäheren Dörfern; es ist ein Unterschied, der sich in allen Formen des Trachtenstils äußert und die Eigenwüchsigkeit des in jeder Gemeinde lebenden Kunstwillens beweist, wobei aber das große Gemeinsame, zum Beispiel im Erscheinungsbild der Deutschen gegenüber den anderen Völkern ihrer Heimat, nicht angetastet ist. Und daraus lernt man, daß die feste Eingegliedertheit in die Volksgemeinschaft keineswegs eine Gleichförmigkeit verursacht, sondern im Gegenteil eine sprühende, lebenspochende Vielfalt, die es in der Stadt, wo das naturhaft geordnete Gemeinschaftsleben verschwunden und dem Schaffensdrang des Einzelnen, wie man meinen möchte, freie Bahn gegeben ist, nicht gibt, denn dort bietet sich ein Bild einförmiger Nüchternheit und des Versiegens der Schöpferkraft, soweit diese sich auf Sitte und äußere Erscheinung bezieht.

Man kann an Retzlaffs Bildern, die übrigens nur einen Teil des Reich-

tums siebenbürgisch-deutschen Volkslebens erfassen und zu denen man noch viele Einzelheiten hinzuwünscht, manches lernen, nicht nur von den Trachten, sondern noch mehr von der Haltung ihrer Träger und aus den Gesichtern. Wie schön wäre es, wenn wir von jeder Landschaft, in der Deutsche wohnen, ein ähnliches Bilderbuch besäßen, vor allem von den auslanddeutschen Gegenden!

Heinrich Zillich

## Anmerkungen

Hans Grimms Vortrag über „Englisch-deutsche Probleme im Wandel unserer Zeit" erscheint auch in englischer Sprache in der Zeitschrift „German Life and Letters" (bei Basil Blackwell in Oxford).

*

Friedrich Bethge erhielt am 1. Mai den Staatspreis für Dichtung. Wir freuen uns, die Rede, die er auf der diesjährigen Theaterwoche der Hitler-Jugend in Bochum gehalten hat, veröffentlichen zu können. Die Rede wurde von Friedrich Bethge für den Abdruck bei uns um einige Ausführungen ergänzt, die der Fassung seiner Rede für das Theaterwissenschaftliche Institut in Berlin, gehalten im Dezember 1936, entstammen.

*

Den Berliner Dichterpreis für 1937 erhielten Heinrich Zillich für seinen (in unserem Märzheft ausführlich gewürdigten) Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten", Johannes Linke für den Gedichtkreis „Der Baum" und Carl von Bremen für den Roman „Die Schifferwiege". Heinrich Zillich und Johannes Linke sind unseren Lesern aus manchem Beitrag bekannt.

*

Eine weitere Auszeichnung erfuhr Heinrich Zillich, indem ihm am 9. Mai, dem Todestag Schillers, für seinen großen Roman der „Volksdeutsche Schrifttumspreis der Stadt der Auslanddeutschen" (Stuttgart) zuerkannt wurde.

*

Die besondere Bedeutung, die der auslanddeutschen Dichtung im Rahmen unserer gesamtvölkischen Kultur heute zukommt, erhellt weiter daraus, daß der Führer dem ältesten unter den zeitgenössischen siebenbürgischen Dichtern, Adolf Meschendörfer, zu seinem 60. Geburtstage am 8. Mai die Goethe-Medaille überreichen ließ.

*

Dem isländischen Dichter Gunnar Gunnarsson wurde der Henrik-Steffens-Preis von der Hamburgischen Universität zuerkannt. Wir freuen uns, unseren Lesern demnächst auch eine dichterische Arbeit dieses nordischen Erzählers vorlegen zu können.

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München, Benediktenwandstr. 29
Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Laimer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 1. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Schriftleitung.

## Wilhelm Schäfer

# Meine Eltern

Die beiden Dörfer Berfa und Ottrau, aus denen meine Eltern stammen, liegen am Rand der sogenannten Schwalm, Ottrau noch zu ihr gehörig, Berfa schon außerhalb. Die Schwalm ist jene nach dem kleinen Nebenfluß der Eder genannte hessische Landschaft, die wohl jedem Deutschen durch die Rotkäppchentracht bekannt wurde.

Meine Mutter, aus Ottrau stammend, hat diese Tracht in ihrer Jugend getragen, wie der größte Teil meiner hessischen Verwandtschaft sie heute noch trägt. Natürlich ist es nicht mit der Tracht getan; wo sie dem verheerenden 19. Jahrhundert stand gehalten hat, muß sich das Volkstum auch sonst behauptet haben; und mehr Bauernstolz als in meiner Schwälmer Heimat dürfte in Deutschland schwerlich zu finden sein.

Mein Vater stammte aus Berfa, das, wie gesagt, schon außerhalb der Schwalm eine Stunde von Ottrau entfernt liegt. Der Weg dahin führt am Blocksberg der Gegend, am Bechtelsberg (Berchtasberg) vorbei, der sicher eine heidnische Kultstätte war; wie denn die Ausgrabungen dargetan haben, daß Ottrau schon in der Bronzezeit, also in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt, besiedelt gewesen sein muß. Neben dem reichen Ottrau wirkt Berfa bescheiden, als ob da sichtbar der Schwälmer Stolz aufhöre; weltabgeschieden aber sind beide Dörfer, trotzdem Ottrau vor dem Krieg einen freilich recht abgelegenen Bahnhof bekommen hat.

Mein Vater wurde zwar in Berfa geboren, aber die Schäfers stammten aus Ober-Conroda, dem obersten und einsamsten der drei Höfe in einem Wiesental, das sich von Berfa um den Bechtelsberg herum gegen das über dem Wald gelegene Dorf Lingelbach zieht, zu dem Ober-Conroda auch politisch gehört. Alle drei Dörfer, Ottrau, Berfa und Lingelbach, liegen auf ehe-

mals kurhessischem Gebiet, das sich dort ins Darmhessische hinein zieht, weshalb denn auch Alsfeld, nicht Ziegenhain ihre „Stadt" ist.

Peter Schäfer, Anno 1640 stand im Türbalken von Ober-Conroda geschnitzt. Damals waren die Schweden in der Gegend gewesen; sie werden den alten Hof abgebrannt haben. Erstaunlich bleibt nur, daß jener Peter Schäfer noch mitten im Krieg den Mut hatte, neu zu bauen: ein Hergelaufener ist er danach gewiß nicht gewesen.

Einhundertneunzig Jahre später übergab wiederum ein Peter Schäfer, mein Urgroßvater, den Hof seinem Sohn Heinrich, um selber ins Elternhaus zu ziehen. Dieser Heinrich Schäfer war mein Großvater und nach allem, was ich von meinem Vater über ihn hörte, nicht nur der Unglücksrabe seiner Familie, sondern auch ein aus der bäuerlichen Art geschlagener Mensch, den ich aber nicht verdammen kann sondern lieben muß. Denn ich finde in seinem Schicksal ein Übermaß der Fantasie wieder, das so manche Wendung im Leben meines Vaters erklärt und das mir selber zum Verhängnis geworden ist; wenn ich das, was mir geschah, so nennen darf. Sofern ich Künstler bin, hat das Blut in meinem Großvater schon angefangen, dahin zu begehren, und in meinem Vater stand es bereits an der Schwelle.

Das Unglück des im Jahre 1802 geborenen Ackermanns — wie man damals auch noch im Hessischen sagte — Heinrich Schäfer begann mit seiner reichen Heirat. Maria Elisabeth Schwalm aus Lingelbach, die im Jahre 1830 seine Frau wurde, brachte ihm soviel Taler mit, daß er sich zu seinem schuldenfreien Ober-Conroda noch ein größeres Gut in Berfa kaufen konnte, ungeachtet, daß zwischen dem ererbten und erworbenen Besitz eine halbe Wegstunde lag.

Vielleicht reizte es den jungen Bauer, aus der Einsamkeit ins Dorf hinab zu kommen; denn so schön Ober-Conroda in seinem Wiesental daliegt, dem rundum Wälder als Rand gesetzt sind, so allein ist es auf der Welt und ohne sichtbare Nachbarschaft. Da kann einer in der stolzen Beschränkung des bäuerlichen Menschen sitzen, aber nicht, wenn er ein unruhiger Geist wie mein Großvater Heinrich Schäfer ist, der den Hans im Glück noch einmal wahrmachen wollte.

Als er einzusehen begann, daß auch ein Ackermann nicht zwei Seelen in seiner Brust haben kann, eine in Ober-Conroda und eine in Berfa, konnte er nicht die Lockung des Erworbenen zugunsten der ererbten Gewißheit lassen.

Er tat, was nie ein rechter Bauer tun wird, er gab die Heimat in fremde Hände und forderte das Glück heraus, ihn zu verlassen, der den Türbalken von 1640 nicht achtete und Ober-Conroda für Geld verkaufte, wo sein Vater indessen gestorben war, aber seine Mutter noch immer im Auszug saß.

Es war seine erste große Torheit und vom Bäuerlichen aus seine Missetat; und die zweite war, daß er sich durch den Geldteufel verleiten ließ, zu seinem neuen Besitz in Berfa noch einen zweiten hinzu zu kaufen, damit er sichtbar der erste Bauer im Dorf wäre, wie es sein Schwiegervater Conrad Schwalm droben in Lingelbach war.

In diese Lebenslage hinein wurde ihm am 13. Juli 1840 nach drei Töchtern der erste und einzige Sohn, mein Vater Paul Schäfer geboren, auf den nun all dieses scheinbare Glück als den Erhalter zielte. Mein Vater hat oft die Umstände seines Geburtstages erzählt, daß nach langem Regen endlich Sonnenschein gekommen wäre. Das bedrohte Heu einzubringen, sei jede Arbeitshand draußen gewesen, als ihn seine Mutter am Nachmittag zur Welt brachte; und erst nach der sechsten Fuhre habe sein Vater das Ereignis erfahren. Er sei sofort nach Ober-Conroda hinauf gesprungen, seiner Mutter den Erbhalter zu verkündigen und habe sich vor Freude wie ein Kindskopf aufgeführt.

Seiner Unbändigkeit entsprechend wurde nach vierzehn Tagen die Kindstaufe mit einem bäuerlichen Aufwand begangen, von dem die Leute zu Berfa später dem Knaben Wunderdinge erzählten, wie sein Vater es getrieben habe, sich an den Bettelstab zu bringen.

An diesen Stab kam mein Großvater zwar nicht wortwörtlich, er ernährte sich redlich bis an sein Ende; aber daß er als Bauernknecht aufhörte, was er mit bäuerlichem Übermut begonnen hatte, war schlimm genug, und schlimmer, daß seine Frau schließlich in Taglohn gehen mußte.

Alle, die von der Marielies Schäfer geborenen Schwalm zu erzählen wußten, setzten ihre Gutheit voran. Jedenfalls wehrte sie mit allen Händen ab, als die Verwandten ihr zurieten, den Mann entmündigen zu lassen. Sie ließ ihren Hans im Glück wirtschaften, bis der zuletzt eingetauschte Wackerstein in den Brunnen gefallen war.

Nach dem billigen Jahr — da er die Mett Roggen (240 Pfund) für zwei Taler noch vier Stunden weit nach Lauterbach liefern mußte, da das Pfund Butter zwei gute Groschen (also 25 heutige Pfennig) kostete — war zuerst das große Gut fällig und nicht lange danach das kleine; und beide Male ver-

lor er an schlechten Käufern das meiste Kaufgeld. Für den Rest baute er sich auf der Anhöhe in Bersa ein Haus, um auch das bald verkaufen zu müssen. Nachdem er als Verwalter auf einem Hof bei Alsfeld gescheitert war, besaß er nur noch seine Arbeitshände, sich und seine Familie durchzubringen, und die reichten nicht einmal für das Notwendigste aus. Schließlich wurde seine Frau mit der jüngsten Tochter von ihrem Bruder Kaspar nach Lingelbach genommen, die beiden älteren Schwestern mußten als Mägde in Dienst gehen und der Sohn kam nach Ober-Conroda, wo die Großmutter noch immer im Auszug lebte. Er selber aber verdingte sich als Knecht.

Ein Dutzend Jahre hatte mein Großvater gebraucht, aus dem reichsten Bauern in Bersa der ärmste zu werden; und es war eine besondere Bosheit des Schicksals, daß er für seinen Erbhalter eine Unterkunft auf dem verschleuderten Erbhof suchen mußte, wo der nun zwar auf dem Boden seiner Väter aufwuchs, aber es war nicht mehr der seine. Als dann die Großmutter starb, ließ der Besitzer aus Mitleid auch die Mutter im Elternhaus wohnen, die mit der jüngsten Tochter wieder aus Lingelbach herab kam. Dafür mußten sie ihm bei der Arbeit helfen, so daß sie nun gleichsam Gesinde waren, wo sie vordem regiert hatten.

Auf diese schmerzliche Weise wurde Ober-Conroda meinem Vater die Heimat, an der er später mit nie verwundener Wehmut hing. Von dort kam er in die Schule und von dort ging er in die Welt, als der kurze Traum, Lehrer zu werden, sich nicht erfüllte.

Er hatte zuerst nicht gut gelernt, weil er die Schule nicht ernst nahm, war aber nachher ein fleißiger Schüler geworden, besonders in den beiden letzten Jahren, als er von Bersa nach Lingelbach kam, wo ein tüchtiger Lehrer wirkte. Der nahm sich seiner besonders an und lag der Mutter in den Ohren, daß ihr Sohn Paul aufs Seminar müßte, Lehrer zu werden. Es wäre der rechte Beruf für den Knaben gewesen, der zu schade war, Hütejunge zu bleiben, als der er in Ober-Conroda dienen mußte; und anfänglich war es auch den Eltern recht. Als er konfirmiert war, blieb er als Gehilfe des Lehrers über den Sommer noch in der Schule; aber dann kamen die Bedenken. Seine Mutter hätte ihre Verwandten um Geld ansprechen müssen für sein Studium, und dazu war sie zu tief gedemütigt.

So stand Paul Schäfer mit vierzehn Jahren an der Schwelle, die ins Handwerk führte. Das hält seine Lehrlingstüren allen Söhnen geöffnet, auf

die kein Bauernheim wartet und denen kein Geldbeutel des Vaters zur höheren Schule hilft. Nur sind diese Lehrlingstüren auf dem Land rar, sie müssen in der Stadt gesucht werden, der das Land Jahr für Jahr sein Opfer an frischem Blut bringt.

Paul Schäfer hatte in Lingelbach einen Schulkameraden namens Heinrich Hebel gehabt, der nach Westfalen in die Lehre gekommen war. Der schrieb zum Herbst, daß sein Meister noch einen Lehrling annehmen wolle: ob er nicht Lust habe, zu kommen. Da er den Heinrich Hebel gern hatte, lockte ihn das Angebot, um so mehr, als es sich nicht um ein gewöhnliches Handwerk, sondern um eine Werkstätte zur Herstellung von Waagen handelte, wie sie in den Alsfelder Läden mit ihren blanken Messingschalen über der Theke hingen.

Auch das wollte seine Mutter nicht, weil Halver zu weit in der Welt war und Mütter nichts lieber als ihre Kinder am Schürzenband hängen haben. Aber Paul Schäfer bettelte so lange, bis er seinem Schulkameraden einen Brief schreiben durfte, daß er käme und um einen Reiseplan bäte, weil er den weiten Weg natürlich zu Fuß machen mußte; denn eine Eisenbahn, die er hätte benutzen können, gab es im Jahre 1854 noch nicht; auch hätte er nicht das Fahrgeld gehabt.

Bis die Beschreibung kam, konnte er sich das Notwendige zur Wanderschaft besorgen: außer dem Felleisen ein Leumundszeugnis des Bürgermeisters, eine Bescheinigung des Oberförsters in Immichenhain, daß er kein Holzfrevler wäre, eine Beurkundung seiner Unbestraftheit vom Amtsgericht in Oberaula. Erst mit diesen Bescheinigungen durfte er sich im Landratsamt zu Ziegenhain einen Reisepaß holen. Nach den anderen Laufereien waren das auch wieder fünf Wegstunden, hin und zurück also zehn, und genug für einen Knaben von vierzehn Jahren, sie an einem Novembertag abzulaufen; aber eine Vorbereitung für die kommende Wanderschaft war es auch.

Die Wanderschaft begann am 6. November nach einem kläglichen Abschied; seine Schwester Elisabeth ging mit bis Alsfeld, wo er seine Wandergesellen traf, den langen Kappes aus Ottrau und den vierschrötigen Gräbe aus Grözheim. Er war der Knirps unter den Dreien mit seinem viel zu großen Tornister aus grünem Wachstuch, aber auch der besser Gerüstete: den Tornister hatten sie ihm daheim mit Brot und Wurst vollgestopft und in den Hemdzipfel drei Silbertaler eingenäht, außer den Groschen und Hellern im Geldbeutel auf der Brust. Soweit hatte die Herkunft doch noch für Paul Schäfer

gesorgt, daß sie ihn nicht ledig auf die Wanderschaft ließ. Die linnene Kleidung freilich reichte nicht aus für den Winter; denn der Reiseweg, den der Heinrich Hebel genau beschrieben hatte, führte quer über das Rothaargebirge, das um seiner Rauheit willen berüchtigt ist.

Am ersten Tag hatten die Knaben gutes Wetter; die Luft fegte zwar rauh aber trocken, und die Wanderung machte sie warm. Auch war noch kein Heimweh da, weil sie noch in der Heimat gingen. Erst am Abend in Kirchhain, als sie die Streu auf dem Boden der Wirtsstube mit je sechs Hellern im voraus bezahlen mußten, weil die unfreundlichen Leute ihnen nicht trauten, bekamen sie die Fremde zu schmecken. Sie machten sich deshalb in der Frühe wieder auf, noch vor Tag die anderthalb Stunden bis Anzefahr zu laufen, wo sie ein freundliches Wirtshaus fanden. Die Frau kochte ihnen für wenig Geld einen ordentlichen Kaffee, fragte auch, woher sie kämen und wohin die Wanderschaft ginge. Gestärkt durch die Menschlichkeit marschierten sie danach fröhlich drauf los und hatten neuen Mut in die Fremde.

Bis Kölbe ins Lahntal hinab blieb das Wetter barmherzig; es sah ein paarmal sogar nach Sonnenschein aus. Dann wurde es düster und fing an zu regnen; je näher sie dem Gebirge kamen, desto mehr verdickte sich der Regen zu Schnee, den der Wind gegen sie fegte. Sie hätten vernünftigerweise den Tag kürzen sollen; aber auf dem Reiseplan Heinrich Hebels stand Wallau geschrieben. So kämpften sich die drei Knaben, vom Regen naß und vom Schnee weiß bestrichen, den ganzen Tag durch, bis sie schon im Dunkeln, naß und kalt und erschöpft, in Wallau ihre zweite Streu fanden.

Auch da waren die Herbergsleute nicht freundlich. Als Paul Schäfer in der Nacht erwachte, weil es ihm war, als weinte da einer, heulten die beiden miteinander, mochten nicht mehr und wollten am andern Tag zurück. So sehr er ihnen Trost zuredete, es war nur Schrecken, allein in dieser unwirtlichen Fremde weiterwandern zu müssen; denn der Tag war ihm so wüst gewesen wie ihnen.

Am Morgen brachte er sie zwar auf den Weg, der als der Knirps unter ihnen dennoch der tapferste war; aber dann näherten sie sich der preußischen Grenze und ihrem sprichwörtlichen Schrecken. Es dürfe sie keiner überschreiten, der nicht fünf Taler vorweisen könnte, hieß es, die andern müßten zurück; von den übrigen Drohungen gar nicht zu reden. Es geschah aber nichts dergleichen; die Drei marschierten unbehelligt durch Laasphe hindurch, freilich

in eine Gegend, die immer unwirtlicher wurde. Stundenlang sah es aus, als kämen überhaupt keine Häuser mehr; und als sie nach Kälte und Schnee in Erndtebrück eine warme Stube fanden, blieben sie dort aus Vorsicht, nicht in den verschneiten Wäldern von der Nacht überrascht zu werden, deren Wölfe sie schon heulen gehört zu haben meinten.

Am vierten Tag war die Kälte grimmiger geworden und der Schnee lag tiefer, obwohl sie aus dem höchsten Gebirge herabkamen. Dem ältesten und größten unter ihnen, dem Kappes, waren die Lebensmittel ausgegangen und Geld hatte er auch keins mehr. Die andern teilten mit ihm, soviel sie entbehren konnten, aber die trübe Stimmung wurde dadurch nicht aufgeheitert. Um für kurze Zeit in eine warme Stube zu kommen, gingen sie ein paarmal ins Wirtshaus, sich für ganze vier Pfennige einen Branntwein zu kaufen, an dem sie alle drei nippten. Aber auch das hielt nicht lange vor, und sie waren froh, am vierten Abend in Olpe statt auf Stroh ins Bett zu kommen. Die Betten standen in einer großen Herbergsstube, darinnen sie mit andern Handwerksburschen schlafen mußten. Hierbei traf es den Gräbe, daß ihm in der Nacht das Geld aus der Hose gestohlen wurde, die er leichtsinnigerweise vor das Bett gelegt hatte.

So mußte Paul Schäfer sich am fünften Tag für alle drei stark machen; aber sie kamen zum Abend nach Halver, wo der Kappes einen Bruder hatte und der Gräbe als Lehrling bei einem Schüppenschmied angesagt war. Auch für ihn hätte die böse Wanderschaft ihr Ende haben sollen; denn die Werkstätte zur Herstellung von Waagen lag in der Umgebung. Indessen, als er sich am andern Morgen hingesucht hatte und es waren immer noch Stunden bis dahin gewesen, stellte das Ziel seiner Wanderschaft eine schlimme Enttäuschung heraus. Der Heinrich Hebel freute sich, seinen Schulkameraden aus der Heimat dazuhaben, und die Meisterleute nahmen ihn freundlich auf. Nur in der Werkstätte machten sie durchaus keine Waagen mit blinkenden Messingschalen, sondern nur die Waagebalken in verschiedener Größe.

Paul Schäfer bekam sozusagen den ersten Vorposten der Industrie zu Gesicht, als er ein Handwerk zu suchen am sechsten Tag auf der Wanderschaft war. Er sah sich nicht nur für die drei Lernjahre, sondern für sein ganzes Leben an diese eisernen Stangen geschmiedet, mit denen er nie in die Heimat zurück konnte. Weil er sowieso Heimweh hatte, heulte er los; und der Heinrich Hebel gab es zuletzt auf, ihn zu trösten. Er sprach mit dem Meister, und weil der ein

fröhliches, kein saueres Gesicht haben wollte, ließ er ihn los; und der Schulkamerad wußte einen Ausweg.

Er kenne in Barmen einen Mann namens Heinrich George, der auch aus Lingelbach wäre, und wüßte seine Adresse. Der würde ihm gewiß eine Lehrlingsstelle in einem Handwerk besorgen können, wenn er ihn darum anspräche. So schlief Paul Schäfer nur eine Nacht in der Kammer seines enttäuschten Schulkameraden und war am siebenten Tag doch wieder unterwegs, diesmal allein und des Zieles ungewisser.

Er brauchte sechs Stunden durch das oberbergische Land, bis er am Nachmittag von der Höhe herab in den mit Dächern unübersehbar gefüllten Talschlund hinab sah, der nur noch an den Rändern Spuren des hingeschmolzenen Schnees zeigte. Da war es freilich mit seinem Mut aus; denn obwohl er die Straße und Hausnummer wußte, schien es ihm unmöglich, das Haus in dem Häuserwald da unten zu finden. Als er sich auf einen Wegstein gesetzt hatte, beklommen dem Lärm zu lauschen, der aus dem Grund zu ihm herauf scholl, kam ein Mann im Kittel gegen ihn angestiegen, der einen Zwerchsack über der Schulter trug. Und weil ihm der heimatliche Kittel Mut machte, fragte er den Mann, der sich einen Augenblick bei ihm verschnaufte, ob er ihm nicht sagen könne, wo der Heinrich George wohne?

Da Barmen im Jahre 1845 auch schon über 40 000 Einwohner zählte, war das natürlich eine törichte Frage; aber dem Mann schien es gar nicht so; denn er antwortete: Den Heinrich George kenne ich gut! Und er beschrieb ihm genau den Weg ins Tal hinab bis zur ersten der drei Kirchen. An den dreien solle er auf der großen Straße vorbeigehen bis zum zweiten Weg rechts hinter der dritten: das sei die Kuhlerstraße und die Nummer 21 darin würde er schon ablesen können!

So beschieden war es kein Kunststück, sich durch die lange Stadt zu dem Haus hinzufinden, obwohl die Dämmerung mit hinabkam. Der Heinrich George war zwar noch in der Fabrik, aber die Hausleute nahmen Paul Schäfer freundlich auf und hießen ihn in der Stube warten, darin zwar ein ungewohnter Lärm klapperte, denn der Mann war Bandwirker; aber es machte ihm Freude, die schönen bunten Bänder aus dem Klapperstuhl herauswachsen zu sehen, bis er unversehens durch die Wärme in Müdigkeit und in Schlaf fiel.

Er hatte, auf dem Stuhl sitzend, richtig ein paar Stunden lang geschlafen,

als ihn eine Hand an der Schulter weckte und er aufblickend ein blasses bartloses Gesicht mit gütigen Augen über sich sah. Nun, Kleiner, wo kommst du her? fragte der Heinrich George und nahm ihn mit hinauf in sein Zimmer, dort die Frage zu wiederholen. Als er dann freilich die Namen Ober-Conroda und Paul Schäfer hörte, warf er beide Arme seiner langen Gestalt hoch und freute sich wie ein Kind, daß er an dem Sohn gutmachen könnte, was die Eltern ihm Gutes getan hätten. Denn er war armer Leute Kind aus Lingelbach und viel auf Ober-Conroda gewesen und des Lobes voll über die Eltern des Knaben, der so unvermutet in seiner Stube saß.

Das kleine Öllicht hatte er gleich angesteckt; nun ging es an den Ofen, darin das gespänte Holz bald zu knacken begann. Während er nicht aufhörte, sich zu freuen und zu fragen, wurde der Teig gerührt und Pfannkuchen gebacken. Als sie dann am Tisch saßen, den zu essen, und sogar Kaffee hatte er dazu gekocht, daß die Düfte sich mischten, meinte Paul Schäfer im Märchen zu sein, weil er soweit in der Fremde dennoch im Glück der Heimat war; denn der Heinrich George kannte jeden Baum — ob die große Rottanne noch stände? — und obwohl er über alles Bescheid wußte, sagte er kein böses Wort über den Hans-im-Glück-Vater.

Was für ein Handwerk er denn nun lernen wolle? fragte er nachher seinen Schützling. Ein Geschäft, das er auch zu Hause betreiben könne: Schuhmacher, Schreiner oder Schmied! antwortete der: Es sei ihm gleich, wenn er damit nur nicht in der Fremde gefangen wäre.

In dieser siebenten Nacht seiner Wanderschaft schlief Paul Schäfer in einem richtigen Bett und war am Morgen erstaunt, daß nicht seine Mutter, sondern der Heinrich George am Ofen stand, so wohlig lag er da in seiner Ausgeschlafenheit. Es war noch nicht Tag; denn der George mußte in seine Fabrik, wo er auch Bandwirker, aber Meister war; so saßen sie wieder bei der Messinglampe und tranken Kaffee, ehe sie zu einem Bekannten gingen, bei dem Paul Schäfer den Tag über bleiben sollte.

Der Bekannte war ein Schneider, der in einem engbrüstigen Hinterhaus wohnte; aber sein Lehrling, der ihnen die Tür aufmachte, stammte auch aus Lingelbach und hieß Konrad Braun. Sie kannten sich auf den ersten Blick, gleicherweise verwundert; und als der George weiter mußte in seine Fabrik, saß Paul Schäfer bei dem Schneider nicht ganz in der Fremde. Kurz vor Mittag kam ein Schuhmachermeister, ein behender Mann mit pechschwarzen

Augen, der ihn als Lehrling annehmen wollte. Der bestellte ihn aber erst auf den andern Tag, sodaß er noch einmal bei seinem Beschützer Bratkartoffeln mit Wurst essen und in dem guten Bett schlafen durfte, ehe die Lehre begann.

Die Schuhmacherei Wiegelmann wurde durch zwei Junggesellen betrieben, die außerdem noch einen Gesellen und zwei Lehrlinge arbeiten ließen; den Haushalt führte die blinde Schwester des zweiten Meisters namens Zimmermann. Und wenn alles immer so ordentlich gehalten worden wäre wie außen das Schieferhaus mit den grünen Läden an den weißen Fenstern und der Steintreppe vor der lackierten Haustür, in das der Heinrich George seinen Schützling am andern Morgen brachte, so wäre der wohl aufgehoben gewesen.

Damals hing das Handwerk noch in der Zunft; aber von ihrem weisen Gesetz war mit seinem Niedergang nur die leere Hülse geblieben, und den Lehrling schützte kein Recht wie heute. Es wurde eine harte Lehre für den enterbten Stammhalter von Ober-Conroda, der zuliebe er sich wissentlich kaum auf die böse Wanderschaft begeben hätte. Das erste, was er lernen mußte, war die Eile beim Essen: ob der Bauer viel oder wenig auf dem Tisch hat, er sitzt daran mit Behagen; in der Schuhmacherei Wiegelmann aber war das Essen nur eine hastige Nahrungsaufnahme, um nicht zuviel kostbare Arbeitszeit zu versäumen.

Manchmal freilich schien auch die Eile noch ein Vorzug; denn weil die blinde Schwester den Haushalt ohne Magd führte, fehlten der Sauberkeit die Wächter; und wenn etwa ein vorwitziges Lebewesen in die Suppe gefallen war, wurde es mitgekocht und von einem Unachtsamen auch mitgegessen. Oft genug mußte der Hunger mit dem Ekel kämpfen; und die beiden dünnen Brotschnitten je zum Morgen- und Nachmittagskaffee konnten die Ernährung allein nicht übernehmen.

Ausgiebiger als das Essen war die Arbeit. Sie konnte nicht früh genug beginnen und nicht spät genug aufhören; und für die Lehrlinge kam noch hinzu, daß sie nach der Arbeit die Werkstatt herrichten mußten, an deren Sauberkeit dem Meister Wiegelmann mehr lag als am Essen. Und dann erst begann das Kartoffelschälen oder was sich sonst in der Küche als Handreichung ergab.

Am schlimmsten stand es um den Samstag, weil sich darin der Rückstand der Woche zusammendrängte, angefordert von den Bitten und Drohungen der Kunden, die zum Sonntag ihr Schuhzeug haben wollten. Es wurde regelmäßig zwei oder drei Uhr, ehe sie in ihre Kammer hinaufkriechen konnten, und

manchmal ging es die Nacht durch bis in die Sonntagsfrühe, die für die Lehrlinge sowieso der übelste Teil des Wochenendes war; denn dann mußte das blank gewichste Schuhzeug noch zur Kundschaft getragen werden, die natürlich nicht um das Schuhmacherhaus herum wohnte, sondern in dem stundenlangen Tal verstreut war.

Erst nachher gab es die zwei Brotschnitten zum Morgenkaffee; und dann etwa den versäumten Schlaf nachzuholen, daran hinderte der Kirchgang, der im Wuppertal nicht versäumt werden durfte. Da war es freilich schwer, in der Kirche die Augen und Ohren, gar das Herz offen zu halten; die Müdigkeit abzuwehren, kniff sich Paul Schäfer in die Beine, den Schlaf durch den Schmerz zu vertreiben.

Der Nachmittag endlich brachte die paar Stunden Freiheit, auf die sich die Angebundenheit der ganzen Woche freute; aber ihn verschlafen, wie es der andere Lehrling und der Geselle taten, dies konnte Paul Schäfer nicht, weil er dann den Kaffee bei seinem väterlichen Freund in der Kuhlerstraße versäumt hätte, zu dem er sich einmal in den sieben Tagen satteſſen durfte; auch liebte er die Gespräche mit ihm über die Heimat, wenn sie spazieren gingen.

Wenn er dann freilich abends wieder in seiner Kammer war, hatten die Gespräche oft genug nur das Heimweh geweckt, und die ganze harte Woche stand neu vor ihm. Es konnte ihn schütteln, daß er aufstand aus seinem kärglichen Bett, durch das Dachfenster hinauf in den Himmel zu starren, den tröstlichen Glanz seiner Sterne suchend. Der Trost aber lag darin, daß die Seinen daheim, wenn sie in den Abend oder die Nacht hinaus blickten, die selben Sterne sahen, in denen er über allen Dächern und allem Elend der Heimat versichert war.

Drei Jahre lang mußte Paul Schäfer in dieser harten Lehre ausharren, darin das Wuppertal den Jüngling prägte, wie Ober-Conroda den Knaben geprägt hatte; aber das Wuppertal war der Widerpart seiner hessischen Heimat. In Ober-Conroda breiteten sich um das einsame Gehöft die Felder und Wiesen aus bis zu den Waldrändern; wo der Fuß ging, fühlte er Erdreich, und der Himmel war unbehindert, das Erdreich mit seiner Sonne zu bescheinen oder aus seinen Wolken zu beregnen. Der Knabe hatte Raum nicht nur für den Schritt seiner Füße, sondern auch für seine Augen und die Gedanken, die mit ihnen schweiften.

Im Wuppertal war ein enger Grund dicht voll Häuser gebaut, die an den

beiden Tallehnen hinauf kletterten, Raum vor ihren Fenstern zu haben; aber der Blick ging nur auf die Dächer, nicht über die Berge hinüber: überall war die Enge fühlbar, darin sich die Menschen mit ihrer Industrie eingenistet hatten. Wenn hier die Sonne schien, wurden die Straßen zu Schattenhöhlen, in denen die Einwohner ihre Wege suchten, die nicht von den Jahreszeiten, sondern von ihren Geschäften bestimmt und darum Jahr aus Jahr ein unveränderlich waren. Und wenn es regnete, wurde kein Erdreich getränkt, nur das Pflaster und die Dächer wurden gewaschen und das schmutzige Waschwasser schoß aus den Traufen in steinerne Gossen, hinab in den Fluß zu strömen, der schwarz genug war, alle Unreinlichkeit aufzunehmen. Der einzige Himmel, der zu der Stadt paßte, war der, wenn er seinen Dunst auf das Tal deckte: dann war alles grau wie der Tag, der sich armselig um die Groschen plagte.

Die Knabenzeit Paul Schäfers hatte unter den Tränen der Mutter in der bitteren Scham gestanden, wenn die Verwandten ihr in seiner Gegenwart rieten, den Paul streng zu erziehen, damit er nicht würde wie sein Vater; aber es gab keine Stunde darin, nach der er nicht Heimweh haben konnte aus der unfreudigen Not der Lehrlingszeit, die ihm die Tage fraß. Auch das Handwerk, in das er geraten war, gehörte dazu und er konnte aus seiner Schuhmacherei mit Wehmut an die eisernen Waagebalken denken.

Aber nun gab es kein Weglaufen mehr, er mußte die drei harten Jahre aushalten, damit er unter die Verdiener käme, sich durch Fleiß und Sparsamkeit hochzuarbeiten und vielleicht Ober-Conroda wieder zu erringen.

Denn so unbarmherzig Paul Schäfer danach vom Leben hin und her geworfen wurde, dieser Gedanke war die Triebfeder, aus der seine Unverdrossenheit kam. Und wenn er das geliebte Ober-Conroda auch nicht errang, so war es doch der Talisman seines Lebens. Die Zähigkeit freilich, sich einen Bauernhof zu erzwingen, wenn es auch leider ein fremder war, hätte ihm die hessische Heimat nicht geben können. Dazu mußte er in die harte Schule des Wuppertals kommen, wo der Daseinskampf um den Groschen den Pfennig dreimal umdrehte, ehe er ihn ausgab.

Mit dem Jahr 1858 ging die Lehre zu Ende und Paul Schäfer konnte als Geselle anfangen zu verdienen. Aber auch damit war der Anfang schwer: als Lohn hätte er in der Woche fünfzehn Silbergroschen erhalten sollen; weil er aber sein Werkzeug selber stellen mußte, lieh ihm der Meister sechs Taler, es zu kaufen, und diese sechs Taler mußte er zunächst abarbeiten. Damit freilich hatte

er genug von der Schuhmacherei Wiegelmann, und er suchte sich eine andere Stelle, die er nach zwei mißglückten Proben auch zu einem besseren Lohn und mit reinlichem Essen fand.

Von seinem ersten verdienten Geld, hatte er sich als Lehrling geschworen, wollte er ein Brot kaufen, sich einmal nach Herzenslust satt zu essen. Den Schwur hielt er auch; aber damit war dem Luxus fürs erste Genüge getan und das Sparen begann, dem Fleiß die kärgliche Frucht in die Scheuern zu fahren. Denn er blieb das eine Gesellenjahr nur deshalb in Barmen, um einen Anfang mit Ober-Conroda zu machen. Als Paul Schäfer sich vor Weihnachten auf die Heimfahrt rüstete, besaß er außer seinem Werkzeug, einer Taschenuhr und zwei neuen Anzügen 45 ersparte Taler. Er hatte ein hartes Stück Leben hinter sich gebracht, hatte ein Handwerk gelernt, in dem er überall arbeiten konnte, und war aus einem weichherzigen Knaben zu einem Jüngling gehämmert worden, der seinen Weg wußte.

Er reiste nicht allein, sondern mit eben jenem Konrad Braun aus Lingelbach, den er am ersten Tag bei dem Schneider als Lehrling getroffen hatte. Der mußte im Januar zur Ziehung und wollte Weihnachten noch einmal zu Hause sein. Sie gingen nicht zu Fuß, sondern fuhren mit der neuen Eisenbahn über Kassel nach Treysa, weil sie so ihre Kisten mitnehmen konnten, auf denen sie saßen; denn sie reisten natürlich in der vierten Klasse. Die hatte zwar ein Dach, aber an den Seiten nur lederne Vorhänge, die bei schlechtem Wetter herunter gelassen wurden; und es war auf ihrer Fahrt vor Weihnachten kein gutes Wetter, sondern abwechselnd Regen und Schnee, die sich durch die Vorhänge nur teilweise abhalten ließen.

Das viele Umsteigen mit ihren Kisten war nicht erfreulich, aber es wurde ihnen reichlich Zeit dazu gelassen und stundenlang saßen sie auf den Bahnhöfen herum, die damals noch keine gedeckten Hallen hatten wie heute. In dunkler Frühe waren sie in Barmen fortgefahren und erst um acht Uhr kamen sie tief in der Dunkelheit in Treysa an. Da wartete der Postwagen nach Ziegenhain auf sie, und es stieg noch eine verschleierte Dame mit ihnen ein, in deren Gegenwart sie nicht miteinander zu sprechen wagten. Als sie aber aus den letzten Häusern von Treysa hinaus gefahren waren, wurde das Fenster hinten in der Tür aufgestoßen und ein Kerl im Kittel mit kurzen Hosen kletterte herein, den sie im Schrecken für einen Räuber hielten, der aber nur, wie sich herausstellte, ein Butterhändler war und auf diese Weise das Fahrgeld sparte.

Er sprach zuerst ordentlich mit ihnen, wer sie wären, woher sie kämen und wohin sie wollten. Dann wurde ihm das langweilig und er setzte sich neben die Dame, sie mit immer unverschämteren Fragen zu belästigen, sodaß die sich das verbat und schließlich dem Postillon an das vordere Fenster klopfte. Der aber hörte nichts und ließ den Wagen unentwegt weiter rumpeln.

Darüber kletterte noch einer zum Fenster herein, der die Gelegenheit der verschleierten Dame kaum sah, als er auch schon bereit war, sich zu beteiligen. Da ihrer zwei immer frecher sind als einer, wurde es bald bedenklich und die beiden Gesellen konnten nicht länger mit stummen Gesichtern zusehen. Sie kamen der bedrängten Dame mit tapferen Worten zu Hilfe, erreichten aber nur, daß die Kerle sich nun gegen sie wandten und es offenbar nicht mit Worten bewenden lassen wollten. Ihre Tapferkeit wäre verprügelt worden, wenn der Wagen nicht angefangen hätte, über das Pflaster zu rumpeln, zum Zeichen, daß sie nach Ziegenhain kamen.

Da verließen die Kerle den Schauplatz wie sie ihn betreten hatten; und als der Postillon die von außen verschlossene Türe aufmachte, saßen nur wieder die drei Passagiere im Wagen. Auf die Vorwürfe der Dame stellte er sich taub; und als die beiden sich einmischten, schnaubte er sie an, als ob sie selber gegen die Dame zudringlich gewesen wären. Die wiederum wurde von einem Herrn abgeholt, der sie unter den Schirm nahm und ins Dunkel davon ging. So blieben die beiden Gesellen beschimpft zurück und schleppten ihre Kisten in die Gastwirtschaft zur Stadt Kassel, um eine Erfahrung reicher, wie der Schneider Konrad Braun kleinlaut sagte: daß es nicht klug sei, sich in fremde Händel zu mischen.

Am andern Morgen besorgte ihnen der Wirt einen Mann, der ihre Kisten auf einer Schiebkarre nach Ottrau fuhr, für fünfzehn Silbergroschen, vier Stunden weit durch das Schneewetter, während sie mit ihren Felleisen tapfer nebenher marschierten. In Ottrau stellten sie die Kisten bei Bekannten unter und gingen noch bis unter den Bechtelsberg miteinander, wo sie sich am Schwarzwasser trennten, Konrad Braun nach Lingelbach hinauf und Paul Schäfer hinüber nach Ober-Conroda.

Der Kettenhund bellte wütend, als er in den Hof kam; und die Seinen meinten, als sie durchs Fenster hinaus sahen, es hätte sich ein fremder Handwerksbursch nach Ober-Conroda verlaufen, bis er statt zu dem Bauern auf das Elternhaus zuging und die Schwester ihn am grünen Tornister erkannte.

Es ist der Paul! jubelte sie, die das Fenster aufgemacht hatte; und danach war große Freude, was in den vier Jahren aus dem Knaben geworden war. Er hatte aber nicht geschrieben, daß er käme, weil ein Brief von Barmen nach Ober-Conroda damals vier Silbergroschen kostete.

Als der heimgekehrte Sohn Weihnachten mit den Seinen gefeiert und ihnen allen Schuhwerk gemacht hatte, als er überall gezeigt und mit seiner Geschicklichkeit bestaunt worden war, mußte er wieder an die Fremde denken; denn sich als Meister niederzulassen, war er noch zu jung, und eine Werkstatt, wo er als Geselle hätte arbeiten können, gab es natürlich nicht in den Dörfern. Auch in Alsfeld, wo er zwei Stellen versuchte, geriet es ihm nicht nach Wunsch. Der junge Schuhmacher mußte auf eigene Faust das Schicksal des Handwerks erfahren, daß sein goldener Boden im städtischen Wesen hängt, und daß darum die Industrie zwar sein Todfeind, aber indirekt sein eigentlicher Geldgeber ist.

Das Wuppertal, das er für immer verlassen zu haben glaubte, fing an zu locken; und wenn die Kriegsgerüchte nicht umgelaufen wären, hätte er sich mit dem ersten Frühjahr wieder dahin aufgemacht. Es drohte damals der Krieg zwischen Piemont und Österreich, von dem jedermann wußte, daß Frankreich hinter Piemont stand und daß Preußen Österreich beitreten konnte, womit die übrigen Bundesstaaten von selber hätten marschieren müssen. Tatsächlich wurde überall schon mobil gemacht, auch in Hessen; und so schien es bedenklich, jetzt gerade zu reisen. Jedenfalls sah die Mutter ihren Sohn schon unter die Soldaten geraten und wollte ihn überhaupt dabehalten.

Als aber der Frühling in den Sommer einging, als die Bäume wie immer geblüht hatten und die unbekümmerten Wiesen standen, war es Paul Schäfer, als sollte er noch einmal auf den Brief des Heinrich Hebel warten. Ich kann nicht wieder einen Sommer verlieren! sagte er und machte sich Anfang Juni unterwegs, gerade, als die Schlacht bei Magenta geschlagen war; aber das erfuhr er erst in Frankfurt.

Denn diesmal wollte er eine richtige Reise machen, über Frankfurt nach Mainz und von da mit dem Schiff nach Köln, von wo mehrere Züge nach Barmen gingen. Nach Mainz kam er an einem Tag gemächlich; er sah in Frankfurt die Zeil, den Römerberg und den Kaiserdom, der damals noch nicht gebrannt hatte, und war am Abend zur rechten Zeit in Mainz. Da freilich fand er alles voll Soldaten, weil es die deutsche Bundesfestung war, und der

kleine Gasthof, in dem er vor dem Schlaf zu seiner mitgebrachten Wurst ein Glas Bier trank, war von Preußen und Österreichern besucht. Sie saßen aber an verschiedenen Tischen, und er hörte von dem Kellner, daß sie wie Hund und Katze ständen, obwohl es im Frühjahr geheißen hatte, sie würden miteinander gegen Frankreich marschieren.

Das Schiff, mit dem er am andern Morgen in der Frühe abfuhr, war ein Holländer; und er durfte als Handwerksbursch zu einem billigen Preis mitfahren: eben das hatte er von einem Bekannten gehört und darum den Umweg gewählt, der nicht mehr kostete als der gerade. Das lustige Leben, in das er auf diese Weise geriet — schon das Verladen der Güter allein war unterhaltend anzusehen — der große Strom und die Stadt daran, die vielen Schiffe und der gegen die Wellen blasende Wind: alles war so niegesehen für ihn, daß er aus dem Staunen nicht heraus kam. Auch daß er nicht wie in der Eisenbahn oder im Postwagen eingepfercht saß, empfand er mit Vergnügen; und wenn er sich auch in der Vorkajüte gleichsam zwischen den Matrosenkisten und Tauen durchwinden mußte, so dünkte ihm das schöner als hinten zwischen den vornehmen Reisenden zu sitzen; auch war die Schiffsglocke hier vorn.

Was dann an dem langen Junitag kam, war die Fahrt durch ein Märchenland. Ob er rechts oder links sah, immer wurde er an Uferbildern vorübergezogen, die mit ihren Schlössern und Kirchen, ihren Weinbergen, Burgruinen und Zolltürmen gegeneinander prahlten. Durch das schäumende Bingerloch ging es hindurch; und auf einmal lag eine Burg mitten im Wasser und war die Pfalz bei Caub, wo der Blücher über den Rhein gegangen war. Immer geringer wurden die Weinberge und steiler standen die Felsen, bis sie bei der Loreley dem eingeengten Fluß den Weg ganz zu verstellen schienen.

Erst hinter Koblenz öffnete sich das Tal wieder; aber da stand gegen den Einfluß der Mosel der starke Ehrenbreitstein da, als sollten die Kanonen morgen losgehen, und alles war voll Soldaten.

Von da bis Köln fuhr das Schiff noch einmal fünf Stunden und die wurden ihm länger als die ersten sieben; doch lag es zunächst nicht an der Landschaft, die bis zum Siebengebirge mit immer neuen Wandlungen geschäftig war, ihn zu unterhalten. Und als die sieben Berge langsam versanken und die Gegend flach wurde, hatte der lange Junitag seine Farben gesammelt, sie dem kommenden Abend über das Land zu schütten. Die Wolken bauten Märchengebirge auf, die am Tag weiß gewesen sein mochten und jetzt golden schim-

merken. Und lange schon, ehe er die Stadt selber sah, tauchte der Dom von Köln auf, dem sich die anderen Türme zu Füßen stellten, bis endlich in der Ferne die Schiffbrücke erschien.

Paul Schäfer stand ganz in den abendlichen Anblick versunken, als es den furchtbaren Donner tat, daß er über die Schiffskiste sprang und fast in den Strom gesprungen wäre. Er hatte wohl die Rohre gesehen und wie ein Matrose das schwarze Zeug hinein tat, aber nicht gedacht, daß es richtige Böller wären, die Ankunft in Köln zu verkünden; und während der mit der Lunte hantierte, hatte er gerade gestaunt. Nun lachten sie alle über ihn, die Reisenden wie die Matrosen, als ob sie nur deshalb geschossen hätten, damit er den Sprung täte; und es war gut, daß die meisten danach ihre Habseligkeiten zu raffen begannen und keine Zeit mehr zu ihrem Gespött hatten.

In Köln bekam Paul Schäfer noch einen Zug bis Barmen; und auch, wenn es nicht dunkel gewesen wäre, hätte er kaum viele Blicke für das bergische Land gehabt, in das sie über Opladen langsam hinauffuhren. So müde war er von dem langen Tag, daß er einschlief und erst erwachte, als unten im Tal schon die Lichter von Elberfeld vorüber zu tanzen begannen. Bis sie durch die verschiedenen Bahnhöfe hindurch nach Barmen kamen, war er völlig wach. Es kam ihm vor, als sei er gestern erst in der Frühe mit Konrad Braun hier abgefahren.

Diesmal arbeitete Paul Schäfer anderthalb Jahre als Schuhmachergeselle im Wuppertal; er hatte in Barmen und Elberfeld gute wie schlechte Stellen, blieb fleißig und unverdrossen. Seinen väterlichen Freund in der Kuhlerstraße fand er noch rüstig und erfreut, von der Heimat zu hören. Sie gingen wieder an den Sonntagnachmittagen miteinander spazieren und ein paarmal kamen sie über die Ränder hinauf in die schönen Wälder. Er war gern in der Kirche, die Predigt zu hören, und eifrig im Jünglingsverein, sich zu bilden. Wie ein richtiger Schüler kaufte er sich Hefte, darin zu schreiben und zu rechnen, wie er auch im Handwerk darauf spitzte, alles Neue zu lernen und einmal ein richtiger Meister zu sein. Wenn er seinen Wochenlohn bekam, war es genau bestimmt, was er davon ausgeben durfte und was ins Sparbuch kam. Als er nach anderthalb Jahren das Wuppertal zum zweitenmal verließ, hatten die 45 Taler sich vervielfacht.

Diesmal mußte er heim wie vor zwei Jahren der Konrad Braun, weil er zur Ziehung gerufen war. Er nahm wieder den Zug über Kassel bis Treysa und

den Postwagen bis Ziegenhain, hatte aber mehr Glück mit seinen Mitreisenden als damals, weil er einen Schulkameraden aus Lingelbach traf, der auch zur Ziehung heimwollte. Statt der verschleierten Dame saßen drei Frauen in Schwälmer Tracht ihnen gegenüber auf der Bank; und kein Butterhändler mit seinem Kumpan kletterte durchs Fenster herein. Denn es war ein neuer Postillon da, der beim Leibregiment des Kurfürsten in Kassel gedient hatte und ein Weihnachtslied auf dem Horn vortrefflich zu blasen wußte, was sich in der Dunkelheit feierlich anhörte.

Die Ziehung war zwar gleich nach Neujahr und Paul Schäfer wurde tauglich befunden; aber zur Generalmusterung mußte er bis zum 15. März warten: so blieb er wieder fast ein Vierteljahr lang daheim und schusterte bei den Verwandten herum, wobei zwar nicht viel Verdienst herauskam, aber es war doch kein Müßiggang. Bei der Generalmusterung wurde er dann zum ersten Infanterieregiment in Kassel geschrieben.

Paul Schäfer war gern Soldat und Kassel gefiel ihm über die Maßen, als sie nach dem ersten Drill der Rekrutenzeit losgelassen wurden, besonders Wilhelmshöhe, wohin er manchmal auf Wache kam. Sonntags, wenn er Urlaub hatte, zum großen Christoph hinauf zu steigen an all den Wasserkünsten vorbei, war ihm ein Vergnügen, das er sein Leben lang nicht vergaß. Aber auch seinen Dienst tat er gern, weil es ein anderes Leben war, bei Sonnenschein und Regen die Glieder zu rühren, als tagaus tagein auf dem Schusterschemel zu hocken; auch galt ein anderer Befehl als der eines mürrischen Meisters und eine andere Kameradschaft als die unter neidischen Gesellen, weil es nicht um Verdienst für den Einzelnen, sondern um Dienst am Vaterland ging.

Der Hauptmann freilich war nicht im geringsten ein Schinder; er sorgte für seine Leute, wie wenn er eine Schule, keine Kompanie hätte; er kannte jeden nicht nur bei Namen, sondern auch nach Herkunft, Beruf und Eigenschaften, und ließ sich gern in ein Gespräch ein, wenn es sich machte; wobei er liebte, die Wahrheit der Antworten zu prüfen. Ein ehrlicher schlechter Kerl ist immer noch besser als ein verlogener! war eine von seinen Redensarten.

Es war eine Auszeichnung, daß Paul Schäfer schon im ersten Herbst nach Marburg kommandiert wurde. Sie lagen zu sechzig Mann mit zwei Offizieren, einem Feldwebel und vier Unteroffizieren auf dem Schloß und ihr Dienst war die Bewachung der sogenannten Eisengefangenen, die da im Zuchthaus saßen. Sie hießen so, weil sie eiserne Schienen an ihren Beinen trugen; denn sie

waren die schwersten Verbrecher des Landes. Es war kein so harter wie gefährlicher Dienst, weil sie hier nicht wie sonst nur zum Schein mit dem geladenen Gewehr auf der Wache standen; und die Ronde sah scharf zu.

Paul Schäfer war froh, als er ins Regiment nach Kassel zurück kam; da war mit den fünf Monaten auch schon das erste Jahr um und er durfte seinen ersten Urlaub antreten, den er wie alle Urlauber mit seiner Uniform auskostete. Es war ein anderes Gefühl, im Helm statt im Hut zur Kirche zu gehen; und in der Spinnstube sahen die Mädchen lieber nach den gelben als nach den silbernen Knöpfen.

Das zweite Jahr dauerte länger als das erste, und das dritte wollte überhaupt aus dem langen Winter zu keinem Frühling kommen. Aber als eines Tages der Sturm blies, daß in der Au die schwarzen Äste und auf den Straßen die roten Ziegelstücke von den Dächern herum lagen, war es so weit, daß sie zur Reserve geschrieben wurden. Stück für Stück ihrer Montur mußten sie auf der Kammer abliefern; und es war so wehmütig wie komisch, als sie sich alle wieder in ihren Kleidern sahen, in denen sie als einzelne eingerückt waren, die nun als Kameraden auseinander gingen.

Ende März 1864 kam Paul Schäfer wieder bei den Seinen in Ober-Conroda an; und er staunte über sich selber, daß er nun schon vierundzwanzig Jahre alt wurde. Nachdem er drei Jahre lang von daheim fort gewesen war, hatte er keine Lust, noch einmal ins Wuppertal zu gehen. Es schien ihm, er könne nun auch in der Heimat seinen Verdienst suchen und auf eigene Faust arbeiten, statt länger Geselle zu sein.

Derart regte sich in Paul Schäfer zum erstenmal der Hans im Glück seines Vaters. Als es ihm schien, daß er in Berfa genug Arbeit fände, fackelte er nicht lange, sondern kaufte sich ein kleines Haus, auch einige Morgen Land und Wiesen dazu, eine Kuh zu halten. Er nahm die Seinen zu sich, damit der Vater die Landwirtschaft besorge, wie die Mutter die Hausarbeit, und saß mit einem Mal mitten im Glück drin, daß es den Seinen gut ging durch ihn.

Es war ein guter Sommer, den er so erlebte, und an Arbeit fehlte es ihm auch nicht; nur als es gegen den Herbst ging, bekam er zu spüren, was der Geselle nicht mitberechnet, aber der Meister erfährt, daß er das Leder und die Leisten bar bezahlen muß, die Kunden hingegen lassen sich Zeit und manche Sohle ist durchgelaufen, auf deren Bezahlung der Schuhmacher noch wartet.

Als die rauhen Lüfte anfingen, das Laub über die Wege zu jagen, war der

allzu früh gebackene Meister schon recht verdrießlich. Er fing an, auf seinen Vater zu hören, der es überhaupt nicht glaubte, daß Einer aus sich selber zu etwas kommen könne und für den der Zivilversorgungsschein etwas Sicheres war. Warum er nicht bei den Soldaten geblieben wäre, da es ihm nach seinen Erzählungen Spaß gemacht habe, zu exerzieren? Er solle sich bei seinem Regiment melden und weiterdienen. Unteroffiziere brauchten sie beim Militär immer, und wenn er in neun Jahren wiederkäme, könne er Ansprüche stellen und der Staat müsse für ihn sorgen.

Solche Sprüche waren um so lockender, je mehr die Widrigkeiten sich häuften, und eines Tages war Paul Schäfer so weit, daß er sich beim Regiment meldete, und zwar durch seinen Hauptmann, an dem er immer noch hing. Es dauerte auch nicht lange, so bekam er Nachricht, daß er sich zum Januar stellen solle; und soweit wäre alles in Ordnung gewesen, wenn er keine Mutter gehabt hätte, der es gar nicht zu Sinn war, ihren Sohn für neun Jahre herzugeben, nachdem sie ihn kaum wieder hatte. Sie setzte ihm zu und stachelte die Schwester auf, daß er daheim bleiben und wie die andern Jungmänner in seinem Alter heiraten solle.

Unterdessen hatte er zwar für das Eigentum in Bersa einen Käufer gefunden, und für die Frau wäre kein Haus dagewesen, wie es auch den Eltern verloren ging, die wieder nach Ober-Conroda hinauf mußten; aber was eine Mutter will, dafür sind Hindernisse nicht sobald schwierig genug. Kaum, daß die Sache besprochen wurde, wußte seine Schwester ein Mädchen in Ottrau, fleißig und gut, das ihm kein Nein geben würde; auch war bereits Einer da, der als sein Freier auftreten wollte, nämlich der Schulkamerad von Lingelbach, mit dem er nach Ziegenhain auf die Ziehung gegangen war und bei dessen Onkel, dem Lehrer in Zella, sie damals fröhlich übernachtet hatten.

Er war nach Ottrau gezogen und bekannt mit dem Hause Gischler, wo vier heiratsfähige Töchter saßen. Mit ihm, dem Konrad Kropf, ging er eines Tages hinauf auf die Bilz, wo das Gischlerhaus stand, und fand, daß die zweitälteste Tochter Elisabeth allerdings eine gute Frau für ihn wäre. Er kam nach diesem ersten Besuch wieder und hatte nach einigen Wochen ihr Ja; auch das von ihrem Vater, der im Sommer Häuser baute und im Winter den Leineweber spielte.

Der machte ihm allerdings eine Auflage, die nicht so angenehm wie die Tochter war: er sollte das Gischlerhaus mit der kleinen Landwirtschaft über-

nehmen, zu der er selber keine rechte Zeit habe! Das wäre an sich günstig gewesen, aber es lagen Schulden darauf, die dem durch seine Erfahrungen in Verfa gewitzigten Schuhmacher Sorgen machten.

Da sein Vater von der Heiraterei sowieso nichts wissen wollte, wurde Paul Schäfer verdrießlich, und eines Tages war er die Sache so leid, daß er nach Ottrau ging, das Verlöbnis aufzusagen. Er zögerte im dunklen Hausflur, weil die Tür mit einer Spalte offen stand; denn der, über den sie gerade sprachen, war er selber. Und was er seine Erwählte sagen hörte, war so voll Vertrauen, daß ihm das schwere Herz mit einemmal leicht wurde. So wartete er eine Pause im Gespräch ab, ehe er anklopfte, und war an dem Empfang der Augen so erfreut, daß aus der geplanten Absage ein fester Beschluß wurde: die Elisabeth Gischler oder keine!

Auch sonst in seiner Verwandtschaft wurde ihm zugeraten: Nimm das Mädchen! sagten sie und waren des Lobes voll über sie, die schon in der Schule klüger und fleißiger als die andern gewesen wäre: Nimm das Mädchen und setz dich mit ihr zur Miete! Die verschuldete Sache laß den Alten!

Indessen wäre das Anwesen ohne ihn zum Verkauf gekommen; und weil seine Braut daran hing, ließ er sich ihr zuliebe zur Übernahme bewegen, zumal ihm der Bauer Ploch, bei dem sie als Magd diente, seine Hilfe anbot. Er machte ein Gesuch ans Regiment, daß er heiraten wolle und um Rückstellung bäte, ließ sich als Käufer des Gischlerhauses eintragen und gab sich mit Hilfe des Bauers Ploch daran, die lästigen Dränger zu befriedigen.

Als er mitten in diesen Geschäften war und schon seine Heirat betrieb, kam sein Gesuch vom Regiment zurück mit dem Befehl, daß er sich stellen müsse. Da waren alle Mühe und aller Verdruß vergeblich gewesen; er hatte ein Haus und Schulden, hatte zu seiner weinenden Mutter und Schwester eine weinende Braut und mußte nach Kassel, um diesmal für neun Jahre Soldat zu sein.

Der Hauptmann war unwillig genug, daß sich Einer erst freiwillig meldete und dann heiraten wollte. Er sei nun einmal da und müsse bleiben! war sein barscher Bescheid. Wenn die Braut nicht gewesen wäre, hätte sich Paul Schäfer am Ende damit abgefunden, so erlöst war er, zunächst einmal all den Verdrießlichkeiten daheim entgangen zu sein. Auch die Braut freilich konnte ihn nicht davor bewahren, daß er wieder den Soldatenrock anziehen und exerzieren mußte, als ob er in seiner dreijährigen Dienstzeit allerlei zu lernen vergessen hätte. Im Anfang machte er gleichsam die Ohren zu, nichts mehr von der

Heimat zu hören und im Dienst des soldatischen Befehls keinen Entscheidungen mehr ausgesetzt zu sein; bis ihm eines Nachts die Ohren aufgemacht wurden.

Er war nach Wilhelmshöhe zur Wache kommandiert und stand seinen Posten vor dem Schloß mit geladenem Gewehr, als er etwas klirren hörte, wie wenn die Ronde käme. Sie war es aber nicht, sondern es trieb sich da etwas anderes herum, dessen Schritte er auf dem weichen Schnee freilich nicht hören konnte; und durch den verhangenen Himmel war es stockdunkel. Nach seiner Pflicht rief er dreimal Halt, Werda! und spannte den Hahn, um schußbereit zu sein, als er keine Antwort bekam. Es war ihm trüb genug zu Sinn, daß er auf einen Menschen schießen sollte; auf einmal aber hörte er lachen und es war einer von Lingelbach, den er kannte.

Der hatte seinen Posten hinter dem Schloß verlassen, weil es ihm langweilig geworden war, in der dunklen Nacht allein herumzustehen; nun ließ er sich weder durch Drohungen noch Bitten bewegen, auf seinen Platz zurückzukehren, sondern er stellte sich lachend ins Schilderhaus, von dort aus leise aber in aller Gemächlichkeit einen Schwatz anzufangen.

Er habe einen Brief von seiner Schwester bekommen, sagte er unter anderem: daheim spräche man schlecht von ihm, daß er sich erst eine Braut angeschafft habe und dann zu den Soldaten gelaufen wäre, als ob das Mädchen neun Jahre lang auf ihn warten solle!

Nach einer Weile, als es dem Landsmann bedenklich scheinen mochte, machte er sich wieder davon; aber die verspritzte Bosheit blieb in den Ohren, und seit der Nacht war die falsche Gelassenheit fort, mit der Paul Schäfer die Augen vor seinem Mißgeschick zugemacht hatte. Es fing an zu bohren in seinen Gedanken, wie er loskommen könnte; und als nach einiger Zeit eine Vorladung vom Amtsgericht kam, reichte er ein Gesuch um vier Tage Urlaub ein. Die wurden ihm bewilligt mit dem Verweis, daß er seine Familienverhältnisse vorher hätte in Ordnung bringen sollen.

Daheim setzte er seinem zukünftigen Schwiegervater eine Bittschrift auf, die der beim Regiment einreichen solle. Darin waren die Verhältnisse des Gischlerhauses dargelegt und wie dringend sie der Hilfe bedürften, die sich in dem Schwiegersohn böte. Es war nichts in dem Gesuch falsch oder übertrieben, aber auch nichts verschwiegen und alles so eindringlich gesagt, daß der Hauptmann ein Einsehen hatte. Er ließ sich den mißglückten Freiwilligen kommen, ihn noch einmal scharf auszufragen; und als der März diesmal mit einem mil-

den Sonnenschein den Frühling weckte, wurde Paul Schäfer aufs neue zur Reserve geschrieben.

Er gedachte nun rasch zu heiraten und fing an, in Ottrau zu arbeiten; aber die Zunft untersagte es. Er habe sein Meisterstück noch nicht gemacht; eben das aber war ihm in Kurhessen unmöglich, weil er im Ausland, wie es damals hieß, gelernt hatte. Er hätte ganz ins Wuppertal zurück gemußt; denn sein dort nachgeholtes Meistertum wäre daheim immer noch nicht anerkannt worden. In seinem Heimatort Bersa hätte man ein Auge zugedrückt, aber ihm war das Haus in Ottrau schon überschrieben; und das stand auf der Bilz, wo die Kätner und kleinen Leute wohnten, denen die reichen Bauern im Dorf sowieso nicht günstig waren.

So stand es schlecht um die Heiratsaussichten des unwillkommenen Zuzüglings, und von Ober-Conroda war kein Hochmut mehr in seinen Gedanken geblieben. In dieser Not besann er sich auf ein Versprechen des Hauptmanns bei der ersten Entlassung: Wenn Einem in der Heimat nach seinem ehrlichen Gefühl ein Unrecht geschähe, dürfe er getrost an ihn schreiben! hatte er der versammelten Mannschaft zum Abschied gesagt; und Paul Schäfer schien es, daß er in dem Fall sei. Er wagte den Brief und bekam nach einigen Wochen ein Schreiben von der Regierung in Marburg, daß er sein Handwerk auf dem Lande ungehindert betreiben könne. Gegen den Spruch der Behörde durften sich die Zunftmeister nicht auflehnen; so konnte Paul Schäfer endlich zur Heirat schreiten.

Es wurde keine Hochzeit auf der Bilz, wie vor fünfundzwanzig Jahren die Taufe in Bersa gewesen war, dafür war das Gischlerhaus zu ärmlich; aber es taten sich zwei Menschen darin zusammen, die keine Ernte des Glücks halten, sondern es durch Fleiß und treue Sorge erringen wollten. Der Schuhmacher fand bald Arbeit genug und seine Frau gab den Taglohn bei dem Bauer Ploch nicht auf; so konnten sie denken, die Zinsen zu bezahlen und gar an den Schulden absparen zu können.

Die Bilz ist ein Hügel, von dem man nicht nur das Dorf Ottrau, sondern die Landschaft rundum übersieht mit ihren fruchtbaren Feldern und den in die Ferne hinein blauenden Wäldern. Sie war also das Gegenteil von Ober-Conroda, wo der Blick nicht aus dem Tal hinaus fand; dafür war die Enge nach innen geschlagen, wo er mit der zahlreichen Familie Gischler hausen mußte. Obwohl Paul Schäfer nach dem Grundbuch den Eigentümer vorstellte, war sein

Schwiegervater noch da und nach seiner Natur geneigt zu kommandieren: im nüchternen Zustand ein gutmütiger Mensch, aber wie so viele dieser Gutmütigen herrschsüchtig, wenn er getrunken hatte; dies war von Zeit zu Zeit seine böse Gewohnheit und die Ursache der Händel, weil sein Schwiegersohn sich weigerte, mit ihm zu trinken.

Zu einem Glas Wein oder Bier wäre Paul Schäfer gelegentlich bereit gewesen, obwohl er auch darin mäßig war, überdies zu sparsam; aber vom Branntwein, dem geläufigen Getränk des Bauern, trank er keinen Tropfen. Er hatte es aus dem Wuppertal mitgebracht, ihn für Gift zu halten; und seine Wuppertaler Lebensführung war es überhaupt, was den alten Gischler an seinem Schwiegersohn ärgerte. Er hatte sich auf seinen Bauplätzen ein schweifendes Leben angewöhnt und mochte den Mucker nicht; daß er in geldlichen Dingen oft genug von ihm abhängig war, erhöhte seine Zuneigung nicht.

Auch der Enkel, der am 13. Januar 1866 geboren und nach ihm genannt wurde, vermochte kein Band zu sein. Es war mein Bruder Johannes, dem es auf diese Weise gelang, noch als Kurhesse auf die Welt zu kommen; denn der Krieg und die ihm folgende Absetzung des Kurfürsten kamen ja erst im Sommer des Jahres.

Bevor der Krieg ausbrach, starb übrigens der andere Großvater Heinrich Schäfer aus seinem Hans-im-Glück-Leben hinweg. Er war in seinem verunglückten Dasein vierundsechzig Jahre alt geworden und hatte sich noch an seinem Stammhalter gefreut, wie ihm das Leben überhaupt trotz seinem Schicksal nicht vergällt gewesen war. „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten", lautete der Text seiner Leichenpredigt; aber es war von dem guten Pfarrer mehr für seine Frau, die Maria Elisabeth, geborene Schwalm, gemeint, von deren Tränen die ganze Gemeinde wußte. Sie wurde danach in das Haus ihrer jüngsten Tochter Elisabeth aufgenommen, die mit einem Wilhelm Mangold, meinem späteren Paten verheiratet war.

Bekanntlich waren die Preußen 1866 in Kassel, ehe noch einer recht an den Krieg glaubte. Das hatte für meinen Vater die Folge, daß er vergeblich auf seinen Gestellungsbefehl wartete. Als er sich freiwillig zur Verteidigung seiner kurhessischen Heimat melden wollte, las er den Brief eines Bekannten, der nach Mainz gefahren war, sich auch freiwillig zu stellen. Ob er zu Hause nichts zu essen hätte? habe ihn der Feldwebel höhnisch gefragt; denn sie hielten in Mainz statt der zwölftausend Mann, die sie dem Bund im Fall eines Kriegs

stellen mußten, schon an die vierzehntausend mobil, also zweitausend Mann zuviel und wußten nicht wohin mit ihnen, zumal der Kurfürst längst in Stettin gefangen saß.

Auf diese Weise kam mein Vater damals nicht in den Krieg, und im nächsten Jahr wurde er preußisch gemacht. Zu einer Übung in Homburg vor der Höhe eingezogen, mußte er sechs Wochen lang nach dem preußischen Kommando exerzieren lernen. Es war das bittere Schicksal des gedienten Mannes, wenn die „von Gott gesetzte Obrigkeit" wechselt; aber eine besondere Bitterkeit vergaß er sein Leben lang nicht; er mußte sich in seinen schwarzen Vollbart hinein das Kinn ausrasieren lassen, zwei Finger breit, auf diese Weise einen König-Wilhelm-Bart zu tragen. Daß der Mann in ihm zum Gespött vor sich selber gemacht worden war, darüber hat er keinen Haß an den preußischen Vetter seines Kurfürsten gehängt; aber er hat seinen Landesherrn treu im Gedächtnis behalten bis über den Tod. Das Bild des Kurfürsten hing später in seinem Zimmer und wurde an jedem 20. August als seinem Geburtstag bekränzt.

Als ich, der zweite Sohn meiner Eltern am 20. Januar 1868 geboren wurde, gab es schon den Norddeutschen Bund, dem ich als Preuße von Geburt angehörte; für den lag Barmen nicht mehr im Ausland wie für die Zunft in Ottrau vorher. Ob meine Eltern das mitbedachten, als sie bald darauf die Heimat verließen, weiß ich nicht. Jedenfalls können die Zwistigkeiten mit dem Großvater Gischler, die allerdings immer schärfer wurden, nicht allein für den Abzug entscheidend gewesen sein.

Es war wohl so, daß ein Schuhmacher in Ottrau den goldenen Boden seines Handwerks nicht finden konnte. Denn wenn ich später hörte, daß meine Mutter mich im Tuch auf den Rücken gebunden hatte, wenn sie im Taglohn bei dem Bauern Ploch zum Mähen ging, und daß sie mich während der harten Tagesarbeit irgendwohin in den Schatten legte, so sieht mir das wenig nach einem goldenen Boden aus.

Im Sommer 1868 beschlossen meine Eltern, nach Barmen überzusiedeln, und der getreue Heinrich George mietete ihnen zum 1. Oktober dort eine Wohnung. So kam ich mit acht Monaten aus der Heimat fort, und ich kann mir die traurigen Umstände nach den Erzählungen meines Vaters vorstellen. Zuerst mußte der spärliche Hausrat von der Bilz nach Barmen geschafft werden, damit er dort wäre, wenn wir ankämen. Das geschah so, daß die Sachen einige Tage vorher auf zwei Bauernwagen nach Treysa gefahren wurden, um mit

Stroh in einen Güterwagen verladen zu werden. Mein Vater machte natürlich die fünfstündige Holperfahrt mit; und als sie durch Neukirchen kamen sagte er dem Bauern Merle, auf dessen Wagen er saß, daß er sich einige Minuten aufhalten möge: er habe noch eine Lederschuld zu bezahlen! Aber der mürrische Merle wollte von dem Aufenthalt nichts wissen. Er käme in einigen Tagen ja doch wieder durch und könne das Geschäft dann ebensogut erledigen.

Wenn ein Bauer etwas nicht will, so ist nichts dagegen zu machen; sie fuhren also weiter durch Ziegenhain nach Treysa und luden die Sachen ein, und mein Vater war ahnungslos, was für einen Ärger er noch daran haben sollte. Als er nämlich am dritten Tag nach einem unmutigen Abschied von der Bilz mit seiner Familie wieder durch Neunkirchen kam, stieg er ab und ging zu dem Mann, seine Schuld zu bezahlen. Der sagte kein Wort zu der Quittung; aber als sie nach Treysa kamen, stand der Güterwagen immer noch da, wie er verladen worden war. Der Mann, durch eine üble Zunge gewarnt, hatte meinen Vater verklagt und unseren Hausrat beschlagnahmen lassen.

Als mein Vater seine Quittung vorzeigte, half ihm das gar nichts. Ein Gerichtsdiener, der geholt wurde, nahm ihn mit zum Amtsgericht, wo er glücklicherweise gleich vorkam, sonst hätten wir auch noch den Zug verspätet und in Treysa gesessen. Die Quittung wurde in Ordnung befunden, aber die Beschlagnahme kostete sechs Taler, die natürlich vor der Freigabe bezahlt werden mußten.

Mein Vater war ein kleiner Mann mit schwarzem Vollbart — an dem das ausrasierte Kinn längst wieder zugewachsen war — und zornigen Augen. Ich kann mir aus späteren Erfahrungen vorstellen, wie sie gefunkelt haben mögen, als er diesen Ärger und Verlust überwinden mußte; denn schließlich waren sechs Taler damals viel Geld, und er hatte an den Kosten der Übersiedelung schon genug zu leisten. Es wird eine tränenreiche Fahrt für meine Mutter gewesen sein. Die Wagen vierter Klasse hatten immer noch keine richtigen Fenster, waren kaum Viehwagen von heute; dennoch war das dumpfe Hocken darin während der gerüttelten Fahrt nicht so schlimm wie das Umsteigen und auf den Anschluß Warten, mit dem Sack und Pack einer so langen Reise.

Meine Eltern hätten, als wir in der dunklen Stadt Barmen ankamen, mit uns Kindern in eine leere Wohnung gehen müssen, wenn nicht der Heinrich

George sie an der Bahn abgeholt hätte. Als er das Mißgeschick erfuhr, gab es keine Widerrede; er nahm uns mit in seine Junggesellenwohnung, und obwohl sie für fünf Menschen statt einem so eng war wie der Wagen vierter Klasse, behielt er uns Obdachlose dort, bis endlich die Sachen kamen und die gemietete Wohnung in der Haselerstraße bezogen werden konnte.

Mein Vater wußte zwar in Barmen Bescheid, aber mit einer Frau und zwei Kindern dahin überzusiedeln, war ein gewagtes Stück; denn nach acht Jahren kannte ihn kaum noch einer, und ohne Bekannte war es schwer, in der fremden Stadt an Kundschaft zu kommen, wenigstens an gute. Es wurde eine schwere Zeit für meine Eltern, in der das Ersparte bedenklich drauf ging; und als meinem Vater nach einem halben Jahr die Stelle eines Anstaltschusters in Düsseltal angeboten wurde, mußte er sie unbedacht annehmen.

Düsseltal, nahe der damaligen Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf gelegen, ist ein ehemaliges Trappistenkloster, das durch den pietistischen Grafen Adalbert von der Recke zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder eingerichtet wurde. Dadurch hegen seine Mauern eine evangelische Insel mitten in katholischer Bevölkerung ein; und eben darum, weil er evangelisch war, hatte man meinen Vater aus dem Wuppertal heruntergeholt. Wir konnten aber nicht in der Umhegung wohnen; meine Eltern mußten sich eine Wohnung in dem nahen Mörsenbruch mieten, wo wir in der Fremde einer katholischen Bevölkerung waren.

Aus dieser Fremde sind wir nicht mehr herausgekommen; wir lebten in der Diaspora, wie das im Kirchendeutsch ausgedrückt wird, und standen damit im Schicksal, das uns Kindern nicht nur die Jugend einsam machte, sondern die Entwickelung bestimmte. Heute, wo sich unser bürgerliches Leben im Rahmen des Zivil-Standesamtes vollzieht, das uns Geburt, Eheschließung, Kinder und Tod bescheinigt, haben wir vergessen, daß wir diese bürgerliche Umrahmung unseres Lebens erst seit dem Jahre 1875 besitzen und daß sie das eigentliche Ergebnis des sogenannten Kulturkampfes war, der mit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes im Jahre 1870 und dem deutschen Widerstand begann. Dieser Kulturkampf wurde mehr als von einem andern Staat von Preußen geführt und das katholische Rheinland war sein eigentliches Schlachtfeld. Daß wir versprengten Kalvinischen den Kampfzorn der katholischen Geistlichkeit zu spüren bekamen, ist selbstverständlich. Über meiner Jugend standen die Worte Sedan und Ketzer: mit dem Sedanfest nahm uns der Staat in seine

Arme; aber als Ketzer wurden wir von einer Bevölkerung ausgestoßen, die kirchlich aufgereizt war.

Erst das Jahr 1870 brachte uns das Sedanfest ein; der Tag von Sedan wurde die Schicksalswende für Deutschland anders, als es der Tag von Königgrätz gewesen war. Mit ihm erst war die Vormacht Preußens in Deutschland besiegelt und damit die protestantische Führung des neuen Reiches, das für Rom einen Ketzer als Kaiser bekam.

Der Krieg hätte auch meinen Vater unter die preußischen Fahnen rufen müssen, der als dreißigjähriger „gedienter Mann" landwehrpflichtig war. Aber das Schicksal hatte es anders mit ihm vor. Er war im Frühjahr 1870 von einem schweren Gelenkrheumatismus befallen worden, an dem er bei Ausbruch des Krieges noch lag und lange völlig dienstuntauglich war. Erst im Februar 1871, als der gewonnene Krieg sich mit der Belagerung von Paris hinschleppte, wurde er felddienstfähig geschrieben und zu einem Transport an die Nordsee eingezogen.

Er hatte uns Knaben zum Abschied gesagt, daß der Zug um zwölf Uhr vom Köln-Mindener Bahnhof abginge und daß wir ihm am Bahnübergang winken sollten; denn die Strecke ging nahe an dem Haus im Mörsenbruch vorbei, wo wir wohnten. Mein Bruder und ich — er fünf-, ich dreijährig — hatten uns darauf gefreut, mit unseren Fähnchen zu winken; wir standen sowieso bei gutem Wetter Tag für Tag am Bahnübergang, und ich habe trotz meiner frühen Jugend noch eine deutliche Erinnerung an die gefangenen Franzosen, wie sie ihre Beine aus den offenen Türen der Güterwagen heraushängen ließen. An diesem Tag aber sollte es eine besondere Freude sein, und eben daraus wurde nichts. Denn als wir schon lange gewartet hatten und bereits verdrießlich waren, rief uns die Mutter zurück, die mit der kleinen Schwester Anna auf dem Arm auch dagestanden hatte; und der Mann, der ihr das Kind vom Arm nahm, war niemand anders als unser Vater, den sie noch einmal zurückgestellt hatten.

Denn auf dem Kasernenhof waren ihrer drei überzählig gewesen. Vortreten, wer sechs oder mehr Kinder hat! hatte es geheißen und als sich keiner meldete, fünf, vier, drei! Da war unser Vater dabei gewesen, der nun wieder nach Hause kam, statt an die Nordsee zu fahren. Das konnten wir natürlich nicht wissen; immerhin hätten unsere kleinen Köpfe es begreifen und sich freuen müssen, daß der in den Krieg geholte Vater wieder dastand. Das taten wir

aber nicht im geringsten, sondern wir heulten beide los, weil wir nach Hause mußten, ohne daß der Vater vorüber gefahren war und wir ihm mit unseren Fähnchen gewinkt hatten, wie uns verheißen worden war. Ich habe später gedacht, ob wir nicht manchmal meinen, das Schicksal habe uns betrogen, während nur unsere Wünsche enttäuscht sind.

Weil danach bald das Ende des Krieges kam, mußte unser Vater nicht mehr hinaus, wir hätten weiter im Mörsenbruch wohnen können; aber er strebte aus Düsseltal fort: einmal wohl, weil er einsah, daß auch die Anstalt seinem Handwerk den goldenen Boden nicht geben konnte, zum andern aber war er verstimmt über den Direktor. Als es gewiß war, daß er eingezogen würde, hatte er sich an ihn gewandt, ob seine Frau mit den Kindern während seiner Abwesenheit in der Anstalt unterkommen könne? Denn er hatte Bedenken gehabt, sie allein in der fremden und auch wohl feindlichen Bevölkerung zurückzulassen. Das aber war ihm von dem christlichen Herrn schroff abgelehnt worden. Überdies hatte der Doktor geraten, seinen Beruf aufzugeben, da sein Herz dieses ewige Hocken auf dem Schusterschemel nicht vertrüge.

In dieser Stimmung wurde ein Gespräch entscheidend, das mein Vater beim Jahresfest mit dem Anstaltsbäcker hatte. Er habe die Pfennigsucherei satt und zöge nach Gerresheim hinaus, wo er ein Haus mit Backofen mieten und eine Spezereihandlung betreiben könne! sagte der Bäcker und schwärmte so von seinem Glück, daß mein Vater wehmütig wurde. Aber als er ihn nach einigen Tagen fragte, wie es nun mit Gerresheim stände? hatte der Bäcker die Lust schon wieder verloren: Seine Frau wolle nicht; sie seien auch zu alt, sich noch zu verändern, und Kinder hätten sie sowieso keine!

Dann wolle er selber sich die Sache einmal ansehen! sagte mein Vater und war am nächsten Sonntag schon in Gerresheim. Er fand in dem alten Ort ein äußerlich noch ordentliches Steinhaus schief zurück von der Straße gestellt mit einem abgenutzten Backofen und einem Ladenraum. Es gehörte einem Bauern namens Keperdick; zu dem ging er hinaus und wurde rasch einig mit ihm, weil die Miete nicht teuer war; eigentlich mehr, um aus dem häßlichen Mörsenbruch wegzukommen, als daß er schon Pläne hatte.

Denn er blieb, als wir im August 1871 hinaufgezogen waren, vorläufig noch Anstaltsschuster in Düsseltal, der jeden Morgen die Stunde durch den Grafenberger Wald hinabging und jeden Abend wieder herauf kam, womit er zwar eine gesunde Bewegung hatte, aber die beiden Stunden hätte er ohnedies

gehen können. Ans Backen dachte er zunächst nicht, nur den kleinen Laden richtete er meiner Mutter ein.

Es war, an sich besehen, ein ziemlicher Unsinn, was er da machte; denn aus dem Laden kam viel zu wenig heraus, den Umstand zu rechtfertigen. Und wenn er seine Familie nicht in dem fremden und feindlichen Mörsenbruch lassen wollte, so hatte er sie in eine fremdere und feindlichere Umgebung gebracht. Denn in dem alten Gerresheim waren wir erst die vierte evangelische Familie; und der protestantische Kaiser in Berlin konnte uns um der katholischen Seligkeit willen gemiedenen Ketzern wenig helfen.

Namentlich die andern Mieter in dem alten Steinhaus waren erbost über ihre kalvinischen Hausgenossen. Es dauerte nicht lange, so weinte meine Mutter und wollte weg, nicht nur weg aus Gerresheim, sondern überhaupt aus dieser katholischen Fremde und wieder nach der Heimat zurück. Wir beiden Knaben — dreieinhalb- und fünfeinhalbjährig —, die natürlich nichts mehr von Hessen wußten und Düsseltal für die Heimat hielten, nahmen uns und die Sache eines Tages bei der Hand, indem wir Gerresheim den Rücken kehrten und durch den Grafenberger Wald nach Düsseltal hinabgingen. Da wurden wir, weil unser Vater zum Ledereinkauf in der Stadt war, von seinem Lehrling aufgegriffen und nach mancher Aufregung der verzweifelten Mutter zurückgebracht.

Unser kindlicher Gewaltstreich gab der Sache eine günstige Wendung. Als mein Vater am nächsten Sonntag zu dem Bauern Kemperdick ging, ihm die Wohnung aufzusagen, tat der die andern Mieter kurzerhand hinaus und vermietete uns das ganze Haus zu einem günstigen Preis; auch kam er anderntags, meiner Mutter gut zuzureden; denn er war selber evangelisch und uns darum geneigt. Mein Vater aber faßte den Entschluß, es mit der Bäckerei zu versuchen, um so die Seinen tagsüber nicht mehr allein lassen zu müssen.

Das war womöglich ein noch größerer Unsinn als der Umzug nach Gerresheim; denn einmal heißt es: Schuster bleib bei deinem Leisten! und zum andern essen sie am Niederrhein bekanntlich Schwarzbrot. Meine Mutter, an der die Praxis der Bäckerei zunächst hängen blieb, konnte zwar wie jede Hessenfrau backen, aber doch nur das heimatliche Landbrot. Eben dadurch aber kam das Glück, von dem der Anstaltsbäcker geschwärmt hatte.

Denn als mein Vater sich zunächst einmal die Backgeräte hergestellt und vorsichtig nur fünfzig Pfund Roggenmehl gekauft hatte, den Backofen zu ver-

suchen; als das Brot über Erwarten geraten war und vor allem meinen Eltern selber schmeckte, aber auch dann und wann einen neugierigen Käufer fand, half der Zufall uns zu einer richtigen Bäckerei.

Wir Evangelischen in Gerresheim gehörten kirchlich zu Erkrath, einem bergischen Dorf, das ungefähr eine Stunde entfernt im Tal der Düssel liegt. Als nun meine zweite Schwester auf den Namen Pauline getauft werden sollte, war der Pfarrer Rühl von Erkrath verreist und statt seiner kam der Gefängnisprediger Schäffer aus Düsseldorf herüber, der auch ein geborener Kurhesse war. Wie der nach der Taufe zum Kaffee blieb, schmeckte ihm das selbstgebackene Brot und er fragte, woher es käme? Den Zusammenhang erfahrend, zögerte er nicht, sich gleich zwei Brote zu bestellen; und am andern Tag kam eine Postkarte, mein Vater möge gleich vier Brote mitbringen, weil ein weiterer Landsmann, ein nach Düsseldorf verschlagener Regierungsrat, sich beteiligen wolle.

Vier Brote in einem Korb eine Stunde weit zu tragen, ist kein vernünftiges Geschäft; aber es wurde der Anfang eines solchen. Anders als mein Großvater begann mein Vater den Hans im Glück zu spielen. Außer dem Pastor Schäffer und dem Regierungsrat Faber waren es im Handumdrehen noch zwei Postsekretäre, die regelmäßig zweimal in der Woche das Brot geliefert haben wollten: auch „Oberländer", wie man in Düsseldorf sagte, die Verlangen nach dem Oberländer Brot hatten, als dessen Bäcker mein Vater in der Folge zu Ruf kam.

Nicht lange, so konnte er das verlangte Brot nicht mehr tragen; er schaffte sich ein Dreirad an, das er schob und an dem vorn ein großer schwarzer Hund zog. Statt dem Hund zog bald ein Esel und statt dem Dreirad wurde eine alte Postkarre angeschafft; statt dem Esel kam ein Pony und statt der Postkarre ein richtiger Wagen, vor den schließlich auch ein richtiges Pferd gespannt werden mußte.

Es ging alles im Handumdrehen, weil die damals einsetzende Entwicklung der Stadt viele Oberländer nach Düsseldorf zog, die sich nicht an das niederrheinische Schwarzbrot gewöhnen konnten. Der Kundenkreis nahm so rasch zu, daß mein Vater ihm mit den Einrichtungen seiner Bäckerei nur mühsam entsprechen konnte. Nach einigen Jahren war es nicht mehr zu vermeiden, daß er sich ein richtiges Backhaus baute, und weil er nun einmal am Bauen war, plante er ein Wohnhaus gleich mit.

Natürlich wäre es vernünftiger gewesen, sich, seiner Kundschaft nachziehend, nach Düsseldorf zu setzen; daß er in Gerresheim blieb, geschah kaum aus Anhänglichkeit an den Ort, in dem wir nach wie vor Fremdlinge waren. Es spielte wohl mit, daß wir, auf dem Land sitzend, unsere kleine Landwirtschaft betreiben konnten; unbedingt aber entschied die kirchliche Verbundenheit. Damals war es so weit, daß die Evangelischen in Gerresheim mit der schnell wachsenden Glashütte eine eigene Gemeinde bilden und sich von Erkrath ablösen konnten. Mein Vater als Presbyter stand mitten in den Bemühungen, die er nicht im Stich lassen wollte.

Durch den Hausbau kamen wir aus dem Ort hinaus in die Felder, dort sichtbar als Zuzügler zu wohnen. Aber wir blieben da, und so wurde uns Gerresheim doch zur Heimat, in der wir Kinder die hessische Herkunft mit den Jahren vergaßen.

Gerresheim ist heute in Düsseldorf eingemeindet; damals war es noch ein Landstädtchen für sich. Als Stift im Jahre 870 gegründet und im Jahre 1368 zur Stadt erhoben, konnte es sich rühmen, viel älter als seine hochmütige Nachbarin Düsseldorf zu sein; und die im Jahre 1236 eingeweihte Stiftskirche gab diesem Ruhm ein sichtbares Zeugnis. Sie ist eine der rheinischen Tuffsteinkirchen im Übergangsstil, nicht so prunkvoll wie ihr nächster Nachbar, die Quirinuskirche zu Neuß, aber mit dem dicken achteckigen Vierungsturm ein beachtenswerter Kirchenbau.

Das alte Haus, in dem wir die ersten Jahre wohnten, stand gegenüber dem ehemaligen Katharinenkloster an der Hauptstraße, die, weil damals das Neußer Tor und der Durchgang „Unter-Leuffen" noch nicht abgebrochen waren, den Eindruck eines länglichen Platzes machte. Das schönste daran war für uns Kinder die alte Linde, die in unserem eigenen Garten stand. An ihr waren in Zimmerhöhe die untersten Äste sternförmig ausgezogen und im Kreis abgesägt, so daß ihre Ausschläge nach oben die Wände einer natürlichen Laube bildeten, von der Riesenkrone des uralten Baumes überschattet. Wären wir nicht kalvinische Fremdlinge gewesen, hätte uns das alte Steinhaus mit dieser Wunderlinde eine Heimat werden können.

Aber Gerresheim war nicht nur landläufig katholisch, sondern noch in besonderer Weise, nämlich als Wallfahrtsort, zu dem an der Blutskirmeß von allen Seiten weither die Pilgerzüge angebetet kamen. Wir gehörten wirklich nicht dahin, und wie fremd wir waren, bekamen wir Weihnachten zu spüren,

wenn die katholischen Knaben ihren Niklas längst gehabt hatten, während wir die Kerzen an unserm Christbaum ansteckten. So merkwürdig dies heute klingen mag, damals kannten die Gerresheimer noch keinen Christbaum und die Jugend umlagerte unser Haus, das Wunder zu bestaunen.

Mein Vater tat also recht, wenn er sein Haus vor dem Neußertor und außerhalb der umfriedigten Gärten baute, wo wir auch äußerlich abgesondert wohnten. Nur die Zeit hatte er schlecht gewählt, weil die sogenannten „Gründerjahre" gerade vor dem Krach standen. Er baute das Haus viel zu teuer und hatte ein gutes Stück Geld verloren, als es fertig war. Überdies verschwand der Mieter, der ihm das erste Stockwerk schon im Rohbau abgemietet hatte, mit dem ersten Verputz. Der Stock stand zweieinhalb Jahre leer, da wir nur das Erdgeschoß und den Dachstock für uns brauchten.

Für uns Knaben — die zweite Schwester Pauline war unterdessen wieder gestorben und die ältere Anna zählte noch nicht mit — brachte der Hausbau natürlich eine Folge aufregender Ereignisse mit sich. Namentlich an das erste Ereignis, den Brunnenbau, erinnere ich mich heute noch mit Staunen, daß man nur ein rundes Loch in die Erde hinab zu treiben braucht und schon kommt man auf klares Wasser, das mittelst einer Pumpe herauf geholt werden kann und nie versiegt. Und als das Dachgebälk aufgerichtet war, wollte mein Vater eines Sonntag nachmittags nach dem Bau sehen und fand seine Sprößlinge oben auf dem Dachfirst reitend, was ihm einen Schrecken, den beiden Reitern aber nachher — denn er rief sie natürlich nicht an — eine seinem Schrecken entsprechende Tracht Prügel eintrug.

(Der Schluß der Erzählung folgt im nächsten Heft.)

Hans Grimm

## Baldwin oder vom schweren Verstehen

Als der englische Ministerpräsident Baldwin im Mai vom Amte zurücktrat, wurde ihm in der Presse seines Landes bezeugt, er stelle anderen voran den guten Engländer der Gegenwart dar. Wie er denke, denke zutiefst das Land; wie er rede, spräche wohl das englische Volk, wenn es mit einer Stimme sich auszudrücken vermöchte; in seinem Wesen fänden sämtliche Landsleute vertrautes Wesen, und wie sie ihn sähen, so sähen sie sich selbst in ihren guten Stunden. Seit Palmerston habe kein zweiter englischer Staatsmann das eigene Volk und die eigene Zeit so unzweifelhaft verkörpert.

Der „Mann ohne Feind" im britischen Reiche, von dem so Freundliches gesagt wird, ist auf einem langsamen Wege und gegen eigenes Erwarten und auch Suchen zu Ansehen gekommen.

Er wurde als einziger Sohn eines Eisenhüttenbesitzers in Worcestershire geboren, er erbte die Hütte, er übernahm mit einundvierzig Jahren den Parlamentssitz des Vaters, er sprach als Abgeordneter ganz selten. Mit fünfzig Jahren wurde er mitten im Kriege in das Schatzamt berufen, und auch als Staatssekretär war wenig von ihm zu hören. Noch im Juni 1919 wußte selbst der Herausgeber der Times nicht, wer er sei.

Damals erhielt die Times einen Brief zum Abdruck, der Brief war mit den Buchstaben F.S.T. unterzeichnet. Dem Briefe lag, dem englischen Brauche entsprechend, die Namenskarte Baldwins für die Schriftleitung bei. Der Brief war merkwürdig genug. Um der Merkwürdigkeit willen erkundigte sich der Herausgeber vorsichtig, wer dieser Briefschreiber F.S.T., namens Stanley Baldwin wäre, und ob man ihn ernst zu nehmen habe.

In dem Briefe stand, es sei nach der durch Opfer überwundenen Not des Krieges eine neue Not entstanden. Das Land lebe im Taumel und lebe von geborgtem Gelde. „Spielen ist leicht, schwer ist zu lernen, daß ohne Arbeit nicht lange gespielt werden kann. Der Narr meint noch im Vorzimmer der Hölle, er befinde sich in seinem Paradiese. Wie kann die Nation hingewiesen werden auf den Ernst ihrer finanziellen Lage, wer macht sie sehend, daß Liebe zum Mutterlande der Liebe zum Gelde vorauszugehen hat? Ich meine, die Nation brauche ein Beispiel. Die bedeutenden Vermögen haben da eine Gelegenheit zum Dienste, die nicht wiederkehrt, sie kennen die Gefahr der Staats-

verschuldung, sie wissen, wohin der Druck einer Staatsschuld führen muß." Dann erklärte der für den Timesleser namenlose Briefschreiber F.S.T., er habe sein Eigentum in Zahlen errechnet, er besitze den Gegenwert von 580000 Pfund, ein Fünftel werde er zu Geld machen und werde das Fünftel der Regierung überreichen; ein entsprechender Betrag Kriegsschuld solle damit gelöscht werden.

Die Geschichte des Briefes und der Gabe kam im Jahre 1930 heraus. Niemand im Lande wußte davon, als Stanley Baldwin mit 56 Jahren Ministerpräsident wurde.

Er blieb mit kurzer Unterbrechung Ministerpräsident bis zu diesem seinem siebzigsten Jahre. Er blieb neben anderen Gründen im Amte, weil er meinte — so sagt die Times in ihrem Abschiedsaufsatz — der Beruhigung Europas persönlich dienen zu können und im besonderen einer bündigen Verständigung mit Deutschland. In demselben Abschiedsaufsatz der Times heißt es dann freilich ein paar Zeilen weiter, Baldwin war vielleicht zu sehr Engländer, als daß er eine andauernde und ins Einzelne gehende Bereitschaft für Auswärtige Angelegenheiten aufgebracht hätte.

Wir alle leben vor einer Wende, die für die ganze Menschenwelt und am meisten für uns und England — das meinen nicht nur sehr viele von uns, sondern auch genug Männer und Frauen drüben — dadurch entschieden werden wird, daß England und Deutschland sich im Willen und den folgenden Handlungen zusammenfinden oder trennen. Wir leben vor solcher Wende in großen Bemühungen und, die Empfindlichen von uns, in einem früher unbekannten Schrecken, wie schwer es sei, sich schon innerhalb des eigenen Volkes und der Artgenossen von Seele zu Seele zu verstehen. Und wo könnte eine echte Begegnung im Willen für eine menschliche Zukunft anfangen als bei der verstandenen Seele?

In dieser Zeit also, in dieser Zeit vor dem Schicksal und in dieser Zeit der großen Schwierigkeit der Herzen, wurde drüben über den Staatsmann Baldwin geschrieben: „Wo er von seinem Fühlen sprach, war es, als wenn sein Volk selbst sich erkläre." Mir scheint, wenn das wirklich zu gelten hat, und es ist mehr als Phrase und mehr als Pathos, müßte nach Äußerungen des Mannes auch außerhalb der Politik des Tages und außerhalb der Raschheit der Zeitungen noch einmal von uns hingehorcht werden, weil wir doch — um des Schicksals willen — das Wort zu England hin suchen, weil wir doch vor solchem Worte an die andere Seele so nahe als möglich herangelangt sein müssen.

Bei uns ist mit stiller großer Bewunderung beobachtet worden, mit welcher Kraft und mit welchem Takte und auch mit welcher Zartheit der bürgerliche Minister das Königtum vertrat und bewahrte, und wie schön das war, was er bei dieser schweren Angelegenheit sagte. Bei uns ist sein lächelnder Zuruf an die Hochschule Cambridge bekannt geworden: „Laßt Dichter aufwachsen an den Universitäten, die die Welt mit dem Geiste der Einheit und zugleich mit dem Geiste der Freiheit immer neu erfüllen. Große Dichter sind seltener als große Erfinder, deren Werk heute so leicht in des Teufels Hände gerät und ihm zu den Tragödien der Menschheit dient." Wir erfuhren seine Äußerung: „Mein heißer Wunsch ist, die Bücher zu lesen, zu denen ich Lust habe, ein anständig ruhiges Leben zu führen und Schweine zu halten". Wir lasen seine Ansprache vor der britischen Reichskonferenz. Wir hörten da die Sätze: „Logiker haben unsere Verfassung nicht entwickelt. Die britische Reichsverfassung ist durch ganz gewöhnliche Leute wie Sie und ich zu dem geworden, was sie ist. Wir haben uns stets den Zeiten angepaßt und sind beweglich geblieben. Und wenn unser Volkstum lebt und blüht und wenn ihm die Nöte anderer weniger glücklicher Nationen erspart geblieben sind, dann kommt das nach meiner Auffassung nicht zuletzt daher, daß wir bei unserem Handeln niemals Theoretiker sein mußten. Und wenn Sie wie ich das Wachstum unseres Verfassungswesens durchprüfen von Cromwell bis zur Thronbesteigung der Hannoveraner, dann werden Sie erkennen, wie wohl ein Land ohne ein festes Gedankensystem fährt, wenn ihm nur gesunder Menschenverstand zur Verfügung steht. Deshalb warne ich vor jeder konstitutionellen Zwangsjacke, in der Zwangsjacke geht am Ende jedem der Atem aus. Und ich warne auch vor dem Eifer zur festgelegten Lehre (definition). An der festgelegten Lehre hat die christliche Kirche ihren Riß bekommen alsbald nach ihrem Entstehen, und der Bruch ist nicht wieder geheilt. Wo wir ähnliches mit unserer Verfassung trieben, unser Reich fiele in Stücke, und die Trümmer fänden sich niemals wieder zusammen. Die stärkste politische Wahrheit steht in dem Bibelverse: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig." —

Wir in Deutschland hörten das Alles und hörten auch Anderes dazu, zum Beispiel die Redewendung von der englischen Grenze am Rhein. Uns klang manches etwas seltsam; wir hatten seit Bismarck zu der humorigen Note in der Politik keine rechte Gelegenheit mehr und wurden des politischen Humors nach

Versailles völlig entwöhnt. Dennoch schien dieser und jener Ton Baldwins einigen von uns Älteren vertraut; wir spürten, der Engländer habe, wenn er nicht scherze, ein Etwas an sich von unseren Nationalliberalen in den Jahren zwischen 1871 und 1884, in der Zeit der großen deutschen Hoffnung und auch scheinbaren deutschen Erfüllung.

Nun hat der scheidende Ministerpräsident Baldwin in seiner letzten Amtswoche vor den britischen Jungen und Mädchen, die aus allen fünf Erdteilen zur englischen Krönung gekommen waren, eine Rede gehalten. Von dieser Rede an die Jugend heißt es drüben, sie stehe allen Zeugnissen voran und enthalte Baldwins Art und das englische Wesen ganz. Deshalb seien die Hauptteile dieses Rufes an die Jugend hier übertragen. Baldwin sagte:

„Wir gehen davon. Ihr seid die Herren der Zukunft ... Ihr werdet Treuhänder in jedem Sinne dieses schönen Wortes. Kein bequemes Erbe fällt Euch zu, sondern eine Pflegschaft für die Geschlechterreihen, die wiederum Euch folgen .. Seid Ihr der Aufgabe nicht gewachsen, dann erwartet Euch und Euere Kinder wenig Gutes.

An Euch wird es sein, in welchem Teile des Britischen Reiches Ihr immer wohnen mögt, das zu schützen, was wir Demokratie nennen. Demokratie muß nach außen und innen verteidigt werden, und es ist möglich, daß Ihr sogar die Demokratie vor sich selbst zu retten habt. Ihr sollt der Welt zeigen — und die Welt ist vielerorts sehr kritisch geworden —, daß die Demokratie und ihre Grundsätze und ihre Absichten und ihr Verfahren mit feigem Denken und mittelmäßigem Handeln nichts zu tun hat. Sondern Mut und Zucht und Leistung gehören zur Demokratie ebenso notwendig wie zum Führerstaate. Und die Demokratie hat Führerschaft ganz genau so nötig wie irgendeine Diktatur. Und was in einer Demokratie dem Führertum an Machtmitteln fehlt, das muß in ihr die Führerschaft allerdings durch Haltung und Charakter ersetzen. Und Führerschaft erwartet die Demokratie von Euch.

Wie die Zukunft sich endlich gestalten wird, möchte ich nicht wahrzusagen versuchen. Ich weiß mehr von der Welt, die war, und von der Welt, die ist, als von der Welt, die sein wird.

Ihr seid wahrscheinlich alle diesseits der großen Wegscheide Weltkrieg geboren, die das Leben sämtlicher Erwachsenen in ein Vorher und ein Nachher aufteilt. Ich wurde weit zurück im Vorher geboren. In meinem Geburtsjahr

geschah zweierlei, in ihm ließ Marx das Buch vom Kapital erscheinen, jene Botschaft von der Zwangsläufigkeit der Wirtschaft, und im selben Jahre gab Disraeli Wahlrechte an einen Teil der Arbeiterschaft und bekannte sich zum Glauben an den fördernden Wert der Freiheit. Ich erwähne die beiden Geschehnisse, weil ich in ihnen den Schlüssel zu Vielem sehe, das sich in den folgenden siebenzig Jahren ereignet hat, und auch aus einem anderen Grunde. Lehren will ich an die zwei Geschehnisse nicht knüpfen. Lehrhaftigkeit ist doch heute ein Vorrecht der Jugend. Ich frage Euch aber, wer hätte damals im Jahre 1867 vorauszusagen vermocht, was diese zwei Geschehnisse nach sich zögen.

Sehr wenigen ist es gegeben, ihre Zeit von Grund auf zu verstehen. Die Menschheit, sagt General Smuts, hat ihre Zelte abgebrochen, und hat sich von neuem auf Wanderung begeben. Und er mag recht haben. Nur ist noch nicht gewiß, ob die Wanderung vorwärts geht, besseren Zielen entgegen, oder ob zurück marschiert wird zur selben Häufung von Leid und Sorge, von Zerstörung und Tod, die wir vor zwanzig Jahren durchgemacht haben. Ihr seid zur Welt gekommen, als die Sturzflut, die über Europa Verwüstung gebracht hatte, ablief. Die Väter und Brüder von Euch, die im Krieg fielen, starben in der Hoffnung, durch ihr Opfer werde für die Überlebenden eine schönere und gütigere Welt entstehen. Aber die Menschheit kann keine schwere Sünde begehen, sie zahle denn dafür.

Die zwanzig Nachkriegsjahre haben dargetan, daß Krieg keine Rechnung abschließt, sondern die Schuld besteht weiter. Der große Augenblick eines Sieges wird leicht genug zum Anfang der Niederlage. In derselben Zeit, in der der Völkerbund sich zusammenfand, wurde auch der Vertrag von Versailles unterzeichnet.

Vor zwanzig Jahren hätte jeder von uns beide Vorgänge auf der Habenseite verbucht, aber von beidem sind die Hoffnungen der Menschheit betrogen worden. Ein freies Leben für jedermann sollte die Frucht des Sieges sein, doch dadurch, daß das freie Leben in anderen Ländern unmöglich gemacht wurde, geriet es in unserem eigenen Lande in Gefahr.

Man versucht die zwanzig Nachkriegsjahre auf alle mögliche Weise zu erklären, man spricht von falscher Wirtschaft und spricht von falscher Politik; es sei nur die Wirtschaft schuld, sagen die einen, es sei nur die Politik schuld, sagen die anderen. Welche tadeln den Vertrag von Versailles, welche tadeln die Geldleute, welche die Staatsmänner, welche die Diplomaten. Andere vereinfachen das ganze Trauerspiel dadurch, daß sie eine Handvoll bekannter Gestalten auf

der politischen Bühne Europas zu Sündenböcken machen. Aber wie dem immer sei, wahr bleibt, daß Europa, obgleich es nicht mehr Krieg führt, zum Frieden nicht gelangt ist, sondern zu neuem Kampfe bereit steht. Für jeden Soldaten, der fiel, trat ein anderer unter Waffen. Für jedes Kriegsschiff, das versenkt wurde, schwimmt ein anderes auf der See, und für jedes Flugzeug, das abgeschossen wurde, ziehen zwanzig Flugzeuge durch die Lüfte. Das ist an und für sich eine böse Quittung auf die Anstrengung der Friedensfreunde, schlimmer ist, daß man anfängt den Frieden als eitle Einbildung zu bezeichnen, der der Kampf gegenüberstehe als wahres Manneswesen. So lange es ein Britisches Reich geben wird, wollen wir gegen solch falsches Denken zeugen.

In dieser letzten Rede, die ich als Ministerpräsident vor einer großen Zuhörerschaft halte, laßt mich mein Glaubensbekenntnis ablegen, das Millionen Menschen aller Rassen innerhalb des Britischen Reiches mit mir teilen. Wir sind aus einer Insel zu einem Weltreich geworden, wie heißt das Geheimnis, das uns zusammenhält, das Geheimnis heißt: Freiheit; Freiheit in Ordnung, Freiheit innerhalb der Gesetze, Freiheit, die alle Machtmittel hinter sich weiß, aber sie nicht vornehin schiebt. Wir stellen eine Gemeinschaft dar, in der Staatsgewalt und Bürgerfreiheit ineinander übergegangen sind und in der Staat und Bürger beides sind, Zweck und Mittel.

Unser Reich ist auf den Frieden eingerichtet und will der freien Entwickelung der Einzelpersönlichkeit in freiwilliger Bindung und durch eine unendliche Mannigfalt freiwilliger Verbindungen dienen. Unser Reich vergöttert weder den Staat als solchen noch den Herrscher. Die alte Lehre vom göttlichen Rechte der Könige ist vorbei, wir beabsichtigen nicht, an ihre Stelle die neue Lehre vom göttlichen Rechte des Staates zu setzen. Noch nie hat es den Staat gegeben, der eines freien Mannes Anbetung wert gewesen wäre.

Der junge König und seine Königin, die wir in diesen denkwürdigen Tagen so gern geehrt haben, sind die ersten Diener des suveränen Volkes. Sie haben sich dem Volke geweiht. Das ist die ewige Magie der Königsherrschaft bei uns. Der König ist für uns Symbol der Einheit nicht nur des Reiches, sondern einer Gesellschaft, die durch einerlei Meinung vom Wesen des Menschen zusammengehalten wird. Wir beten weder Stammesart noch Klassen an, sondern wir glauben an und werten das nach unserer christlichen Überzeugung, was der einzelne Mensch vermag.

Ein christliches Staatswesen stellt die einzelne menschliche Persönlichkeit

allem anderen voran, der Sklavenstaat verneint sie. Wo am Ewigkeitswerte der Menschenseele gerüttelt wird, beginnt von neuem die Barbarei und die Dschungel. Sobald der Glaube an die Seele aufhört, den uns die Religion gab, sobald bekommen die freche Knechtung und despotische Grausamkeit ihre Zeit. Wird erst die Religion als Opium für das Volk angesehen, so verfallen die politische und bürgerliche Freiheit rasch demselben Urteil. Die freie Rede verschwindet, Duldung hört auf, Gerechtigkeit gibt es nicht mehr.

Im Garten der Tyrannei trägt der Menschengeist keine Früchte, aber es trifft zu, daß das Unkraut Sklaverei auf jeglichem Boden zu wachsen vermag. So lange wir weise genug bleiben, mit der suveränen Autorität unseres Landes, die Freiheit heilig zu halten, so lange werden die Gesichter aufatmender Menschen uns zugewandt bleiben.

Die Gemeinschaft der Völker unseres Reiches und ihre Kameradschaft wurzelt in dem Glauben von der Würde der einzelnen Menschenseele, und das ist das englische Geheimnis, auch wenn wir zu mancher Zeit und manchen Ortes diesem Glauben nur schwach und matt gehorcht haben."

So lautet der Kern der Rede Baldwins, von der geschrieben wird, sie enthalte seine Art und das englische Wesen ganz, und die, was bei englischen Reden ungewöhnlich ist, nachgedruckt wurde und vom Times-Verlage in großen Mengen verbreitet wird. Die Rede ist hier nicht wiedergegeben zur Kritik, sie steht hier nicht zu ihrem Lobe und auch nicht zu unserem Widerspruche. Die Rede steht vielmehr an einer Stelle, an der das innere Reich zu zeigen versucht wird, zunächst in uns und danach bei denen, von denen wir meinen, daß sie uns trotz allem am nächsten sind, und daß der wirkliche Unterschied zwischen uns und ihnen zuletzt nur der sei, daß wir näher an das Schicksal gerückt seien seit langem. Und die Rede enthält ohne Zweifel ein Stück inneres Reich im politischen Sinne, wie sie es heute drüben empfinden.

Was uns angeht, so meinen wir nicht, daß Not und Leid, einerlei ob angetan oder verschuldet, die Menschen gemeinhin besser mache. Not und Leid und Enge zerstören ungeheuer viel, aber daß bei dem Versuchen der Abwehr die Bequemlichkeit zur Seite gestoßen wird, das gibt vielleicht eine neue Gelegenheit. Ein Mehr an Anmerkung gehört hier nicht zur Rede. Denn der schwere Weg von Seele zu Seele wird nicht dadurch gefunden, daß man den Andern zu belehren trachtet.

Dagegen muß, wo das innere Reich bei Menschen anderer Sprachmittel gesucht wird, etwas zur Übersetzung oder Übertragung ihrer Äußerungen gesagt werden.

Wer nach langer englischer Gewohnheit die Baldwin-Rede englisch hörte oder las, dem wird sie wie mir weder seltsam noch wunderlich geklungen haben, sondern als eine ehrlich gemeinte und nicht unbedeutende Erklärung. Erst, als ich die Rede mir in die deutsche Sprache herüberholte und mit deutschen Ohren deutsch hörte, wurde sie mir fremd und beinahe ärgerlich und sank nicht wenig an Wert; und ich war doch ein Hörer guter Vorbereitung und zugleich besonders guten Willens. Ich habe dann, was diese Rede angeht, versucht, sie so zu übertragen, wie ein deutscher Mann vom Stile Baldwins vor Deutschen sprechen würde. Ich habe mich dabei erst recht gewundert, wie viele Lesarten es von Sprache zu Sprache, und das heißt doch wiederum, von Seele zu Seele gibt. Als ich Baldwins Äußerung in englischer Erinnerung und englischer Zeitung englisch las, war ich keinen Augenblick in Zweifel, was er „gemeint" habe. Als ich den Sprachaustausch vorzunehmen begann, den Austausch ohne Betrug, hörte der bedrückende Zweifel von Zeile zu Zeile nicht auf.

Aber das gilt ähnlich, wo deutsche Äußerungen nach England hinübergegeben und dort vernommen werden sollen. Und es mag sein, daß die Engländer und Deutschen, genau wie Deutsche untereinander, vielmehr durch die „anders verstandenen" Sprachmittel auseinander gerieten, als solches von den Seelen aus sein mußte.

Und dennoch braucht die Seele das Wort.

Friedrich Schnack

## Die Mainflößer

Sie poltern aus ihren Gräbern herauf
Beim schwarzen Glanz der Eiben.
Der Mond steigt voll und feurig auf,
Sie können im Dunkel nicht bleiben.
Die Nachtluft duftet von Minzenkraut,
Von Binsen und Honig der Wiesen,
Die Stimmen der Flüsse reden laut,
Urewige Wasser fließen.

Die toten Flößer tun ab den Schlaf,
Hochschulternd die rostigen Beile,
Im Mond, der sie mit Feuer traf
An öder Gräberzeile.
Sie schwanken im Wind,
Sie wanken im Licht,
Ihre Hände wie Nebelhände sind
Und blicklos ist ihr Gesicht.

Sie flackern durchs alte Totentor,
Hinstiebend über die Aue.
Ein Alter zieht dem Haufen zuvor
Mit erdergrauter Braue.
Er führt sie zu Tal, durch Buschwerk und Dorn,
Wo die Dörfer im Schlummer ertranken.
Ihre Schattenfüße knistern im Korn,
Laub schlägt um ihre Flanken.

Der Strom glänzt wild zur Mitternacht:
O Wasserfahrt und Helle!
Sie haben ihr Leben zugebracht
Auf des Maines heiliger Welle.

Ihr Atem geht tot,
Ihr Herz schallt leer,
Ihre Häupter, von Tau und Mondschein umloht,
Klappern und drücken schwer.

Da wiegt sich das Holz im Wassergang,
Die harzigen Fichten vom Walde.
Sie entern die Flöße mit Traumgesang,
Die Tannen von Fels und Halde.
Die Bindungen knarren, die Tiefe murrt,
Die Hölzer erwachen und stöhnen,
Sie haben die Seile losgezurrt,
Sie stehlen das Holz ihren Söhnen.

Sie rauben das Holz dem Arbeitstag
Und zaubern es in die Ferne,
Hinein in den harten Wellenschlag
Beim Geisterblick der Sterne.
Schon zischt die Flut,
Hinrollt der Main,
Sie stoßen die Stangen tief und gut
In den gleißenden Grund hinein.

Der Main grüßt sie mit Fisch und Kies,
Er leckt ihre Füße naß,
Der holde Strom, ihr Paradies,
Der silberne Wasserpaß.
Sie neigen die Schädel ihm liebend zu,
Sie winken ihm mit den Stangen:
So lange hielten sie Arbeitsruh,
Von Erde und Wurzel umfangen.

Es ist die alte Nacht von je,
Die Nacht der Fahrten und Flöße,
Sie spüren nicht ihr Todesweh,
Sie spüren die Wellenstöße.

Sie spüren den Schlaf der Tiefe nicht mehr,
Nicht mehr den Geschmack des Staubes:
Hinaus und fort durch das offene Wehr
Im Rausch des silbernen Raubes!

Die Weidenbüsche zucken fahl,
Blauflammend tanzen die Riede,
Die Ufer funkeln wie Quarz und Stahl,
Wie sie nahn mit dem Flößerliede:
Das singt der Flüsse Hochgesang
Und jauchzt der Bäume Weise,
Das Lied vom Holz im Wassergang,
Weltklang von Trift und Reise.

Einstimmt mit Schall der Zaubermain
Wie Orgelstrom und Hörner,
Dumpftrommelnd schlagen die Wellen ein
Und klirrend des Sandes Körner.
Sie flößen sie fort zum Fabelrhein,
Umspielt von des Flusses Oktave.
Ihre Bäume sind bleich wie Totenbein,
Gestorbene Wälder im Schlafe.

Andreas Heusler

# Johann Peter Hebel

## Ein Freiburger Vortrag

Keinen bessern Schutzgeist kann sich der Alemannenstamm wählen als Johann Peter Hebel. Nicht Ehrfurcht flößt er uns ein: Liebe bringen wir ihm entgegen als einem vertrauten und vertraulichen Hausfreund.

Von unseren namhaften Alemannen ist keiner wie er berufen, über die staatlichen Grenzen hinaus ein geistiges Band zu schlingen. Sein Raum — wir sprechen heute von der ‚Dreiländerecke', Hebel selbst nennt ihn einmal „die große Suppenschüssel zwischen den Vogesen, dem Jura und Schwarzwald"... wir dürfen getrost über den Jura hinweg greifen bis ans Matterhorn. In diesem Raum ist Hebel der gemeinsame Liebling des badischen Oberlandes wie der deutschen Schweiz; nicht wegzudenken aus den Schul- und Lesebüchern dieser Lande. Aber auch dem dritten Alemannenteil, den Elsässern, redet er in ihren Lauten zum Herzen und wird ihnen — wir bauen darauf — ein guter Helfer sein zur Rettung ihrer Muttersprache.

Hebel ist kein Mann von heute. In unsre eherne Zeit kann man ihn nicht hereindenken. Den männlichen Aufgaben heutiger Jugend kann er nicht Lehrer und Vorbild sein. Wir wollen ihn nehmen, wie er ist; ihn nicht umdichten. Hebel ist Kind seiner Zeit: auch darin, daß ihm der Staat nur Erziehungsanstalt ist, keine Zusammenfassung der Volkskraft. ‚Deutschland' ist ihm kein erhebender Begriff. Als Zuschauer nimmt er die großen Umwälzungen hin, auch die Unterwerfung des eignen Landes. Er leidet unter den Kriegsgreueln:

„Und numme keini Sebel meh!
's het gnueg misrabli Chrüppel ge!"

Er leidet nicht unter der Demütigung seines Volkes. Darin ist er wie Goethe. Beiden fehlt das völkische Ehrgefühl — oder erwacht erst spät, als die Masse sie mitreißt. Daher können beide in dem Großen Wurster, dem Grand charcutier, Napoleon, das gottgesandte Genie sehen, an dem sie ihre künstlerische Freude haben. Sonderliche Hemmungen hatten sie dabei nicht zu überwinden. Das erklärt sich aus den Zeitläufen, mehr als aus dem Dichtergemüt.

Hebels Stimme klingt zu uns aus einer Vorzeit — dem richtigen Bieder-

meier liegt sie ja voraus —, die wir nicht zurückrufen können noch wollen. Und doch, eine Zeit, die dazwischen einmal etwas wie Heimweh in uns weckt... Ist es nicht ebenso bei anderen unsrer Großen? Denken wir an zwei Zeitgenossen Hebels, die Tonmeister Haydn und Mozart. Zwei Namen, die man wohl neben unserm Wiesentäler Dichter aussprechen darf; sie schalten in verwandtem Bezirk. Auch diese Zwei wahrlich kein Echo unsrer Gegenwart — und dennoch ein nicht zu entbehrender Besitz unsrer Seelen. Wie arm würden wir, wär uns die Kunst gewesener Zeiten tot! ‚Zeitgemäß'? Ich dächte, Haydn ist so zeitgemäß wie Hebel — und Hebel wie Haydn.

Hebel, das bedeutet uns — ich will nicht sagen: eine Insel der Seligen; aber einen sonnenbeglänzten Erdenwinkel, wo gut sein ist; wo sich wohlig atmet. Hebel steckt uns an mit seinem Wunsch, getauft zu werden „mit Belchenäther und Wiesenduft und Schlüsselblümleinhauch aus dem Röttler Wald". Die Sonne, die uns diesen Winkel bestrahlt, ist Hebels freundlicher Genius. Er öffnet uns die Augen auf sein kleines Paradies; er lehrt uns die Blicke in die Herzen seiner Bewohner und in sein eignes großes, gütiges Herz.

Vor einer Gemeinde wie der Ihren, meine verehrlichen Mitalemannen, über Hebel reden zu dürfen, meinen stadtbaslerischen Landsmann, ist eine Freude. Sie bringen den Schallboden mit für alles, was des Hebels ist. Jede Anspielung trifft bei Ihnen auf den rechten Fleck. Und Sie verstehn die Sprache seiner Dichtung: die Mundart von Hausen im Wiesental. Erwarten Sie von mir keine neue Forschung über Hebel! Bekanntes bekommen Sie zu hören. Ich möchte mich heute einmal als Prediger fühlen, der den allverehrten Stiftungsheiligen seiner Gemeinde neu ans Herz legt. Dabei soll e r reichlich zu Worte kommen.

Hebel zeigt uns mehr als ein Gesicht: in den mundartlichen Versen und in den hochdeutschen — in den Erzählungen des Hausfreunds — in seinen Briefen — seinen Predigten. Wer nur die 44 alemannischen Gedichte kennte, die Hebel selbst zur Sammlung vereinigt hat, den müßte der Hebel der Briefe überraschen: mit seiner saftigen und derben Art, seinem Witz und seinen Schnörkeln; seinem kauzig-drolligen Gebahren. Die 44 Gedichte sind aus duftigerem Stoff gewoben. Schalkslaune durchzieht auch sie, doch sittig gemildert.

Man rede da nicht von Widersprüchen. Die Spannweite von Hebels Menschentum ist so groß, greift um so vielerlei. Wie man dies nun verteilen soll auf den alemannischen Stamm der Mutter, den fränkischen des Vaters: das mögen die Erbforscher ausmachen. Wir sehen auch hier, wie Blutmischung eine gute Sache sein kann.

Auch unter den mundartlichen Stücken sind einige, die mit ihrer grobianischen Keckheit beinah an die Zeiten von Hans Sachs oder Fischart erinnern. Es sind Versepisteln; für den Druck waren sie nicht gedacht. Von seinen Sammlungen — 1803 und dann 1820 — hat der Dichter diese Klänge ferngehalten. Da lädt er in eine Stube ein, wo auch Frauen und ‚Jumpfere' sitzen können, ohne rot zu werden. Ein paar kräftigere Stellen aus früherer Fassung hat er später auf die Seite geschafft ... es kann einem wohl einmal leid um sie tun. So bei den kostbaren Versen im Storchen:

„Und welsche chan er, 's isch e Gruus:
es blibt ke Wentelen im Hus,
und 's Glas stoht an de Fensteren ab."

So herrscht in Hebels Sammlung jener zarte Geist: kindlich und weiblich, auch männlich, — nie männisch. Diese Dichtung sucht die Bauernart nicht im Ungehobelten, Kraftmeierischen, wie dies andre Mundartdichter, damals und später, getan haben.

Hebel ist Wirklichkeitsdichter, wenn einer. Aber die Wirklichkeit hat er lyrisch durchglüht ...

Lyrisch? Ist Hebel Lyriker? — Sie kennen den besinnlichen, gedämpften Achtzeiler:

„Bald denk i, 's isch e bösi Zit,
und weger 's End isch nümme wit;
bald denk i wider: loß es goh,
wenns gnueg isch, wirds scho anderst cho.

Doch wenni näumen ane gang
und 's tönt mer Lied und Vogelgsang,
so meini fast, i hör e Stimm:
Bis zfride! 's isch jo nit so schlimm!'

Von diesen Zeilen sagt der verdiente Hebelbiograph Altwegg: sie sind unter Hebels alemannischen Versen „die einzige reine Lyrik"...: nämlich durch eine ganze Nummer durchgeführt! Lyrischer Einschlag, und oft noch ganz anders schmelzend, steckt ja in vielen, in den meisten dieser Gedichte. Und dies, zusammen mit der Vermenschlichung, der ‚Verbauerung' der Gestirne und Flüsse, der Landschaft und des Tierlebens, der Tages- und Jahreszeiten, hebt sie hinaus über ‚beschreibende Poesie'. Hebel ist zu warm, zu zärtlich, auch zu erzieherisch, um nur zu ‚beschreiben' ... Im eignen Namen dichtet er selten; drei, vier Nummern von den 44 kann man herrechnen: es sind lehrhafte Stücke. Für gewöhnlich wählt er sich seine bäuerlichen Sprecher, redet er aus fremder Rolle. Das führt wie von selbst ins Berichten, ins Epische hinein...

Wollen wir Hebel einen Epiker nennen? Nun, Perlen wie die Sonntagsfrühe, der Wächter in der Mitternacht sind gewiß keine Erzählwerke... dann schon eher Lyrik! Aber vielleicht muß die Wissenschaft neue Namen, neue Fächer finden, um die Lieder unsres Wiesentälers unterzubringen. Schon die ‚Vergänglichkeit' verbraucht eigentlich ein Fach für sich allein!

Eine Minderheit der Gedichte aber ist wirklich ‚episch', erzählerisch durch und durch. Darunter die zwei im Umfang hervorstechenden Werke der ersten Sammlung: der Statthalter von Schopfheim und der Karfunkel. Zwei vollwichtige Kleinepen. Beide aus dem ersten Blütenjahr von Hebels Dichten. Sie zeigen uns den Meister in seiner männlichsten, kraftvollsten Gestalt.

Sie wissen, in deutschen Landen weithin gilt unser Hebel als der gemütvolle Kleinlebenmaler. „Der gute alte Hebel!" Dies scheint auch in den Literaturgeschichten die herrschende Einschätzung zu sein. Dazu hat beigetragen Goethes vielberufene Anzeige der alemannischen Gedichte. Zwar hebt sie auch Karfunkel und Statthalter als ‚vortrefflich' heraus. Aber sie nennt sie zweimal ‚idyllenartig'. Wird das den beiden Werken gerecht? So würden wir nennen die ‚Wiese', das ‚Habermus', auch ‚Riedligers Tochter'. Zu sehr ins Kindliche stimmt auch der Name ‚Volksmärchen'. Das Gewicht legt Goethe unbedingt auf die behagliche, sinnenfrohe Seite an Hebel. Es sind die Klänge, die in Goethes eigener Lyrik vorwiegen... Im Statthalter und im Karfunkel geht es um eine Kunst, die Goethe nicht in seiner Gewalt hatte. Kundigere mögen entscheiden, welche unsrer Dichter Ebenbürtiges zu stellen hätten neben diese Kleinepen!



Johannes Knubel: Albert Leo Schlageter



Johannes Knubel: Sitzende

Der Statthalter von Schopfheim. Als sich Hebel endlich, vierzigjährig, ans Dichten in der Mundart heranwagte — aus seinem „heimlich mutterenden und bruttlenden Heimweh" heraus —, da gelang ihm gleich als einer der ersten Würfe dieses meisterliche Werk.

Als Vers wählt er — den Hexameter. Er erkühnt sich, als Kind seiner griechenlieben Zeit, die ländliche Mundart in Homerische Sechsfüßler zu gießen. Geplänkelt hatte er damit schon neun Jahre früher in einer scherzhaften Epistel. Was man an Klopstock rühmte, darf man mit besserm Recht von Hebel sagen: er hat den fremden Vers eingedeutscht; will sagen: ihn so behandelt, daß man Schulbuch und Schablone vergißt. Und darauf kommt es am Ende an!

Der Statthalter ist das einzige der großen Gedichte (neben der Wiese) ohne Nutzanwendung; die ‚gueti Lehr' ergibt sich aus dem Erzählten. Wir haben hier wohl Hebels sachlichste Dichtung vor uns; die am wenigsten nach Pfarrer oder Schulmeister schmeckt. Auch die packende Einrahmung: das Gewitter, das wir von „ehnen am Rhi-Strom" heraufziehen sehen, bis man endlich auf der Gasse das Fürio hört: auch dies predigt nicht.

Hebel hat hier gleich schon eine Erzählkunst getroffen, worin er sich augenscheinlich wohlig bewegt, — als könnte man nicht anders erzählen. Romanzenhaft ist sie nicht, gemahnt weder an Bürgers noch an Schillers Balladen. Sie hat mehr handfesten Stoff, mehr Chronikenmark. Aber — das ist das eigentümliche — sie hat gar nichts von der Steifheit einer Chronik: sie denkt nicht daran, nach der Schnur zu erzählen. Sie fackelt munter hin und her... und aus dieser scheinbaren Hemdsärmligkeit ballt sich uns Hörern das Bild und die Spannung.

Erst stellt sie mit ein paar Strichen das Paar Fridli und Vreneli vor uns, und wir ahnen schon den guten Ausgang. Dann schöpft sie Atem; der eigentliche Anfang:

> „Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Atti erfahre,
> isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi.."

Greifbar tritt das Zeitbild vor uns; dann die dritte Hauptperson: der Gegenspieler, der reiche Ueli. Wir kommen zum ersten gewölbten Auftritt: wie Ueli nach der Metzg schöppelt. Und sieh, da springt es schon wieder ab: es holt

die Erlebnisse von Fridli im letzten Jahr nach. Erst mit dem zweiten Viertel des Gedichts beginnt der zusammenhängende Faden. Und nun folgt eine geschaute Szene der andern; keine blasse Stelle. Es drängt sich zusammen in einen Halbtag: der vergebliche Bittgang der Mannen — die nächtliche Begegnung von Vreneli mit dem Hauptmann (der Gipfel des ganzen) — dann das weitere in Uelis Haus, bis ihn der Schlag rührt.

Damit ist die geschlossene Bildfolge zu Ende. Den Rest bewältigt der Dichter auf die mehr lockere Art: sparsamer zusammenfassender Bericht, da und dort, wie es sich eben schickt, aufblühend zu einer lebhaften Rede der Figuren.

Schon hier, wie in den nachmaligen Stücken ähnlicher Art, zeigt sich Hebel als Meister des Aufbaus. Aber wir geben zu: das beste an ihm ist schließlich nicht die Komposition: es ist die Gestaltung des einzelnen, die Bildkraft. Da wäre es schwer, eine Stelle der andern vorzuziehen! Greifen wir diese elf Zeilen heraus als Beispiel, wie der Dichter im Sturmschritt erzählen kann. Ein ‚Idyll' ist das schon nicht mehr!

„,Ueli du hesch 's letzt im Räf, sel chani der sage!'
Seits, und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
und es lauft derher vo allen Orten und Ende:
‚Allo, frisch bergab! Der Egerten-Ueli het gmetzget;
's goht in eim iez hi, mir metzge hinecht der Ueli!'
. . . . . .

Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke, ...
rechts und links ins Farnauer Holz, was gisch mer, was hesch mer!
D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh der Wise noh abe,
sehns und huure nider am Steine-Brückli und bette:
‚Alli guete Geister!' und ‚Heiligi Mueter Gottis!'"

Das düstre Gegenstück zum Statthalter ist der Karfunkel: mit bösem Ende, schwüler und leidenschaftlicher — so daß man schon den erzählenden Ätti mit seinem Tubackspfifli vergessen kann!

Sie kennen die Geschichte: eine Art Faustpakt mit dem Teufel. Das rollt hier in sieben Jahren ab — man kann nicht sagen: in atemloser Schnelle,

denn der Dichter verweilt bei einigen bedeutsamen Auftritten; das übrige stellt er in raschem Umriß dazwischen. Wir bewundern auch hier wieder das leichte, freie Verfahren. Wie er vorausgreift —: gleich zu Anfang zeigt er uns die letzte Stätte des Missetäters:

„'s isch e Plätzli näumen, es goht weder Ege no Pflueg druf...
Breite Dosche hüete dört e zeichnete Chörper."

Ein Eingang von zwingender Stimmungskraft! — Und dann wieder vorwegnehmend — nach der Einführung des Grünrocks:

„'s isch ke Werber gsi: der werdets besser erfahre,
wenn der Michel gwibet het und 's Güetli verlumpet."

Aber soweit sind wir noch nicht: es lenkt sogleich zurück zu dem ersten ausgeführten Bild: der Traum der Braut vom Kapuziner mit seinen prophetischen Karten: der roth Charfunkel — di sibe Chrüz — 's bluetig Herz — der Schuflebueb. Damit ist der Rahmen gezogen. Nach wenig Versen stehn wir bei der Wirtshausszene, wo der verderbliche Pakt erfolgt und der Karfunkel in Michels Leben tritt.

Wie der Dichter dann die sieben Jahre des Verfalls in einem Dutzend Zeilen herausmodelt: das mache ihm einmal einer nach!

„Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
goht uf iedi Chülbi, und wo me ne Wirtshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel do, und müschlet trüglichi Charte.
's Chind verwilderet, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab, und d'Frau vergoht in bittere Träne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
‚Chunnsch, du Lump?' Und so und so. Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht si Frau. Jez mues er zum Pfarrer,
iez vor Oberamt, und mittem Haschierer im Turn zue.
Goht er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der Vizli
Buzli wider d'Ohre stricht, und Gallen ins Bluet mischt."

‚Idyllisch' nennt man das lieber nicht!.. Aber es steigert sich noch im Folgenden. Kätterlis Erstechung — mit den gewaltigen Versen:

„,Di soll der Dunder unds Wetter in Erdsboden abe verschlage!'
seits und zuckt, und sinnlos trümmlet 's Kätterli nider:
,O mi bluetig Herz', so stöhnts no lisli im Falle;
,Chumm, o Schuflebueb, do hesch mi, schufle mi abe!'"

Aber man müßte Vers für Vers hersagen!... Wie malt sich das Entsetzen des Mörders in den paar Worten:

„lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's raßlet im Nußbaum".

Hinter dem Nußbaum kommt der Buzli hervor, und wie der nun als der kalt höhnische Teufel die Fäden in die Hand nimmt...: man könnte alles andre von Hebel kennen und würde ihm dies doch nicht zutrauen! Das ist ein wahrer Mephisto!

„,Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge!'"

Drüben ,im Sunggäu' ... ,im einseme Wirtshus'..:

„,...wer weiß, dört chasch der d'Grille vertribe!"

Und nun noch die zwei grausigen Auftritte: Das Kartenspiel im Wirtshaus:

„Chrüz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder die do?
Gstoche die! Und no ne Trumpf! Und gstoche das — Herzli!
. . . . . .
O, wie spielsch so sölli ungschickt? Gstoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel..."

Und dann Michels letzter Gang mit seinem Verführer.. Höher ist Hebel nirgends über den ,lieben guten Hausfreund' hinausgestiegen:

„Oebbe ne Büchseschuß vom Wirtshus stellt en der Buzli:
,Michel', seit er, ,lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
's goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rüehrt si ke Läubli —
und du bisch mer au so still! De wirsch doch nit bette!
Machsch der öbbe d'Uerthe? Gell 's Leben isch der verleidet?
Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mues ders bikenne.
Se do hesch e Messer, i ha's am Blotzemer Mert g'chauft.
Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!'"

Verweilen wir noch bei einem dritten Gedicht; auch einem der großen Hexameterwerke. Es führt uns in eine andre Welt. Ich meine den Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Er gehört zur Nachblüte in Hebels Dichten.

Schon 1803, im Jahr der ersten Ausgabe, hören wir die Klagen: „Es will nimmer gehen". „Der erste heilige Anflug des Genius ist schnell an mir vorübergegangen." Und sechs Jahre später: „Die Muse besucht mich viel seltener noch als die Muße..." Aber wenn sie ihn besuchte, dann reiften noch köstliche Gaben: ein Dutzend Stücke, die wir nicht wegdenken könnten. In dem letztgenannten Jahr, 1809, erwuchs der ‚Geisterbesuch': er steht hinter keinem Gipfel der ersten Sammlung zurück. Wohl die tönereichste von Hebels Schöpfungen: Lyrik und Lehrhaftigkeit; Erzählung und beschauliche Zwiesprache; derber Alltag und traumhafte Entrückung: das schmilzt zusammen zu gewichtlosem Spiel... eine nachtwandlerische Kunst, die auch wieder der gelehrten Fächer spottet!

Kein zweites seiner Gedichte hat Hebel so lange unterm Herzen getragen.

Der ‚Geist', den wir besuchen, ist der Dengelegeist in der Einsamkeit des Feldbergs. Dieser Dengelegeist treibt sein Wesen in Hebels Gedanken seit der Lörracher Lehrerzeit. Er geistert durch die Briefe der Wiesentäler Freunde, Jahre und Jahrzehnte lang. Doch auch im Gedicht sucht ihn Hebel zu fassen: Anfang 1801 — im ersten Blütenjahr — dichtet er die sechzig Verse, die er später als Eingang des Geisterbesuchs hervorholen wird — nicht ohne glückliche, feinhändige Übermalungen. Zwei Monate danach aber lesen wir bei Hebel: „Der Dengelegeist gerathet ins Stocken.." So blieb's damals bei dem Bruchstück.

Schon damals stand es dem Dichter fest: „Ich mag keinen bösen oder schauerlichen Geist aus ihm machen — aus Liebe zur Gegend, die mir durch.. die Quelle der Wiese fast heilig ist." Im Volksglauben war der Dengelegeist — an oder in dem Berg hört man ihn seine Sense dengeln — ein unholder Wicht des Feldbergs. Auch bei den Wiesentäler Freunden, in ihren Proteusischen und Belchistischen Phantasien, spukte der Dengelegeist, oder wie sie ihn spaßhaft verdrehen, der ‚Deselesgeinet', als Widerpart und Schadenstifter. Nun aber hören wir bei Hebel (in dem Bruchstück):

> „Hent er gmeint, der Dengelegeist, ihr Dotnauer Chnabe,
> seig e böse Geist? I chan ich bessere Bricht ge!"

„Umgeschaffen in einen Engel des Lichts" ist er nach Hebels eigenen Worten (in einem spätern Brief). „Um ihn nicht ganz zu verlieren", schreibt Hebel 1801, habe er ihn einsweilen der ‚Wiese' vorgewebt. Sie wissen, dort steht er ja — offenbar schon als der gute Geist —, wie er

„... in mitternächtige Stunde
uffem silberne Gschir e goldeni Sägese denglet":

es ist das Bild, das dann, acht Jahre später, unser Geisterbesuch ausführt. Ungeniert zaubert der Dichter aus dem schmalen Keim des Volksglaubens seinen eignen Mythus hervor. Einen Mythus voll freundlichen Christentums; auch das eine, das mit der Volkssage verknüpft: das Dengeln und Mähen, geschieht nun für die heiligen Tiere, „'s Wienecht=Chindlis Esel und 's heilige Fridelis Chalble". Neben den holden Engel stellt der Dichter ein andres Gespenst: den Puhuh, „e lebigi Fackle": einen Vertreter der ‚Marcher', der Grenzsteinverrücker, an denen schon ein frühes Gedicht, die Irrlichter, herumfabuliert hatte. Auch dieser Puhuh aber ist nun von Dichters Gnaden — nicht grade heilig, aber harmlos geworden: ein Wegweiser, an dem man auch ‚'s Pfifli' anzünden kann, und den man, wenn er seinen Dienst getan hat, in der Wiese unten ablöscht... Es brauchte schon Hebels Geniekindlichkeit, seinen sieghaften Humor und — seine Gestalterkraft, daß aus der mythischen Spielerei etwas Herzbezwingendes wurde!

Zurück auf früher Gedichtetes greift Hebel auch in dem Verspaar aus der Schilderung des Betrunkenen:

„'s goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche!
d'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles isch doppelt":

dies steht beinah wörtlich schon in Hebels frühester Versepistel.

In der Reihe der Hebelschen Gedichte steht der Geisterbesuch sehr für sich. Allenfalls den ‚Geist in der Neujahrsnacht' kann man ihm als kleineren Nachbar zugesellen. Er zählt weder zu den sogenannten Naturidyllen wie die Wiese, das Habermus, — noch zu den dramatischen Kleinepen wie Statthalter, Karfunkel, Riedligers Tochter, Häfnetjungfrau. Denn ein Menschenerlebnis bildet ja den Inhalt, aber — ein gar nicht heldisches, ein unscheinbares; ein Stilleben. Ein Handlungsgehilfe verirrt sich in einer schönen

Sommernacht in den Wäldern ob Totnau, und weil er ein Sonntagskind ist, kommt er ins Gespräch mit einem gutartigen Geist... Sie sehen, das ist keine ‚Geschichte‘, keine epische Fabel (wie im Statthalter und Karfunkel), kein ‚Es war einmal‘. Es ist frische Gegenwart, könnte gestern und heute passieren. Aus der Volkssage kommt ja kaum mehr als der Name.

Einzig unter Hebels Gedichten ist der Geisterbesuch darin, daß er von Anfang zu Ende ein Ich-Erlebnis erzählt. Durchgeführter Bericht in der ersten Person. Das Neckische aber: dieses Ich ist nicht Hebel selbst; weder das Wälderbüebli noch der Präzeptor noch der Kirchenrat. Hebel verkleidet sich in einen Städter, einen Basler Kaufmann. Eine ihm recht ferne Rolle! Und aus dem Mund dieses Doppelgängers läßt er nun gutmütigen Spott sprudeln über ‚d'Stadtlüt‘: die verstehn nichts vom Dengeln und Mähen;

„... mer rechnen und schribe,
zähle Geld: sel chönne mer, und messen und wäge.“

Einmal im Fluß, läßt sich der Dichter fortreißen zu einem Marktbild von üppiger Eindruckskunst. Ein berauschter Nachklang, so darf man's nennen, der ‚Marktweiber in der Stadt‘:

„'s lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Zibele, geli Rüebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü, wer koof?“

so mimt er dem welschen Verkäufer nach.

Aber der wirkliche Hebel schaut uns ins Gesicht gleich im Eingang: da wo er sich als ‚Suntigchind‘ bekennt; als begnadeten Hellsichtigen: in jenen geheimnisvollen Versen ... gibt es schönere deutsche Hexameter? Hier nur eine Auswahl:

„... wo näume luftigi Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte Gwölbere huse ...
sihts mi Aug, wenns wetterleicht. Si wimsle gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle ...
oder wenn si, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle ...:

‚Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke, wenns Zit isch‘:
sihts mi Aug im Sterneliecht und höri si rede.
Menge chenni mit Name…“

„Mer wennich wecke, wenns Zit isch“: damit hat der Dichter etwas besondres vor. Er bringt dies noch zweimal… eine wundersame Dreiteilung des Gedichts… sollen wir sie musikalisch nennen? so wie in der ‚Wiese‘ das dreimalige „Aber wie de gohsch, wirsch alliwil größer und schöner“. Im Geisterbesuch aber ist es gewichtiger: eine gedankliche Wiederholung; Wortlaut wie Sprecher wechseln. Das zweitemal hört der Städter den Engel sagen:

„… drum isch e Meideli gstorbe
z'Mambach… der Todesbecher hani em g'heldet…
und ha gseit: Schlof wohl! mer wen di wecke, wenns Zit isch.“

Das drittemal wiederholt der Sprecher selbst die Worte; auf seinem Heimweg:

„Woni an Mambach chumm, so trage si 's Meideli use
… und brieggen und schluchze.
Hent ders denn nit ghört! Er wills jo wecke, wenns Zit isch.“

Ins Dämonische, wie im Karfunkel, steigt der Dichter hinauf, da wo er den Engel vom ‚Ploggeist‘ künden läßt: dem bösen Gewissen. Diese Verse sind das würdige Gegenstück zu der (sechzehn Jahre jüngern) Rede der Sorge in Goethes Zweitem Faust. Unser Hebel bewahrt auch auf dieser Höhe der Kunst die volkhafte Klarheit und Bildhaftigkeit. Auch hier, wo er ans Pathos rührt, bleibt er der unrednerische Wirklichkeitsmann.

„Wemme bette will, enanderno hebt er eims Muul zue.
Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aschen in d'Auge;
.....
Lauft ne wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte;
schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo, mer wen gmach tue.
.....
Gohsch ins Bett, tuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressiert nit
mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
Weisch no, wie de gstohle hesch, und d'Waisli bitroge?

so und so, und das und deis, und wenn er am End isch,
fangt er vornen a, und vil wills Schlofe nit sage."

Und wie sich das Entsetzen dieser Rede spiegelt und beruhigt in dem Verhalten der Umwelt:

„So het der Engel gseit, und wie ne fürige Luppe
het der Puhuh gsprützt. Druf sagi wider: ‚i bi doch
au ne Suntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet;
aber b'hüet mi Gott der Her!' ..."

Noch eins, worin der Geisterbesuch alle Vorgänger hinter sich läßt: die Stimmungsbrechung.

Der diesen mitternächtigen Mythus, diesen Sommernachtstraum, erlebt, ist ja der gewitzte Städter, und hinter ihm steht der augenscheinlich noch diesseitigere Vetter. Wir sehen die beiden, wie sie „'s Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke", und hören des Vetters Mahnung zum Abschied:

„... und loß er si Tabatiere
nit im Wirtshus lige, wie's sust bim Here der Bruch isch."

So erhält unser Gedicht ein Hin- und Herspielen aus dem Duftigen ins Werktägliche. Der Hebelsche Humor wehrt sich gegen die Feierlichkeit, und es entstehn Stimmungsbrechungen kühnster Art — nicht spöttisch wie die bekannten bei Heine: vielmehr beschwichtigend, lösend. Nehmen Sie des Städters Antwort auf die unheimliche Rede vom ‚Irrgeist' (der Trunksucht):

„'s isch e Stich, er bluetet nit! Her Gleitsma, i merk di.
Nüechter bin i gwis. I han en einzig Schöpli
trunke gha im Adler, und froget der Adlerwirt selber."

Und noch überraschender am Schluß. Jenem erhabenen

„Hent ders denn nit ghört! Er wills jo wecke, wenns Zit isch"

folgt auf dem Fuße:

„Und am Zischtig druf, se chummi wider zuem Vetter;
d'Tubacktose hani richtig näume lo lige."

Wir haben hier Hebelsche Gedichte ausgewählt, die über das Liebliche und Gemütliche hinausschreiten. Töne von männlicher Kraft schlagen sie an; von herbem Ernst und ergreifendem Jammer, von kaltem Hohn und richterlicher Strenge. Satte Augenblicksbilder erstehn vor uns vom Markttreiben, vom wilden Kartenspiel... All dies konnte Hebel, wenn er wollte. Wir werden uns diese Züge aus seinem Bild nicht streichen lassen.

Dabei hat unsre rasche Wanderung das Erzieherische und Erbauliche liegen lassen. Wir hielten uns nur an die Kunst — die ja auch auf ihre Art erbauen kann.

Es gibt in deutschen Landen wenig Kunst von dieser Höhe, die so volkhaft und jedem verständlich wäre. Hier heißt es nicht, mit Hebel zu reden: „'s verstands / ke gmeine Ma und menge Pfarrer nit". Auch im Karfunkel, im Geisterbesuch ist keine Zeile, die einem Blusenmann oder einer Dienstmagd zu hoch oder zu kalt wäre. Hat doch schon der Knecht im Pfarrhaus zu Weil, vor 120 Jahren, der ‚Herr Stephan', sämtliche Alemannischen Gedichte auswendig gekonnt!

Hebel, von unten herauf gekommen, Sohn eines Herrschaftsdieners und einer Magd, später zu bekannten Würden und Ehren aufgestiegen, — er ist sein Leben lang, als Mensch wie als Dichter, seinem Volk verwachsen geblieben; er brauchte sich nicht romantisch in die Bauernseele hineinzuträumen.

Dabei hat ihm, dem Bescheidenen und Schlichten, das geistige Herrengefühl nicht gefehlt. Als seine Tafelrunde im ‚Bären' zu Karlsruhe auseinanderging, kann er bedauern, daß nun „die Philister und Gnoten.. im Bären auf den Stühlen sitzen.., wo einst wir Heroen saßen"!

„Unbändig stolz" und „bis zur Trunkenheit glücklich" nennt er sich selbst im Bewußtsein, seiner heimischen Mundart „Celebrität ersungen zu haben".

Das Hochgefühl des Dichters hat kaum irgendwo schöneren Ausdruck gefunden als in den Versen an den Triberger Pfarrer... ein gut Stück Hebel liegt in ihnen! Sie sollen unsern Schluß bilden.

„'s isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Hus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
's macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Buur

so rich as ich. Der wüsset wie me's macht:
Me meint, me heigs. So meini au, i heigs
im süeße Wahn; und wo ne Bäumli blüeht,
's isch mi; und wo ne Feld voll Ähri schwankt,
's isch au mi; wo ne Säuli Eichle frißt,
es frißt si us mim Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbst.
I sag: Jez chömmet, Lüt, wer will und mag,
und heuet, schnidet, hauet Trübli ab!
I ha mi Freud an allem gha, mi Herz
an alle Düften, aller Schöni glabt.
Was übrig isch, isch euer. Tragets heim."

Goswin P. Gath

# Gedichte in Kölner Mundart

## Zo-goder-letz

Jo, leev Mutter, ich ben alt,
un no han ich minge Fredde!
Doch et eß mer immer kalt,
un ich mag doch nit mie bedde,
dat mer noch jett Wärmde weet
en dem fröhgewelkte Levve,
eß mie Hätz doch möd un beet,
well sich leich en't Stirve gevve.

Und du lurs un lurs mich an,
häß de Auge su voll Ping,
un ding Hand kütt lus eran,
läht sich wolkeweich op ming,
dat et Wärmde gitt mer vill,
doch nit mie zo neuem Levve,
kenn ich doch dat Kreppespill,
vill zo vill der Welt gegevve.

En ming Heimat gon ich jetz,
en der Schlof, dä hätt kein Eng,
un ich spüre beß zoletz
söß un got ding Mutterheng.
Mutter, su de Auge breche,
laache ich der noch ens zo,
un dann sollste hätzleis spreche:
„Arme Siel, jitz häste Rauh!"

## Am Weiher

Steit einer am Weiher
un lurt en de Looch.
Do dräump et un schäump et,
eß Nevvel genog.
Do driev et wie Vügel,
sin Blädder vum Baum,
verwelk un verblose
vum Wind wie ne Draum.

Dat Wasser, dat nimmp se,
dat Wasser eß stell
wie einer, dä nix mie
vum Levve mie well
un dä deef em Hätze
alt Fredde gemaht
met all dem, wat eimol
der Dag im gebraht.

## En der Medde der Naach

Der Stäne su vill,
e draumhellig Spill
en der Naach,
en der Medde der Naach.

Wat han ich als Kind
und wat noch als Mann
mer beim Ansinn
der Stän nit gedaach!

No alt, griser Hoor,
doch de Auge noch klor,
ben ich stell,
denk mer nix mie dobei.

Nor wenn ne Stän fällt
en de iewige Welt,
weiß ich: Bahl
ben och ich an der Reih!

Worterklärungen.

Zo-goder-letz: Zeile 5: jett = etwas; Z. 7: möd un beet = tiefmüde; Z. 9: lurs = schaust; Z. 10: Ping = Pein; Z. 11: lus = leise, vorsichtig; Z. 15: Kreppespill = Kölner Bezeichnung für das „Hänneschentheater", das aus dem mittelalterlichen Krippenspiel hervorging. Bedeutung: Hanswurstiges, dummes Spiel; Z. 17: gon = gehe; Z. 18: Eng = Ende; Z. 20: Mutterheng = Mutterhände; Z. 24: Rauh = Ruhe.

Am Weiher: Z. 2: lurt = schaut; Looch = Luft.

En der Medde der Naach: vorletzte Zeile: bahl = bald.

---

## Otto Brües

# Der Niederrhein

Was für ein feines Ohr die Sprache hat und wie rein ihr Mund tönt, wir suchen's demütig zu erforschen und auszusagen. Zu den vielen Erweisen für solche Hellhörigkeit und Reinheit gesellt sich der Name, den die Sprache für die Landschaft zwischen Köln und Kleve gefunden hat: Niederrhein. Wohl grüßen an nebelfreien Tagen die Hügelzüge, die die Kölner Bucht umranden, wohl erschimmert den Rheinschiffern in dem Licht der sinkenden Sonne bis unterhalb der Stadt Düsseldorf die blaue Woge des Bergischen Landes: dann betritt der Strom die Ebene und folgt in weiten Bögen seinem Gesetz, das ihn nach Nordwesten, dann nach Westen und zu seiner Mündung zwingt. Aber ist der Strom allein bereits die Landschaft?

Nein — nach Westen zu bis zur Wasserscheide, die ihn von der Maas trennt (einem der unsern Ströme einst im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation), und bis zur Grenze gen Niederland dehnt sich die Ebene gute fünf, sechs Marschstunden; gen Osten ist der Landstreifen zwar schmäler, aber auch er gehört auf eine ansehnliche Strecke dazu bis zur Lippe, wo dann Rheinland und Westfalen fast unmerklich ineinanderübergehn. Diese Landschaft ist also

nicht so breit wie die des Oberrheins, ist nur halb so breit wie die Wanne zwischen Vogesen und Schwarzwald, dennoch: liegt nicht eine Verwegenheit darin, wenn ihr Name, da sie so weit nach Westen und nach Osten ausschwingt, dem des Stromes ohne Zögern gleichgesetzt wird?

Als die Sprache diesen Namen bildete, war sie weder verwegen, was ihr, wenn es die Sache will, so gut ansteht, noch war sie ängstlich; sie traf wieder einmal den Nagel auf den Kopf, indem sie das Werden dieser Landschaft in dem Worte selbst mit einbeschloß. Um das zu verstehen, ist es nicht notwendig, sich in jene Jahrtausende zu versenken, in denen ein Rheinstrom von Norden nach Süden floß: es handelt sich da um Mutungen und Vermutungen der Erdforscher, die nur einer von ihnen selbst nach Kern und Sinn erklären könnte. Nein, zum Verständnis des Namens Niederrhein für Strom und Landschaft zusammen bedarf es nur des Blickes auf eine Karte, die die Flußader und ihren Verlauf in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit darstellt.

Da zeigt sich dann freilich, daß es in dem bezeichneten Raum kaum eine Stelle gibt, an der der Strom nicht einmal sein Bett gehabt hätte. Er ist in vorgeschichtlicher Zeit bis zu sieben- und zehntausend Metern westlich von seinem heutigen Lauf geflossen, jenseits der Stadt Krefeld, ein anderes Mal bei Mörs vorüber, das heut eine gute Wegstunde von den Ufern entfernt liegt und ein drittes Mal östlich von dem jetzigen Bett, ungefähr dort, wo nun der Angerbach seinen Weg nimmt. Er ist in vorgeschichtlicher Zeit jenseits des Reichswaldes und der Bönninghard, wo heute Fleuth, Kendel und Niers strömen, in einer breiten Zone zur Maas hinübergebogen und hat in den Tagen der Römer die Städte Xanten, Kalkar und Kleve berührt. Er hat noch vor dem Jahre 1500, als im großen und ganzen der heutige Verlauf gewonnen war, nach Osten und Westen hin die keckſten Seitensprünge gewagt, ja, noch zwei Jahrhunderte später sich neue Wege gebahnt. Zudem bezeichnet die Karte des Baurates Huth östlich des Eltener Berges, der jetzt die Grenze zwischen unserm Land und dem der Holländer bewacht, ein breites Urstrombett in der Richtung der Alten Yssel, das jetzt noch den „Abfluß der Hochflut bei Durchbrüchen zum Zuider See" aufnimmt.

Nicht einmal auf einer im Schwarzweißdruck wiedergegebenen Karte nimmt sich diese Kurzschrift der Veränderungen des Stromlaufes nüchtern aus: die Bögen und Schleifen schieben sich übereinander, verschlingen sich und spalten sich wieder, alles in allem ein ergreifendes Zeichen der Unrast, des Wechsels,

dem die Menschen auch in dieser scheinbar so friedevollen Landschaft preisgegeben waren. In lebendige Anschauung, in die Wirklichkeit übersetzt, deuten die Runen dieses Stromlaufs nicht weniger und nicht mehr, als daß der Strom der Vater dieser Landschaft gewesen ist, in allen ihren Teilen. Überall ist er einmal hingeflutet und hat in Altwässern und in Kuhlen, in sumpfigen Brüchen und in sandigen Hügeln, in Heidestrichen und in saftigen Wiesen seine Spur hinterlassen; die Jahrhunderte und Jahrtausende konnten sie undeutlich machen, aber nicht austilgen.

Darum weiß die Sprache, was sie ausdrücken will, wenn sie Niederrhein sagt und über das Flußbett und die Ufer hinaus die ganze Landschaft meint: der Strom hat die ganze Landschaft geformt, sie ist sein Werk und so sein Name der ihre, ähnlich, wie die Kinder den Namen des Vaters tragen ... lange Stunden seitab vom Fluß erkennt auch der ungeübte Blick die Zeugnisse dieser schaffenden Allmacht, dieser väterlichen Huld. Die Römer haben auf ihren Münzen den Rhenus fluvius als einen Gott dargestellt, er lagert breit auf dem Felsen, umgeben von allen Zeichen der Macht, aus der Urne quellen die Wasser des Stromes. Vielleicht haben die, die diese Münzen entwarfen und ausprägten, als die Erben der naturkundigen Hellenen, die schöpferische Kraft des Rheines tiefer begriffen, als wir ihnen meist zubilligen wollen: denn wer auf dieses Werden der Landschaft in Unrast und Wechsel blickt, muß dem der Strom nicht als ein Gott erscheinen, als schaffende Allgewalt?

Diesem Werden der niederrheinischen Flur entspricht es, daß sie aus einzelnen Urbestandteilen zusammengefügt scheint, die einander gleich oder doch ähnlich sind, wie die Steine eines Baukastens, aus Elementen. Da liegen die Altwässer, umschilfte Kuhlen, in denen nun, da sie nicht mehr mit dem Strom verbunden sind, ein eigenes Leben der Tier- und Pflanzenwelt erwuchs, heimliche, verträumte Winkel, — oft sind diese Wannen auch zugewachsen, ein Wiesengrund dehnt sich, wo einmal das Wasser floß. Da breitet sich auf sumpfigen Böden das Bruch mit seinem Weidicht, seinem Schilf, ein verschwiegenes und von mancherlei Leben erfülltes Reich, voll Zaubers für den, der die Wege kennt und unheimlich für den, der sie verlor. Da heben sich aus der Ebene die Hügel; habe der Strom sie einst angeschwemmt oder mögen sie, älter und stärker, ihm den Weg verriegelt haben: das zähe Heidekraut hindert den Sand, auseinanderzurinnen, und die Birken überspannen sie, ein duftiges Gezelt.



Photo: Heinz Kramer

Josef Pieper: Häusergruppe in Xanten



Photo: Heinz Kramer

Josef Pieper: Im Atelier

Vielleicht klingt das Werden dieser Landschaft auch darin noch nach, daß sie so zerstückelt ist. Hier gibt es auch bei fetter Scholle nicht die Riesenäcker Pommerns und Mecklenburgs, Wald und Acker wechseln einander ab, und wo kein Getreide gebaut werden kann, liegen grüne Wiesen und auf den Wiesen das Vieh. Dehnt sich aber einmal eine Wiese, dehnt sich ein Acker weithin, so teilen ihn die Hecken auf; an den Landstraßen, aber auch mitten in den Gemarkungen reihen sich die schlanken, hohen Pappeln.

Immer bleibt der Strom der Herr dieser Landschaft. Wer von Köln aus nur ein paar Stunden mit einem Schiff stromabwärts fährt, begegnet andern Schiffen, Schleppern, Frachtkähnen und Personenbooten; selbst wer die Augen aufmacht und unablässig Ausschau hält, mag dann und wann im Her und Hin des Verkehrs ein Schiff übersehen; dieses liegt in einer Flußkrümme verborgen, jenes ist in einem gerade verlaufenden Abschnitt des Flusses solange schon sichtbar gewesen, daß nun bei seinem Vorbeigleiten das Auge gleichgültig bleibt. Doch wird der Schauende kaum jene Schiffe einer selteneren Gattung übersehen, die Wahrzeichen des niedern Rheines sind: die Bagger.

Sie liegen in sich gekehrt an der Ankerkette, durch rote, schlingernde Bojen angezeigt, und scheinen im Gegensatz zu allen andern Schiffen nicht gesellig. Die graugrüne Farbe des Anstrichs macht sie ungastlich. Unermüdlich tauchen die halb rostbraunen, halb blankgeschliffenen Eimer ins Wasser, fressen sich mit ihrem breiten Maul in den Grund, schlucken sich voll von Sand, kehren wieder um und speien die unverdauliche Speise auf die längsseit vertäuten Prähme. Wären die Bagger nicht, diese hilfreichen Ungetüme, könnten die andern Schiffe nicht unbesorgt fahren und müßten immer wieder in den Untiefen auf Sand laufen.

Denn das, was sich im Lauf der Jahrtausende in der ganzen Breite der niederrheinischen Landschaft begeben hat, wiederholt sich nun in kürzeren Zeitabschnitten innerhalb des Strombettes. Mag der Wind die Oberfläche des schon bei Wesel seebreiten Stromes nur an seltenen Sturmtagen zu weißen Schaumkämmen aufpeitschen: unten über dem Grunde wühlen die Wasser immerzu. Hier treiben sie Mulden, dort schürfen sie Rinnen in den weichen, nachgiebigen Boden, dort türmen sie den herantreibenden Sand zu Barren, formen sie ihn zu Bergen, Inseln entstehen und vergehen, Riffe türmen sich auf und klaffen auseinander. Bald sind diese Vorgänge auf ein paar Geviertmeter begrenzt, bald dehnen sie sich über ein paar Kilometer aus. In seinem

obern und mittlern Lauf ist dem Rhein heute das feste Bett gegraben und gemauert; wohl tritt er zur Schneeschmelze oder nach Regenwochen über die Ufer, aber er kehrt in seine Bahn zurück. Hier unten aber grollt und zürnt er noch, und wären die Bagger nicht, er würde sich kaum fügen. Hätt' es in früheren Zeitläuften bereits Bagger gegeben, die Städte unten trügen sie im Wappen.

*

Der Wechsel der Gezeiten hat über diese Landschaft, der ja die See das Wetter bestimmt, seine ganze Macht. Noch liegen die Felder schwarz und die Wiesen braun, dann lichtet sich der Himmel auf; blaue Inseln leuchten aus dem Gewölk, plötzlich wird aus der Wolke die Insel und der Himmel das Meer. Fallen auch die Sonnenstrahlen noch schräg auf das Gezweige: die Tropfen blitzen im Gesträuch und fallen schwer zu Boden. Aus dem nassen, braunen Weidenholz brechen die ersten Knospen. Schon früh heben sich die Nebel, die blau über das Bruch gespannt sind, und alles, was im Lichte lebt, ist wie gebadet. Bald erscheint eine Hecke, bald ein Waldrand grün überhaucht, während auf den Äckern und Wiesen noch der braune Winter liegt.

Nun kommen die Wochen des jungen Grüns. Wer am Niederrhein geboren ist, wird behaupten, sie seien hier seliger als anderswo. Der Reichtum an fließenden und stehenden Wässern und die Fülle der Niederschläge tun das ihre, um den Wurzeln Saft zu geben: so licht und selig sprießt hier das Grün. Nun quillt es aus den Wiesen, und mit ihm sind dann die Blumen da und mit den Blumen die Vögel. Ein wenig später regt sich die Heide.

Die Farben des Stromes, der durch Wochen und Monate sich trüb dahingewälzt hatte, grau als Spiegelung eines Himmels mit niedrig ziehenden Wolken und braun vom mitgeführten Schlamm, beginnen sich aufzuhellen: ja, das Braun lichtet sich ins Grün, das Grün ins Blau. Und an den Flanken der Dämme, die seinen Lauf mit geringem und größerm Abstand begleiten — oft genug läuft hinter dem ersten Deich ein zweiter — ersprießt nun auch das Grün und behält seine frische Farbe bis in den Winter; allein der Hauch der Blumen verändert sich derweil. Der Bauer ist schon lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend draußen und bereitet den Acker; nun erscheinen auch die

schweren, kaltblütigen Pferde, hinter sich die Karren mit den beiden hohen Rädern, nun wird auch das Vieh auf die Weide gelassen: das schwarzweiße oder rotbraune dieses Landstrichs. Und wenn dann, an einigen wenigen Stellen des Niederrheins, plötzlich aus dem Schilf der Fischreiher steigt und alles Licht des Morgens auf seinen Schwingen sammelt, sind die Tage schon pfingstlich und der Frühling gibt das Szepter weiter.

Der Sommer am Niederrhein ist ein Sommer in zwei Ländern, dem einen auf dieser Welt, dem zweiten über ihr. Je weiter, grenzenloser sich die Ebene dehnt, weit auch da noch, wo die Hügel sich hinziehn, die flache Erdwellen sind, um so mehr gehört der Himmel mit seinen Wolken zu dieser Landschaft. Unten brummelt bereits das Bruch von dem Gelärm der unzähligen Tiere, die es ausbrütet, über den Altwässern schillern die Libellen, über den wogenden Ähren flattern die Falter, aus den Wäldern ruft der Kuckuck: aber für den Wanderer, der jetzt durch die niederrheinische Flur wandert, ist das alles nur die halbe Welt. Die andere ist die der Wolken.

Meist sind sie prall und weiß. Sie verändern sich immerzu. Oft ziehen sie in mehreren Schichten übereinander her. Bald gleichen sie dickbäuchigen, mit vielen Segeln ausgestatteten Schiffen, oft hohen, in vielen Geschossen übereinandergestockten Türmen. Zuweilen springt ein schwarzer Keil in das leuchtende Weiß hinein, von dessen Glanz die Augen schmerzen. Gegen den Abend verschwinden diese Wolken; bleiben sie, so werden sie zu Gestaden des Purpurs.

Der Sommer in dieser Landschaft kennt viele Gewitter. Sie ballen sich plötzlich und kehren immer wieder. Die Leute sagen dann, das Gewitter kann nicht über den Rhein. Lange, bevor es naht, beugen sich die schlanken, hohen Pappeln im Wind, und da keine Berge die Fahrt der Wolken hemmen, fegen die Gewitter schnell dahin, bis an die Luftschwelle des Stromes.

Im Sommer fahren die Personendampfer, die meist dem umhügelten Lauf des Mittelrheins zustreben, auch über den Niederrhein zu Tal und zu Berg, manche bis nach Holland hinein und in den Hafen von Rotterdam. Wer sich auf diesen Schiffen zu Gast lädt, setze sich nach vorn, wo die Ankerkette auf die Eisentrommel gewunden ist, so wird sein ahnender Sinn schon die neuen Krümmen des Stromes erspähen, ehe noch das Auge sie wahrnimmt und ihm mancher Kirchturm, manche Stadtmauer erst auf der linken, dann auf der rechten Seite des Schiffes erscheinen, — während die Wolken, obwohl sie sich

dabei verwandeln, lange Zeit auf derselben Stelle aufgetürmt erscheinen, die prallen, bauschigen Wolken des Sommers, in die die Pappeln wie Lanzen hineinstoßen. Und vielleicht ist doch der Herbst dieser Landschaft am meisten gemäß.

Denn die niederrheinische Landschaft ist die des Nebels, und der Nebel durch den Strom, durch seine Altwässer, die Nebenflüßchen und die Sümpfe bedingt. Kaum ein Morgen selbst im Sommer, an dem er nicht als ein feiner, bläulicher Schimmer über den Dingen hinge und die Umrisse verwischte; und der Nebel weckt im Wanderer ein Gefühl von hinterweltlichen, überweltlichen Kräften. Baum, Busch, Hof und Hecke sind nicht mehr sie selbst, können etwas anderes bedeuten, Geistergestalten, Unwesen, Überwesen — und selbst, wenn sie dem Auge bleiben, was sie sind, erscheinen sie doch verwandelt. Sie werden fragwürdig ...

Und dabei gibt es nicht den einen Nebel, sondern ihrer viele, je nach der Dichtigkeit und der Kraft des Lichtes. Blaue Nebel, die dem Auge wohl tun und die Dinge lockender erscheinen lassen, indem sie sich verhüllen; graue, dampfende Nebel, die zuerst die Haut und dann das Herz frösteln lassen; braune Nebel, hinter denen Ungetüme chimärisch zu lagern scheinen, Hüllen und Hürden der ausschweifenden Phantasie! Es gibt viele Tage, an denen die Schiffe auf dem Strom, die Lokomotiven auf den Schienen, die Wagen und Kraftwagen mit äußerster Vorsicht fahren müssen, überall kann plötzlich die Gefahr jäh und schier unabwendbar aus dem Nebel heraufttauchen.

Doch sei des rostroten, des goldenen Herbstes nicht vergessen, wenn die Sonne als flammendes Herz über den Strom heraufkommt und eine blaue Kuppel die Welt überwölbt. Was für Oktobertage leuchten dann über unserm Land! Fett blinkt die Scholle unterm blitzenden Pflug, die Kirmeswagen rattern von Dorf zu Dorf und die Windfahnen der Wasserschlösser stehn unverrückbar still. Schon rauscht der Fluß durch das gefallene Laub und hoch oben in den Lüften pfeilen, zu Kielen und Kreisen geordnet, die Zugvögel nach dem Süden. Immer wieder geschieht es, daß seitlich im Feld ein Maler seine Staffelei aufschlägt; wohl kaum, weil Düsseldorf, der Vorort des rechten Niederrheins, eine Akademie birgt, suchen die Maler diese Flur ... vielleicht gibt es diese Akademie, weil hier die Maler, in der Landschaft des Nebels und der Stille, an unauffälligen Motiven sich bewähren müssen.

Der Herbst am Niederrhein währt lange, der Winter kurz, sie reichen sich wechselnd die Hände und umschreiten einander, die Tage frühen Herbstes und frühen Lenzes gleichen sich in ihrer Nebelverhaltenheit. Setzt aber einmal der Winter ein mit Frost und Schnee, so fährt er den Menschen tüchtig in die Knochen, so frieren die Kuhlen und Altwässer, so treiben auf dem Strom, dessen Band tiefschwarz geworden ist, mit leisem und lautem Anprall die Schollen dahin, so müssen Dampfer und Kähne am Ufer vor Anker gehen oder die Häfen aufsuchen und müssen die Männer der Strompolizei bereitstehen, um mit Eisenstangen und Sprengkörpern zu verhindern, daß sich das Eis zu Barren staut.

Während landeinwärts die Kinder mit den Schlitten fahren — erst dann wird man inne, wieviel Hügel diese Ebene aus sich heraushebt — oder auf dem Stahlschuh über die Teiche laufen, hallen über Wälder und Felder die Schüsse der Jagd. Den ganzen Tag stapfen die Waidmänner querfeldein, ihnen vorauf die Hunde, und stellen dem Wild nach; so mancher Hase, so manches Reh muß sein Leben lassen. Was der Körper bei den Märschen an Fett verlor, das wird bei der abendlichen Tischrunde durch schlampampenden Genuß wieder aufgewogen — erst gegen Mitternacht rollten, als ich jung war, die Breaks, mit den Jägern vollbesetzt, hinter dampfenden Gäulen zur Kleinbahn, gleiten heute die Kraftwagen der Jäger zur Stadt.

Wenn dann auf durchfrorenen Boden der Schnee fällt und längere Zeit liegen bleibt, verwandelt sich die Landschaft, wie kaum zu einer andern Jahreszeit. Der Schnee tilgt die kleinen Grenzmale zwischen Acker und Acker, er schluckt sozusagen die Häuser mit ihren Dächern in die Erde hinein und läßt in einem unerbittlichen Entweder-Oder alle Dinge schwarz oder weiß erscheinen, duldet nur ein Grün in den Wässern, ein Blau in den Mulden; die Parklandschaft des Niederrheins hat so viele kleine, einzelne Stuben, daß der Wandrer, geht er nicht über die Höhe, sich darin wie in einem Irrgarten verliert; liegt aber der Schnee, so wird ihre Weite offenbar, man erinnert sich, daß sie in die große niederdeutsche Ebene hineinstößt, die von den ehemaligen baltischen Provinzen über Norddeutschland und Holland bis nach Flandern hinüberstreicht. Über den schwarzen Strom tanzen die Flocken und undeutlich blinzeln die Schiffslaternen rot und grün in das Gewirr.

*

Als ich ein Knabe war, weilte ich oft auf der Neersdonk, die zwischen Viersen, wo meine Väter zu Hause sind, und meiner Vaterstadt Krefeld gelegen ist. Dieses ehemalige Herrenhaus bei Voorst entstand im sechzehnten Jahrhundert, wie schon die als Zahlen im Gemäuer ausgebildeten Eisenanker verraten. Zweihundert Jahre später ist es dann umgebaut worden. Den Kern der Anlage gibt ein schmaler Baukörper, der sehr hoch erscheint; das drückt sich in der Zahl der Fenster aus (die Längsseite hat ihrer sieben, die Schmalseite ihrer drei in der Reihe) und in der der Stockwerke (es sind drei, nur daß das untere, das die Kellerräume beherbergt, statt der Fenster ein paar gleichseitige Gucklöcher hat). Dieser Bau hat ein schräges, hohes Dach von schönen Maßen. Was ihm eigentlich erst sein Gesicht gibt, sind die beiden Türme, die, einander schräg gegenüber, den Mittelbau um ein Stockwerk überragen und von einer barocken Haube gekrönt sind, aus ihrer Rundung steigt dann ein achtseitiges, wiederum haubengekröntes Laternchen. Von dem schlichten, schmalen Portal in der Längsseite führt eine Brücke in zwei Jochen ans Ufer.

Mag die Schlichtheit der Anlage und, an andern Herrenbauten der Landschaft gemessen, ihr geringes Alter sie von den andern Wasserburgen unterscheiden: eine Wasserburg ist Neersdonk eben doch und darin für den Niederrhein ein Merkmal. Von allen Seiten umgibt sie der Teich — wie oft sind wir als Knaben, mein Freund Fritz und ich, auf einem pulvergrauen und auch in seinen Formen jeder Anmut baren Kahne dort umhergestakt, so selig, als gehöre ein Schlachtschiff mit tausend Mann Besatzung uns ganz allein. O, die Herren der Donk hatten es nötig, sich im Wasser anzubauen, ist doch der Schinderhannes selbst, wie uns ein uralter Bauer auf dem Hofe nebenan zu erzählen pflegte, vom Hunsrück her mit seinen Kumpanen auch in dieses Gebiet hereingebrochen und hat die Neersdonk heimgesucht; kunstverständig scheint aber der Johannes Bückler nicht gewesen zu sein, er hätte sonst die Gobelins mitgehen heißen, die das Hauptzimmer der Burg schmücken, farbenprächtige, gestaltenreiche Darstellungen. Wir haben als Sekundaner und Primaner vergeblich uns darum gemüht, die mythologischen Rätsel dieser Wandteppiche mit unsern unreifen humanistischen Kenntnissen zu lösen und haben's dann schließlich bei der Freude an der krausen Formenwelt genügen lassen, die Beine an den Kamin gestreckt und die prächtigen Eisengußtafeln als einen Zubehör des eignen Daseins genommen, ... übrigens war es eine Art selbstgewählter Mutprobe, wenn wir bei jedem längern Aufenthalt auf der Neersdonk einmal

in einen der Türme stiegen, über schmutzstarrende Leitern, auf denen das Gewölle der Turmeulen hing, und umflattert von diesen Tieren, die sich ihren Frieden ungern stören ließen.

Nur ein paar Schritte seitab, über die Steinbrücke hinaus, lag der Bauernhof. Über den Niederrhein sind soviele Wellen des Geschehens hinweggebraust, daß er keine einheitliche Geschichte hat. Darum sind Bauernhaus und Bauernhof auch nicht immer gleichförmig, die Heimatforscher wissen darüber vieles und auf vielerlei Weise zu sagen. Das Anwesen bei der Neersdonk dürfte dennoch für viele andere stehen: aus roten Backsteinen aufgemauert, mit schwarzen Ziegeln bedeckt, die Wohnungen der Menschen und die Ställe voneinander scheidend, umgibt es den weiten Hof; in seiner Mitte liegt der Hund an der Kette, während die Gänse flügelschlagend und laut kreischend in einer langen Fronte vor dem fremden Besucher fliehen und die Enten geschäftig watschelnd durch das hintere Tor einen Ausweg zum Teich hin suchen.

Zwischen Herrenhaus und Bauernhof dehnt sich der Bungert. Äpfel und Pflaumen harren der Reife. Das Fallobst poltert in die Wiese. Der Baumgarten gehört zum Hof, sei er noch so klein. Ebenso der Blumengarten, der auf der Neersdonk sich rechts von der Brücke befand, in der Verlängerung des Bungerts. Gab es dort auch flammende Blumen, zumal gegen den Herbst: die Pracht des mit Buxbaumhecken umfriedeten Bezirks machten die bunten Glaskugeln aus, auf denen das Herrenhaus mit den Türmen und der Bauernhof und die Brücke und der Himmel sich wunderlich spiegelten.

Wasserburg und Ackerwirtschaft gehören zusammen; darum ward hier von der Neersdonk gesprochen. Bauernhof und Wasserburg im innern Lande, Zollburg und Wehrbauten am Strom sind die Grundformen des Bauens am Niederrhein; allein die Städte haben wiederum ein anderes und eigenes Gesetz.

Was für den einzelnen Bauernhof am Niederrhein zutrifft, gilt auch für das Dorf. Wohl gibt es eine Grundform, aber sie ist mannigfaltig abgewandelt. Leider sind die meisten der hohen und schlanken Kirchtürme und Kirchen, um die die Dörfer sich als die natürliche Mitte ansammeln, meist Umbauten oder Neubauten des vorigen Jahrhunderts, in einer neugotischen Formensprache errichtet, die ein Kostüm war und kein Kleid. Welche Schätze einst in den Dorfkirchen des Niederrheins, dem kultischen Brauch noch nicht entrissen, bewahrt waren, läßt sich in den Museen zu Köln, Düsseldorf und Krefeld, in neuester Zeit auch in den kleinen Heimatmuseen vor kostbaren Kruzifixen,

Chorgestühlen, Taufbecken und Glasfenstern feststellen. Was für die Zeichen und Geräte des Gottesdienstes gesagt werden kann, betrifft auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches. Von dem, was die Schreiner, Schmiede und Pottbäcker am Niederrhein aus Holz, Eisen und Tonerde künstlerisch absichtslos und doch in hoher Vollendung geschaffen haben, bieten wiederum die Museen und Sammlungen die schönsten Proben.

In der satten Sicherheit der Formen bekundet sich, daß der Niederrhein und sogar die Stadt Köln in frühern Jahrhunderten das Antlitz mehr nach dem Norden und Nordwesten gerichtet hielt, also nach Amsterdam und nach Antwerpen, als zu den mittelrheinischen Gebieten hin; noch im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, noch 1712, als Preußen an den Rhein vorstieß, sind die Wort- und Lautformen diesseits und jenseits der heutigen Grenze einander gleich gewesen, so manche Familie am Niederrhein führt ihre Herkunft in den Bereich der katholischen und protestantischen Provinzen der alten Niederlande zurück, und der derbe und herbe Wirklichkeitssinn der frühen niederländischen Maler findet sich in den Tafeln wieder, die zwischen Köln und Kleve gemalt worden sind.

So mächtig die Ader des Stromes erscheint, seebreit gegen Wesel und Emmerich hin: es gibt andere Ströme in dieser Landschaft, von gleicher Macht, nur daß sie tief unten in der Erde dahinziehen, die Kohlenflöze, die von Osten nach Westen schräg und im rechten Winkel zum Rhein verlaufen. Für das Leben des wirtschaftenden Menschen sind diese unterirdischen Kohlenkammern wichtiger als das, was die Erde über ihnen hervorbringt. Die Geister, die er gerufen, lassen ihn so bald nicht mehr los — und so ist auch der Niederrhein einem Zweitakt unterworfen: hier der Bereich der sich selbst begnügenden Ackerwirtschaft und die kleine, alte Stadt mit einem einheimischen Gewerbe; dort der Bereich der Industrie, die von dem „Kohlenpott" aus mit mächtigem Ansprung vom rechten Rheinufer zum linken hinübergesetzt und zugleich mit der äußern Blüte die Erscheinungen des Niedergangs gebracht hat, und die Großstadt. Als Folge dieses Geschehens: der Verlust alten Kulturgutes und die Zerstörung überlieferten Brauchtums, der Einbruch landfremder Bevölkerung und ein Anwachsen der Städte, so jäh, daß Willkür einsetzte, wo alle Gesundung von einem rechten Plan abhing. Noch vor einem Menschenalter lag etwa Mörs wie ein Dornröschen zwischen seinen Wällen; und wir pflegten uns als Kinder an Sommer- und Winterabenden in der Freed bei Krefeld das rote

Flackern der Hochöfen von Rheinhausen zu zeigen, es war schaurig anzusehn wie die Feuer der Edda oder des brennenden Troja, von denen man uns in der Schule erzählte. Ein Kölner Schriftsteller hat eine Geschichte daraus gemacht, wie Lore, ein Winzerskind von der Mosel, unter die Pappeln eines niederrheinischen Hofes kam; ihr hüpfendes Blut und das schwere Blut ihres Mannes bekämpfen sich, des Bauers, der, an der Lippe entlang reitend, ja schnell im Niedersächsischen wäre ... was die Menschen nicht austragen, bringen die Nebel zu Ende, und Lore stirbt. Dicht neben den Höfen ragen die Fördertürme auf, in ihrem Bannkreis leben nun Menschen, die, soweit sie dieser Scholle entstammen, allzu schnell ihre Prägung einbüßen, und neben und unter ihnen die vielen andern Menschen aus andern Landschaften und Ländern bis nach Polen, die nicht mehr auf dem Acker ihr Brot suchen.

So wäre die Neersdonk etwa mit dem Bauernhof zu ihren Füßen geeignet, als ein Sinnbild dieses niederrheinischen Raumes zu stehen und als ein anderes die Rheinbrücke zwischen Duisburg und Homberg, hinter der die hohen Industriebauten so dicht an den Strom herantreten, daß er wie eine Gasse erscheint. Und diese Brücke könnte auch als Wahrzeichen der jungen Städte am Niederrhein gelten (so ehrwürdig der Stadtturm von Duisburg auch sein mag) und die Türme des Viktordomes zu Xanten als Wahrzeichen der alten. Aber nur von ein paar Städten kann hier die Rede sein.

*

Bei Düsseldorf fließt der Rhein in einem nach Nordwesten offnen Halbkreis; an seiner Außenseite liegt die Stadt. Der Scheitel dieses Bogens ist zugleich der Punkt, von dem aus, fürs Auge, die Stadt sich in den drei Schichten entfaltete, aus denen sie auferbaut ist. Blickt man zu Tal, beginnen bald die Anlagen der Hof- und Gartenstadt mit ihren Verwaltungsgebäuden; blickt man stromaufwärts, ragen da im blauen Dunst die Bauten der Industrie- und Handelsstadt. Macht man kehrt, steht da in Winkeln angelegt, mit kleinen Giebeln an der Stirn, den Turm der Lambertikirche als Wahrzeichen hinaussendend, das Dorf an der Düssel. Diese Stadt, wo immer man sie durchquere, ist ein Dreiklang aus diesen Elementen; wenn man fortschreitet von jenem Platz am Zollturm, der geschweiften Brücke zu, erreicht man an der Akademie den Knotenpunkt zwischen den „Dorf" und der Hofstadt.

Breite Flächen neben dem Strom werden immer als ihm zugehörig emp-

funden, erst recht, wenn ein Damm weitab vom Wasser sie gewissermaßen an die Spiegelfläche des Flusses heranschiebt. Gewiß sind Kunstpalast und Regierungsgebäude keine Musterleistungen, eher die Städtischen Museen, aber ihr Zug, gleichlaufend dem Strom, hat eine gewisse kühne Größe. Zwischen dem Flußufer und den großen Bauten, die das Ufer des „Steinmeers" sind (man kann dies Wort schon gebrauchen, der durch es ausgedrückte Vergleich trifft mehr und mehr), ist eine Fläche geschaffen, auf der in Licht und Luft die Menschen sich tummeln können. Sommerabends drängt denn auch alles hierher; Spaziergänger schlendern, Ballspieler toben auf dem Rasen, die junge Mannschaft flitzt in die Ruderboote ... indes die schweren, breiten Dampfschiffe beidrehen und, eine seltsame Sippschaft, überglänzt von der roten Sonne die Nacht erharren. Ihre lange, weit ins Weidenland des Niederrheins vorgestoßene Kolonne ist eine weitere Parallele zu Ufer, Damm und Bauten — sie bringt so nicht der Idyllik (wie wohl ein einzelnes kleines Schiffchen), sondern der Großzügigkeit dieser Landschaft ihren angemessenen Beitrag.

Die Anlagen des Hofgartens sind der Nachklang der Residenz; wenn auch dem Jägerhof dem ehemaligen Schloß, die Flügel ausgerupft, das heißt abgebrochen wurden, so daß es nicht mehr wie früher die Gegend beherrscht, strömt doch, was an schmalen und engen Wegen, an hohen Alleen und kleinen Büschen, an versteckten und offenen Plätzen auf dem Rasengrund aufgeteilt, ist, dem architektonischen Mittelpunkt zu. Dieser, das Schloß, führt zurück in die Tage der Fürstenherrschaft, während der Malkasten, nur wenige Schritte weiter, die saubre und ein wenig langweilige Bürgerlichkeit repräsentiert, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Straßen mit Behaglichkeit, die Bowlenkumpen mit Wein und die Leinwände mit Farben füllte. Gegenwart aber, trotz der zurückreichenden Herkunft, sind die Anlagen, in denen zu allen Jahreszeiten eine freundliche Stille inmitten der Großstadt ins Jagen und Hasten die wohltuende Zäsur setzt.

Das Dorf an der Düssel, so, wie es noch heute am Scheitel des Rheinbogens sich erhalten hat, wäre ein noch mehr fließender, noch feiner aufgeteilter Satz, als er's schon ist, wenn nicht ein nach verlogener Romantik schielender Ungeschmack diese anständige, architektonische Meisterprosa so ungebührlich durch fetten Druck übersteigert hätte. Doch sonst? Wie fein ist die Lamberti-Kirche, der der Turmhelm spiralig verschoben ward, in eine Mulde eingebettet!

Ihre Wände sind kleine Häuschen, die sich im Viereck um das Gotteshaus herumziehen. Wie sind doch die Jahrhunderte ineinandergewachsen, da neben diesem frühen Bau im Ring derselben Spielzeugschachtelstadt eine so barocke Sonderwelt wie St. Andreas mit seinem buckeligen Chor atmen kann! welch feiner Sinn schuf doch diesen Rathausplatz (blickt nur nicht auf die Westseite; die ist von Stilbeamten verdorben) und setzte dieses Reiterdenkmal hinein, in dem wohl mehr Gruppello, der Meister, als Jan Wellem, der dargestellte Fürst verewigt worden ist. Diese grünspanüberzogene Masse hat Wucht — plötzlich ist in der kleinbürgerlichen Umwelt das Recht dieses Menschen dargetan, der das Geld zum Fenster hinaus und seinen Hut zu den Sternen warf und, ob er als Regent auch nichtig war, von Leben strotzte und dieses Leben schäumen ließ. Über das holprige Kopfsteinpflaster einer verschlafenen Bürgerzeit, die vom dünnen Schlag einer alten Uhr überzimbelt war, kam Jan Wellem dahergeritten; sitten- und zuchtlos, hatte er doch einen großen Schneid; so ließ er eine blinkende Spur.

Um diese idyllischen Bezirke herum und ihnen an Ausdehnung vielfach überlegen, schichtet sich die Industriestadt. Jäher als anderorts klafft ein noch nicht überbrückter Spalt; endlose, graue Straßenzeilen sind sinnlos über das einst liebe Land gelegt; alle Zuversicht, daß der Städtebau auf dem Grund jahrzehntelanger Erfahrung wenigstens in Zukunft Schönheit in die Straßen mit hineinbaue, will dem Betrachter schwinden. Angezogen vom Mitleid, abgestoßen vom Grauen, erhofft er den Tag, an dem zwischen dem freundlich grünen Kern der Stadt und dem weiten Land Breschen durch die zähe Mauer dieser Industriestadt geschlagen werden. Denn das lehrt ein Blick vom Hochhaus, diesem neuen Wahrzeichen der Stadt, das im Zuge der einzigartigen Alleen Düsseldorfs liegt: hinter der Industriestadt — ach, ganz nah — dehnt sich die Weite der niederrheinischen Flur, in der in erneuter Windung der Strom verschwindet, und jenes in Blau getauchte, fleißige, gesunde Bergische Land, in dem das Dorf der Düssel eingebettet war und als Stadt immer mehr noch eingebettet wird.

Krefeld hat keine ehrwürdigen Bauten, kaum heimische Winkel; aber immer lugt ihm irgendwie das Grün der niederrheinischen Flur über die Schultern. In dem ehrgeizigen Kampf der Städte, Großstadt zu werden, ist sie eigentlich unterlegen; denn obwohl die Einwohnerzahl ihr das Recht zu dem heute nicht einmal mehr anspruchsvollen Titel gibt, sind andre Städte am Niederrhein,

sofern man unter Großstadt das unorganisch Gewachsene, allzu jäh ins Kraut Geschossene versteht, eben echtere Großstädte. Der Abstand zwischen den vier in sauberm Rechteck angelegten Wällen, die den Kern der Stadt rahmen und durch Baumschmuck lebendig halten, und zwischen dem freien Feld ist auch an und für sich klein; er wird aber durch eine nicht geringe Zahl von Anlagen immer kleiner gemacht. So gibt es zwar viele langweilige, gerade Straßen — was die Entfaltung aus dem Ursprungsrechteck mit sich brachte — es gibt aber muntere Anlagen genug, um das nicht empfinden zu lassen. Als dann die Stadt immer weiterwuchs, ließ man nicht nach in dem Bestreben, viel unbebautes Lungenland zu schaffen; und so liegt etwa die Rennbahn mitten zwischen Alleen, Bruchland, Parkland, Waldland eingesenkt; ich weiß noch gut, wie schön der Gang durch die Ährenschläge war, über die jetzt die leichtfertigen Hufe der Renngäule hintanzen. So hat diese Stadt, — obwohl auch sie die Narben übereilter Entwicklung und, zumal im Bauwesen, maßstabloser Krähwinkelei trägt, sich ein Stück Erdverbundenheit erhalten — und das ist es, was man ihr nachrühmen darf vor vielen anderen Städten. Überall her züngelt das Grün der Äcker hinein, überall hin stoßen die Vorposten in Bruchland und Heide: so daß man Krefeld, obwohl es sieben Kilometer neben den Rhein gesetzt ist und somit, gleich Kellers Seldwyla, in der Anlage etwas Untaugliches hat, wie kaum eine andre Stadt niederrheinisch nennen darf. Das gesund Kleinstädtische ist den Straßen ohne weiteres abzulesen. Zwar gibt es auch hier genug und übergenug Häuser, die ihre Herkunft aus kulturell unfruchtbaren Jahrzehnten nicht verbergen können; Stuckbalkone und Schieferhelme springen wie Fratzen in den anständig ebenmäßigen Verlauf der Linien vor; Rohheiten von Verwaltungsgebäuden spreizen sich mit anmaßlicher Willkür. Aber heute noch sind die Häuser wenn nicht in der Mehrzahl, so doch auch nicht in der Minderzahl, die man dem Charakter nach in die Jahre Kaiser Wilhelms I. legen darf. Wenn nicht einige dieser Häuser überhaupt noch weiter zurückreichen; im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war man auch noch nicht so großspurig wie in seinem letzten Jahrzehnt. Der Häusertyp, der gemeint ist, ist der des meist zweigeschossigen, schmalen und sauber mit Öl gemalten Einfamilienhauses. Nicht Stuck, nicht Plastik, einzig die anständige Aufteilung der Fassade schmücken diese Häuser; und da sie zwar keine Kunstwerke, aber anständige und nicht unkünstlerische Nutzbauten sind, da sie es sind in einer nicht unerheblichen Gesamtzahl: halten sie der städtebaulichen

Unkultur ganz anders die Wage, als es etwa zu München-Gladbach, das doch so einheitlich um seinen Hügel liegen könnte, oder zu Duisburg der Fall ist. Der soziale Bruch in unsrer Zeit hat natürlich auch in dies Stadtbild Risse eingesprengt; tote Partien gibt es genug und der Typ des Miethauses in seiner unerfreulichen Form (es gibt auch eine erfreuliche, die sozialer ist als das Einfamilienhaus mancher Siedlung) findet man im Zuge der Nordwest—Südostachse in häßlicher Erscheinung. Verhältnismäßig gering ist die Zahl der unschön gebauten und schlecht ins Stadtbild gefügten Fabriken und zwar deshalb, weil die Textilindustrie mit wenigen Hochbauten auskommt und weil die Stahlindustrie dieser Stadt weit draußen vor den alten Toren und auf der heutigen Bebauungsgrenze sich angesiedelt hat.

Im Krefelder Rathaus sind diese verschiedenen Strebungen wie in einem Sinnbild vereinigt. Wenn man die Wilhelmstraße heraufschreitet, fällt der Blick auf die Freitreppe des Rathauses; schlanke Säulen tragen einen Giebel; zur Rechten und Linken schließen sich die Flügel des Gebäudes an. Die klassizistische Grundanschauung, aus der dies Gebäude erwachsen ist — einst war es die Wohnung der um Krefelds Seidenindustrie so verdienten Familie v. d. Leyen — wurde nicht einfach pedantisch übernommen, sondern sie war empfunden und durchgefühlt, so daß da eine Harmonie von nicht alltäglicher Reinheit aufklingt. Wie diese Fassaden den guten, schlichten Geist dieser Stadt bedeutet, so der Westflügel das, was hier und anderswo gesündigt wurde: denn dieser Anbau in deutscher Renaissance ist, wenn ein strenger Maßstab angelegt wird, unmöglich, obwohl es verkitschtere Anwendungen noch eines abgebrauchten, uns toten Stils gibt. Dieser Westflügel ist gebaut aus kunsthistorischem Wissen und aus Berechnung; nimmer aber mit dem fühlenden Aug'. Der dritte Bezirk in dem Aufbau aber dieser Stadt, das Grün, meldet sich, im Bannkreis dieses Bauwerks, durch den zum Westwall hin zwischen Anbau und Baukern gebildeten Binnenhof. Wundervoll bemooste alte Bäume, weiter Rasen und ein Durchgang aus glattem Klinkerstein liegen inmitten der dienstlichen Geschäftigkeit, die durch die Amtsräume hastet, als wahre Oase. Des Morgens um zehn, wenn alles an der Arbeit ist, geht wohl eine einkaufende Hausfrau über den Klinkerweg, auch wohl ein buntbemützter Schüler, der ins nahe Gymnasium will — sonst ist alles still. Nur die Bäume rauschen und es rauscht der Neptunbrunnen auf dem Westwall.

Wer sonst von dieser Stadt etwas wissen will, der lasse sich von einem der

schlanken, blonden Mädchen, die dort wachsen, in der Webeschule die kostbare Sammlung der Stoffmuster zeigen, der seidnen, der samtnen; und er wird den luxuriösen Kult der Schönheit bejahen, der das Gewerbe dieser Stadt ist und die frohe Lebensanschauung ihrer Bürger mitbestimmt hat.

Man kann die Stadt Xanten nicht nennen ohne die Landschaft, in die sie gebettet ist und der sie inniger angehört als andre, der Industrie verfallene Orte des Kreises Mörs. Das kommt daher, daß der Rhein auch hier sein Bett immer wieder gewechselt hat; es war kaum möglich, wie in Rees, hart am Ufer zu siedeln; man mußte eine leichte Höhe suchen. So die Gründer Xantens, das nun, eine halbe Stunde landeinwärts gelegen, eine, wenn nicht gar die typische Siedlung des Niederrheins ist, von alter Geschichte, um ehrwürdige Bauten gerankt, in der hohen Zeit der Kirche weit bekannt und nun, in Abseitigkeit versponnen, noch lebendig durch Mythen und Mären. Unter dem Fürsten„berg" streckt sich die Ebene weithin und doch durch Pappeln und Weiden aufgeteilt; bald Weizenland, bald Bruch; bald fruchtbar, bald verschüttet durch Kies des „Alten Rheins"; bald unberührt, bald besteckt von Schloten und Fördertürmen, den Zeugen der herandrohenden Industrie. Mitten in diesen unangetasteten oder bedrohten Herrlichkeiten liegt „das alte Lager", Castra vetera, dann „ad sanctos", ze Santen, Xanten.

Einst war es nur möglich, durch eines der fünf Tore den Mauerkranz zu passieren; vier davon hat die Kriegsfurie des Mittelalters geschleift. Es blieb das Klever Tor, eine ansehnliche Anlage von zwei runden, in spitze Kegel auslaufenden Türmen, die zu dem eigentlichen Durchgang, einem hohen, von vier Türmchen flankierten Torbau hinführen. Auch von der alten Stadtmauer ist ein Teil geblieben; grüne Hecken, schattige Bäume halten sonst sanfter die Wacht. Einmal springt eine Windmühle, ein andermal ein Haus aus dem steinernen Gürtel vor. Wie das Klever Tor den Übergang aus der Landschaft in die Stadt vermittelt, so die Durchfahrt der Michaelskapelle den Weg von der Stadt in ihr Herzstück, den Viktorsdom.

Nachdem der Rhein die Stadt verließ und eine idyllische Eisenbahnlinie kümmerlichen Ersatz brachte, ist die einstmals reiche Stadt in einen tiefen Schlaf gesunken. Wie weit die Kohlenflöße unter dem Rhein her in die Landschaft vorstoßen, ist noch nicht genau bekannt; ein paar Fußmarschstunden nach Norden und am andern Ufer, in der Dinslakener Gegend, ist die Unberührtheit zu Ende; was an Weiß- und Heiltümern blutiger, aber darum reicher Ge-

schichte geblieben ist, muß zu Grunde gehen. Ob auch Xanten? Es ist müßig zu klagen; aber wenn uns Rheinländern bei der Gestaltung rheinischer Dinge ein Wort vergönnt ist, sollte man diese Stadt und ihren Umkreis unversehrt erhalten. Das rheinische Land ist, kraft seiner Geschichte, so sehr Mal seiner selbst, daß es keine Denk- und Ehrenmäler braucht — und so könnte man das Xantener Gebiet als Naturschutzpark erhalten.

Ich weiß, solche Parks hat auch Amerika, und es scheint lächerlich, etwas sozusagen mit Eisengittern zu umschränken, was die Ehrfurcht der Menschen in Ordnung halten, hegen und pflegen müßte. Gleichviel, nachdem unter dem Vorwand, ihn zu fördern, der „romantische" Mittelrhein allenthalben geschändet ist, möge man am Niederrhein diese Sünden gegen den heiligen Geist einer Landschaft vermeiden.

Die Stadt Wesel fiebert. Ein kleiner Zug, zwei Reiter, ein Wagen, war durch die Straßen geritten, gefahren; als er in die Nähe der Kommandantur kommt, springt, den Trupp umkreisend, ein Zug Infanterie aus dem grauen Tor. Im Wagen der nun Gefangene gibt bleich seinen Degen ab und fügt sich in die Haft; Stafetten jagen nach Berlin. Ja, sie fiebert, diese Stadt:

„Sie haben den Kronprinzen von Preußen gefangen gesetzt!"

Noch heute steht zu Wesel, wie damals, die Kommandantur; ein grauschwarzes Haus, das Dach ein Zinnenkranz, den der Baumeister schier wie eine Reliquie aus dem Mittelalter angesetzt hat: alles zusammen steingewordene melancholische Straffheit. Gleich links läuft eine schmale Gasse an dem Gebäude vorbei, und auf der andern Seite — aber von der andern Seite kann man bei der Schmalheit dieser Straßenschlucht kaum sprechen — baut breit, die Stirn zur Gasse hin, einschiffig außen und von Strebejochen aufgeteilt, eine Komturei, eine Deutschherrenkirche sich auf. Langsam senkt sich zu diesen beiden Bauten hin der Platz. An diesem Platz haben die zwei Grundkräfte gebaut, die die ganze Stadt geformt haben: das Mittelalter und die neuere Zeit, Gotik und Barock, Köln und Sanssouci.

Da gibt es eine schmale, sich wendende Gasse, links eine Mauer, rechts Häuserwerk, die läuft wie ein Sack zu; du kannst nicht weiter durch die zwergige Putzigkeit, du mußt kehrt machen. Da gibt es, zwischen profanen Bauten eingeklemmt, ein Kapellchen, das ist längst seinem frommen Dienst entzogen, es hat ein Schaufenster und du kannst dort allerlei kaufen. Ein großer Teil des Städtchens ist aus solchen Winkligkeiten gebaut; immer wieder durchsetzen

sie, breite Inseln der Vergangenheit, das moderne Wesel. Und immer sind sie die Stufen der Kirchen.

So um die Kirchen gelagert, die natürliche Schichtung aus dem gegebenen Gelände entfaltend, war die rheinische Gestalt der Stadt; dann schuf Preußen, ich will nicht sagen die unnatürliche, aber eben doch die zwangvolle Gestalt, die Festung. Kühn schnitten und stutzten die Glacisanlagen den Kern der Stadt zurecht. Aber was Zwangsjacke war, wurde bald ein weites Kleid; auf den grünen, durchwehten Anlagen lustwandelten die Weseler am Nachmittag und Abend, und dorthin führten die Herren Musketiere und Kanoniere ihren Schatz aus. Sind die Plätze um die Kirchen die Knotenpunkte des rheinischen, so ist der Platz um das Berliner Tor der des preußischen Wesel. An diesem Werk haben Friedrich Wilhelm und Friedrich gebaut; der Vater, der in Potsdam das holländische Viertel mit dem roten Klinkerstein für seine Soldaten, der Sohn, der dort für sich sein Sanssouci gestiftet hat. Im Gang zweier Jahrhunderte sind in Wesel die rheinische und die preußische Stadt dann zusammengewachsen; des Militärs wegen hielt sich Wesel die Industrie vom Hals, der es aber gerade jetzt zu verfallen beginnt; es lebte von „zweierlei Tuch", zumal die Mädel waren damit einverstanden. Und ein gewisses Gefühl dafür, daß der Baustoff materialgerecht sein müsse, hatte man immer — das zeigen die Schulbauten und zeigt die Art und Weise, wie bei Um- und Neubauten dem alten Ziegel zu seinem Sinn verholfen ist. Überall, und zwar angenehm, sieht man ihn zwischen verputzten und überstuckten Fassaden als eine Erinnerung, aber auch recht zukünftig hervorwachsen.

Ein abseitiges Wesel lebt noch, und zwar in den Gassen am alten Hafen, ineinandergeschoben Dächer und Höfe und Tore. Der Vater meldet seinen Anspruch an, der Rhein — und die ungeheure Weite, im Süden leicht geschürzt durch den Berg von Elten, die Weite mit ihren Weiden und Pappeln, mit ihrem Grün und ihrem Grau, mit ihrem lichten Dunst und mit ihrer weiträumigen Stille ist nur da, seine Majestät zu künden. Und langsam entschwinden die Wesel bezeichnenden Türme aus dem Auge.

Und dann, fällt mir ein, wenn wir als Knaben am Niederrhein auf ein waldumrahmtes Wiesenstück stießen, riefen wir, um das Echo zu erproben, schallend hinein: Wer ist der Bürgermeister von Wesel? Esel! muß dann zur Antwort kommen, und das, ihr gebt's zu, ist die schönste Erinnerung an diese Stadt.

*

Heinrich Nauen: Windmühle bei Sevelen



Heinrich Nauen: Alter Rhein bei Xanten

Und der Mensch, der in dieser Landschaft, in ihren Dörfern und Städten wohnt? Nun, mehr als diesen oder jenen Grundzug zu geben, geht wohl nicht an; warum sollten die Menschen am Niederrhein minder bunt und verschiedenartig sein als anderswo? In dem Niederrheiner ist, als dem Nachbarn der Holländer, ein Sinn für die Wirklichkeit deutlich ausgeprägt: er hält sich gern an das, was er sehen, und besser noch, was er greifen kann. Das mag in vielen Fällen rechthaberisch und kleinlich sein als eine Weltbetrachtung aus niedriger Perspektive und ist es wohl auch, sofern sich darin nichts als alltägliche Gewinnsucht ausdrückt. Doch steckt auch noch etwas Tieferes dahinter, insofern in dem, was sich sehen und greifen läßt: also in den geschaffenen Dingen, der Schöpfer sich offenbart — immer ist am Niederrhein die Töpferei einheimisch gewesen, in der sich die vier Elemente antiker Weltschau, Erde, Wasser, Feuer und Luft, miteinander zum Werk verbinden; immer hat die Kunst der Schnitzer geblüht, die aus dem Holz die in ihm versteckten Formen herausgruben; der Aufschwung der Webwaren, die Herstellung von Samt und Seide wären unmöglich gewesen, ohne das in diesen Menschen schlummernde Gefühl für die Schönheit der Farben. So hat der Malbauer in einer Gastwirtschaft bei Neersen alles, was er aus seinen Geschichtsbüchern wußte, in Riesenbildern auf die Wand gemalt, die steif und doch pompös waren, spätes Bauernbarock.

Mit der Freude am farbigen Diesseits verbindet sich ein Behagen, um nicht zu sagen: eine Behäbigkeit, die man episch nennen möchte, ein Schalkssinn, der heute noch in den Redensarten des Volkes erheiternd blüht, eine Gelassenheit, die gegenüber allem, was einem das Schicksal in den Weg wirft, noch eine letzte Reserve aufspart. Trifft der Niederrheiner auf gespreiztes Wesen, so findet er sofort ein entlarvendes Wort und freut sich, wenn er jemand, der nicht aufs hohe Roß gehört, wieder herunterholt. Dennoch geht ihm die Fähigkeit zu verehren, nicht etwa ab; der Muttergrund der Landschaft ist katholisch, wenngleich es eine ausgedehnte evangelische Diaspora gibt, und an bunten Festen hat der Niederrheiner seine Freude. In Neuß, wo der Turm von Sankt Quirin als ein Wächter am Tor der Landschaft steht, ist das Schützenwesen mit seinen Umzügen und anderen Bräuchen uralt und ein Fest der ganzen Stadt, in Mülheim fährt die Fronleichnamsprozession als Gottestracht über den Rhein, zur Kirmes in Viersen hebt ein „allgemeines Wandern" an.

Dem Sinn für das gesellige Zusammenleben entspricht wiederum ein Gefühl für den Rang und die Würde der Einsamkeit. In einer Landschaft, in der

der Nebel so oft die Sicht von einem Hof zum andern verhängt, lernt der Mensch auch, mit sich selbst zu sprechen. Dem widerspricht die Erfahrung nicht, daß er unter seinesgleichen laut, fröhlich und stürmisch werden kann.

So ist es meinen Jugendfreunden und mir oft bei dem Wiedersehen nach längerer Frist ergangen: lauter Menschen, die in ihrem Alltag durch Erbe und Fleiß eine bestimmte Gewichtigkeit mit herumtragen, (ich sage nicht, daß sie die Nase hochtrügen — das nicht zu tun sind sie alle in der Lehre des Krieges erzogen) werfen sie dann jede Hemmung in der ersten Minute ab und füllen die Stunden, in denen sich die alte Gemeinschaft wiederherstellt, mit einem fröhlichen Tumult. Freilich, wer dann die Würde im Schweigen oder gedämpften Gespräch sieht, muß sich die Ohren zuhalten; auch die Frauen und Mädchen sind bei diesem Gelächter und Gespött obenauf, bleiben keine Antwort schuldig und greifen an, weil das ja die beste Verteidigung ist. Das gibt dann einen Höllen- und Heidenlärm, und was ein Niederrheiner ist, fühlt sich dabei besonders wohl, ergötzt sich an den Kraftsprüchen und auch einem gewagten Vergleich: aber im Nu kann die Stimmung umschlagen, wenn ein ernster Gedanke sich Schweigen erzwingt, die Rede geht gedämpft, bis dann der allgemeine Übermut wiederum siegt.

Ergötzlich zu sehen, wie ob solchen Tumults den oder jenen, der nicht der Gesellschaft angehört, ein Entsetzen packt und wie die Frage sich vorwagt, ob denn die, die da so lärmten, „geistige Menschen" seien? Der Niederrheiner hat stets gewußt, daß der Geist, sich selbst überlassen, in lauter Spiralen und sinnlosem Zickzack durch die Luft voltigiert und den Menschen in dem Augenblick verläßt, in dem er seiner sich rühmt. Und wenn die Menschen, die so nach außen brennen, es zugleich nach innen vermögen, dann ist es doch wohl das gleiche Feuer, das da loht. Die Freude am Schaubaren und Greifbaren, an der sinnlichen Farbe und der handfesten Form schlägt um, die Farben und Dinge leuchten nur noch gedämpft unterm Nebelschleier und das mystische Selbstgespräch beginnt. Stammen doch drei der großen Mystiker unsres Volkes vom Niederrhein.

Der erste ist Thomas von Kempen, und das Werk, das er ohne seinen Namen herausgegeben hat, die Nachfolge Christi. Wohl wär' es müßig, im Wortschatz dieses frommen Buches, in seiner Anlage, seiner Haltung nachweisen zu wollen, daß der junge Thomas als suchendes Kind, als kindlicher Sucher durch die Nebel des Niederrheins gelaufen ist; in dem, was im ersten

Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben, niedergeschrieben wurde, also im Zustand einer allgemeinen christlichen Kultur, sind die Spuren landschaftlicher Prägung noch selten. Aber die männliche Innigkeit des Thomas, vor allem andern seine Gabe, den schwierigsten Empfindungen ein einfaches Bild zu geben, sprechen für diese seine Herkunft; auch der Weg seiner Reife. Er hat mit Bienenfleiß immer wieder die Werke der Mystiker abgeschrieben, die vor ihm gelebt haben, und ist so in einem langsamen, geduldigen Aufbau seiner Persönlichkeit, unter stetem, wachsamem Vergleich mit den Werken seiner geistigen Ahnen und seiner Mitstreiter dazu gereift, nun das Seine auf eigne Art zu sagen.

Der zweite mystische Meister dieser Landschaft: Friedrich von Spee. Bei ihm, dem Sänger der Trutznachtigall, wächst die heimische Natur, „sampt der erden pflänzelein, laub, gras, busch, heck und zäune" schon deutlicher in die Sprache hinein:

Ach, ach, laß ab von brausen,
laß ab, du schnöder wind,
laß ab von kaltem sausen
und schon dem schönen kind.

vielmehr du deine schwingen
zerschlag im wilden meer,
all da dich satt magst ringen,
kehr nur nit wieder her.

Wer das gedichtet hat, hat auch schon den Wind über der Ebene erlebt, wie er in der Winterszeit, unbarmherzig, von Osten über die Ebene streicht; wer das gedichtet hat, ist in seinen Gedanken dem Strom bis an die Mündung gefolgt. Und wenn Spee auch in der Eingangsstrophe zu diesem Christgedicht vom Winde sagt, er „streicht hin gar scharpf ohn maaßen zu Bethlems krippen ein", so setzt er doch Dorf und Krippe in seiner Vorstellung hinein in den Raum seiner Heimat, etwa nach Kaiserswerth, wo er als Knabe zur Christmette ging, während der eisige Wind über den Strom wehte.

Der dritte Meister niederrheinischer Mystik: Gerhard Tersteegen aus Mülheim an der Ruhr, er nun im evangelischen Umkreis erwachsen, Erneuerer des luthe-

rischen Chorals, ein Weber, der seine Strophen aus den Gefühlen zwischen Menschen und Gott nicht anders wob, als seine Bänder. Bei ihm entirdischt sich, aus seinem pietistischen Empfinden, wiederum alle Schau:

> Wo find ich mich?
> Wie groß ist Gott! Wie klein bin ich!
> Denk nur, was ist ein Stäubelein
> Im hellen Sonnenschein? —
> Wie, sollt ich mich nicht selbst und alle Ding vergessen,
> Da ich stets leb' und schweb' im Wesen unermessen?
> Du Liebeswesen bist mir näher als ich mir!
> Drum denk ich nur an dich und überlaß mich dir.
> Verschling das Meine ganz, o Sonne!
> Dein'r Liebe Lust sei meine Wonne,
> Dein'r Naheit Licht sei mein Sonnenschein,
> Und meine Seel dein Stäubelein.

So ründet sich der Kreis. Eine Landschaft, vom Strom geschaffen bis in den letzten Winkel und immerzu von ihm durchrauscht, hebt Dörfer und Städte ans Licht, und nun erinnert sich der aus dieser Erde entsprungene Mensch seiner Herkunft, spürt die Begrenzung der Grenzen und das Grenzenlose.

Im niederrheinischen Gebiet drücken sich die beiden Möglichkeiten aus, die ein Grenzland für seine Bewohner haben kann. Nach Holland zu liegen Mensch und Landschaft offen, ein geheimes Erinnern an die frühere Einheit bestimmt alle Regungen, der Wille zu letztem, nachdrücklichem Verstehen stößt auf keine Schranken, und hüben wie drüben nennen sie den Strom den ihren. Anders zum Westen hin. Landschaft und Mensch, möchten sie auch offen sein, können sich der frühern Einheit nicht mehr erinnern, der Wille zu Austausch und Vernunft findet immer wieder seine Schranke, ob auch die Vernunft es nicht wahrhaben will, und der Rheingenius ist etwas andres als das génie du Rhin. Schon im Frühjahr 1922 schrieb Ernst Bertram in seiner polemischen Abwehr und Notwehr gegen alle Ansprüche des Herrn Barrès: „Die verstörte deutsche Seele zu sich selber zurückzurufen — das ist heute die Aufgabe, zu der das Wächtertum des Rheingenius sich bestellt hat.“

Hier ist zwar vom Diesseit, aber auch vom Jenseit bereits die Rede. Wer in der Schöpfung den Schöpfer zu sehen vermag, dem ist auch der Niederrhein ein Tor zu Gott. Ob der treibende Wind und die saugende Kraft der Sonne plötzlich den Nebel aufheben, und ein Parkland liegt da, betaut und blank, oder ob der Nebel die langen Straßen nach Norden, die Städte daran und die Dörfer plötzlich verhängt, und ein Rätsel ist alles; immer waltet da das Geheimnis, das in der Hülle sich offenbart, und leise zieht der Strom seine Bahn, und nur, wer sich ans Ufer setzt und die Welt hinter sich vergißt, hört seine Wellen schlagen.

---

Christine Koch

# Gedichte in sauerländischer Mundart

## Tüsker Muaren- un Owendräut

Un tüsker Muaren- un Owendräut
Do liet ne langen Dag,
Do fruiset mannech en Hiäte däut,
Un mannech ent driepet ne Slag.

Un äint gerätt in lechten Brand,
Dät genk ganz sachtkes aan —
Un weyer äint, dät gäiht biuter Land
Un kümmet op schaiwe Bahn.

Un tüsker Owend- un Muarenräut,
Wann Nacht op Eeren liet, —
Is mannechmol näu gröttere Näut,
Dai kainer me andern siet.

Da krämpet sik ne manneche Hand,
En mannech Hiäte innäin —
Vertellen könn wual manneche Wand
Un mannecher Muierstäin.

## Räusen am Wiäge

Räusen am Wiäge, Immen im Häit,
Meyn Schatz, dai singet, bo hai gäiht un stäiht;
Meyn Schatz hiät Laier, junk un alt,
Is düen Dag warme un moren kalt.

Van Räusen ne Kranz, van Häit ne Striuß,
Meyn Schatz, dät was deyn äiste Griuß.
Räusen am Wiäge, Immen im Häit —
Biu lange näu — wai wäit, wai wäit?

## Duarp-Smitte

Pinke, pinke, pinke, pinke!
Hamer häuge, Hamer sinke!
Funken sprögget, Eysen glögget,
Water kailt. Geselle flink!
Umme't Rad diän niggen Rink.

In der Smitte: pinke, pinke!
Biuten trapp, trapp, hinke, hinke. —
Eysen av un Eysen aan.
„Junge Heer, 't kann födder gahn."
Pinke pink! Kum, Geselle, drink!

In der Smitte: pinke, pinke!
Hiusdiär uapen; klinke, klinke;
Hänne wenken, Kappe swenken,
Swuate Augen wellt wual blenken.
Pinke pink! „Junge Heer, ik wachte op en Rink."

## Un wäist diu wual?

Un wäist diu wual, biu Laiwte daiht,
Diu niegenklauke Mann?
Et is, ase wann me häime gäiht,
Ase wann me ganz wat Schoines wäit,
Wat me garnit loten kann.

Un wäist diu, wann't ganz häimlek blitt
Tüsker Guatt un dey un mey —
Wuat Schoineres giret op Eren nit,
Twäi gatt im gleyken Schriet un Triet
An der ganzen Welt verbey.

Un wäist diu wual, wat bitter is,
Viel bitterer as de Däut?
Dät is, wann diu verloten bis,
Met diäm äinen klainen Woot „adjüß!"
O harte Laiwesnäut!

Worterklärungen.

Tüsker Muaren- un Owendräut = Zwischen Abend- und Morgenrot: Zeile 3: fruiset = friert; Hiät = Herz; Z. 6: sachtkes = leise; Z. 7: biuter = außer.

Räusen am Wiäge = Rosen am Wege: Z. 1: Häit = Heide; Z. 2: bo = wo; Z. 3: Laier = Lieder; Z. 8: biu = wie.

Duarp-Smitte = Dorfschmiede: Z. 3: sprögget = sprühen, glögget = glüht; Z. 5: nigge = neu; Z. 9: födder = vorwärts; Z. 12: Hiusdiär = Haustür.

Un wäist diu wual? = Und weißt du wohl?: Z. 2: niegenklauk = neunmalklug (Eine der Haupteigenarten des Sauerländischen ist die Diphtongierung fast aller Vokale: Tod = Däut; Liebesnot = Laiwesnäut; s. letzte Zeile.)

Martin Raschke

# Untergang einer Kindheit

Jeder zehrt seine Kindheit auf wie ein Brot.

## Der Fluß

Nicht allzufern unserer Wohnung erreichte ein Fluß die Grenze Dresdens, vom Erzgebirge herbeikommend, dessen breites Mauernbett einzig im Frühjahr von stürzendem Wasser erfüllt war, sonst aber neben Geröll meist Wiesenstücke barg, die sich in der dürren Zeit darin angesiedelt hatten. Von unseren Sommerreisen kannte ich diesen Fluß auch noch droben im Gebirge, wo er munter und klar übers Gestein hüpfte und vielen Forellen eine schöne Wohnung war. Kaum vermochte man dieses jünglingshafte Gewässer des Gebirges in dem Rinnsal wiederzuerkennen. Alles Wasser wurde ihm auf dem Herweg von Fabriken geraubt, verunreinigt, trüb zurückgespendet und wieder geraubt, bis es sich in tausend Kehlen, in tausend Röhren und Gruben fast völlig verlaufen hatte und jeder Zauber von Ferne, von farnreichen Wäldern und moosigen Felsen, der den Fluß in seiner Kindheit umschwebte, von seinen Wasserflügeln abgestreift worden war. Nur im Nachwinter erwachte der Geschundene alljährlich zu seiner Kraft und sprach einige Wochen lang jahrhundertalte Worte.

Jetzt, da ich mich anschicke, ein wenig von meinen Erinnerungen aufzuzeichnen, schlingt sich sein Band, bald silbern, bald bleich, durch alles Gedenken und bindet es zusammen, so daß was weit auseinander liegt, Gebirge und Stadt, plötzlich sich nahe rückt und von dem gleichen Leben zu speisen scheint. Und obgleich es allen, die vielleicht einmal zu diesen Aufzeichnungen greifen, um sich zu suchen, viel deutlicher wäre, wenn ich niederschriebe, ich sei an der Elbe aufgewachsen, muß ich mich doch zu diesem kleinen geschändeten Fluß bekennen und sagen, ich bin im Tal der Weißeritz großgeworden, nahe ihrer Quelle und ihrer Mündung. Die Stadt, später so vertraut, war mir lange wie eine Sage, durch die der große Strom seine Wasser rollte. An Ferientagen sah man ihn manchmal an des Vaters Hand, aber Umgang hatte man mit ihm nicht.

Da ich also die Jugend und das Alter dieses Flüßleins kannte, nicht aber den Weg, den es dazwischen durchmaß, freute es mich sehr, als uns der Vater

ankündigte, wir wollten dieses Jahr zu unserer Sommerwohnung im Gebirge laufen.

Gegebenen Tages wanderten wir denn auch im felsigen Laubtal empor, nach blühendem Frauenhaar und Trompetenflechte fahndend, nach Forellen und Zaunkönigen, bis uns im lichter gewordenen Tal eine halbfertige Zyklopenmauer aufhielt, die vom Grund emporwuchs und rechts wie links mit den Talwänden zu verschmelzen strebte. Die Erbauer, offenbar einem Riesengeschlechte zugehörig, hatten wohl ihr Werk geflohen, vom Morgen überrascht, und schienen wie schon manches Geisterwesen vor ihnen die Wette verloren zu haben, das Tal bis zum Tagbeginn verriegeln zu können.

Entgegen meiner raschen Vermutung stießen wir bald darnach auf die geheimnisvollen Herren der Mauer. Ausschweifend sangen sie in einer uns fremden Sprache aus den Fensterhöhlen flüchtig errichteter Baracken, deren niedrige Bauweise ihrem von mir vermuteten Riesenwuchs allerdings arg widerstritt. Dafür nährte der wilde Gesang meine Einbildung um so mehr. Ich versuchte den Vater an einer der Behausungen, vor der sich Scharen von Flaschen angesammelt hatten, zu längerem Horchen zu veranlassen, aber er zog mich schnell davon. Er meinte sogar, es sei nicht gut, auf solche Männer zu treffen, womit er meinen Ahnungen innigst recht gab.

Hinter der Mauer, die uns gezwungen hatte, den Weg am Wasser zu verlassen und ein Stück am Hang entlang zu wandern, kehrten wir uns wieder dem Talgrund zu. Hier waren die Gärten unbestellt. Kühe liefen regellos durch Wiesen und verwilderte Äcker, wo inmitten von Melde, von Schöllkraut und Nachtschatten sich vereinzelte Ähren neigten, Grüße einer fruchtbareren Vergangenheit. Wir traten spähend auf ein Fachwerkhaus zu. Die Bretterdielen hatte man schon entfernt. Schamlos lag der Lehmboden bloß. Indessen luden vor einem zweiten benachbarten Haus einige Männer, von Frauen umsprungen, Möbel auf einen Wagen. Ein halb angekleidetes Mädchen lief immerzu in den Flur und schleppte ein Kinderstühlchen, mit dem es sich unsäglich plagte, dann einen Bär und darauf eine verletzte Puppe heraus. Die Möbel setzte es auf der Straße nieder, Puppe und Bär aber lehnte es gegen den stürzenden Gartenzaun.

Ich fragte nach dem Grund der Unruhe, die ringsum von den Menschen Besitz ergriff, und der Vater erklärte mir, daß hier, wo sich die Häuser erhöben, bald ein See sein würde, von der Mauer hinter uns bis zur halben

Höhe der Talhügel aufgestaut. Dabei zeigte er nach den Talhängen, wo verschiedene flache Buchten einmündeten, über die schon vorsorglich Brücken geschlagen waren, obgleich noch kein Wasser den Weg hemmte, der auf der einen Seite der Bucht herabstieg und sich an der entgegengesetzten Berglehne wieder hinaufschlängelte. Es bewegte mich sehr, daß wir jetzt an einem Ort weilten, an dem für die Vorstellung einiger Baumeister, wie ja die Brücken dartaten, schon ein See war. Als riesige Welle glaubte ich das Wasser sich nahen zu sehen, von Süden, dem Gebirge her, über dem eine gewittrige Wolke ohnehin manches Unheil zu brauen schien. Vor dieser gewaltigen Welle waren also die Menschen auf der Flucht. Bald mußte ihr Haus und ihr Feld ertrinken. Würde das Apfelbäumchen hinterm Zaun, an dem sich schon einzelne Äpfel rundeten, dann unterm Wasser noch Frucht tragen? Schnell ging ich den Eltern voraus, den eingebildeten Gefahren entgegen, die sich mit der Wolke nahten, als könnte ich ihnen derart entrinnen.

Die Mutter behauptete, vom Anblick der obdachlosen Menschen betroffen, es sei verwerflich, daß man Häuser und Felder um des Wassers willen vernichte, aber der Vater erwiderte ihr sogleich, daß es wohl besser sei, man schenke dem Wasser, hinter einer Mauer gefangen, ein Stück Land, als daß es alljährlich Wiesen und Stege überflute und dahinwälze, wie es ihm gefalle. Diese einfachen Worte entfielen mir nie, wenn ich sie auch nicht zu allen Zeiten meines Lebens bereit hatte und die Ausführungen, die der Vater damals im Gehen noch an sie knüpfte, nur aus den Gedanken zu erahnen vermag, die mich, den ihm Verwandten, bei der stillen Wiederholung seiner Worte heute wie immer bewegen. Entscheide ich, er habe wohl gemeint, man müsse zurückweichen, um zu herrschen, so scheint mir nur eine allzu äußerliche Nutzanwendung aus seinem sicher viel weiter zielenden Gleichnis gezogen, während mir der Befehl, den ich manchmal daraus hören will: die Dämonen zu bekriegen, ohne sie doch zu töten, mit ihnen zu leben, ohne sie doch zu lieben, mir hinwieder für seinen Mund zu unbescheiden klingt. Doch mag die Wahrheit, die er an diesem Tage anrührte, zwischen beiden Auslegungen schweben.

So wanderten wir weiter am Flusse entlang, der neben uns über blanke Steine rieselte und in seiner heiteren Geschwätzigkeit noch nichts von dem Kerker zu ahnen schien, den man ihm nur wenig talab bereitete. Die Wolke vor uns wuchs und fraß das Himmelsblau in ihren dunklen Leib, fraß die Farben der Blumen und den Glanz des Wassers, und wie schnell wir auch im

zunehmenden Dunkel ausschritten, entflohen wir doch nicht dem Regen. Bald stürzte er auf uns herein und machte Himmel und Wiese zum rauschenden Fluß, gegen dessen Strömung wir lachend und fröstelnd bergauf gingen.

### Ausfahrt

Eines Abends sagte der Vater, wir wollten demnächst nach Rehefeld fahren, wo der König bisweilen zur Jagd weilte, den Quellen des Flusses nahe, der vor der Mühle talwärts zog und sein murmelndes Selbstgespräch auch in diese frohe Ankündigung mischte. Seitdem fragte ich jeden Tag, wann diese Fahrt denn statthaben solle, und konnte nimmer begreifen, warum die erwachsenen Menschen etwas so lange verzögerten, was doch alle locken müßte. Endlich aber kam der Tag der Ausfahrt in die wunderreichen Wälder. Schon wurde das große Pferd aus dem Stalle geleitet. Am Steintrog, in den aus der Hauswand ein Wasserstrahl sprang, trank es sich satt für die Reise und wendete mir dann prüfend sein nasses Bartmaul zu, daß ich langsam, doch wie verzaubert zurückwich. Die Schwalben, die unter den Dachfirst Nest an Nest geklebt hatten, strichen zuckend umher, unserer Zwiesprache nicht achtend. Plötzlich war auch der Wagen bereit. Das Pferd wurde zwischen die Deichseln geschoben und gebärdete sich unruhig wie ich, der ich fürchtete, daß der Wagen, dem wohl seine Richtung eingeboren war, ohne uns seine Fahrt in das Sommerreich der Könige beginnen könnte, wenn wir uns nicht beeilten. Schließlich traten auch Vater und Mutter mit dem Müller aus dem Haus, Schwester und Bruder, und wir stiegen ein, wobei ich zu meiner Freude vom Vater den Platz auf dem Bock zugewiesen erhielt.

Bald umhegten uns Fahrende die Mauern der Fichten, die nur hin und wieder zurückwichen, um einer Waldwiese Raum zu leihen, deren Grün der steinichte Weg der Weißeritz durchschnitt. Sie rauschte auch manchmal nahe unserer Straße oder querte sie gar, von Brücken übersprungen, über die der Wagen dröhnend hinwegrasselte. Wie viele Gefahren schlummerten unter jeder dieser Brücken und wurden jeweils nur von dem Pferd gebannt, das über die Brücken schneller als sonst zu laufen schien und uns immer im letzten Augenblick, wie ich deutlich zu erspüren meinte, an das rettende Ufer hinüberriß. Glockenblumen, die bleichen Fackeln der Königskerzen und nickender Fingerhut säumten die Fahrt, dazwischen der Schwämme vielerlei Formen. Jedesmal wünschte die Mutter, die nichts ungenutzt lassen konnte, den Wagen zu brem-

sen und den erspähten Pilz abzuschneiden, welchem Wunsch auch anfangs gehorcht wurde. Später aber fuhr der Wagen an allen Pilzen rasch vorbei, und nur manchmal rief der Vater: „Ein Steinpilz!" oder der Bruder: „Eine Ziegenlippe!" oder die Mutter mit einem kleinen Schrei des Bedauerns: „Pfifferlinge!" als seien es die Namen der Stationen, die wir auf unserer Fahrt in das Wunderbare berührten. So reisten wir in Seligkeit dahin. Ein Horn! Ein Horn! Gern hätte ich meine Lust als Lied in die würzige Luft hinaustrompetet.

Plötzlich fiel das Pferd in Schritt, wie von Schrecken gelähmt. Als ich die Waldstraße entlangblickte, stand da ein weißer Hirsch und schaute uns argwöhnisch entgegen. Aber noch ehe wir sein stolzes Bild recht gewahrt hatten, verschwand der Verzauberte im Wald, dessen feierliches Dunkel mir nun geheimnisvoller als zuvor erschien. Die geraden Stämme, zwischen denen die Erde glatt vom Nadelfall war, umhüllte also eine wunderträchtige Luft, aus der weiße Hirsche und anderes nicht minder märchenhafte Getier aufzutauchen vermochte. Fliegenpilze und Königskerzen, Hirsch, Adlerfarn und Wassergerausch begannen zu einem Bild zusammenzuwogen, das die Elemente der Wirklichkeit zu einer himmlischen Schilderei verwob. Tritt ein in das Zauberland! Tritt ein! Der Hirsch, der vor unserem Kommen zurückgewichen war, hatte uns gebilligt, schien mir, und uns Einlaß gewährt in das Reich der Könige und der Quellen. Schon zerstreute sich der Wald in sattgrünen Wiesen, und der Wagen gelangte in Sicht von Häusern und einem türmchenreichen Gebäude, halb hinter Bäumen verborgen, was alles auf den Hängen des Tales mit schöner Willkür verstreut war.

Dort oben wohne der König, sagte der Vater und wies auf das Schlößchen am Berg.

Ich guckte hinauf, konnte aber den König nirgends erkennen. Nur aus den Hauswänden blickten hier und da geweihte Hirsche ins Tal hinunter.

Kurz darauf hielten wir vor einem Gasthof, wo ebenfalls Wasser in einen Steintrog plätscherte, dem Pferde zur Freude. Saufend ließen wir es zurück, um noch ein Stück talauf zu wandern. Wir überschritten die Grenze des Reiches, ohne ihrer sonderlich zu achten, schattete ja der gleiche Wald hüben wie drüben, und hatten nach längerem Weg den Blick auf ein ansteigendes Wiesental, in dem der Fluß, wie man sagte, geboren wurde. Verschiedentlich sah ich das grasige Land von Rinnsalen durchädert, die aufeinanderzu zu eilen

schienen, an klar gebildeten Baumgruppen vorbei, einem inneren Befehl gehorsam, doch ohne daß den mir neuen Vorgang der Quellgeburt, der mir ungeheuerlich erschien, irgendeine Erregung der Luft oder der Bäume oder sonst ein Merkmal, sei es auch nur von Menschenhand, bezeichnet hätte. Eher schien über den Kammwiesen eine tiefere Ruhe als ringsum zu schweben, eine gewisse Verlassenheit oder auch öde Erhabenheit, mit welchen Worten ich vielleicht etwas zu deutlich ausdrücke, was damals nur raunendes Ahnen war.

Müde begaben wir uns zu Pferd und Wagen zurück, um unter den Lindenbäumen der Gaststätte zu ruhen, zu essen und zu trinken. Ein alter Mann von zerstörtem Äußeren kauerte nahebei im Grase und hatte auf dem Sacktuch neben sich ein Häuflein Fliegenpilze liegen. Von dem Vorrat langte er sich einen nach dem anderen und schnitzelte sie, nachdem er ihnen die rote Haut vom Kopf gezogen hatte, mit dem schartigen Taschenmesser in eine Blechbüchse.

Der Vater, immer lernbegierig, fragte ihn bald, was er denn mit dieser Giftmahlzeit vorhabe, und erhielt die ihn sichtlich erstaunende Antwort, daß sie in Fröhlichkeit verzehrt werden solle. Gerade der Fliegenpilz, ließ sich der Alte gleich mit Predigerstimme vernehmen, sei äußerst schmackhaft, wenn man sich auf die Zubereitung verstünde. Es wäre durchaus nicht recht, daß sich die Leute nur auf das zur Ernährung beschränkten, was sich bequem zur Verwertung darböte. Der Mensch — und er erhob sich und zeigte sich groß und breit — müßte alles verspeisen; dazu wäre er geschaffen. Die ganze Erde, ihre Freuden und ihre Gifte, sollten ja durch den alten Adam dermaleinst in den Himmel gelangen, damit der liebe Gott ein Pröbchen von allem hätte und jegliches Wesen an der Seligkeit teilnehmen könnte, auch wenn es Fliegenpilz hieße.

Jedenfalls muß er ähnlich gesprochen haben, bevor er sich über andere Gifte, das des Fingerhutes zum Beispiel äußerte, dem er mit besonderer Liebe zugetan war. Der liebe Gott, verkündete er, stürze die Menschen nur deshalb in Krankheit, damit sie auch von dem Fingerhut essen müßten und ihm davon ein Quentchen in ihrem Corpus mit hinaufbrächten. Überhaupt verwendete er mit Vorliebe fremde Worte, die ich nicht kannte, und ließ uns armselige Menschenkinder durch manchen Hinweis ahnen, daß er nicht immer auf der Landstraße als Prophet der Fliegenpilze gelebt hatte, sondern einstmals zu einem höheren Ziel, das er mit dem Worte „Theologie" umschrieb, aufgebrochen war.

Der Vater reichte ihm ein Geldstück, als es seines Erachtens niemand be-

merkte, das jener mit prahlender Gleichgültigkeit empfing. Dann meinte er zur Mutter, dieser sonderbare Heilige bereite sich wohl nur deshalb die Fliegenpilze im Angesicht von Gästen, um ihr Mitleid zu wecken und sie zur Hergabe von ein paar Pfennigen geneigter zu machen.

Welch böse Verleumdung schien mir das! Gewiß, dieser Mann war ein wenig verwahrlost, wilden Haares und stoppligen Bartwuchses, und auch die Kleidung, die zu weite Jacke, die etwas zu kurzen Hosen und das kragenlose Hemd, litten an den Folgen des beschwerlichen Lebens mit Baum, Tier und Gefels. Aber hatte denn der Vater nie der Schwester gelauscht, wenn sie Märchen vorlas, in denen ferne Könige sich verkleideten, um verkleidet das Herz ihrer Untertanen zu prüfen? Würde man nicht gleich aus dem türmchenreichen Schloß am Hang über uns die Diener aussenden, den König heimzuholen, der hier mit uns sein Spiel trieb?

Vergeblich spähte ich nach ihrem Nahen aus, dieweil mich neue Fragen durchjagten, deren jede zugleich ihre Antwort war. Wer sollte denn auch die Fliegenpilze essen, die alle verachteten, wenn eben nicht die Könige? Waren diese rotbeschirmten Gebilde nicht königliche Wesen? Sicher war nur deshalb die Mär von ihrer Ungenießbarkeit ausgesprengt worden, weil sie allein den Königen als Speise vorbehalten bleiben sollten, die aus dem angeblich giftigen Fleisch ihre königliche Kraft sogen. Schon in den ersten Schuljahren lernte man ja, daß auch einmal Gott den Menschen verbot, von einem Baum zu essen, in dessen Früchten das mir so unbegreifliche Wort „Erkenntnis" beschlossen sein sollte.

Wie viele Erinnerungen erhellten meine bisherige Düsternis! Waren denn die Fliegenpilze, auf die man am Waldesrand traf, nicht meistens schon zerschlagen oder zumindest umgeworfen? Solche Zerstörung wollte mir nun vorbedacht erscheinen, um uns, die wir nicht Könige waren, am Genuß dieser im Überfluß blühenden Erdfrucht zu hindern, deren Purpurhut sie von vornherein einzig den Herrschern zum Genuß bestimmte. Mit lüsternen Augen hielt ich mich in der Nähe des heimlichen Königs, den mir der weiße Hirsch schon von ferne angekündigt hatte, und als er hinunter zum Fluß lief, um Wasser in seiner Büchse zu schöpfen, „ungefesseltes Wasser", wie er sagte, raubte ich mir einige Schnitzel des Pilzfleisches und schluckte sie.

Leider beobachtete mein Bruder die Zaubermahlzeit, durch die ich in das Reich der Könige einzugehen hoffte, und meldete sie der Mutter und diese

angstvoll dem Vater, der mir trotz allen Wehrens den Finger in den Mund steckte und mich dadurch zwang, den Weg zum Wunder für diesen Tag aufzugeben. Auch mußte ich einige Gläser Milch trinken, um die gefährliche Wirkung des Giftes, von dem die Kurzsichtigen rings um mich sprachen, zu mildern oder gar zu verlöschen, was meinen Bruder ärgerte, denn er sah ja nun meine Untat besser belohnt als seinen warnenden Dienst. Er machte mir manchmal ein Zeichen, ich solle ihm doch von der Milch einen Schluck schenken, aber ich beachtete ihn nicht, der sich mir so tölpelhaft entgegengestellt hatte, als ich der Königswürde nahe war. Ohnehin schien mir die Milch nur eine geringe Gegengabe für das, worauf ich zur Beruhigung der Eltern für heute verzichtet hatte. Ich trank sie mit dem Kummer eines Menschen, der das unbezahlbar Schöne um beschränkten Geldeswert verkaufen mußte, weil ja die ganze Menschheit nicht vermögend genug für eine gerechte Bezahlung wäre.

Allmählich aber befielen mich Schwäche und Müdigkeit, von Fieber begleitet, mochte es nun von dem Erbrechen oder der Wirkung der Pilzmahlzeit herrühren, die zu meinem Glück nicht ganz verhindert werden konnte. Also würde ich wenigstens einen Blick in das Reich der Könige tun können. Was bedeutete es daneben, daß ich auf der Heimreise nicht wieder auf dem Bock sitzen durfte! Ich hockte neben der Mutter, die ihren Arm mit dem weiten Schultertuch um mich gelegt hatte, unendlich geborgen, dieweil der Wagen, meinem Winke gehorsam, durch die Dämmerung flog und seinen Heimweg durch die Luft zwischen den rauschenden Kronen der Ebereschen suchte. Wie groß mein Pferd war! Da reckte es wieder seinen Kopf bis an den Himmel, hoch jedenfalls über die Eschen, deren Fruchtteller sich bereits röteten, und riß den Wagen hinter sich her durch den leisen Fall der Abendnebel. Gleich Bäumen ragten Pilze zur Rechten wie zur Linken, und einmal hörte ich den Vater sagen: „Den schneiden wir ab!" Es ruckte. Ich fiel an die Mutter, und schon hob sich wieder auf meinen stummen Befehl das Gefährt, das eben so unsanft aufgesetzt hatte, in die Lüfte, wo die Wasser um wogende Baumwipfel strömten, in denen die ersten Sterne hingen. Welch schönes Reich stieg aus meiner Müdigkeit und Trauer, in dem ich als Schattenkönig mit geschlossenen Augen herrschte!

Wer umarmte mich? Ich spürte das Bett um mich und schritt hinüber in den Schlaf, obwohl die Mutter wie von weitem meinen gewesenen Namen rief, mich vor dem eingeschlagenen Weg zu warnen. Ich hörte sie genau in meiner Ferne, mochte aber nicht antworten, sondern hob nur ein wenig die Hand,

ihr huldreich zu winken, damit sie sich meiner in Güte erinnere. Denn Schmerz und Schauer schüttelten mich, die Wächter vor dem Fieberreich, die mich endlich gepackt hatten und nun das Schmerzensentgelt für das vorweggenommene Glück des Fiebertraums einforderten. Wie sterblich fühlte ich mich plötzlich!

Aber als ich erwachte, war ich munter wie immer, und selbst die besorgtesten Fragen der Eltern wußten aus mir kein Geständnis irgendeines Schmerzes herauszulocken. In meinem neuen Übermut versicherte ich sogar dem Bruder, für den ich wenigstens einige Stunden lang die Krone eines höheren, weil gefährdeteren Wesens getragen hatte, daß ich demnächst einen ganzen Fliegenpilz essen würde, um Macht zu gewinnen, wie sie die purpurbemäntelten Könige hätten. Doch aß ich nie wieder von dem Rotköpfigen, wie oft ich ihm auch begegnete.

### Der Vater

Die Sperrmauer wurde vollendet. Längst breitete sich ein See, wo vordem Haus und Feld gewesen waren. Bei jeder Vorüberfahrt strengte ich meine Augen an, ob ich nicht unterm Wasser die Häuser gewahrte, aber der See verriet nichts von dem Geschehen an seinem Grund. Dennoch schien es mir gewiß, daß das Dorf in der Tiefe noch lebte. Vielleicht verflossen bisweilen die Wasser zur Nacht, und das Dorf tauchte herauf. Schon wanderten die gewesenen Bewohner mit ihren Wagen herbei, und das Kind trug Puppe um Puppe wieder in die Stuben hinein, aus denen es sie einstmals herausgetragen hatte. Oder vermochten die Insassen des ertrunkenen Dorfes gar unter dem Wasser zu atmen? Meine Vermutung nährte vor allem ein Weg, der von dem Haltepunkt, an dem sich der Zug längere Zeit aufhielt, zum Seespiegel hinabführte. Hier war wohl der Zugang jener in Luft und Wasser lebenden Wesen, denen ich die Bewohner des unsichtbaren Dorfes kühnlich zuzählte, zu ihrer Unterwasserbehausung.

Erst im Weiterfahren entschwand mir langsam ihr geahntes Bild.

In der Mühle werkten neben dem alten Sägemüller neue Gehilfen; der Krieg hatte manchen entführt, der mir Freund gewesen war. Die Sägen betreute ein junger Bursche, dessen riesenhafter Kopf in einem erschreckenden Mißverhältnis zu seinem Leibe stand, wiewohl auch dieser nach üblichen Begriffen nicht klein zu nennen war. Er lachte mir grinsend entgegen, unter einige schwankende Bretter gebückt, die er auf der Schulter beiseiteschaffte. Da-

bei schoben sich die Lippen zurück, so daß die zwei oberen Vorderzähne sichtbar wurden, die spitz auseinander strebten, länger obendrein als die anderen Zähne. Sein flaches Gesicht war von Sommersprossen übersät, grad, als sei es hinter einem roten Schleier verborgen, was ihn ebenso sonderbar wie abstoßend wirken ließ. Das rote, hochgebürstete Haar verstärkte diesen Eindruck noch.

Schritt um Schritt entfernte ich mich von ihm, ohne ihn dabei aus den Augen zu lassen, auf dessen Kopf die rote Haarflamme brannte. Wie grauste es mich! Nie hatte ich den Krieg so nahe gespürt, obgleich viele Siege oftmals im vergangenen Jahr unsere Freude entfacht hatten. Menschen herrschten, aus irgendwelchen Wohnstätten hervorgekrochen, die man früher, wenn sie damals überhaupt schon gelebt hatten, unter der Fülle des Gesunden in ihrem Mißwuchs gar nicht beachtet hatte. Sie vollbrachten mit bösem Gelächter das Werk der einst Frohen und Edlen, die indessen in fernen Ländern sterben mußten. Für Augenblicke wurde mir der Junge zum Geist des Krieges überhaupt, der das Land von allem entblößt hatte, was einstmals schön gewesen war, und ich glaubte sogar, er habe den Krieg gestiftet, um die Stellung an den Sägen zu erlangen. Schmerzhaft wurden meine Augen geöffnet.

Ich trat zu meinem Vater, der auf der Bank vom Haus lehnte, die Strahleu der scheidenden Sonne im Gesicht, und hielt mich bei ihm, verängstigt von der Zeit und der Weite.

Zwar hatte ihn damals die Krankheit, die in ihm schlummerte, noch nicht so streng gezeichnet wie später; fröhlich aber erlebte ich ihn auch in dieser Zeit nur, wenn ihn Gäste umgaben. Oft hatte ich es bemerkt, daß er irgendwo traurig saß oder lag, plötzlich jedoch plauderte und sorglos lachte, sobald jemand hinzutrat, mehr wohl, um sich zu verbergen als um sich darzustellen. Ich schaute mit ihm nach Südwesten, wo das seine Richtung ändernde Tal durch einen Bergrücken verschlossen wurde, der im Gegensatz zu den übrigen Hängen nicht bewaldet, sondern mit Feldern bedeckt war. Schräg durchschnitt ihn von seinem Fuße rechts eine baumgesäumte Straße. Das Korn, das auf den Äckern gereift war, hatte man geschnitten und eingebracht; nur hier und da standen noch wie vergessen einige Puppen. Kahl hob sich der riesige Hügel in den lichten Himmel, deutlich in jeder Einzelheit. Oben blickten einige Häuser, die auf seinem jenseitigen Hang gelegen waren, ein wenig herüber. Wir erkannten sogar einen Planwagen, der auf der Straße fuhr. Unwahrscheinlich langsam kroch er bergan.

„Als ich das erste Mal hierher kam", sagte der bisher so schweigsame Vater, „muß der Hügel höher gewesen sein. Man konnte von Hermsdorf" — so hieß das Dorf hinter der Höhe — „nur einige Schornsteine und Dachränder sehen, und auch das nur, wenn man es wußte und suchte. Jetzt sieht man schon viel mehr von den Dächern. Jedes Jahr ackern sie ein kleines Stück ab, und der Wind und der Regen helfen mit, die Erde fortzuschleppen."

Wir hatten nicht beobachtet, in den Anblick versenkt, daß hinter uns der alte Müller am Fenster erschienen war und über uns ruhig an seiner Pfeife sog. „Wie ich Junge war", ließ er sich unvermittelt zu unserem Erschrecken vernehmen, jedes Wort behutsam setzend, hängte die Pfeife wieder zwischen die Zähne und rauchte einige Züge, „da sah man überhaupt nichts von Hermsdorf, nicht einmal ein Dächel." Er lachte kurz über dieses sonderbare Geschehen, gab sich den Anschein, als wollte er noch dazu manches sprechen, um dann nach einem Achselzucken weiterzurauchen.

Des Vaters Gesicht, dem Hügel zugewandt, auf dem der Wagen inzwischen an Höhe gewonnen hatte, war von trauriger Klarheit. Abschließend sagte er: „Der Hügel wird immer niedriger." Obwohl ich noch kaum verstand, was er bei diesen Worten fühlen mochte, klang es mir doch, als habe er von sich gesprochen. Bestürzt guckte ich in sein Gesicht, das für Augenblicke an die Grenze des Weinens gerückt schien, bis plötzlich tief in seinem Inneren ein Lachen entsprang, das Gesicht eroberte und, als sei es eine Flut, die mir aus ihm entgegenwogte, mich zurückwies, zurück in mein kindliches Reich, das rings um mich zusammenfiel. Auch der alte Müller stimmte bisweilen in das Lachen ein.

Dann ging ich mit dem Vater langsam ins Haus, wohin uns die Mutter rief, denn längst war es Abend geworden.

## Die Orgel

Schon der Herbst sah mich wieder im Gebirge, wohin ich einer Einladung des Onkels gefolgt war, der ja im Kirchdorf über der Sägemühle das Kantorenamt nebst der Schule verwaltete. Aufs neue war alles verzaubert. Wie schnell heilten noch die Enttäuschungen! Rings um mich wuchs der Traum wieder zu, durch dessen Lücken und Risse ich schon manchen Blick in eine nüchterne, darum nicht minder lockende Welt getan hatte, und das Wunder umspann mich dicht wie je. Auch war der September dieses Jahres von zauberhafter Milde und zeitenthobenem Glanz. Er verlockte gar die Vögel, noch ein-

mal zu singen und ein Nest zu bauen, und mancher lächelte, der sonst ernst sein Tagewerk tat; die Luft schien das Goldene Zeitalter anzukündigen.

Versonnen hockte ich am Nachmittag in einem Birnbaum, von Holundergesträuch umgeben, in dessen schwanken Zweigen Amseln saßen und nach den schwarzen Fruchttellern hackten. Längst war ich satt und wiegte mich nur leise in den Ästen hin und her, daß die Früchte rings um mich sanft ins Schaukeln gerieten. Wespen stellten sich in wachsenden Scharen ein, von der Süße des platzenden Fleisches mancher Fallfrucht herbeigelockt. Ich aber schloß trotz der Bedrohung durch die Schwärmenden die Augen und horchte, denn unversehens waren die Birnen in meiner kindlichen Einbildung zu Glocken geworden. Was für ein mächtiger Glöckner war ich doch, der das Glockenspiel des Birnbaums schwingend zu betätigen hatte!

Leider vernahm ich nichts von dem Getön, das ich mir vom Läuten der Birnen erhofft hatte.

Mein Onkel, ein starkleibiger Herr, dem eine allzu große Liebe zum irdischen Leben nun das Leben ein wenig leid werden ließ, hatte mich wahrscheinlich schon mehrmals gerufen, ohne daß ich es beachtet hatte, dem Horchen auf die inneren Stimmen allzusehr hingegeben. Als ich ihn endlich gewahrte, sprang ich schnell aus dem Baum und eilte ins Haus, um mich zu waschen, denn mir ahnte sogleich, daß wir zur Kirche gehen wollten. Schon seit langem wünschte ich ja, den Onkel dorthin begleiten zu dürfen, wenn er auf der Orgel übte, die ich noch nie in meinem Leben gehört hatte.

Gemessenen Schrittes ging ich neben ihm her, am grünen Dorfteich und dem Spritzenhaus vorbei, hinauf zur Kirche, und erwiderte den Gruß der Kinder, der ihrem Lehrer und Kantor galt. Mit mühseliger Umständlichkeit, die in seinem Umfang begründet war, zog der Onkel den Schlüssel aus der hinteren Tasche und schloß endlich die Pforte zu dem mächtigen Hause auf, in dem die Orgel ihre Wohnung hatte.

Die Kirche war ein einschiffiger Bau, in den rechts und links hölzerne Ränge hineinragten, von hohen Fenstern überstiegen. An den meisten Bankplätzen waren Schilder mit Namen befestigt. Ich sah darunter Schilder von Leuten, die schon tot waren, was mir sehr geheimnisvoll erschien. In einer Bank lag ein Sträußel von Riechkräutern, das jemand nach dem Gottesdienst liegengelassen haben mußte.

Gern hätte ich es mir geholt, aber wir verweilten hier nicht lange, sondern

kehrten in den Vorraum zurück, um durch eine Seitentür zur Orgelempore hinaufzusteigen. Auf die gekalkten Wände hatten viele ihre Namen geschrieben, die auch hier gewesen waren, doch kannte ich keinen davon. Noch eine Tür galt es aufzuschließen, bevor wir auf den Orgelplatz hinaustreten konnten. In dieser luftigen Höhe angesichts des Kirchenschiffes beseligte mich eine schöne Leichtigkeit. Wahrlich, ich verstand die zwei Engel zu beiden Seiten der zinnenen Pfeifen recht gut, die so munter in ihren bauschenden Hemden umherflogen und dabei mühelos in lange Trompeten bliesen.

Das über mir seien die Pfeifen, erläuterte der Onkel, sobald er sich verschnauft hatte, aus denen die Töne brausten, wenn er hier unten auf die Tasten drücke.

Er hatte währenddem ein schrankartiges Verließ geöffnet, an dessen Grund ich mehrere Tastenreihen bemerkte, zur Rechten wie zur Linken durch Scharen weißglänzender Knöpfe ergänzt. Auf ihnen standen wunderliche Namen geschrieben, wunderlicher noch als die Namen zu Hause auf den Gläsern, in denen allerlei Früchte eingekocht waren. „Flauto" konnte ich da lesen und „Violon", welches seltsame Wesen wie ein Herrscher als Vater und Sohn vorhanden war, Violon I. und Violon II. genannt, und der Tuba ordnete sich die Vox coelistis bei, die holde Stimme der Engel. Unter diesen Siegelknöpfen mußten die irdischen und himmlischen Stimmen gefangen sein. Sie würden herausdampfen, wenn man sie befreite, grad wie der gefesselte Geist aus der Flasche Salomos, von dem ich oft gelesen hatte.

Der Onkel ließ sich gewichtig auf der samtenen Orgelbank nieder, nachdem er eine Art Rost vom Boden aufgehoben hatte, unter dem ebenfalls tastenähnliche Holzzungen wahrzunehmen waren. Diese unteren Tasten wolle er, wie er ankündigte, mit den Füßen spielen, was ich ihm aber vorerst nicht glaubte. Da griffen seine Hände plötzlich in die Tasten und zogen außerdem mit Schnelle hier und da einen der blanken Knöpfe an den Seitenwänden heraus, auf denen alle Wunder der Welt verzeichnet waren, dieweil seine Füße mit einer bei ihm nicht zu erwartenden Behendigkeit über die großen Fußtasten hintanzten.

Doch hörte ich trotz aller Bemühung nichts als die Geräusche der Knöpfe und bisweilen ein leises Gefauch. Es kamen mir schon die Tränen, denn ich meinte, ich sei vom Hören wegen meiner Kindlichkeit oder Schlechtigkeit aus-

geschlossen, als der Onkel tröstlicherweise sagte, der Orgel fehle noch der Atem, der sie zum Singen bringe.

Dabei nahm er mich an der Hand und führte mich hinaus. Wir mußten abermals steigen, bis wir in eine Kammer gelangten, die fast ganz von zwei kastenartigen Gebilden eingenommen wurde. Der Onkel unterrichtete mich, wie man diese Bälge — so nannte er die Kästen — zu treten habe, damit die Luft aus ihnen hinunter in die Orgel ströme und die Pfeifen erklingen lasse, wenn er dem Luftstrom durch das Niederdrücken einer Taste zu der zugehörigen Pfeife freien Lauf gebe. Er kletterte sogar auf eines der Trittbretter, das oben an jeden Kasten angeschuht war. Als der Balg unter seinem Gewicht zusammensank, wechselte er geschickt den Standplatz und turnte auf das Brett des gefüllten Nachbarbalgs hinüber, der nun ausgepreßt wurde, während sich der andere schon wieder aufblähte.

Die Aufforderung, es ihm gleichzutun, befriedigte meinen kindlichen Ehrgeiz sehr, obwohl sich die Bälge meinem Gewicht nicht mit gleicher Eile bequemten wie des Onkels Last. Dennoch lobte er mich sehr und sagte, er kehre nun an die Orgel zurück, um zu spielen. Ich sollte nur, sobald ich glaube, er sei unten eingetroffen, die Bälge fleißig bewegen, damit die Pfeifen genügend Luft zum Singen hätten. Wir spielten jetzt die Orgel sozusagen gemeinsam. Auf mich käme es letztlich an, wie ich ja unten mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren festgestellt hätte.

Kaum daß der Onkel die Bälgekammer verlassen hatte, begann ich mit Treten, und hörte auch bald im Rumpeln und Knarren der Bälge den dröhnenden Baß der Orgel. Hurtig trat ich und horchte nur bisweilen gespannt, ob die Orgel noch singe, von Stolz geschwellt, daß der große Gesang, von dem ich fast gar nichts vernahm, ohne mich verstummen müsse. Wie glücklich wurde ich, als mir einige Töne verrieten, daß der Onkel wahrscheinlich den Choral „Nun danket alle Gott" spielte, den ich kannte! Ich fiel schallend in den Lobgesang ein und es kümmerte mich wenig, ob ich mit der in der Ferne brummenden Orgel auch in gleichem Schritt war. Auf- und niederfahrend mit den Bälgen sang ich im Schweiße meines kindlichen Angesichts das Lied, dessen Worte ich noch kaum begriff, und ruhte nicht, der Orgel Atem einzuhauchen, bis der Onkel in der Tür erschien, lachend über meinen Eifer.

„Hast du es gehört?" fragte er und ich nickte, denn ich konnte noch nichts reden. Doch wich mit des Onkels Erscheinen allmählich meine Verzauberung,

ja es meldeten sich Zweifel, ob ich auch wirklich des Wunders ganz teilhaftig geworden sei. Stumm lief ich an des Onkels Seite heimwärts.

Der Spätsommer rüstete schon seinen Tod. Bald würde er in jedem Baum verbrennen. Die Kühe riefen uns ihr dumpfes Muhen zu, bevor sie ihr algenverklebtes Maul wieder ins Wasser senkten. Der Dorfteich war dicht begrünt, eine Stelle ausgenommen, in der sich der dunkle Himmel spiegelte, von Fröschen träge belebt. Schwalben verbreiteten überall Angst und Unruhe.

Bald würden sie davonwandern, sagte der Onkel und schaute ihnen nach. In Wirklichkeit suchte er wohl nur einen überzeugenden Grund, ein wenig verschnaufen zu dürfen, denn der Weg strengte ihn an. Er litt an der gewittrigen Luft, die fast ohne Bewegung war. Ich blickte mit ihm zum Himmel, aber ich konnte nicht erforschen, wovon sich die Gewölke dort oben so rasch bewegten. An den Rändern kochten sie sogar wild durcheinander.

Nachdem wir lange vergeblich auf das Gewitter gewartet hatten, legten wir uns zu Bett. Ich hatte mein flüchtiges Lager in dem großen Bodenraum, der fast das ganze Dach ausfüllte. An den Wänden war leichtsinnigerweise Holz aufgeschichtet, das die Luft mit seinem harzigen Geruch würzte. Wie immer tappelte eine Maus über die Diele. Nur hörte ich heute weniger als sonst von ihren Spielen, denn ich schlief sogleich ein, müde von den Begebnissen und Wundern dieses Tages.

Es mußte gegen Mitternacht sein, als mich das Gewitter weckte. Ich wagte vorerst nicht die Augen zu öffnen; das grelle Licht durchdrang ohnehin meine Lider und blendete mich. Donner rollten ringsum von den Bergen, die das Dorf umschirmten, auf mich zu, von Blitzen wie von Fackeln auf ihrem Lawinenweg begleitet, und wollten die Erde verschütten. Ich sagte zu mir: „Du mußt die Augen öffnen!" und wiederholte diesen Befehl, bis ich mir gehorchte. Zwar zuckten die Lider noch oft über das Auge, um es vorm Zugriff des Lichtes zu schützen, bald aber erduldete ich die Grelle der Blitze, die an den Dachfenstern entlangirrten, als suchten sie Einlaß in das Haus. Es mußten mehrere Gewitter sein, die sich über dem Dorf begegnet waren, und nun streitende Zwiesprache miteinander hielten, denn Blitz folgte auf Blitz und Donner antwortete dem Donner ohne Ende.

Da ich zur Decke starrte, deren Balkenwerk das Licht der Blitze weißte, hob sich plötzlich das Dach. Ich glaubte mit träumenden Augen in den Himmel zu sehen, wo ein gewaltiger Mann, dem Onkel nicht unähnlich, auf einer Bank

saß und mit flinker Hand die Register zog, auf denen „Blitz" geschrieben stand, indes seine Füße über die unteren Tasten huschten und Donner um Donner dröhend beschworen. Ich aber mußte an den Bälgen auf- und niederfahren und der Gewitterorgel den Atem einhauchen, voller Furcht vor der Macht dieser mehr und mehr anschwellenden Geräusche. Wie Berge schienen mir die Bälge, und ich sauste in Täler hinunter und dann wieder jäh in die Luft, bis mich der Schlaf in seine Arme zurücknahm und alle Ängste mit seiner gütigen Hand verschickte.

Am Morgen erhob ich mich früh und ging in den Garten hinaus, ohne mich vorher im Hause zu zeigen. Ich kletterte in den Birnbaum und schaukelte mich inmitten der schaukelnden Birnen, wie ich es liebte. Von den Bergwiesen ringsum läuteten die Kühe, laut schrieen die Hütejungen dazwischen, als wollten sie das Jahr zurückrufen. Das Gewitter hatte vieles Grüne gefällt; gelb und dünn war das Laub der Bäume und erschien doch noch gestern in fetter Fülle. Wie deutlich wurden die Vögel in den Zweigen!

Ein Mädchen kam heran. Ich guckte auf ihren Scheitel, von dem rechts und links ein Zopf herabhing. Sie las eine Birne aus dem Grase und fragte: „Darf ich sie nehmen?" Ich nickte ihr zu, und als ich sie mit weißen Zähnen hineinbeißen sah und der Saft ihre Lippen überfließen machte, befiel mich eine nie gekannte Lust, da zu sein. Mit gebreiteten Armen griff ich dem Baum ins Astwerk und wiegte mich singend hin und her, daß Birne um Birne ins Gras klopfte. Darin ruhte ich nicht, bis mein Lied, das keine Worte hatte, zu Ende war. Dann stieg ich zufrieden aus dem kahlen Baum auf die birnenübersäte Wiese und guckte dem Mädchen lachend nach, das sich auf der Höhe der Bergwiese noch einmal umblickte, bevor es hinter der Graswelle verschwand.

Der Regen, der am Tage darauf einsetzte, vertrieb mich bald aus dem Herbstgebirge. Noch heute, wenn ich in Erinnerung dem Mädchen nachschaue, als sei ihr Bild noch nicht ganz hinter dem Hügel der Ferne entschwunden, ist es mir, als fiele plötzlich ein Vorhang, aus den Strähnen des Regens dicht gewoben. Auf der Heimfahrt zeigte sich der See bis an den Rand der Mauer gefüllt. Um die Gefahr der Überlastung zu vermeiden, ließ man vorsorglich das überschüssige Wasser im steingehauenen Bett rechts der Mauer ungenutzt zu Tale, daß der Fluß gischtend und brausend wie selten neben mir her durch den herbstlich brennenden Laubgrund zur Stadt jagte, Grummet und manchen Zweig auf seinem eiligen Rücken.

## Arnika

Noch war dieser Wasserreichtum, den das Frühjahr überdies gemehrt hatte, nicht wieder erschöpft, und die versunkenen Häuser blieben verborgen, als mich im Sommer unser Weg abermals an der Talsperre vorüberführte. Kaum daß wir unsere Wohnung in einem Bauernhaus des Kirchdorfes gewählt hatten, der Schule nahe, drang in Andeutungen an mein Ohr, daß ein Mädchen ihrem Leben ein Ende gesetzt hatte, indem sie zu nächtiger Stunde in den Dorfteich sprang. Ich ging sogleich nach dem Weiher hinunter, am Friedhof vorbei, der in halber Höhe am Wege zwischen unserer Wohnung und der Talstraße gelegen war, fand aber das Grün seiner Algenhaut ganz unversehrt. Frösche hüpften wie sonst bei meinem Kommen von allen Seiten ins Wasser und verschwanden im schwimmenden Pflanzendickicht.

Wahrscheinlich hätte ich das Geschehnis bald vergessen, das durch den Augenschein des mutmaßlichen Tatortes so wenig bestätigt wurde, wenn ich nicht manchem Gespräch von Eltern und Hausbewohnern, solchen der Magd Margarete vor allem, entnehmen mußte, daß die unbekannte Tote noch immer aller Gedanken leidenschaftlich bewegte. In diesem Zusammenhang wurde auch der Name meines Onkels wiederholt genannt, dessen Aufgabe es ja unter anderem war, den Toten mit seiner singenden Schar bis vor seine letzte Wohnung vorauszuziehen.

Was bedeutete neben diesem Geheimnis das Nest von Rebhühnern, das die Schnitter gefunden und heimgebracht hatten, wo dann einer nach dem anderen der kugligen Federbälle erstarrte, und was der Fuchs, dessen Rücken und Schwanz ich durch das hohe Gras entschwinden sah, und was der Habicht, der lange über dem Hause rüttelte und die Hühner unter die Büsche scheuchte? Alles verblich vor der fremden Toten, deren Wesen und Leben zu erforschen zum einzigen Inhalt meiner kindlichen Neugier wurde.

Eines Abends lag ich schon im Halbschlummer, als mich ein knarrendes Geräusch auffahren ließ. Schnell eilte ich, barfüßig und im Hemd, zum Fenster und gewahrte in der nebligen Abenddämmerung einige Männer, die einen Sarg trugen, ohne daß Sänger vorauszogen. Die Angeln der Friedhofstür waren es, die mich geweckt hatten. Wenn ich mich zum Fenster hinausbeugte, konnte ich zur Linken auf dem fallenden Hang, der zwischen dem Haus und der Straße sich dehnte, durch das Gitter einiger Ebereschen hindurch den Friedhof sehen, in den der stumme Zug längst eingetreten war. Auch die Kirchen-

glocke schwieg, die sonst mit so lauter Stimme jeden Toten dem Himmel meldete, damit er seine Tore weit aufmache, wie mein Onkel zu sagen pflegte.

Unter mir mußten vom Erdgeschoßfenster aus noch andere Hausbewohner den Vorgang beobachten, denn ich hörte bisweilen ein Gewisper von Stimmen und einmal einen klagenden Ausruf, dessen Ton mir Margaretes Anwesenheit verriet.

Wie klopfte mir das Herz vor diesem schweigenden Bild, das der Bodennebel, der zwischen den einzelnen Gräbern streifte, noch verundeutlichte! Die Männer schienen ohne Füße zu sein, und so schwebte alles Geschehene an meinen Augen vorbei. Das Geklirr von Geräten unterbrach bisweilen die lastende Stille. Mir wurde kalt, doch harrte ich aus, bis die Männer wieder auf dem Friedhofsweg erschienen, zum Teil mit geschulterten Spaten, und sich mit leisen Reden entfernten.

Sobald es das häusliche Leben am Morgen erlaubte, lief ich hinab zum Friedhof, wo der Gräber gerade ein neues Grab aushob und dabei eine Hirnschale und zwei Oberschenkelknochen, dazu einige Reste weißer Seide aus der Erde grub, denn der Raum innerhalb der Mauern war eng und jeder Tote machte einem anderen Toten den Platz streitig. „Solche Seide haben wir heute nicht mehr", sagte er, die Pfeife zwischen den Zähnen und reichte mir den weißen Stoff, an dem ich zupfen mußte, um seine Festigkeit zu erproben. „War vieles damals fester an den Weibern", meinte er noch, ohne daß ich es begriff, und grub weiter. Er war ein schmächtiger Mann, der Selbstgespräche liebte, weil jeder das Gespräch mit ihm scheute, schmal auch von Gesicht, wo inmitten des Stoppelkranzes unstete Augen flackerten. Daß er mich zum Vertrauten seiner Meinung über die Toten von einst und heute gemacht hatte, schenkte mir Mut, ihn nach dem Begräbnis zu fragen, das in der Nacht stattgefunden hatte. Er nahm aus den Zähnen die erkaltete Pfeife, guckte mich zornig an und erwiderte, er wisse von keinem anständigen Begräbnis der letzten Zeit, außer dem, das er gerade vorbereitete. Oder ob ich vielleicht mit meinen jungen Augen ein frisches Grab sehe?

Suchend lief ich durch alle Reihen und las die Namen von den Steinen, die sich immer wiederholten, ähnlich den Namen an den Kirchenbänken, ohne einen neuen Hügel entdecken zu können. Trotzdem mißtraute ich dem nächtlichen Bilde nicht, sondern nahm mir vor, wach zu bleiben, denn mir schien es, diese Geschichte sei der Eingang in die eigentliche Welt der Erwachsenen. Sie

wollten mich nicht in ihr Reich einlassen, in dem Teiche, schweigende und redende Glocken, Gesang und Spatengeklirr ineinanderspielten, ich aber würde lauern, bis sie eine Tür in meinem Beisein vergessen öffneten, und an ihnen vorbei hineinschlüpfen.

Als ich zur Mittagsstunde heimkehrte, fragte mich Margarete, ob ich nach dem Essen mit ihr in die Pilze gehen wolle. Sie war ein fülliges Geschöpf, doch von kindlichem Gesicht und Wesen, und mir unendlich zugetan. Ich sagte ihr beglückt zu und war sogleich dermaßen von dem Plan erfüllt, daß ich kaum zu essen vermochte und längst vor der Zeit zum Weggang bereit stand. Endlich zeigte sich auch Margarete in der Tür, den Korb am Arm, in dem neben dem Vesperbrot das Messer hüpfte, mit dem wir die Pilze abschneiden wollten. Sie hatte sich gewaschen, die Haare gebürstet und neu geknotet, wie es sich für einen Sonntag Nachmittag schickte, und gefiel mir gut in ihrer sauberen Wärme. Ich duldete sogar, daß sie mich wie ein Kind an der Hand führte, als wir den Felderhang, der hinter dem Hause weiter anstieg, hinaufgingen zwischen den Wänden des Korns und einem zweiten Rücken zustrebten, auf dessen Höhe Busch und Heide grünten. Bald entdeckte Margarete an den feuchten Wiesenrainen blühende Arnika und begann die zähe Blume zu sammeln, deren dunkeldottergelbe Körbe mir sehr gefielen.

Sie seien gut für vielerlei Leid, sagte Margarete, wenn man aus den Blütenköpfen mit Weingeist eine Tinktur bereite, weshalb mein Onkel sie auch Wohlverleih nenne.

So erreichten wir den Wald, wo ich mich von ihr freimachte, um nach Pilzen zu suchen, denn das Blumenpflücken verachtete ich. Was waren Pilze doch für geheimnisvolle Wesen! In ihrer Bleichheit schien der Waldschatten Gestalt geworden zu sein, die Feuchtigkeit des finsteren Bodens, das Lichtlose und Geisterhafte, und so gern ich nach ihnen ausspähte, konnte ich mich doch lange nicht eines Schauers erwehren, wenn ich ein solches bleichstieliges Wesen aus der Erde riß und das weiße Wurzelgeflecht wirr um seinen Fuß gebreitet sah. Ich erschütterte dann ein Reich, dessen Tore man lieber unversehrt lassen sollte, und erlaubte ihm, sein Dunkel in das Licht auszuströmen. Deshalb verstand ich die Mahnung des Vaters, die Schnittfläche wieder mit Erde zuzudecken, recht gut, wenn ich auch seine Begründung, daß dann der Pilz leichter wachse, nur als die Tarnung eines Geheimnisses empfand, das niemand gern aussprach. Daran hatte ich mich ja gewöhnen müssen, daß die Erwachsenen alles Wichtige

verschwiegen. Das Geheimnis bildete ihr Wesen. Ich würde mich bemühen müssen, daß ich auch ein Geheimnis bekäme.

Vorerst liebte ich es allerdings nur, mich als einen Zauberer mit übernatürlichen Kräften auszugeben. So nährte ich durch mein Verhalten in Margarete die Meinung, ich rieche die Pilze von einer gewissen Größe ab. Hatte ich unter einem Baum oder im Heidekraut von weitem einen Pilz entdeckt, blieb ich stehen und teilte meiner Begleiterin mit, daß ich einen Pilz röche, ja bisweilen gelang es mir sogar zu ihrem Erstaunen, aus dem Geruch auf die Art und Größe des Pilzes zu schließen, worüber sie sich in ihrer Einfalt baß verwunderte.

Wir hatten den Korb so ziemlich mit dem zarten Fleisch der Unterirdischen gefüllt, zwischen die wir die Stengel des heilsamen Arnika steckten, um alle daraus dräuenden Gefahren im voraus zu bannen. Da meinte Margarete, nun wollten wir vespern. Nachdem sie den Platz im Heidekraut mit lautem „Husch, husch" umkreist hatte, um Schlangen und anderes Gezücht zu vertreiben, setzten wir uns auf die Erde. Wir aßen die Brote, die von der Vorsorglichen mitgenommen worden waren, und ruhten, bis mich die Erinnerung an die Geschehnisse der letzten Tage heimsuchte, von den Geisterfiguren der Pilze geweckt.

Ich erzählte der Magd von dem Begräbnis, das ich durch den Nebel am Abend beobachtet hatte. Margarete erschrak, als ich sie an das Geschehnis erinnerte, und weinte sogleich. Ihre Augen, die von den Backen ohnehin fast völlig zugeschwollen wurden, waren nur noch ein blauer Schlitz, aus dem die Tränen rannen. „Wo ist das Grab?" fragte ich und erklärte ihr, daß ich trotz meines Forschens keinen Hügel und keine frischen Blumen auf dem Friedhof gefunden hätte.

„Man hat sie auf dem Wege beerdigt", sagte Margarete, „und alles wieder festgetreten."

Ich vermochte damals nicht, zu ermessen, was es bedeutete, auf dem Weg begraben und aus der sichtbaren Erinnerung der Menschen ausgelöscht zu werden, sondern fragte nur: „Warum hat sie sich totgemacht?"

„Das verstehst du nicht", sagte sie, „das verstehst du noch nicht", und sie nahm mich beim Kopf und drückte mich an sich und wiegte mich hin und her, als sei ich ihr Kind. Ihre Tränen tropften mir auf die Backe, und ich litt ihre Zärtlichkeit, denn es war schön, an ihrer warmen Brust zu ruhen.

„Du bist sehr schön", sagte ich, weil sie mir schöner denn je erschien, aber

sie schüttelte den Kopf. Da befreite ich mich plötzlich, von Unwillen erfaßt, und mahnte zur Fortsetzung des Pilzsuchens. Wiewohl ich mich tapfer gab und Margarete hinfort mit meinen Worten regierte, bald zum Abstreifen eines Wiesenrandes, bald zum Durchstreifen eines Gehölzes auffordernd, verstummte doch die Frage nach dem Rätsel des Erwachsenseins nicht. Was waren das für Gefühle, die ich nicht verstand, die aber stark und laut genug sein sollten, um einen Menschen, warmblütig wie Margarete, in den Teich zu treiben, und was für eine Welt, in der Frauen schmerzliche Tränen rannen, wenn man sie schön nannte?!

Als ich zwischen dem Heidekraut irrte, ein wenig von der Magd entfernt, ohne mich um Pilze und Arnika zu kümmern, weckte mich ein Rascheln und Zischen aus meinen träumenden Gedanken. Auf einem größeren Stein inmitten einer Geröllhalde richtete sich eine Otter auf, ihr Spaltzünglein fleißig regend, und warnte mich. Obwohl viele Stimmen in mir waren, die zu rascher Flucht rieten, meldeten sich doch auch Trotz und Wille, die beide wuchsen und mich bald völlig erfüllten. Ich blieb stehen, ohne den Blick von der Otter zu wenden, die mit ihren großen glasigen Augen mich anstarrte und zischend fauchte, bald höher, bald tiefer, wobei sie sich atmend aufblähte. Ihre Zunge flimmerte vor ihrem gereckten Kopfe, so schnell bewegte sie die Wut, und das Zickzackband, das auf ihrem Rücken entlang lief, hell von dem dunkleren Leibe abgehoben, verstärkte noch ihren gefährlichen Anblick, als habe sie der Schöpfer uns allen zur Warnung so gezeichnet. Wir waren uns lange gegenüber und blickten uns an, bis die Otter sich niederließ und unablässig züngelnd zwischen dem Steinwerk verschwand.

War das schon das Erwachsensein? Ich erzählte vorerst keinem von der Begegnung, denn ich wollte an diesem Tage ein Leben beginnen, das nur mir gehören sollte, auch nur meinem Gedächtnis. Doch wagte ich nicht, einen großen Pilz zu schneiden, der in der Nähe des Schlangenortes üppig prangte und zu der Otter in einer nicht ergründbaren und dennoch zu spürenden Beziehung leben mußte. „Hier ist nichts", rief ich Margarete zu, um von dem Pilze abzulenken.

Im Abenddämmern kehrten wir mit gefülltem Korb zurück. Dem Strauß von Arnikablüten hatten sich noch Sträuße von Heidekraut hinzugefügt, von Mohn- und Kornblumen, die Margarete mit schneller Hand gepflückt hatte,

so daß wir den Eltern als wahre Sinnbilder sommerlicher Schönheit und Fülle erscheinen mochten.

Wenngleich wir auf dem Heimweg mit scheinbarer Unbekümmertheit gesungen hatten, ruhte doch die unbekannte Tote im Grund meiner Freude, als sei sie in mir begraben. Wen hatte sie verletzt, daß niemand ihr Blumen stiftete und man sie zur Nachtzeit auf dem Wege begrub, ohne Gedenkstein und ohne Lied? Ich machte mich am Morgen auf, Arnikablüten zu holen und pflückte davon einen großen Strauß, obwohl ich es sonst immer verachtet hatte, Blumen zu binden. Weil über dem Suchen Mittag wurde und die Mutter von ferne zum Essen rief, verbarg ich die Blumen in dem Bachgrund, der ein hinter dem Haus liegendes Gebüsch durchquerte. Gleich nach Tisch aber begab ich mich zu den heilenden Blüten zurück und wand daraus, so gut ich das mit meinen unbeholfenen Händen konnte, eine Art Kranz. Ich hatte viele Mühe damit, denn das Gebilde fiel immer wieder auseinander und fügte sich erst zu der gewünschten Festigkeit zusammen, als ich Binsen zu Hilfe nahm. Es war eine schöne Krone aus orangenen Sternen. Gern hätte ich sie einmal aufgesetzt, aber ich verbot mir diesen Wunsch.

Dieweil das Dorf im Mittagsglanze ruhte bis auf die nimmermüden Schwalben und einen launischen Wind, schlich ich mich in den Friedhof und suchte den Weg nach Grabspuren ab. Doch wie sehr ich auch suchte, war nirgends auf der sonnengedörrten Gangbahn, über der die Luft flimmerte, eine frischere Stelle wahrzunehmen, die meinen Kranz verdient hätte, und weil auch die begrasten Stücke an der Mauer, die auf noch ungestorbene Tote lauerten, keine Verletzung aufwiesen, ging ich mit meinem Kranz hinunter zum Dorfteich. Als ich hinzutrat, trieb ein leiser Wind das Algenheer zusammen, so daß ein Stück der Wasserfläche sichtbar wurde, darin sich der Himmel in lauterer Bläue spiegelte. Mir war es, ein tröstliches Auge blicke mich an. Die Tür, die der Wind in der grünen Mauer des Teiches aufgetan hatte, schien geradewegs in den Himmel zu führen. Schnell warf ich mein Kränzlein in das offene Wasser und sah, wie sich langsam die Algen darum schlossen und es in ihre Mitte nahmen. Eine schwarze Natter schwamm heran, das Köpflein mit den gelben Schläfenmonden über das Algengrün erhoben, emsig züngelnd, und schlängelte sich am flachen Ufer hinauf zur Wiese, in deren Gräserwäldern sie verschwand.

Wenngleich ich die Vielzahl der Zeichen nicht deuten konnte und niemals

durchschaute, wie weit der Zufall und wie weit die Notwendigkeit an ihrer Erscheinung beteiligt war, schien mir doch die Natur seit diesen Augenblicken durch mein Kränzlein von Arnika versöhnt und die unbekannte Tote dem Bösen entrissen.

Endete aber nicht in solchen Gefühlen der große Traum der Kindheit? Ahnte mir nicht in diesen Stunden, daß der Mensch mit seinen guten und schlechten Taten nicht etwa nur Eltern gefällt oder Eltern Schmerz bereitet, sondern daß er darüber hinaus eine geheime Ordnung der Welten heilt oder verletzt? Und hob damit nicht eine neue Zeitrechnung für mich an, in der ich als Gegenspieler in Freude und Schmerz nicht mehr allein Vater und Mutter und die spiellustige Schar der Freunde haben würde, sondern mein Gewissen und jene Kräfte, die sich seiner Stimme bedienen?

## Der Abschied

Bald mußten wir für dieses Jahr wieder vom Gebirge und seinen uns lieben Bewohnern Abschied nehmen. In der Schule, wo ich nach dem Onkel fragte, verwies man mich nach der Kirche; dort würde der Onkel üben. Noch einmal lief ich am Dorfweiher vorbei, auf dem, von Algen befleckt, mein Arnikakranz schwamm. Ein Frosch saß darauf und segelte mit ihm dahin, wie der Wind es wollte. Langsam wanderte ich den Kirchberg empor, am Feuerleiterhaus entlang, und klinkte die Kirchtür auf, die unverschlossen geblieben war. Machtvoll brauste die Orgel und flutete mir drängend entgegen, froh wohl, für ihre Töne einen Ausgang aus der Enge in die Himmelsweite gefunden zu haben. Mir schien es sogar, die Töne hinderten mich daran, die Türe hinter mir zu schließen, doch trug nur der Wind die Schuld, der um die Kirche jagte. „Belüg dich nicht!" rief ich mir zornig zu wie seitdem oft und trat hinein.

Zwischen den weißgekalkten, mit vielen Namen beritzten Wänden stieg ich zur Orgelempore, öffnete die Pforte und trat auf den Zehen hinter den Onkel, der mich, versunken in sein Spiel, gar nicht bemerkte. Während links und rechts die Holzengel in die vergoldeten Trompeten bliesen wie immer, eilten seine Finger über die zwei Tastenreihen und zogen zwischen den brausenden Tönen mit Schnelle hier und da einen der seitlichen Knöpfe, auf denen die wunderbaren Namen „Violon, Tuba, Vox coelestis" und „Flauto" verzeichnet waren, während seine Beine über die Fußtasten hinjagten, als tanzten

sie. Er, den ich sonst nur als dicken und unbeholfenen Menschen kannte, schwebte gleichsam am Rande der speckſamtenen Orgelbank und erzeugte mit Händen und Füßen die große Musik, die das Kirchenschiff wie ein Sturm durchbrauste und klirrend an den Fenstern rüttelte. Der Schweiß glänzte ihm auf der Stirn, doch genügte ihm die Macht der Pfeifen noch nicht, denn plötzlich sang er brummend mit, als wolle er die widerspenstige Orgel mit sich fortreißen.

Ich entfernte mich von ihm, der so ganz in seinem Schaffen lebte, und stieg im Turm zur Bälgekammer empor, neugierig, wer wohl der Orgel den Atem einblase. Schon von weitem hörte ich die Luftschläuche knarren. Welcher Schreck, als ich den Totengräber an den Bälgen hängen und von einem zum anderen springen sah, die Pfeife zwischen den Stummelzähnen. Obgleich ich lange hinter ihm stand und zuhörte, wie er vor Anstrengung fauchte und knurrte, spürte er meine Anwesenheit nicht, sondern sprang ohne Pause von rechts nach links und dann von links nach rechts, dünn und behend wie er war. Warum riß ihn niemand von den Bälgen und sperrte ihn in seine Schusterstube zu den staubigen Schuhen, in das grünliche Licht, das durch das Topfpflanzengitter drang?

Ratlos verließ ich die Kirche, deren Orgelgebraus mich ein Stück des Weges begleitete. Da ich mich umwandte und das Schiff mit dem Turm betrachtete, wie beides weißgekalkt und scheinbar leblos in die Dämmerung ragte, erstaunte mich der Gedanke sehr, daß hinter den Mauern der Onkel werkte, mit Armen, Beinen und Mund die Orgelpfeifen brausen zu machen, dieweil droben im Turm der böse und arglistige Schuster an den Bälgen turnte und ihre Luft den Pfeifen zutrieb, auch er ein Diener der großen Musik.

Wieder hatte der Sommer den Sperrsee geleert, und ich nahm kühlen Auges wahr, wie der Schlick die Spuren meines Dorfes, Weg und Baumstumpf, inzwischen verschüttet hatte und die Mauern niedriger geworden schienen, ohne dem nüchternen Anblick wie sonst in irgendein Märchen zu entfliehen. Unablässig ging etwas davon. Die Kindheit endete wie ein Sommer, in dessen Armen die Bäume plötzlich mit brennenden Laubhäuptern erwachen und schlummerten doch grün und vertrauend an seinem Herzen ein. Wind wehte. Er wehte aus Osten wie viele Winde und schien auch wie an manchem anderen Tage zu wehen, aber plötzlich wehte er wie von Ewigkeit und trug die Vergänglichkeit auf seinen kalten Flügeln. Was ich eben noch zu besitzen glaubte,

fand ich nicht wieder, und lange ging ich vergeblich an der großen Mauer Vergangenheit dahin, die kein Tor kennt außer der Erinnerung. Wohl dem, den sie auch wieder zurückführt!

### Nachschrift

Und da ich noch einmal zurückblicke und gedenkend den Fluß, diese holde Straße der Erinnerung, entlangziehe, gewahre ich auch die Überschrift, die ich der Beschreibung meines Weges voraussetzte. Untergang der Kindheit, — nun scheint es mir fraglich. Wird nicht die Melodie, die damals anklang, deutlicher noch von Jahr zu Jahr, als gelänge ihre Darstellung dem Leben immer reiner, bis wir sie vielleicht dereinst in der Todesstunde losgelöst von uns in ihrer ungetrübtesten Gestalt vernehmen, erschreckt und zugleich beglückt von dem Gefühl: das warst du? Was kam, fragt mein Herz, war es nicht auch das Vergangene? Was längst gewesen, war es denn nicht auch das Kommende?

---

## Umschau

### Ausstellungen am Rhein und Main

In der Halle 21, der Ehrenhalle des deutschen Volkes auf der Reichsausstellung Schaffendes Volk zu Düsseldorf, ragen vier Säulen auf, Türme fast, die die Decke zu tragen scheinen, je einer aus Holz, Kohle, Metall und Ton. Sie versinnbildlichen die deutschen Werkstoffe, die der Fleiß und Scharfsinn unserer Männer und Frauen veredelt. Ein erläuternder Wandfries umläuft die den Säulen gegenüberliegenden Seiten. Beide, Säulen und Fries, geben das Ziel an, dem die Ausstellung gewidmet ist, „In vier Jahren", hat Adolf Hitler im vorigen Jahr zu Nürnberg gesagt, „muß Deutschland in allen jenen Stoffen vom Ausland unabhängig sein, die irgendwie durch die deutsche Fähigkeit, durch unsere Chemie und Maschinenindustrie sowie durch unsern Bergbau selbst beschafft werden können." Umwandert der Besucher die Säulen, so erkennt er plötzlich, daß sie nur zur Hälfte durchgebildet sind; das ließ sich von der Ehrenhalle her nicht erkennen. In dem zur andern Seite der Halle offenen Hohlraum der vier Säulen sind in ausgewählten Stücken die Erzeugnisse untergebracht, die aus den Werkstoffen, aus Holz, Kohle, Metall und aus den Erden, gewonnen werden: im Holzturm etwa Luftschrauben, im Kohlenturm Farben, im Metallturm Feingerät der Mechanik, im irdenen Turm Porzellan, Glasschmuck und Steingut.

Diese freundliche List, mit der so der Besucher überrascht wird, kennzeichnet das Thema der Düsseldorfer Ausstellung, aber auch die Art ihres Aufbaus. Was sie zeigen will, ist in den Vorkriegsausstellungen auf diesem Stromgelände der in solchen Unternehmungen bewährten Stadt früher schon gezeigt worden, das Hohelied der Arbeit: aber das mit einem besonders gewichtigen Unterschied. Die Ausstellung dieses Sommers hat ein Kampfziel nach innen, zur immer sorgfältigern Nutzung unserer Werkstoffe hin, während jene frühern Ausstellungen der satten und sichern Friedenstage ein Kampfziel nach außen und zur Ausfuhr hin hatten. Soviel zum Inhalt der Ausstellung; ihr Aufbau unterscheidet sich, wie das Beispiel der Eingangshalle zeigen mag, in einem wesentlichen Zug von andern Ausstellungen, was allein durch die häufige Anwendung der Photographie deutlich wird.

Ob das Bedürfnis die Erfindungen des 19. Jahrhunderts geschaffen hat oder umgekehrt die Erfindungen das Bedürfnis, ist eine Frage wie die, ob das Ei eher da war als die Henne... zwischen Bedürfnis und Erfindung dürften die Wirkungen hinüberwechseln. Als vor hundert Jahren die Lichtbildnerei aufkam, war nicht abzusehen, wie sie sich auswirken würde; am meisten förderten sie einige Maler — „Treppenwitz der Weltgeschichte". Später war die Photographie jahrzehntelang der bevorzugte Bereich eines kleinen Kreises von Menschen, welche die Technik der Erfindung beherrschten und daraus ihr Gewerbe machten, und so ist es bei den Könnern geblieben. Dann ist die Photographie Allgemeingut geworden, und diese Entwicklung verlief bei uns besonders stürmisch; das deutsche Volk, das jahrhundertelang nach innen geblickt hatte, so sehr, daß seine Maler immer wieder das Unerschaubare sichtbar machen wollten, begann, anders als vorher, nach außen hin zu schauen. Es läßt sich darüber spotten, daß viele Menschen, kaum haben sie eine Reise eine Wanderung angetreten, die Strahlenfalle zücken und die Welt „aufzunehmen" beginnen; ob diese Unersättlichen sehen und erkennen, was sie da auf den Filmstreifen bringen? Mit dem Spott ist's nicht getan; hinter solch allgemeinem Photographieren steckt eine neu erwachte Augensinnlichkeit.

Sie greift auf alle andern Gebiete über: jedes Werbefaltblatt, jedes einzelne Werbebild zeugt davon. Einen großen Erfolg haben die Landkarten, die mit sinnbildlichen Zeichen geschmückt sind; die alten Städtebücher mit den „Pharus"plänen des Mittelalters, und alte Landkarten, die längst nicht mehr mit unserm Wissen von der Erdoberfläche übereinstimmen, sind ein beliebter Wandschmuck geworden. Den größten Nutzen hat die statistische Wissenschaft davon gehabt: Dutzend und aberdutzend Beispiele aus einem erst ein Jahr alten Museum, der größten rheinischen Heimatschau, dem „Haus der Rheinischen Heimat" in Köln-Deutz könnten belegen, daß heute Vorgänge statistischer

Natur anschaulich auf die Wand gebracht werden können, die früher als undarstellbar galten. Mit diesen Bestrebungen zusammen geht ein Gefühl für den Wert der reinen Form. Das Ornament, sofern es Zutat war und nicht aus den Dingen selbst erwuchs, ist überall verschwunden. Alle diese Bemühungen, in denen die neu erwachte Augensinnlichkeit sich bekundet, spiegelt die Düsseldorfer Ausstellung, ja, sie ist geradezu ein Ausdruck davon — und von hier aus wird verständlich, warum wir so lange bei der Eingangshalle verweilten.

Es handelt sich darum, zu zeigen, wie der heimische Treibstoff entsteht; wo Stahl und Eisen angewendet werden; wie die Industrie aus der Not, aus der Einsicht und aus dem Befehl des Führers die Tugend macht und neue Kunststoffe erfindet und durchbildet, deutschen Kautschuk, neue Webwaren, Keramik und Glas; wie der Altstoff zum Rohstoff wird, wie der deutsche Lebensraum sich gewandelt hat und wo er sich nicht wandeln kann und wie er durchplant werden muß — immer aber ist in der Anlage der Schauhallen eine neu erwachte Augensinnlichkeit dabei, das schwer Erfaßbare zu veranschaulichen und den sprödesten Vorgang zur Augenlust zu machen.

Neben diesen Hallen, die nach Schluß der Ausstellung wieder abgerissen werden, sind am Rheinufer im Norden Düsseldorfs als Teilgebiet dieses kühnen Beginnens viele Häuser und Anlagen entstanden, die für die Dauer errichtet sind. So die Wilhelm-Gustloff-Siedlung, eine wohldurchdachte Gruppe von Kleinwohnungen, die sich weder ländlich gebärden, da sie doch am Rande der Stadt liegen, noch Spiegel eines städtischen Intellektualismus mit dem Traum von der „Wohn-Maschine" sind — eben gewachsene Bauten. Das trifft auch für die Wohnhäuser am andern Ende der Ausstellung zu, die begüterteren Volksgenossen dienen; man spürt deutlich: die Zeit der Haus-Konstruktionen ist überwunden — aber man nutzt gern die brauchbaren unter den Ergebnissen des emsigen Experimentierens.

Die Grünanlagen im Zuge des Schlageter-Forums werden die Düsseldorfer stets an diese, dem schaffenden Volk gewidmete Ausstellung erinnern ... nicht wegen der Lichtröhren und anderer flüchtiger Reize, sondern wegen der überzeugenden Gesamtform. Düsseldorf hatte gerade hier Überlieferungen zu wahren, die Stadt der Königsallee, des Hofgartens, der Rheinanlagen und des Schlosses Benrath. Dem Geiste dessen, was überkommen ist, haben sich hier die Gartenbauer überantwortet, so sind hier Grünanlagen entstanden, in denen die aristokratische Form der frühern Düsseldorfer Parke wiedererwacht, nur, daß nicht ein Fürst der Bauherr ist, sondern das Volk. Hier hinzuschlendern bis an den Strom, hinaufzuschauen zu den Türmen der Stadt, hinab zu der alten Kaiserpfalz: es ist ein Ausblick, der die durch die Sache selbst gegebene Flüchtigkeit jeder Ausstellung vergessen läßt im Anblick

einer holden und geheimnisvollen Natur.

*

Wollte man die Ausstellungen, die der Direktor der Kunstsammlung des Nassauischen Landesmuseums, Dr. Hermann Voß, in dem schönen Wiesbadener Bau veranstaltet, auf eine Formel bringen, man müßte sagen, es sind Ausstellungen der kleinen Bildformate. Nun haben's die Schlagworte an sich, daß sie oft schwierige Verhältnisse und verwikkelte Zustände auf unzulässige Art verallgemeinern, und so haben denn 1935 und 1936 auf den Wiesbadener Ausstellungen ‚Deutsche Malerei der Gegenwart' und ‚Zwei Jahrhunderte deutscher Landschaftsmalerei' (1700 bis 1900) auch manche Werke von großem Bildformat gehangen, und das ist auch auf der Ausstellung dieses Sommers so, die Dr. Voß der Deutschen Zeichenkunst der Romantik widmet. Und doch: dem kleinen, in sich spannungsreichen Werk gilt die Liebe dieses Kunstgelehrten und Museumsleiters.

Man könnte nun sagen: was schiert uns die Liebe, die Vorliebe eines Museumsmannes? Entweder wählt er die Sondergebiete seiner Ausstellungen mit Feinsinn aus und stellt die Bilder dazu mit einem Gefühl für den Wert der Epochen richtig zusammen — oder er tut es nicht. In jedem Fall wird er darauf halten müssen, hinter der Gesamtheit der Bilder, wie es die Sache rechter Mittler ist, ganz zu verschwinden! Aber mit der niemals rechthaberischen, niemals eigensinnigen, niemals pedantischen Vorliebe für das Bild kleinern und kleinen Formates nimmt Dr. Hermann Voß einen Kampf auf, der gerade heute begonnen und durchgehalten werden muß; den Kampf gegen die äußerliche, unechte Monumentalität für die innere, echte; den Kampf gegen die Überschätzung der äußern Größenmaße für die rechte Einschätzung der innern, und zur Geschichte zurückgewendet, stellt sich dieser Kampf dar als eine Abneigung gegen das aus äußerlichen Gründen übersteigerte Bildformat zugunsten des kleinern, aber erfüllten Formates. Vielleicht regen solche Ausstellungen die Forscher dazu an, von der Frage des Bildformates her, d. h. des Verhältnisses vom Gehalt der Darstellung zur Größe des Dargestellten, gerade das 19. Jahrhundert zu überprüfen.

Die Ausstellung ‚Deutsche Zeichenkunst der Romantik' bringt etwa vierhundert Blätter, viele davon stammen aus privatem Besitz. Der erste Eindruck auf den Besucher ist der einer feinen und leisen Stimmung; er vertieft sich, je mehr man sich an die Einzelheiten verliert. Die Romantik ist eben die letzte Epoche, in der der bildende Künstler sich zu einem religiösen Auftrag bekannte. Ja, sie hat gerade da sich über alles Modische zu ewiger Geltung gesteigert, wo sie religiöse Weihe ohne biblische und legendäre Vorstellungen vermittelte, etwa in Runges Fragment: Der Morgen oder in Caspar David Friedrichs Werken; die Blätter, die in Wiesbaden von ihm zu sehen sind, leben ganz

aus der Andacht zur Schöpfung als dem Spiegel des Schöpfers, die den Romantikern noch da eignet, wo sie sinnlich weltliche Vorstellungen wiedergeben, wie der alte Schwind in seinen köstlichen Umrißzeichnungen zur schönen Lau. Hier wird offenbar, daß die Frömmigkeit der romantischen Meister, wie sie auch in den schönen Lebensberichten, in den Briefen und Aufzeichnungen der Runge, Friedrich und Schwind, der Richter und Rietschel aus dem gelebten Sein beglaubigt ist, nicht sich darin erschöpfte, daß christliche Sinnbilder angewendet wurden; nein, diese Haltung zur geschaffenen Welt ist elementar, sie erfüllt sich bei einigen Meistern in überkommenen christlichen Vorstellungen, wird aber bei andern noch erweitert und vertieft — derselbe Friedrich, dem wir das Blatt der „Anbetenden Engel" verdanken, die vor den Wolken über die Höhe dem Lichte zuschweben, gibt in zart hingesetzten Strichen eine Teplitzer Landschaft so, daß wir in ihr den Schöpfer walten sehen, den jene Engel verehren.

Gewiß zeigt diese Wiesbadener Ausstellung auch einen geschichtlichen Verlauf an: von dem frühen, heroischen Carstens zu Runge und Friedrich, den Malern innerer Größe, und von ihnen zu den reichen, lyrischer verströmenden Begabungen der Schnorr und Overbeck und Veit, der Fohr und der andern Männer des Heidelberger Kreises, der Richter, Schwind, Führich, Steinle, die bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts reichen. Aber eben das macht den Wert dieser Ausstellung aus, daß das Geschichtliche sofort vergessen wird, und deutlich zeichnen sich die Lehren für die Kunst der Gegenwart ab.

*

Im Sommer der Olympischen Spiele wurden im ehemaligen Kronprinzenpalais Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit gezeigt; da lauter Originale zusammengetragen werden konnten, ergab sich trotz dem unterschiedlichen Range der Bilder gleichzeitig eine Kunstausstellung. Die große Ausstellung der Stadt Frankfurt, die sie unter Mitarbeit des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. veranstaltet, heißt Das deutsche Antlitz im Spiegel der Jahrhunderte und umfaßt Bildwerke von der Zeit Hermanns des Cheruskers bis zu Adolf Hitler. Die künstlerische Wertung des einzelnen Bildnisses ist bei dieser Schau unwesentlich, es handelt sich meist um Wiedergaben nach Kunstwerken. Die Bildnisse sind nach Berufsgruppen geordnet, man sieht in einer durch den Katalog treffend begründeten Auslese Soldaten und Staatsmänner, Maler, Bildhauer und Ärzte, Kaufleute, Bürgermeister und Ratsherren, Dichter und Tondichter, Erzähler, Buchhändler und Erzieher, Geschichtsforscher, Gelehrte, Rechtswalter, Denker, Naturforscher, Erfinder und Wirtschaftler. Da Frankfurt die Stadt des Handwerks ist, sind die Handwerker in einem besonderen Raum des Karmeliterklosters gezeigt. Den Frauen, den Kündern des völkischen Gedankens, den Kolonialpionieren, den grenz- und auslanddeutschen Stämmen, den Blut-

zeugen des Nationalsozialismus und den Zeitgenossen gelten die letzten Gruppen.

Daß die Rassenforschung noch in den Anfängen steckt und weiter ausgebildet werden muß, zeigt sich gerade bei diesem Versuch, sie aus den Bildnissen zu veranschaulichen. Wenn, wie es hier noch notwendig geschieht, die Berufsgruppen zum Maßstab dienen, wird der Macht der Umwelt auf den Menschen ein Einfluß eingeräumt, den gerade die Kraft der Erbanlagen überwindet. Und wenn wir, wie Arno Steinert, der Mitarbeiter im Rassenpolitischen Amt der NSDAP., Gau Hessen-Nassau, im Vorwort feststellt, für die früheren Jahrhunderte größtenteils auf Bildwerke geschichtlich bekannter Volksgenossen angewiesen sind, für die Gegenwart aber den unbekannten Volksgenossen mit Hilfe der Photographie in vielen Bildern zeigen können, so ergibt sich eine Unstimmigkeit in den Darstellungsmitteln. Das Bild des unbekannten Volksgenossen aus frühern Jahrhunderten zu erschließen, muß sich der Rassenforscher mit dem Kunstgelehrten verbinden. Dann ersteht uns erst das deutsche Antlitz ganz — das hier in wesentlichen Zügen schon eingefangen ist.

Otto Brües

---

## Ernst Bacmeister „Kaiser Konstantins Taufe"

### Uraufführung am Staatstheater zu Stuttgart

Zu den verschiedenen Dramen, in denen der heute dreiundsechzigjährige Dichter Ernst Bacmeister seit einer Reihe von Jahren dabei ist, Religion dramatisch zu gestalten (wie „Maheli", „Der Kaiser und sein Antichrist", „Siegfried") gesellt sich nun die Religionstragödie „Kaiser Konstantins Taufe", die am Staatstheater zu Stuttgart ihre Uraufführung erlebte. Auch dieses Werk ist ein Denk-Spiel von unerhörter Folgerichtigkeit, zusammengefaßt in den Ablauf weniger, kurzer Akte. Es kommt dem Dichter nicht allein darauf an, eine historische Situation zu beleuchten und die Gründe für die Taufe des Weltherrschers zu finden; er verbindet vielmehr wiederum die Absicht mit ihnen, darzustellen wie sich das Erlebnis göttlicher Abhängigkeit, unbewußter Allführung wandeln könnte zur „Selbstverklärung der göttlichen Weltzusammenhänge", ein Innenerlebnis, das den Menschen sowohl vor den kleinen Tragödien bisheriger Observanz bewahrt und ihm ferner die Möglichkeit bietet „den Gegensatz zwischen Ich und All" fließend zu empfangen und zu bewahren und ihn, „in der Tatsache des allhaften Individuums bei lebendigem Leibe versöhnt zu finden". Diese Auffassung von der „allhaften" Möglichkeit des Menschengeistes ist es ja, die Bacmeister grundlegend von Hebbel

trennt, der seiner Grundbewertung der menschlichen Existenz, seinem Dualismus Ich: All nach Pessemist ist, während Bacmeister nicht aufhört, sich als „Optimist der Individuation" zu bezeichnen. Übereinstimmend bei beiden Dramatikern ist die Wahl einer bestimmten ‚Weltstunde' als Hintergrund ihrer Tragödien.

Diese Weltstunde ist in dem Drama „Kaiser Konstantins Taufe" sofort gegeben. Wir befinden uns im Byzanz Konstantins, der das Schwergewicht der Welt von Westen nach Osten verlagerte, der über ein halbes hundert Konfessionen duldete, vom Euphrat bis zur Themse herrscht und unter dem Zeichen der Christen ficht, ohne selbst getauft oder ein Christ zu sein. Dieser Konstantin wird dargestellt als ein kühner Überwinder menschlicher Schwere, als ein dionysischer Übermensch im Sinne Nietzsches, als Verkünder eben jener „Schwebe" des menschlichen Geistes, gegen die allzeit die dunkle Macht des Ungeistes erdenschwer und verdunkelnd ankämpft, dem feurigen „Verzehrer" der Materie widerstrebend und sich widersetzend der Durchlichtung eben durch den Geist. Konstantin steht wie ein Maheli oder Siegfried hellstirnig und heiter, spielerisch-groß vor seinem Volke und legt ihm auf, die „Menschenschwachheit, Gott genannt", zu überwinden und seines, Konstantins, Geistes zu werden. Um diese Überwindung in den Menschen zu lockern, verlangt er — dies ist der aufwühlende Beginn des Stückes — von den Priestern aller Konfessionen, ihm Gott „leiblebendig" zu zeigen, andernfalls er selbst sich an Gottes Stelle setzen werde. Sein „warum noch hinter uns ins Leere fassen..?", dies hohe irdisch-große Selbstgenügen soll seine Byzantiner jene höhere Bewußtseins-Gestaltung, das Hohelied einer Individuation lehren, die mitschwingend im All der Güte eines Gottes nicht mehr bedarf, sondern dank Kühnheit und Eigenmacht zu sich-selbst-wissender Welt wird. Wurde aber ein Maheli durch den Gesetzgeber Moses belehrt, daß solche Freiheit nicht Gesetz werden kann und büßte der seinen Frevel mit dem Freitode, so überwindet Konstantin sich selbst. Nicht die auftretenden Schicksalsschläge (Tod seines Lieblings Dalmatius; der Untergang der Flotte usw.) berühren ihn. Aber ein atheniſcher Weiser, Sopater, zu dem ihn seine Tochter, eine Vestalin, führt, lockert in ihm die Erkenntnis, daß ein „göttliches Geheimnis" bestehen muß; daß die Menschen zu schwach sind, um „dies Geheimnis offen zu ertragen"; und daß auch eine Geist-Lehre höchsten Glückes ihnen keinen Ersatz dafür bildet. Sopater belehrt ihn auch über die Stunde des Christentums, in dem Konstantin führend „mitströmen" muß, wenn es ihn nicht überströmen soll. Wenn auch der Weise bittere Worte für die weiche und seelenmüde Tendenz des Christentums hat: er beweist dem Kaiser, daß er „der Welt die Tat der Lüge schuldig", daß also seine Taufe als welthistorischer Akt eine Notwendig-

keit sei. Konstantin unterwirft sich in freier Erkenntnis dieser Auffassung, ohne die helle, schwebende Heiterkeit seiner (dem Dichter nach) höheren Lebenssicht aufzugeben: er steht am Schlusse dem Bischof Athanasius ebenso ironisch-frei, selbsterfüllt und eigenmächtig gegenüber wie am Beginn. Und er gibt am Schluß seinen Willen kund, dem „göttlichen Geheimnis" die schönste Kirche zu bauen, während er mit seiner Taufe das Christentum als Staatsreligion anerkennt.

Die Aufführung in Stuttgart stritt mit vollem Einsatz aller Mittel für den Dichter. Der Gastregisseur Heinz Haufe hob seine Arbeit vornehmlich auf die Wortregie ab und hatte in dem vitalen und temperamentgeladenen Walter Richter (Konstantin) und dem gemessen-feierlichen Rudolf Fernau (Sopater) zwei Gestalten, in denen Bacmeisterscher Geist voll zum Ausklang und Schwingen kam. — Ein ausverkauftes Haus, das den Vorgängen fast atemlos folgte, huldigte dem Dichter am Schluß spontan und unermüdlich und schloß Spielleiter und Darsteller mit Recht in diese Kundgebungen ein.

Hans Franke-Heilbronn

## Anmerkungen

Es ist uns eine große Freude, in den Zusammenhang dieses Heftes, das vornehmlich dem rheinischen Raum gewidmet ist, den Vortrag über Johann Peter Hebel stellen zu können, den Andreas Heusler, der Erforscher der germanischen Sagenwelt, Anfang April in Freiburg hielt.

*

Josef Pieper, 1907 in Bochum geboren, war Schüler der Staatlichen Akademie zu Düsseldorf und lebt heute in Düsseldorf. Er erhielt 1936 den Dürerpreis und in diesem Jahr den großen Staatspreis für Malerei, auch in den Wettbewerben „Frau und Schmuck" war er unter den Preisträgern. Die beiden von uns veröffentlichten Bilder sind im Besitz der Städtischen Kunstsammlung in Duisburg.

*

Auch Heinrich Nauen, 1880 in Krefeld geboren, war Schüler der Düsseldorfer Akademie, dann Meisterschüler des Grafen Kalkreuth in Stuttgart. Seit 1921 wirkt er als Professor an der Akademie, der er ehemals als Lernender angehörte. Die Aquarelle, die wir von ihm bringen, entstanden in den Jahren 1933 und 1935.

*

Der Bildhauer Johannes Knubel, in Münster in Westfalen geboren, begann seine künstlerische Ausbildung in Berlin, er war dann Schüler von Professor Christian Behrens in Breslau und kam über Wien, Italien, Paris und München, wo der Hildebrandtsche Einfluß noch stark wirkte, nach Düsseldorf, wo er seit fast drei Jahrzehnten ansässig ist. Die beiden Arbeiten, von denen wir Wiedergaben veröffentlichen, entstanden in jüngster Zeit: Das Monumentalbildnis Schlageters vom Jahre 1933 steht im Landgericht zu Düsseldorf; die große Steinplastik vom Jahre 1937 wurde von der Städtischen Kunstverwaltung Düsseldorf für den Rosengarten in der Ausstellung „Schaffendes Volk" erworben (s. a. den Umschaubeitrag von Otto Brües).

*

Die Kenntnis der Gedichte Christine Kochs verdanken wir ihrer Landsmännin Josefa Behrens-Totenohl. Die Bücher „Sunnenried" und „Wille Räusen", denen die Gedichte entnommen wurden, sind längst vergriffen. Wir hoffen, daß unsere Leser, trotz der Schwierigkeit der sauerländischen Mundart, Freude an diesen Zeugnissen echter Volkspoesie haben.

*

Die Stücke, die wir aus Martin Raschkes „Untergang einer Kindheit" veröffentlichen, sind Teile einer größeren Arbeit, die noch im Herbst dieses Jahres als Buch erscheinen wird.

---

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München, Benediktenwandstr. 29
Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Lainer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 2. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Schriftleitung.

Josef Weinheber

## Fragment

### I

Wie durft er hoffen, daß ihn die Götter jetzt
noch nähmen, wo er frevelnd sie totgesagt?
Und lebten sie, wer kann denn gegen
ihre geheimen Gesetze aufstehn?

Sie sind nicht mehr? Und sehen doch ehern zu,
wie jener hertritt vor die zerstörte Burg,
das Lob der Menge um die einstens
stolzen, von Ehrgier entweihten Schläfen?

Und einer ihrer, welchen sie dunklen Munds
den Löser nennen, hebt die Vollstreckerhand
und gibt das Zeichen. Was zu lösen
nimmer erlaubt, es zu tilgen, schlägt er

mit Nacht die Stirn. Heimfällt sie vor ihrer Zeit.
Den Göttern ist genügt, den Dämonen auch.
Es siegelt ein gewesnes Haupt der
Lorbeer. Die Menge bemerkt es nicht mehr.

## II

Frei ist nicht der Empörer. Nicht dem kindisch
schrankenlosen Gewirk schenkt sich das Menschliche.
Ihn aber frißt die Zeit, der sich ängstlich beugt
in die geschaffenen Gesetze.

Ohne Anstoß lebt der Redliche. Wem schon
ist sein Tagwerk zuleid? Seine geringe Lust
bleibt ohne Buße. Nur den Gesendeten
umtobt der Haß, und völlig sühnt er.

Männer macht das Schicksal: Der Knecht hat keines.
Eingeborenen Tods würdig ist nur der Held.
Er trägt ihn in der Brust wie ein heilig Herz,
und ihn gestorben sein ist alles.

Nichts hier zurückzulassen, ganz den Göttern
untertänig zu sein! Freilich, es rächen auch
noch diese letzte Freiheit die Himmlischen,
und fühllos wandern die Gestirne.

## III

Was denn nimmt er hinab? Noch seiner Manen Trost,
wohlfeil wurde er ihm. Jene entblößte Zeit
ließ dem Opfer kein Recht mehr.
Doch er stirbt, wie ein Tapfrer stirbt.

Schrecklich ist für ein Volk, ohne den Gott zu sein,
schrecklicher, wenn der Gott seinen Geweihten flieht
und die herrliche dunkle
Sprache hingeht, dem Tag zum Fraß.

Der die Ordnung besang, treu in verwirrter Zeit,
wußt es nicht mehr, wofür Mund sich an Mund erhob.
Seinen Sternen verhaftet,
geht er ein in die lange Nacht.

Dort ist Sieg und Vergleich. Was er im Geist getan,
büßt er füglich im Geist. Denn nur der Tote ist
ganz im Geiste. Dem Leben
bleibt nichts. Ehrt die Unsterblichen!

## IV

Was sie aber planen mit uns, verbirgt sich.
Und wir schaun als Untergang, was sie drüben
Anfang nennen. Wahrlich, im Sturz noch, in der
Strafe begleitet

eifernd uns ihr lenksamer Blick. Sie leben
ja von unserem Schicksal, als edler Speise,
wie wir leben, länger nicht Tier: An ihre
Größe zu glauben.

Immer muß der Sterbliche, kämpfend, leidend,
sich bemühn. In unseren Schlachten sind sie
und in unsern Tränen verborgen. Dieses
Trennende bindet.

Weh dem Mund, der ihrem Geheimnis nah schon,
Eins verriete! Weil sie uns fern sind, sind wir.
Weil wir Ehrfurcht b r a u c h e n und Dunkles, darum
lallen die Dichter.

## Deutsche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege

Felix Wiegand,
geb. 21. Juni 1886 in Buchholz (Sa.), gef. 9. Sept. 1914 bei Fumay (Frankr.).

Nur ein Abschiedsgruß von Deinem Jungen. In diesem Augenblick denke ich an unsern guten Vater, der als Freiwilliger vor über vierzig Jahren hinauszog gegen den Feind, seinem Vaterland die Ehre, die Freiheit mit zu erhalten. Jetzt bin ich selbst ein Mann geworden, auch innerlich, das fühle ich seit dem ersten Tage der Mobilmachung. Ich will mithelfen, daß Ihr in einem freien Lande wohnt, geehrt und geachtet von Freund und Feind. Wenn ich heute von Dir Abschied genommen, dann habe ich abgeschlossen mit diesem Leben — wir können ja nicht in die Zukunft sehen. Ich habe Dir jede unrechte Handlung, jedes verletzende Wort im Stillen abgebeten, ich habe Dir gedankt für Deine Liebe, Deine Sorge und Deine Muttertreue.

So leb denn wohl, meine gute Mutter! Ob ich Dich noch einmal sehe, das hat unser Herrgott bestimmt. Sei tapfer und sei stolz. Drei Jungen fürs Vaterland, ein heiligeres Opfer kann keine Mutter bringen. Und nun, meine gute Mutter, Gott befohlen!

*

Hans Graf von der Goltz,
geb. 11. Juni 1895 in Berlin, gef. 23. August 1914 bei Plaxon nahe Namur.

5. August 1914.

Herzlichen Dank für das Paket, das ich bei meiner Ankunft hier vorfand. Die Reise von Metz hierher war ein wahrer Triumphzug. Namentlich im Rheinland war die Begeisterung groß. Ich fuhr mit vielen Kameraden, die sich allmählich zerstreuten.

Ich denke, Du wirst noch oft und viel aus diesem Kriege von mir hören, und hoffe auf ein frohes Wiedersehen mit Eltern und Geschwistern. Indessen muß natürlich jedermann mit dem Tode fürs Vaterland rechnen. Auch ich habe mit dem Leben abgeschlossen, und so laß mich Dir noch wenige Worte des Ab-

schieds sagen. Wenn ich es nicht Auge in Auge mit Dir tun konnte, so soll es schriftlich geschehen.

Du weißt, wie glücklich ich bin, in diesen Krieg ziehen zu können und, was noch mehr heißt, in ihm als Führer tätig zu sein. Du weißt auch, wie stolz und glücklich ich bin, eine deutsche Mutter zu haben, die mutig und freudig ihr Alles hergibt für den Entscheidungskampf des Volkes. Nichts Schöneres kann es auch für mich geben, als mein irdisches Glück auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Das Scheiden wird mir nicht schwer. Wenn dieses letzte große Glück des Heldentodes mir zuteil werden sollte, dann kannst Du überzeugt sein: Dein Sohn Hans hat ein glückliches Leben gehabt, denn nicht die Länge gibt dem Leben seinen Wert, sondern der Inhalt. Was soll ich Dir sagen von Glück und Segen im Elternhause! Auch im Berufe habe ich mein Glück gefunden. Glück und Erfolg, den der Mann sich wünscht. Noch in den letzten Tagen wurde ich ausgezeichnet als der Beste der Kriegsschule. Mein Taktiklehrer rief mir zum Abschied nach: Auf Wiedersehen im Generalstabe! Vielleicht lag eine schöne Laufbahn vor mir. Was will das alles heißen! Freue Dich mit mir, liebste Mama! Der Abschiedsschmerz ist überwunden. Wir leben in einer großen Zeit, der größten wohl, die Deutschland je gesehen hat. Söhne und Enkel werden uns beneiden! Ganz Deutschland starrt in Waffen, flammt in Begeisterung auf, verteidigt mit uns alles, was uns heilig ist. Unser Sieg ermöglicht Europas Fortbestehen mit einem neuen Aufschwung in germanischer Kultur zu nie gesehener Blüte. Der Sieg wird uns nicht leicht werden. Aber wenn es je eine Gerechtigkeit und göttliche Führung in der Geschichte gab — und es gibt eine, das sagt mir mein klarer Blick — dann muß der Sieg unser sein, früher oder später. Und wir haben mitgeopfert Gut und Blut in diesem Kreuzzuge des deutschen Volkes. Gott mit uns!

*

Paul Bittner,
geb. 28. November 1884 in Schreckendorf, gef. 11. Juni 1916 bei Ypern.

Letzter Brief.

Ich muß Dir schnell ein paar Zeilen schreiben, was mir im Schützengraben geträumt hat, ich schlief, und da habe ich eine große Palme gesehen und dann hab ich noch mehr nach dem Himmel gesehen, da sah ich den lieben Gott selber, aber so schön und so herrlich, das kann ich Dir nicht schreiben.

*

Reinhold Frohn,

geb. 1. Februar 1885 in Hannover-Linden, gest. 24. Dezember 1914 in Kubno, Feldlazarett.

Piontek, 8. Dezember 1914.

Die erste Nachricht von meiner Verwundung habt Ihr inzwischen wohl erhalten. Mir geht es gut. Ängstigt Euch also bitte ja nicht, liebe Eltern. Es geht alles gut. Meine Verletzung ist zwar schwer, weil der linke Oberschenkel durchschossen und gebrochen ist. Das wäre der erste Schuß. Eine Gewehrkugel hat mir den linken Fuß durchschlagen und eine andere ist hinten in den Hals zur rechten Brustwarze wieder herausgesaust. Eine Schrapnellkugel ist vom rechten Ohr in die Wange gegangen und sitzt da noch. Zwei dieser letzteren stecken im linken Arm. Heute morgen haben wir diese mit Leichtigkeit herausgeholt. Das ist eine ganz nette Auswahl, gelt? Aber der liebe Gott hat seinen Arm über mir gehabt und bis auf die Knochenverletzung keine edleren Teile verletzen lassen. Ich bin so wohlauf, daß ich wirklich große Lust nach einer fröhlichen Bierrunde mit Euch verspüre. Na — bald!

(Zwei Stunden vor seinem Tode der Schwester diktiert):

Empfangt hiermit meine letzten Zeilen. Es war zu viel. Gehabt Euch nicht allzu sehr um etwas, was gebracht werden mußte. Grüßt bitte alle Lieben.

*

Peter Semmler.

3. Dezember 1914.

Ich ergreife die Feder, an Euch zu schreiben, und wenn Euch mein Schreiben in guter Gesundheit antrifft, so soll es mich von Herzen freuen. Euer Paket und was die Hauptsache ist, worauf ich schon seit Tagen gepaßt habe, das Bild habe ich heute erhalten. Wir hatten gerade Essen gehabt, als die Post kam, ich hatte ja Hunger, aber das Bild war mir lieber als das ganze Essen. Ich habe mich erst mal satt geweint vor Freude, daß ich Euch wieder mal sehen konnte auf dem Bild. Die Kinder sehen ja alle gut aus, das freut mich sehr. Aber Du, liebe Frau, Du brauchst Dich doch nicht so zu kränken, denn ich bin's ja nicht allein hier im Felde, es sind ja Tausende von Familienvätern, die hier stehen. Also häng auch was an Dich.

Ich habe Euch heute fünfzehn Mark geschickt, das soll das Weihnachtsgeschenk

sein von Eurem Papa, da kannst Du für Dich und die Kinder was kaufen. Das Lieschen ist ja merkwürdig dick geworden. Wenn Ihr alle nur gesund bleibt, da will ich gern alles mitmachen, denn ich denke immer: „Es hat einen Anfang genommen, es wird auch ein Ende nehmen."

Argonnerwald, den 24. Dezember 1914.

Deinen lieben Brief vom 23. und einen vom 6. November habe ich heute erhalten und daraus ersehen, daß Ihr alle noch gesund seid, wenn Gott will, so komme ich wieder zu Euch. Du schreibst, was Du machen sollst, wenn ich nicht wiederkomme. Da kann ich Dir doch keine Vorschriften machen. Das Haus kannst Du nicht behalten, wenn Du für Dich bleiben willst, und die Kinder sind noch zu klein, als daß sie Dir helfen können. Da kann ich Dir keinen anderen Rat geben, als Du wirst es verkaufen müssen, und Dich mit den Kindern auf Hausmiete setzen. Wir müssen ja vieles durchmachen und auch vieles ertragen, aber das wollen wir alles gern tun. Man wird manchmal ganz nerfchs, denn wir liegen seit August täglich im Gewehr- und Kanonendonner, wenn ich die liebe Frau und die Kinder nicht hätte, dann wollte ich lieber sterben, als wie ich das noch länger mitmachen müßte. Aber wir dürfen den Mut nicht sinken lassen.

*

Karl-Heinrich Steffens,
geb. 16. Jan. 1893 in Barlt (Holst.), gef. 6. April 1916 bei St. Eloi (Fland.).

Bahnhof Hannover, in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1914.

Warum sollen wir uns fürchten vor dem Zukünftigen? Bist Du so eigennützig und selbstsüchtig, daß Du es nur unter Tränen übers Herz bringen kannst, Dein Sein zu opfern, damit etwas Höheres aus Deinem Vergehen entstehen kann? — Denn man stirbt nicht nutzlos. Das tut nur der, wer auf der Gasse sein Lebtag lag im dumpfen, tierischen Dahinvegetieren und niemals einen Strahl aus höheren Welten, das, was ich „Glück" nenne, empfand; ohne Zweck für sich stirbt auch der, dessen ganzes Leben harte Arbeit war und der niemals ihren Segen spürte; und endlich ist auch dessen Leben ohne wahren inneren Wert, wer sich von Jugend auf als Herr dünkt und niemals die bessere Rute der Selbstzucht und den Adel des Dienens an sich erfuhr, sondern mit vollen Händen das, was niemals sein eigen war, unter die Menschen warf, in

dem Glauben, als sei das des Lebens Kunst, des „Herrenmenschen" tiefinnerstes Geheimnis. — Darum glücklich Ihr, die Ihr sterben dürft mit einem festen Zweck vor Euren Augen: fürs Vaterland.

Flensburg, 16. August 1914.

Wer niemals den Ernst, den bitteren Ernst des Daseins empfand, und wiederum nie in seinem Glück alles um sich vergaß und sich als den Menschen dünkte, der hat nimmer gelebt! — Und das Bewußtsein dieser Wahrheit läßt mich so froh sein über unsere Zeit, unsere große Zeit. Sie rüttelt alles auf aus ihrem verträumten Dasein und tritt fordernd ins Haus und verlangt das Schönste. Keine Träne ändert den Lauf des Geschicks, kein Mutterherz kann ihren Sohn zurückhalten, alles reißt sie mit sich fort und stellt den Einzelnen unter das Gesetz des Staates, des alles Persönliche zurückhaltenden Gesamtwillens und der politischen Gerechtigkeit. Oder sollen wir zittern um unser Sein, wenn es ein höheres Sein gilt, das alles Individuelle enthält? Bringst Du es nur unter Seufzen und Tränen fertig, das Liebste, was Du hast, zu lassen?

Man sagt: „Was soll nachher werden, wenn soviel tüchtige Leute unserm Lande, der Familie entzogen werden? Muß es da nicht notwendig zurückgehen?" Zweifellos ist dieses richtig: wieviel Tüchtiges, wieviel gute, edle Gedanken, wieviel Familienglück liegt tot unterm kühlen Rasen! Und doch — was würde die Antwort auf unser Seufzen sein? „Wir haben ja das Schönste im Leben erfahren; denn nicht starben wir für uns allein, für unser kleines enges Ich — wir starben für Euch! Darum gilt jetzt: Ihr für uns! Was wir der Welt nicht sein konnten, weil wir ihr nicht dienen durften fernerhin mit unseren Gedanken, Werken und unserer Liebe, diese große Aufgabe haben wir in Eure Hände gelegt! Doppelt angestrengt müßt Ihr arbeiten und alle Eure Kräfte zur Entfaltung bringen, wollt Ihr den Gegenwartswerten treu bleiben und das, was wir mit unserem Blute erkauft, erhalten."

31. Dezember 1914.

Ihr daheim seid jetzt wohl in der Kirche, und die Leuchter mit ihren tanzenden Strahlen und die Worte des Pastors, sie führen Euch zurück in leichtem, schwankendem Springen durch ein Jahr Vergangenheit. Alles Gewesene drängt sich uns auf und fordert noch einmal Rechenschaft, und schwermuts-

volle Minuten oder Stunden bedrängen das arme Menschenherz — und still wird's. Die Glocken verklingen. In Ruhe und stillem Schmerz will das alte Jahr zu Grabe getragen sein. In Einsamkeit und stummem Sinnen will das, was es uns brachte, noch ein letztes Mal vor unsere Seele treten, um Abschied zu nehmen und fortan als ein Stück Erinnerung in uns weiter zu leben.

Und dann die Frage: „Wie ist es nächstes Jahr? Sind wir dann noch zusammen?"

Die Mutter findet auf die schwere Frage, die uns in der Silvesterstunde mehr denn je beunruhigt, schnell eine Antwort, auf die Frage: warum gibt es soviel Leid, warum ist das Glück so kurz? — Sie glaubt! Und ihr bergeversetzender Glaube zwingt uns zur Bewunderung und wer weiß, früher oder später kehren wir „Abtrünnigen" zurück zu dem lichten, märchenhaften Glauben unserer Kindheit.

*

Hans Schmidt, Leutnant d. R.,

geb. 30. Januar 1886 in Karlsruhe, gef. 1. Juni 1916 in der Champagne.

31. November 1915.

Wir brennen in unseren Unterständen, die vorläufig erst Löcher sind, außer der Holzkohle, die meistens nicht vorhanden ist, gewöhnliches Holz. Das ist nun immer ein kleiner Prozeß, bis es richtig brennt. Es liegt auf dem kleinen Öfchen, das Papier oder Stroh unten dran brennt, aber das Holz will noch kein Feuer fangen. Es schwelt und rußt und raucht, beißt in die Augen und benimmt den Atem, bis es endlich so heiß geworden ist, daß es Feuer fängt und auf einmal in klarer, reiner Flamme lichterloh brennt. Beim häufigen Zusehen fiel mir das Gedicht Goethes ein: „Gesang der Druiden in der Johannisnacht" (oder ähnlich der Titel)

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinige unsern Glauben!

Ich habe das Bild nie verstanden, nur beim offenen Holzfeuer geht es einem auf, wie in der Johannisnacht. Ich mußte denken, daß ich auch in der Zeit, in der ich im Krieg bin, der Flamme gleiche, die sich vom Rauch gereinigt hat oder sich noch reinigt. Nicht im Sinne der Frömmigkeit, sondern des klaren, bestimmten, reinen Lebens. Auch in guter Absicht ist der Mensch in jungen Jah-

ren nur eine schwelende Flamme. Auch was gut ist, tut sich nicht vor. Hemmungen, die vom späteren Standpunkt aus unerklärlich sind, hindern die Flamme, rein zu brennen, den Menschen, er selbst zu sein. Wer kann nun sagen: heute bin ich, gestern war ich's noch nicht? Die Flamme rußt und schwelt immer wieder, aber sie reinigt sich vom Rauch. Sie reinigt unser Leben.

Warum ich gerade in dem Zusammenhang davon schreibe? Weil die Entwicklung, die Vermännlichung die wunderbare Folge des Krieges ist und gerade auch des Umganges mit den Mannschaften. Die ständige Notwendigkeit bestimmt, klar, kurz, gerecht zu sein, jeden Fall, jeden Mann sofort zu durchschauen, ist erzieherischer als man denkt. Die Einwirkungen der Todesnähe, die Kameradschaft in Gefahr, alles kommt dazu, kurz, mir will scheinen, die Flamme brennt reiner, lauterer, wärmer als früher. Ich bin mir dessen in innigem Glücksgefühl bewußt, glaube aber nicht, daß es gut ist, mehr davon zu schreiben. Ich verstehe aber jetzt auch das andere Wort Goethes, nach dem der Beruf des Offiziers der schönste ist auf der Welt.

Siehst Du, Mutter, leben, reine Flamme sein ist das Wichtigste auf der Welt, und das ist mehr und wichtiger, als lange leben und dabei schwelen. Und deshalb habe ich auch gerade in diesen Stimmungen und in diesem Bewußtsein am wenigsten Bangen vor dem Tode, und es kommt mir auch praktisch, nicht nur theoretisch, schön vor, inmitten meiner Leute zu fallen. Wollen wir hier glücklich leben, so müssen wir jeden Augenblick auf irgendein tödliches Eisen gefaßt, bereit sein, und wir sind es auch. Und Ihr zu Hause tut gut daran, ebenso zu denken, und alle Eure Ansprüche auf uns, so lange wir draußen sind, aufzugeben. Kommen wir zurück, so ist das Leben sowohl für uns wie für Euch ein köstliches Geschenk Gottes.

*

Füsilier Mattern.

Frankreich, den 17. Juli 1915.

Ich habe das Paket erhalten, wofür ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin den besten Dank ausspreche. Denn Taback hatte ich auch nicht mehr, und wenn man die halbe Nacht Wache halten muß, dann ist es sehr schön, wenn man bißchen rauchen kann. Denn wir müssen die halbe Nacht Wache halten und die halbe Nacht schlafen, wenn kein Angriff kommt, was aber öfters pasiert, denn die schwarzen Hunde sind mächtig Blutdürstig. Und die Artellerie ist nicht zu verachten, und dann erst die Mienen! Die sind noch gefärlicher als die Artelle-



Auch von den Toten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück und die Nachgelassenen sollen nicht vergessen / daß sie in seinem Lichte stehn / damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten.

STORM

riegeschosse, denn das sind sone Dinger wie ein III Ztr. Schwein ohne Beine und recht lange Schnautze und die Bohren sich in die Erde. Dann gehen die mit Mächtigen Krachen auseinander und alles was 20 m im Umkreis ist, das ist Tod oder verstümmelt. Das sind die eine Sorte: Dann giebt es noch ganze Runde Kugel, die sind ungefähr so wie ein Zentner Gewicht, doch ohne Griff. Dieses sind auch Mienen, gehen aber nicht so tief in die Erde und verschütten auch deshalb nicht so viel. Die dritte Sorte sehen aus wie Vier Achtel. Sind auch so groß wie ungefähr ein Achtel von 30 Lieter. Diese vernichten alles von 50 m im Umkreis durch ihre schwere Ladung, lassen sich aber jedoch nicht weit werfen, weil sie zu schwer sind. Dann sind diese und die Schweineform zu sehen, wenn sie kommen, wo hin gegen die kleinen nicht zu sehen sind und dadurch gefärlich sind. Die sind bloß zu hören wie auch jedes Artelleriegeschoß und die Gewehrkugel summen in der Luft wie Bienen in einem Blumengarten bei einem Sommertage. Vorgestern sind wieder 3000 von den Halunken gefangen genommen, und auch so viel nach jenseitz befördert. Ich habe schon gedacht, das ich nicht mehr wiederkäme, aber jetzt Hoffe ich doch wieder, wenn Friede ist und ich bin Gesund, dann komme ich Ihn nochmals besuchen und erzähle Ihn noch mehr und wenn ich nicht mehr schreibe, dann bin ich Tod. Sonst schreibe ich dann und wann. Nun muß ich schließen, denn die Augen fallen zu und nachher muß ich wieder auf Wache. Mit vielen Grüßen an Ihre Frau und Kinder und einen schönen Gruß aus weiter Ferne sendet Ihn der Füsilier Mattern.

*

Gorch Fock (Hans Kinau),

geb. 22. August 1880 in Finkenwärder, gef. 31. Mai 1916 in der Schlacht vor dem Skagerrak.

An Bord S. M. S. Wiesbaden, 1. Ostertag 1916.

Lieber Schorsch!

Damit Du siehst, daß ich Wort halten kann, grüße ich Dich heute herzlich. Ich habe meinen Willen bekommen, auf ein herrliches, neues, deutsches Kriegsschiff bin ich als Matrose versetzt worden. Einige Seefahrt habe ich schon hinter mir: ich bin Ausgucksmann oben im Vordermast, in dem sogenannten Krähennest, nehme also die höchste Stelle auf dem Schiffe ein. Das Leben an Bord,

unter so vieler, frischer, deutscher Jugend (die paar bärtigen Leute an Bord sind zu zählen) macht mich jung und sagt mir sehr zu, ich bin lieber ein marineblauer Matrose mit wehenden Mützenbändern als feldgrauer Hilfsschreiber an der Schreibmaschine. Das brauche ich Dir übrigens nicht erst zu schreiben, denn Du kennst mich genügend, um das zu wissen. — Ich würde Dir gern einiges von uns erzählen, aber um uns und unseren Fahrten liegt das strengste Geheimnis: alle Briefe müssen offen bleiben und so weiter! Nur soviel: daß unsere Flotte von einem Emdengeist beseelt ist, wie selbst ich ihn kaum für möglich gehalten hätte, und daß die Flotte unvergleichlich mehr tut, als sie sagt und als man im Binnenlande glaubt. Ich freue mich an diesem Leben im Seewinde!

Wie geht es Euch? Ich sehe euch noch eure Straße ziehen und denke auch jetzt viel an euch. Hoffentlich habt ihr besseres Wetter als wir hier auf dem Wasser: fast alle Tage Regen und Wind und Kälte. Hier am Lande blüht noch kein Baum wie in Chatillon. Unsere Verpflegung an Bord kann mit der des Unterstabes III/207 jederzeit antreten: das will doch gewiß was sagen, nicht wahr, Herr V. G. Z. Koch?

Ich bin an Bord schon einigermaßen bekannt geworden: Es ist viel niederdeutsches Volk auf der Wiesbaden, das Gorch Fock ohne weiteres kennt. Unser Kommandant kannte mich auch schon. Und die Steuerleute, Obermaaten usw. wissen auch ziemlich, wer G. F. ist, sodaß es mir in dieser Hinsicht auch besser ergeht, als bei dem märkisch-oberschlesischen III. Bataillon. Marine bleibt Marine! Herzliche Ostergrüße Deines Hans Kinau.

*

Fritz Hoßfeld,

geb. 5. Oktober 1898 in Dresden, gef. 18. Juni 1918 bei Soissons.

Feuerstellung den 13. Juli 1917.

Seit Sonntag bin ich wieder im Fernsprechunterstand und wechsle mit einem Kameraden im Dienst. Nachts hat man vier Stunden Wache, gestern hatte ich von 2—6, heute von 10—2 Uhr. Es ist ganz interessant, als Fernsprecher die vielen Gespräche mit anzuhören, über deren Inhalt uns natürlich Stillschweigen auferlegt ist. Die Vorgänge in Berlin verfolge auch ich mit größter Spannung.

Das Erzbergermanöver zeigt, daß die Mehrzahl der Abgeordneten, darunter sogenannte führende Geister, immer wieder für die charakterlosen Friedensanerbietungen zu haben ist. Dieses ungestüme, durch keine vernünftige Erwägung zu hemmende Friedensverlangen erscheint mir bei gebildeten Leuten als unmännliche Willensschlappheit, eine politische Todsünde, die wir noch bitter büßen werden — und mit Recht! Propheten, die das Volk vor dem Verhängnis warnen, hat uns der Herrgott wahrlich geschenkt. Doch diese ernsten Männer werden nicht gehört. Das deutsche Volk läßt sich von den gewissenlosen Juden des Berliner Tageblatts verlästern und in den Staub ziehen. Wie der Einzelne, so werden auch die Völker nur durch Schaden klug, und ich fürchte, die Geschichte wird uns durch bittere Lehren unsere Weltversöhnungsschwärmerei noch gründlich austreiben. Hoffentlich sind diese Lehren nicht so bitter, daß wir daran zu Grunde gehen. Jetzt steckt das deutsche Volk noch in den Kinderschuhen eines Weltvolkes und beweist täglich seine Unfähigkeit zur Führerschaft. Scheidemann und Erzberger als Minister? Lloyd George müßte sicher über seine neuen Kollegen bei uns lachen. Wir brauchen in Deutschland einen Bismarck, der allen Reichstags- und Parteiquatsch ignorierend, aus sich selbst mit Notwendigkeit das Richtige nimmt und mit schöpferischer Genialität, souverän wie ein Künstler, des Reiches Größe gestaltet. Wann, o wann erscheint der Meister? Wirkliche Großtaten werden nicht durch Reichstagsmehrheiten und interfraktionelle Ausschüsse ausgeheckt, sondern sind die Schöpfungen eines Genies. Hindenburg und Ludendorff sind das militärische Genie, wo bleibt das staatsmännische?

*

Karl Polack.

Aus dem Felde, den 31. März 1918.

Zum vierten Male legt der Osterhase seine Eier in Granattrichter. Zwischen den Geschützen blühen unschuldsvolle Schneeglöckchen und demütige Veilchen. Zum vierten Male wird das Vorfeld gelb von üppig fetten Himmelsschlüsseln, an den Sträuchern schießen die silbernen Kätzchen auf mit ihren geschmeidigen Pelzen. Die ganze wonnige Frühlingspracht steigt wieder empor zwischen Schutt und Moder hüben und drüben, bei Freund und Feind. Ja, es muß doch noch etwas geben, was in Wahrheit neutral ist, eine allumfassende Güte, die

Blut und Verwüstung mit weißer, milder Blütenpracht väterlich bedeckt. Die schönste Zeit unseres Lebens bewegen wir uns in Laufgräben durch Gottes große Schöpfung. Jahrelang sind wir begraben in unseren nassen Erdhöhlen und fragen verzagt: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?"

*

Hanns Steger,

geb. 26. Mai 1896 in München, gef. 18. September 1918 im Westen.

2. März 1918.

Es ist seltsam, daß Ihr sagt, es ist möglich, daß wir noch unterliegen können. Wer spricht denn jetzt von unterliegen? Könntet Ihr doch, nur bei einer Übung vielleicht, unsere Divisionen sehen, die stürmende Infanterie, die Artillerie, die donnernd hinter der ersten Linie auffährt, die Kampfflieger, die darüber herbrausen wie böse Riesenvögel, und alles Feuer und alle Begeisterung, die bei Angriffskämpfen den Soldaten beseelt. Könntet Ihr den Geist fühlen, der jetzt noch nach fast vier Jahren Krieges in dem deutschen Soldaten lebt! Man muß das in der Nähe sehen. Aus der Ferne sieht alles starr, müde und verträumt aus, wie ein blaues Gebirg am Horizont. Engländer und Franzosen wissen wohl, warum sie jetzt von Todesangst erfaßt werden. Wenn der Sturm über sie hereinbricht, sind sie verloren, sie werden von einem ungeheuren Schlag getroffen, der unsern Sieg und den Frieden bedeuten wird. Wie haben wir unter Hindenburg das Kämpfen gelernt! Es ist uns eine Lust, unser Können mit schärfster Waffe am Feind zu erproben. Und noch eins haben wir gründlich und ehrlich erlernt, die Bereitschaft zum Sterben, das stolze Überwinden des Lebens, das so unsäglich schön ist, für den großen Zweck. Einem solchen Heer widersteht kein Feind, und wenn er auch von tausend Teufeln getrieben ist. — — —

22. Juli 1918.

— — — Der gestrige Tagesbericht klingt wieder recht zuversichtlich. Allem nach, was ich weiß, steht es für uns glänzend. Die nächste Zeit wird wieder Großes bringen. Der Krieg nimmt immer weitere Ausmaße an. In immer fernere Länder dringen unsere Truppen. Ich vertraue fest auf einen siegreichen Ausgang. Wer die jetzige Zeit miterlebt, wer die Gnade hat, sie im rechten, tüchtigen Sinn miterleben zu können, der hat so Großes erlebt wie nur je ein

Mensch. Arme, alte Männer im Reichstag und, weiß der Teufel, wo in der Heimat, die mit der Zeit nicht mehr mitkommen und anfangen zu greinen, weil's ihnen bei diesem Sturm und Wogendrang unheimlich wird. Das ist Leben und Sterben, wie es schöner und männlicher nicht gedacht werden kann.

14. September 1918.

——— Nach mehr als einem Monat habe ich wieder ein Dach überm Kopf, habe mich gebadet, ausgezogen, geschlafen, gebratenes Fleisch und Gemüse gegessen und für einen halben Tag ausgespannt. Es ist 8 Uhr abends. Eine Kerze spendet sanftes Licht, ein Ofen Wärme. Die Freuden des Lebens, unendlich einfache Freuden, sind übergroß, und ich genieße sie dankbar, fast überwältigt. Morgen früh reite ich wieder in die Stellung. Der heutige Abend gehört Euch Lieben, Dir, meiner Mutter, den Eltern und Geschwistern. Ich will versuchen, in ganz flüchtigen Umrissen ein Bild von dem zu geben, was sich kaum schildern läßt, von meinen letzten Erlebnissen, Rückzugsgefechten, Not und Begeisterung des Soldatenlebens.

Am 27. 8. früh 2 Uhr feuert die Batterie aus ihrer Stellung östlich L. das giftige Gelbkreuzgas gegen die feindlichen Anmarschwege. Um 5 kommen Protzen und Staffeln. Die Geschütze sind verrußt, die Leute schwarz wie die Kaminfeger. Aufprotzen, mühsames Überwinden des Trichterfeldes, glücklich geht's durch feindliches Feuer durch und der erste Sprung ist gelungen. In der Nacht habe ich etwa eine Stunde geschlafen. Auf dem Wege muß ich die Batterie verlassen, vorausreiten zum Regimentskommandeur, um den Befehl für die Erkundung der neuen Stellungen, schon östlich der Somme in Empfang zu nehmen. Bis 12 Uhr mittags saß ich auf dem Gaul und fand Stellungen bei M. südlich P. Um 4 Uhr hatte ich die Vorkommandos der Batterien eingewiesen. Um 6 Uhr kam ich halbtot vor Hunger und Müdigkeit wieder vor zu meiner Batterie, die inzwischen schon den Feind scharf unter Feuer genommen hatte.

Um 9 Uhr ging's wieder weg aus dieser Stellung. Überall wird gesprengt, M. — der Ort, vor dem wir gestanden waren, steht in himmelhohen Flammen. Bevor ich das Aufsitzen befehle, zünden wir noch eine Baracke an und im blutigen Feuerschein geht's zurück, der Gegner schießt mit „Schweren" in den Ort. Die Somme! Wenn ich die Batterie erst drüber hätte! Wir kommen näher hin! Immer stärkeres feindliches Feuer, die Kolonnen drängen sich auf den

Straßen. Immer wieder ertönt das leidige „Halt", Stauungen, dann geht's wieder weiter. Vor der Sommebrücke bei B. biege ich nach Norden ab, um die Pionierbrücke bei E. zu erreichen. Durchs Feuer kommen wir heil durch und, Hurra, der letzte Munitionswagen rumpelt und trappelt über die Brücke. Ein erleichtertes Gefühl!

Der 28. ein Ruhetag.

Der 29. 8. war ein Tag ohnegleichen. Ich komme auf die Beobachtungsstelle, sehe den Tommy anrennen und schieße den ganzen Tag. Der Feind hat Verluste über Verluste. Wir haben auch Verluste, doch wer denkt in solchen Augenblicken an sich? Niemand kann das Gefühl der Begeisterung, der Hingabe und Erlebenslust beschreiben, das der Soldat im glücklichen Kampf empfindet. Noch in der Abenddämmerung schoß ich Gas in die vom Gegner besetzte Ortschaft B., und als das letzte Licht erlosch, ging es zurück. Die feindlichen Batterien sandten wütend ihre Grüße herüber. Wir gingen durch und merkten es kaum. In der Stellung spreche ich mit jedem Mann noch ein tüchtiges Wort. Die Kerls sind schwarz, schwitzend, zerrissen, todmüd und sehen einer kalten Nacht im feindlichen Feuer entgegen, das immer mehr zunimmt. — Doch ihre Antworten klangen frisch „Heut ham mir halt wieder g'schossen!"

Von Schlafen noch keine Rede. Ich weiß, daß ich in dieser Stellung nicht mehr bleiben kann. Wir wurden erkannt und sollten den Schaden büßen, den wir dem Feind angetan. Die Nacht war scheußlich. Niemand war gedeckt. — Stellungswechsel. — Bis 6 Uhr früh hatte ich die Protzen bestellt. Von 2 bis 5 Uhr schlafe ich unruhig. Schwerstes Feuer würgt in die Batterie. Es gibt Verwundete, zwei Geschütze werden mir zusammengeschossen, außerdem quält mich Ungeziefer zum Verrücktwerden. Um 5 Uhr früh gehe ich mit den Geschützführern in die neue Stellung, die ich schon beim Erkunden mir gemerkt hatte, wies sie ein und entließ sie. Ich bleib allein einen Augenblick oben, überlegte einiges: Aufstellung der Maschinengewehre, Munitionslagerung, Sanitätsunterstand usw. und ging dann nach. Bringe ich die Batterie heil heraus? Ein schwerer Gedanke! Wie viel einfacher ist's zu gehorchen als zu führen! Doch bin ich immer fester Zuversicht.

6 Uhr. Ich bin noch etwa 3 Minuten von der Stellung weg. Jetzt müssen gerade die Staffeln und die Protzen einfahren. Es ist ziemlich ruhig. „Na, es geht so glatt wie immer", denk ich mit Genugtuung. Im selben Augenblick bricht mit einem Schlag eine solche unglaubliche Feuerhölle los, wie ich sie

noch nie erlebt habe. Dutzende von schweren Schüssen sausen zugleich unter gehirnerschütterndem, wahnsinnigem Krachen in die Ortschaft, in die Stellung, um mich herum. Ich dachte ganz ruhig, sonderbar ruhig: „Jetzt ist alles hin", und ging weiter. Es war mir plötzlich alles gleich. Ich dachte, „jetzt geh ich weiter, bis ich auch umfalle". Ich sah genau, daß, wenn ich noch hundert Meter weiter ging, ich hin sein mußte. Da dachte ich, — nein, ich dachte nicht, es kam mir das Bild von Dir, von Mutter, von allen Lieben vor die Augen, von meinem Bruder, dem ich im Leben auch noch etwas sein muß — wieder ein Schuß, der mich fast hinschmiß — es heulte, johlte, krachte, bellte, donnerte um mich herum: da lag ich in einem Geschoßloch. Ich dachte: „Jetzt ist alles hin, alles, alles. Wenn ich hinunterkomme, finde ich tote Pferde, tote Soldaten" — — Ich lag ganz rundgerollt im nassen Gras, den behelmten Kopf auf den Boden gedrückt. Ich erwartete immer den vernichtenden Schuß — nicht etwa mit Aufregung, Spannung, Todesangst — nein, mit vollkommener Ruhe.

In diesem Loch lag ich eine Stunde. Eine volle Stunde dauerte diese Teufelei: Als es ein klein wenig nachließ, sprang ich heraus und lief zum linken Geschütz, Schrapnells bellten mir um den Schädel. „Weber, was ist los?" brüllte ich in ein verfallenes Kellerloch. — Ries hatte den Kopf weiß eingebunden und suchte vor mir aufzustehen und stramme Haltung einzunehmen. Ich erfahre, daß die Protzen zufällig noch nicht da waren. Welches Glück! Es war hell geworden, überall krochen die Leute aus kleinen Gruben und Kellern. H. kam lachend herbei. — Alles war in Ordnung, der Vorfall, wie die wilde Jagd, die über den einsamen Wanderer wegzieht, vergessen. — Ich brachte die Batterie in die neue Stellung, kein leerer Geschoßkorb blieb in der alten liegen.

In der neuen Stellung bleiben wir bis 3. 9. unter erträglichen Verhältnissen. Eine Zeit des Wirkens ohne Vergleich, solange ich im Felde bin. Ich kann auf Einzelheiten nicht eingehen: Batterien außer Gefecht gesetzt, den Feind im Vorgehen auf P. in der Flanke gefaßt, Lager zerstört, Kolonnen verwirrt und zersprengt. So ging's tagelang. Daneben litten wir Hunger, unter Frost und Nässe, hatten Verluste und erlebten Einzelheiten, die grausig waren und an die man nicht mehr gern zurückdenkt. Doch die Köpfe waren hoch. Kein Wort der Klage fiel in der Batterie, deren Leistungen bewundernswert waren. Respekt vor jedem Kanonier, der den Tag über schoß und die Nacht über Munition schleifte! Ich denke mit Rührung und Bewunderung an meine

Kanoniere und Fahrer. Am Abend des 3. 9. „Die Herren Batterieführer sofort zur Abteilung!“ Dort Rückzugsbefehl. Um 2 Uhr nachts kommen wir ungeschoren heraus, ohne Verluste, während andere Batterien schwer bluten mußten. Bei einem unvergleichlich schönen Sonnenaufgang fahren wir in die neue Stellung südwestlich von R., trinken heißen Kaffee von der Feldküche und liegen im Gras. Wieder ein Tag der Ruhe, da der Tommy nur langsam nachkommt. Wir schlafen alle in der Sonne.

Am 5. 9. laure ich den ganzen Tag, bis der Tommy nachkommt. Er kommt aber nicht. Am Abend ungeheure Brände vor uns, neben uns, hinter uns. Die golden sinkende Sonne wird von gigantischen schwarzen Rauchsäulen verdunkelt; die Nacht wird blutig erhellt von tausend brennenden Baracken, Lagern, Dörfern, Magazinen usw. Wir marschieren wieder zurück, schwierige Wege. Gegen 4 Uhr früh kommen wir nah an die Stellung, die im trostlosen Trichterfelde liegt. Wir warten auf das Morgenlicht und schlafen im nassen Gras. —

Was wird die Zukunft bringen? Jetzt heißt's, die Ohren steif halten! In mir ist jetzt jenes vollbewußte Deutschtum erwacht, das man sich erarbeiten muß, das tiefstes Erlebnis und tiefster Lebensinhalt sein muß. Jetzt will ich und werde ich meinen Mann stellen, und wenn die Hölle alle Teufel auf uns losläßt. Und selbst wenn ich das Kriegsende nicht mehr erleben sollte, so war mein Leben doch schön und so, gerade so, möchte ich es immer wieder leben. Jetzt ist's viertel nach zehn Uhr geworden und eine Menge Blätter liegen neben mir. Ein paar Züge sind festgehalten, unzählige habe ich selbst wieder vergessen, unzählige sind nicht auszudrücken, und vieles will ich Dir erzählen, wenn es uns vergönnt sein wird, wieder einmal beisammen zu sein. O, dieses Wiedersehen, Heimat, Mutter und Braut!

Ja, nun zu Ende! Morgen früh reite ich wieder in die Stellung vor, um H. abzulösen. Wie lang ich vorn bleibe, weiß ich noch nicht. — Wie schön ist's hier unten! Der kleine Ofen brennt noch, ich lehne in einem Korbstuhl, werde jetzt noch eine Geschichte lesen und dann ins Bett gehen — weiß überzogen! Morgen früh heizt mein Bursche vor dem Aufstehen ein und wärmt Wasser zum Waschen! Unvergleichliche Genüsse! Und doch freu ich mich, morgen wieder zu meinen Leuten vorzukommen in Dreck und Kälte.

---

## Otto Bangert

# Olympischer Friede

Als die Glocke erscholl in dem ragenden Rund,
die ein junges Geschlecht rief zum geheiligten Kampf
um den Lorbeer des Siegs, saß das verstummende Volk
hoch die Stufen hinauf. Tief zu Tränen gerührt
sah es edelstes Blut unten vorüberziehn
zahlloser Völker.

Die dort kämpften im Lauf, Speerwurf und Sprung und Spiel,
Körper voll Ebenmaß, spielend in jedem Nerv
von gebändigter Kraft, herrlich, wie Pheidias
und Praxiteles einst in den schimmernden Stein
marmornes Leben gebannt, als noch Hellas der Hort
heldischer Schönheit.

Nun unter Sternen der Nacht wurden die Kämpfer gekrönt
vor dem Helden des Volks. Einmal noch standen sie da,
brüderlich, Volk an Volk, Fahne bei Fahne geneigt,
bis das Banner dann sank, Sinnbild versöhnten Bluts,
bis die Flamme erlosch unter dem Flügelschlag
mächtiger Chöre.

Und die Stufen empor Söhne aus fernstem Volk
fanden sich Hand zu Hand, als das tönende Erz
rufend die Nacht durchdrang, als die Glocke erscholl,
in dem gewaltigen Rund, sie, die beschwörenden Munds
dich zum Feste berief über das Blutgefild,
Frühling der Völker.

Und da geschah das Gesicht, das den erhabenen Bau
schattenhaft wachsen ließ. Hinter dem schweigenden Volk
stieg die Erscheinung empor. Stufe an Stufe getürmt
bis in die Himmel hinauf saß das gefallene Heer,
schauerlich, Helm an Helm, düster und regungslos,
Opfer und Helden.

Geister blickten herab, Tapfere, Volk an Volk,
die der grausige Sturz feurigen Untergangs
einst zermalmend begrub, als die Glocke des Kriegs
Jugend um Jugend berief, singend dem Tod geweiht,
als im blutigen Spiel Volk an Volk sich einst maß
endlose Jahre.

Und die Stufen herab rauchte das rote Blut,
Wunden strömten erneut, heilige, nie vernarbt.
Augen, schon ausgehöhlt von des Grabes Zerfall,
netzten, göttlich gerührt, Schädel und bleiches Gebein.
Geisternd bauschten sich auf, tief unter Lorbeer geneigt,
trauernde Fahnen.

Siehe, da spielte ein Schein über das schauernde Volk,
Strahlen wuchsen herauf, kreuzten sich, wölbten sich weit,
wurden zur Krone, zum Dom über dem Totenheer,
das nun geheimnisvoll wieder im Grau verging.
Doch die Lebendigen im Licht hoben erschüttert auf
schwörende Hände.

Wilhelm Schäfer

# Meine Eltern

(Schluß)

Unser Haus, als es fertig war, stand mit dem Giebel zum Ort, also nach Osten, nicht übel an dem Treffpunkt zweier Wege, der eine vom Ort, der andere vom Kirchhof kommend. Es war Garten genug dabei, ihm gegen die Wege Vorgärten zu lassen; und als später die beiden Kugelakazien vor der Haustür standen, sah es für die damaligen Verhältnisse fast ein wenig herrschaftlich aus. Es war aus dunkeln Ziegeln gebaut, die schwarz gefugt wurden, wobei übrigens ein unglücklicher Fall zu einer bezeichnenden Auswirkung kam.

Der Mann nämlich, der die Arbeit übernommen hatte und sie mit einem Gehilfen ausführte, fiel vom Gerüst und brach einige Rippen sowie einen Arm. Daß er selber unachtsam gewesen war, bestritt er nicht; darum war es aber doch, wie er fest glaubte und wie es im Ort gesprochen wurde, eine Strafe des Himmels, weil er die Arbeit von einem Ketzer angenommen hatte.

So stand unser neues Haus in jeder Weise abseits in den Feldern, die sich jenseits der Straße eine halbe Stunde weit bis zum Galberg (Galgenberg?) hinzogen, und hinter uns ging es hinauf zu den sandigen Hängen, die gegen die Rheinebene steil abfielen. Vom Giebel aus sahen wir über den Hecken und Dächern die Stiftskirche schön vor dem waldigen Hügelrand stehen, mit dem hinter Gerresheim das bergische Land beginnt. Unsere einzige Nachbarschaft war in einiger Entfernung das kleine Gewese eines Juden namens Moser, der dort manchmal Kerzenfett schmolz, was je nach dem Wind unangenehm war. Noch hundert Meter weiter lag der Kirchhof unter hohen Pappeln, mit dessen Gespenstern wir Knaben geängstigt wurden; wir gingen aber doch im Dunkeln vorbei. Mein Bruder Johannes kannte überhaupt keine Furcht, ich habe dort frühzeitig das Gruseln gelernt.

Im übrigen ging auch unser Schulweg am Kirchhof vorbei. Wir in der „Diaspora" hatten das Glück, an der Glashütte eine evangelische Schule zu besitzen, die zwar eine halbe Stunde entfernt lag, sodaß wir außer am Mittwoch und Samstag, wenn der Nachmittag schulfrei war, täglich zwei Stunden auf diesem Schulweg zubrachten, was im Winter etwa bei hohem Schnee —

wie er damals noch fiel — nicht so einfach war. Sommers wie Winters hingegen liefen uns die konfessionellen Hindernisse in den Weg: Hinter der Glashütte lag das katholische Vennhausen, dessen Schüler uns auf der Mitte des entgegengesetzten Schulwegs begegneten; mit ihnen haben wir täglich den Kulturkampf austragen müssen. Glücklicherweise war mein Bruder Johannes ob seiner Stärke gefürchtet; wenn ich ohne ihn unterwegs war, machte ich lieber einen Umweg durch die Wiesen am Pillbach vorbei.

Auf diese Weise wurden wir freilich um das Beste, was die Schule bieten kann, um die Kameradschaft betrogen. Die Glaspüsterkinder, mit denen wir in der Klasse saßen, waren mit ihren Eltern aus aller Welt hergeholt; sie strömten nach der Schule in ihre Siedlung zurück, die eng und düster vor der Hütte lag. Oft genug lernten sie erst Deutsch und wenn sie es konnten, sprachen sie eine uns kaum verständliche Mundart. Die Gerresheimer Schüler aus dem alten Ort, die unsere natürlichen Spielkameraden hätten sein müssen, waren uns feindlich und übrigens auch durch das niederrheinische Platt fremd. Wir lernten es zwar, und ich kann es noch heute, aber wir durften es zu Hause nicht sprechen. So sind wir, was in kleinbürgerlichen Kreisen selten ist, im Schriftdeutsch aufgewachsen; denn daß die Eltern hier in der Fremde ihre hessische Mundart sprachen, war auch nicht möglich.

Eigentlich lebten wir also auf einer Insel, die für die Eltern durch ihr Geschäft und für uns durch die Schule sozusagen nur einen Fährverkehr mit der Umwelt hatte. Ja, es war sogar etwas von einer Robinsonade daran durch die Besonderheit meines Vaters, der sich keinesfalls als ehrsamer Bäcker begnügen konnte, sondern der zum mindesten noch eine kleine Landwirtschaft umtreiben mußte. Wir hatten Felder und Wiesen, zunächst nur gepachtet, auf denen wir unsere Kartoffeln, Heu und Stroh für das Pferd oder die Pferde zogen, und betrieben das ohne Hilfe. So wenig, wie sich meine Mutter eine Magd hielt trotz ihren vier Kindern — ihrer weitere vier lagen unter weißen Kreuzen auf dem Kirchhof —, obwohl sie kochte und wusch und in der Bäckerei half, so wenig leistete sich mein Vater einen Gesellen oder einen Knecht.

Die einzige Hilfe wuchs unsern Eltern nach kleinbürgerlicher Weise in den Kindern heran; und ich habe in meiner Jugend erfahren, was das für die Betroffenen heißt. Mir waren meine Windvögel, in denen ich ein bewunderter Spezialist wurde, natürlich lieber als die Nötigung zur Arbeit. Darum will

ich nicht sagen, daß ich an ihr litt; sie gehörte nun einmal zum Tag und machte manchmal auch noch Vergnügen. Nur etwa im Spätherbst — denn dafür waren die Ferien da — tagelang auf dem nassen Kartoffelacker hocken, wenn die steifen Finger vor Kälte starrten, oder an einem Hochsommertag Heu auf dem Boden in die letzten Ecken stopfen, daß einem zuletzt der Kopf fiebrig brummte: da mußte der verbissene Trotz das Vergnügen bald ablösen. Auch einen Pferdestall misten, wie mein Vater es verlangte, daß die runden Kieselsteine in allen Ritzen gereinigt blinken, Quecken ausroden, Jauche schöpfen, Kartoffel schälen, Schuhe wichsen für die ganze Familie: das ist alles kein Kinderspiel, eher schon mähen, im Takt dreschen oder gar mit dem Wagen ausfahren.

Zu der Robinsonade meines Vaters gehörte, daß er sich alle Geräte selber verfertigte, den Dreschflegel wie die Egge und den Pflug; darin war er sogar ein Spezialist wie ich mit Windvögeln. Auch seine Wagen baute er selber, nur die Räder kaufte er alt bei der Post; und als wir erst anfingen, unsere Wirtschaftsräume zu erweitern, brauchten wir weder einen Zimmermann, noch Maurer oder Dachdecker. Dies bedeutete für uns Knaben, daß wir sägen, hobeln, schmieden, feilen, leimen, kurz mit jedem Werkzeug umzugehen lernten, soweit es uns zur Verfügung stand, wennschon wir uns robinsonmäßig behelfen mußten. Als ich später eine Geige bekam, war mein Vater traurig, daß er sie nicht selber bauen konnte; aber den Kasten machte er, und zwar so, daß er den Deckel mit dem Schustermesser aus einem Stück Buchenholz schnitzte. Der Geigenkasten wurde dadurch zwar etwas schwer, aber stabil, wie die Handwerker heute sagen; ich konnte mich getrost mit beiden Füßen darauf stellen.

Fantastisch wurde unsere Robinsonade beim Einkauf des Holzes, neben dem Mehl das wichtigste Material der Bäckerei. Wenn die Raummeter in den Wäldern beziffert standen, gingen wir Sonntag nachmittags auf die Suche. Alle Losnummern wurden aufgeschrieben, die der Teufel in eine Schlucht oder sonst schwer greifbar aufgestellt hatte; die steigerte natürlich kein vernünftiger Mensch, und mein Vater bekam sie billig. Dafür mußten wir sie dann aus ihren Schlupfwinkeln holen, was immerhin Ansiedlerfähigkeiten für Wildwest verlangte und sich mit zerbrochenen Rädern und Deichseln nicht immer lohnte.

Überhaupt hätte mein Vater nicht auf dem Kontinent bleiben, sondern wie seine Schwester nach Kanada auswandern sollen. Wer weiß, was dann aus ihm und unserer Ansiedelei geworden wäre!

Toll genug wurde sie in der Folge auch so. Wie sein Oberländertum meinem Vater zur einträglichen Bäckerei verholfen hatte, versuchte er auch sonst, es als Sprungbrett zu benützen; denn die damalige Gewerbefreiheit legte ihm keine Zügel an. Zuerst ging er in den Butterhandel. Ich sehe meine Mutter immer noch die Butter walken; sie muß aber das vielberühmte Haar darin gefunden haben. Besser schien sich der Obsthandel einzulaufen, der auch für uns Kinder angenehmer war; so leckere Wachsäpfel, wie wir sie damals aßen, habe ich nicht mehr gefunden. Aber wir saßen damit wohl zu abseits vom Verbrauch. Etwas anderes wurde es mit dem Kartoffelhandel, der freilich für uns Knaben nur Mühseligkeit brachte. Wenn morgens das „Avis" kam, daß ein Waggon am Bahnhof stände, der bis um sechs Uhr abends geleert sein müßte, ging jedesmal der Tanz los. Denn einmal wohnten wir eine gute halbe Stunde vom Bahnhof entfernt, und dann war unser Wagen natürlich zu schwach für das Gewicht. Einer von uns Knaben wurde ausgejagt, einen Fuhrmann mit einer dieser schweren niederrheinischen Karren zu finden. Der andere mußte mit zum Bahnhof, wo zunächst die Fracht ausgelöst wurde, und dann hieß es zugreifen; denn zweihundert Zentner mußten in Säcke gefüllt, diese zu je anderthalb Zentner auf der Dezimalwaage abgewogen und verschnürt werden, daß rechts und links ein Ohr vom Sack als Handgriff stehen blieb. Das ergab mit dem Zugewicht einhundertdreißig Säcke, und ich weiß nicht, was auf die Dauer mühsamer war: die Kartoffeln mit der Schaufel einfüllen oder mit der Packnadel die Säcke zunähen. Jedenfalls geschah beides in einem Staub, der die Nasenlöcher verklebte, und zum Essen — das sonst für die Schwerstarbeiter wichtig ist — blieb nicht mehr Zeit, als eine „Butterram" braucht, wie die Niederrheiner sagen.

Es gab keine Herbstferien, ohne daß dieses wilde Vergnügen einigemal über uns herfiel. Aber was in Säcken verkauft wurde, war nicht so bösartig wie das, was wir in unsern Kellern einlagerten; denn davon blieb regelmäßig ein beträchtlicher Rest bis ins Frühjahr liegen, für unseren Wintersport zu sorgen. Kartoffeln nämlich wissen auch im Keller, daß sie nur Saat für den Keim sind; und dieser Keim merkt, wenn seine Zeit kommt, ja er täuscht sich im warmen Keller darüber und wächst vorzeitig zum Kellerkeim aus, wenn ihm dieses Gelüst nicht ausgebrochen wird. Dieses Ausbrechen ist keine unterhaltsame Arbeit und noch weniger dies, die Kartoffeln zu verlesen, die bekanntlich einen Hang zur Fäulnis haben; besonders, wenn die Arbeit in dunklen

Kellergewölben verrichtet werden muß. Aber mein Vater fragte nicht, ob eine Arbeit angenehm, sondern ob sie nötig war; und das Nötige mußte getan werden, dagegen halfen keine Tränen. Wie unsere Eltern sich selber nicht schonten, verlangten sie es auch von uns; und es war gut so.

Übrigens war mein Vater trotzdem kein Nützlichkeitsmensch; der Dichter, der schon in den Hans-im-Glück-Tagen meines Großvaters rumort hatte, war bei ihm ins Gemüt vorgedrungen und hatte es poetisch gemacht. Er sang gern mit seiner kräftigen Stimme und war nicht ungeschickt im Erzählen: ich habe von ihm die Grimmschen Märchen eher gehört, als ich lesen lernte; wie er sie auch nicht aus dem Buch kannte, sondern von seiner Großmutter in Ober-Conroda. Ich mußte mich später wundern, wie getreu auch in den einzelnen Wortwendungen er sie erzählte, bis ich dahinter kam, wie getreu umgekehrt die Brüder Grimm sie dem Volksmund abgelauscht hatten.

Sonntags, wenn er in der Kirche gewesen war, wo er zu unserm Stolz in der Presbyter-Bank saß und nachher den Klingelbeutel herum reichte, kam er gehobener Stimmung in sein gesäubertes Haus; und am Nachmittag ging er mit uns spazieren. Die Mutter blieb meist daheim; sie war froh, für einige Stunden von der Unrast befreit zu sein und in ihrem Andachtsbuch die versäumte Kirche nachholen zu können. Denn beide Eltern waren wahrhaft fromm, nämlich gläubig, und in keiner Weise frömmelnd, nämlich moralisierend.

Offenbar trennten sich an diesen Sonntagnachmittagen die verschiedenen Temperamente; denn die Mutter hatte keinerlei poetische Wandlungen, ja sie spöttelte über ihren Alten, wenn er in den Wald ging, das „Säuseln" zu hören. Denn er, der sonst so voll Unrast war, konnte stundenlang unter den hohen Buchen sitzen, dem Wipfelgesang zu lauschen. Wenn ich es heute überlege, mag er es begrüßt haben, wenn wir Knaben in unserm Spiel irgendwohin jachterten, wo wir ihn nicht mehr störten.

Der mühevolle Kartoffelhandel wuchs sich übrigens in Formen aus, die uns nicht mehr so arg auf den Leib geschnitten waren. Mein Vater hatte eine glückliche Hand im Einkauf, kannte die verschiedenen Gebiete der Kartoffeln in Westdeutschland allmählich gut und hatte so zuverlässige Ankäufer, daß er zum Großhandel übergehen konnte, die Kartoffeln im Waggon an Einzelhändler oder an Fabriken zu liefern, die sie unter ihre Arbeiter billig verteilten.

Er kam damit in guten Verdienst, bis die Fabriken anfingen, selber zu beziehen und den Zwischengewinn zu vermeiden.

Daß hinter der Rastlosigkeit meines Vaters nicht bloße Raffgier, sondern Ober-Conroda stand, habe ich viel später begriffen. Je näher er sich dem Ziel glaubte, den Hof seiner Väter zurückkaufen zu können, um so lebhafter kreisten auch offenbar seine Gedanken darum. Wie sehr er Hesse geblieben war, davon erhielt ich eine Anschauung, als wir nach Ottrau fuhren, die Großmutter auf der Bilz zu begraben. Der Großvater Gischler war übrigens zwölf Jahre zuvor abends im Wald von einem entlassenen Arbeiter, der ihm aufgelauert hatte, erstochen worden.

Es war eine merkwürdige Reise für mich vierzehnjährigen Knaben, der damals zuerst seine vergessene Heimat sah. Wir nahmen einen jüngeren Bruder meiner Mutter mit, der ihr ins „Niederland" nachgezogen und uns Kindern als Onkel vertraut war: ein von meinem Vater um seines Leichtsinns willen nicht für voll angesehener Mensch, aber ein geschickter Zimmermann, der es später im Siegener Land zu einem geachteten Dasein brachte.

Auch im Jahr 1883 war das Reisen noch nicht so bequem wie heute, besonders nicht in der vierten Klasse. Zunächst mußten wir eine Stunde weit durch die kalte Frühe gehen, in Eller die nächste Station der Köln—Mindener Bahn zu erreichen. Damals teilten sich noch die Köln—Mindener und die Bergisch—Märkische Eisenbahn in den Verkehr, die ihre besonderen Bahnhöfe hatten und wenig auf die Anschlüsse untereinander bedacht waren. Wenn man von Düsseldorf kam, berührte man in Mülheim, Deutz oder Kalk die große Stadt Köln nur auf der rechtsrheinischen Seite, weil der Rhein trotz der Brücke noch ein schlimmes Verkehrshindernis war.

Jedenfalls saßen wir, ich glaube in Deutz, für einige Stunden fest, die wir natürlich zu einer kurzen Besichtigung der Stadt Köln benützten. Ich kam auf diese Weise zum erstenmal in den Dom, den ich hundertemal von der Hardt aus mit Sehnsucht am Horizont gesehen hatte und der für mich einsamen Knaben die Lockung der Ferne vorstellte. Am meisten Eindruck machten mir die Domschweizer darin, die in ihren roten Gewändern wie die Könige aus dem Morgenland herumgingen, uns Ketzer streng zu betrachten. Nachher gingen wir noch durch das frühe Gedränge der Hohestraße, bis wir entdeckten, warum die Kölner über uns lachten. Die Eier in unseren Manteltaschen waren

nicht hart genug gekocht gewesen und zeigten sich nach der Zerdrückung in gelben Spiegeln ab, die wir nachher an der kalten Bahnhofspumpe beschämt auswuschen, um doch wieder über unser Mißgeschick zu lachen.

Die sieben Berge bekam ich damals noch nicht zu sehen, weil wir über Troisdorf das Siegtal hinauf fuhren, in Gießen den Anschluß nach Alsfeld zu erreichen. Dafür entschädigten mich die überschwemmten Wiesen, namentlich als wir schon im Dunkeln von Wetzlar nach Gießen wie auf einem Damm durch die mondbespiegelte Wasserwüste des Lahntals hinrollten. Es war die große Novemberüberschwemmung des Jahres 1882.

In Alsfeld kamen wir zur Nacht an, wurden aber durch einen Verwandten abgeholt und gingen, nachdem wir bei einem Bäcker Kaffee getrunken hatten, noch die zwei Stunden bis Ottrau, zuletzt durch die Dick, wie der große Wald heißt, in dem wir uns mühsam weitertasteten. Das hessische Federbett, in das wir nachher versanken, stand aber nicht auf der Bilz, sondern im Haus eines Ottrauer Bauern aus der väterlichen Verwandtschaft. Da schlief ich die erste Nacht in der Heimat nicht ohne Schwierigkeit, weil das geräumige Zimmer über den Pferdestall gebaut war, und Pferde scheinen mit den Hufen zu träumen.

Daß die Heimat so weit in der Ferne lag, hatte ich immer gewußt, aber daß sie auch die Fremde war, sollte ich andern Morgens erfahren, als ich im Land der Rotkäppchen aufwachte. Die mir in Gedanken vertraut gewesen waren, die Kinder in den kurzen gebauschten Röcken, den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen, stellten sich in der Wirklichkeit als eine unerreichbare Fremde heraus.

Als wir die Großmutter von der Bilz hinunter zum Kirchhof trugen und mit dem Lehrer eine lange Schar dieser Rotkäppchen singend vor dem Sarg ging, als ich die Frauen mit schwarzen Käppchen, ebenso kurz gerockt wie die Mädchen, und die Männer in dem seltsamen Dreispitz sah, wie ihn der alte Fritz auf den Holzschnitten trägt: da war dieser Anblick für meine staunenden Augen ein unauslöschliches Bild, nur für meine gänzlich verdonnerte Seele konnte das keine Heimat sein, schon deshalb nicht, weil ich die Sprache gar nicht oder nur wortweise verstand. Die meine Verwandten sein sollten und mich blassen Knaben in seinem schwarzen Konfirmationsanzug auch so begrüßten, waren mir fremder als die Glaspüsterkinder in Gerresheim.

Und nur dies, daß wir nachher in der alten Dorfkirche saßen, die mit alten Grabsteinen geschmückt und nicht protestantisch kahl war, daß der Pfarrer nicht nur Worte machte, sondern nach alter Sitte den Lebenslauf der Verstorbenen verlas, gab mir die Ahnung meiner verlorenen Heimat. Denn evangelisch bedeutete für meine Kindheit hergelaufen und gleich den Juden verachtet zu sein, hier aber war es sichtbar die Lebensform.

Aber auch das half mir nicht aus der Fremdheit. Daß meine Mutter auch einmal ein Rotkäppchen gewesen war, sah ich nun an ihren Schwestern und meinen Basen; nur war das alles Vergangenheit, an der ich nicht teilgenommen hatte, und die Gegenwart hatte keine Zeit, mir ihre Türen aufzumachen. Denn am zweiten Tag fuhren wir wieder nach Hause, und dies Haus stand an der Neußer Straße in Gerresheim, wo mein Vater sein Geschäft und seinen Verdienst hatte und wo die Glaspüsterschule war.

Der blasse Traum einer Heimat zerrann in der hessischen Wirklichkeit; ich besaß nichts mehr als mein Elternhaus und die Landschaft von der Hardt bis zum Galberg, darin mir jeder Pfad geläufig war und nach dieser Reise vertrauter wurde, weil die Äcker und Wälder um Ottrau nur für die Rotkäppchen da waren, die mich in meinem Konfirmationsanzug so fremd angesehen hatten, wie ich sie selber.

Es war das Schicksal des überzähligen Landkindes, in dessen Auswirkung ich mich auf einmal ohne Heimat fand, wie es Millionen deutscher Kinder geschah, deren Eltern um des Brotes willen in die Industriegebiete auswandern mußten; sie gingen Deutschland nicht verloren wie jene, die über das große Wasser fuhren, aber sie verloren die Heimat, in der die Gemeinsamkeit eine faßbare Wirklichkeit ist; ohne sie ist sie eine Idee.

Und noch etwas erfuhr ich auf dieser merkwürdigen Reise, daß es trotz der gemeinsamen Heimat zwei Welten waren, aus denen meine Eltern zusammenkamen. Der Bürgermeister Kurz, bei dem wir wohnten, und die Leute auf der Bilz gaben einander nicht wie Gleichgeordnete die Hand. Mein Vater war trotz allem ein Herrensohn — denn der Bauer auf seinem Grund ist ein Herr — und meine Mutter war eine Magd gewesen, ehe das Schicksal sie einander in die Hände warf. Die Hände hielten einander treu, aber die zweierlei Herkunft konnten sie nicht verleugnen.

Unsere Heimreise vollzog sich unter Umständen, die mir meinen Vater in

seiner ganzen ungebrochenen Natur zeigten. Wie er von seinen früheren Hessenreisen nie ohne Wachholdersträucher heimgekommen war, die natürlich in unserem Garten immer eingingen, weil sie den gewohnten Boden entbehrten, so fand er diesmal, daß nirgendwo in der Welt ein so gutes Bier gebraut würde wie von dem Wirt in Ottrau. Also nahmen wir ein Fäßchen davon mit, und der Onkel war groß und stark genug, es auf den Schultern nach Neukirchen zu tragen, wo wir den Postwagen nach Ziegenhain und Treysa erreichten. Denn einmal mit mir in der Heimat, wollte mein Vater mir auch Kassel und Wilhelmshöhe zeigen, wo er gedient hatte, und der Onkel, dem er die Reise bezahlte, mußte mit dem Umweg zufrieden sein.

In der vierten Klasse hatte das abgestellte Fäßchen seine Vorzüge, indem wir abwechselnd darauf saßen; unpassender wirkte es, als wir damit in den Kasseler Gasthof kamen, als fürchteten wir, dort kein Bier zu erhalten. Weil es Winterzeit war, habe ich von den Wasserkünsten in Wilhelmshöhe nichts gesehen; wohl aber sind wir bis in die Keule des Großen Christoph, wie der Herkules im Volksmund heißt, hinaufgestiegen, wo mich die große Zehe des Standbildes ebenso verwunderte wie die schier unendliche Aussicht. Es war wirklich eine merkwürdige Reise, zu der mir das Begräbnis der Großmutter verhalf.

Unter allen Unternehmungen meines Vaters war die überflüssigste seine Hauderei, die er sich auch noch auflud, als ob er im übrigen nicht schon übergenug zu tun gehabt hätte. Als wir endlich in Gerresheim eine evangelische Kirche und einen Pfarrer hatten, mußte der Sonntags auch in der Provinzial-Irrenanstalt Grafenberg einen Gottesdienst abhalten. Weil ihm der Weg zwischen den beiden Gottesdienststellen — ziemlich eine Stunde — zu mühsam war und es im ganzen Ort keinen Mietwagen gab, fragte er meinen Vater, ob er ihn nicht fahren könne? Da dies nicht auf dem Brotwagen ging, schaffte mein Vater sich einen Landauer an — für ganze hundert Mark bekam er ihn alt — und fand, daß er auf diese Weise sein Pferd, das er sonst nur für die zweimalige Fahrt in der Woche nach Düsseldorf brauchte, besser ausnützen konnte.

Als der Wagen einmal da war, wollte auch der Doktor gefahren sein; es gab in der Folge zu dem Landauer ein Coupé, schließlich einen Break, und als die Sache überhand nahm, auch noch ein zweites Pferd. Das war des Guten

natürlich zuviel, und es ergab sich oft genug, daß mein Vater in der Nacht backen mußte, weil er tagsüber auf dem Bock saß.

Seine Pferde ließ er sich übrigens nicht von Händlern aufschwätzen; er ging selber auf die Märkte und hatte offenbar einen guten Blick. Nur einmal kam er mit einem Tier an, das er zu seinem eigenen Staunen billig gekauft hatte, ein ausrangiertes Militärpferd, wie es hieß, was aber bei seiner Jugend nicht recht glaublich war: jedenfalls ein Tier wie aus dem Bilderbuch. Aber als es am andern Tag eingespannt werden sollte, offenbarte sich sein Mangel; es war nicht tückisch, aber krankhaft scheu. Schon als es rückwärts gegen den Wagen „gehoppt" wurde, zitterte es, und als die Schere herab kam, ging es hoch, kerzengrad wie ein Zirkushund, mit schreckwilden Augen. Mein Vater wollte es am Zügel herabzwingen, da ging es durch und schleifte ihn mit, der die Zügel nicht los ließ. Und selten habe ich ihn so bewundert wie damals, als er das schäumende Tier nach bangen Minuten wieder anbrachte. Er war an einer Hecke vorbeigeschleift worden, sah mit zerrissenen Kleidern und blutenden Händen übel genug aus, aber er brachte das Tier wieder an.

Es blieb eine gefährliche Fahrerei und wir mußten das schöne Pferd bald wieder weg tun. Es kam nach Düsseldorf in eine große Molkerei, wo handfeste Pferdeknechte waren, die es bald zähmten; wenn ich es wieder sah, konnte ich die Trauer um den Verlust nicht verwinden.

Im Jahre 1883 sorgten seine Söhne dafür, daß mein Vater seine Tätigkeit einschränkte; denn er verlor seine besten Gehilfen, wie er uns selber genannt hatte. Ich sollte Lehrer werden und kam im Sommer auf die Präparanden-Anstalt in Mettmann, obwohl ich, wie mein Vater mir später bestätigte, anstellig und fleißig zur Bäckerei gewesen war. Ich sehe mich heute noch im Backtrog stehen; denn weil wir unterdessen auch Schwarzbrot backten, mußte ich nach damaligem Gebrauch den Teig mit den Füßen treten, was nicht so leicht ist, wie es sich anhört, und ich war ein schwächlicher Knabe. Eben um meiner Schwächlichkeit willen war ich zum Lernen bestimmt worden, während mein großer und starker Bruder das Geschäft übernehmen sollte.

Der indessen hatte mit siebzehn Jahren vorläufig genug davon und wollte Soldat werden. Es ging ihm nicht um die Uniform, sondern um das Soldatentum selber, von dem er wahrhaft besessen war. Wenn die Neununddreißiger aus Düsseldorf zur Felddienstübung herauskamen, was häufig geschah,

ließ er buchstäblich alles liegen und lief ihnen nach. Hätten wir in der Napoleonischen Zeit gelebt, wäre er gewiß in den Krieg gelaufen und als Marschall wie der Böttchersohn Ney wiedergekommen; denn er war nicht nur stark, sondern auch klug und von einer natürlichen Furchtlosigkeit. Ich glaube, er hätte auf dem Kirchhof schlafen können, an dem ich im Dunkeln nur gruselnd vorbeikam.

Es war nichts zu machen: als er im Januar siebzehn Jahre alt geworden war, meldete er sich im Herbst zum Garde-Regiment Augusta, das damals in Koblenz stand, nicht nur für die drei Jahre, sondern er wollte weiterdienen, als ob er auch im Frieden den Marschallstab erzwingen könnte, was freilich im alten preußischen Heer, wie man weiß, nicht möglich war.

Jedenfalls verlor mein Vater seine besten Gehilfen, wie er sagte, im gleichen Jahr, er mußte sich zu einem Gesellen bequemen; aber was das für ein lahmer, ärgerlicher Ersatz war, sah ich genügend, wenn ich danach in die Ferien kam. Zum Glück für meine Mutter war ihr meine Schwester Anna zur Hilfe herangewachsen, die damals dreizehnjährig war und nach Schäferart ihre Hände frühzeitig zu rühren gelernt hatte. Der vierte von uns lebenden Geschwistern, mein Bruder Paul, kam damals erst in die Schule; auch wuchs er als Benjamin schon in gesicherte Verhältnisse hinein. Paul Schäfer war mit den Jahren ein auch von den Gerresheimern geachteter Bürger geworden.

Es war ein Zeichen der gesicherten Verhältnisse, daß mein Vater damals ein Familienbild aufnehmen ließ; denn so leicht wie heute ging man nicht zum Fotografen. Nach den langen Hosen und der sehr sichtbaren Uhrkette muß ich schon konfirmiert gewesen sein; mein Vater ist also zweiundvierzig Jahre alt auf dem Bild und meine Mutter vierzig. Meiner Mutter sieht man ihre acht Kinder und fünf Fehlgeburten nicht an; und meinen Vater möchte ich eher für einen gepflegten Schullehrer als für den Bäcker und Bauer, Hauderer und Kartoffelhändler der damaligen Zeit halten. Seine schöne Stirn und der sprechende Mund werden durch den geschorenen schwarzen Vollbart betont, und die Augen haben einen festen Blick, der auch diesen Moment in sich aufnimmt, während meine Mutter ihn sichtbar über sich ergehen läßt wie alles andere, was sie an ihrem Mann erlebte.

Sie war von den beiden weitaus die klügere, aber die beharrende und passive Natur, während an meinem Vater alles Aktivität war; und zwar ging

der Gegensatz über den natürlichen zwischen Mann und Frau erheblich hinaus. Meine Mutter war unüberwindlich im Ertragen, mein Vater setzte sich gegen alles zornig zur Wehr und jede Hinderung reizte ihn, sie zu überwinden.

Soviel ich weiß, galt er im Presbyterium für streitsüchtig, und er muß sich dort viel geärgert haben, weil uns die Mutter jedesmal, wenn er aus der Sitzung kam, fortgeschickt hatte, damit wir es nicht büßen mußten. Aber eben dieser Ärger war bezeichnend für seine Willenskraft. Die evangelische Kirchengemeinde Gerresheim bestand bis auf einen geringen Rest aus Glaspüstern, darum wurde so ziemlich alles nach den Wünschen der Glaspüster, also ihrer Direktion, eingerichtet, was nicht immer richtig war. So hätte mein Vater die Kirche, für die er eifrig kollektiert hatte, gern auf einem Hügelrand gesehen und er konnte den hübschen Entwurf eines Architekten vorweisen, der von dem Platz begeistert war; nach dem Willen der Glashütte wurde sie unten an die Straße und aus den selben traurigen Ziegelsteinen wie die häßlichen Häuser der Siedlung gebaut. Seine Kirche wäre weithin sichtbar gewesen, die der Hütte hielt sich gleichsam versteckt; seine Kirche hätte zu einer freien Entfaltung des Ortsbildes beigetragen, während heute dort einer jener traurigen Schläuche der modernen Vorstadtstraßen ist. Von diesem Beispiel aus kann ich mir vorstellen, daß es auch im übrigen nicht Streitsucht war, was meinen Vater in Gegensatz brachte.

Meine Mutter im Presbyterium hätte nicht widersprochen. So gewiß mein Vater sich ohne ihre Urkraft nicht hätte hocharbeiten können, so gewiß wäre sie immer treu ausharrend da geblieben, wo sie nun einmal war. Sie wäre im Ertragen jeder Lage gewachsen gewesen, aber sie hätte nie den Trieb gehabt, sich eine neue Lage zu schaffen. Vielleicht waren die Beiden deshalb einander bestimmt, aber ihre Naturen waren zu verschieden, sich nicht gelegentlich hart aneinander zu reiben.

Während meiner Präparanden- und Seminarzeit in Mettmann habe ich meine Eltern nur in den Ferien gesehen oder wenn ich Sonntags zu einem raschen Besuch hinüber lief. Wir hatten dann zwischen dem Mittag- und Abendessen frei; der Nachmittag mußte ausreichen, die zwei Stunden hin und die zwei Stunden zurück zu laufen, um rasch ein wenig zu Hause zu sein.

Heute müßte ich sagen, ich hätte schon früh trainiert, als ich mit neun Jahren meinen täglichen Schulweg nach Düsseldorf machte, eine starke Stunde weit, oder später, als ich lange Zeit morgens vor der Schule die Brötchen nach

Schloß Roland bringen mußte, sodaß ich zwei Stunden Wegs hinter mir hatte, wenn ich um acht Uhr in die Klasse kam. Damals war ich ein schmächtiger Knabe gewesen, jetzt hatte ich mich zu dem Berserker ausgewachsen, als welcher ich der Schrecken meiner Lehrer wurde.

Als solcher habe ich zwar meine verschiedenen Examen, das letzte sogar mit Auszeichnung, bewältigt, aber was ich meinen Eltern bis dahin an Zeugnissen nach Hause brachte, war unerfreulich. Einige Male wurde mir die Verweisung aus der Anstalt angedroht, und es wäre auch wohl dahin gekommen, wenn ich nicht für begabt gegolten hätte. Die Begabung zeigte sich übrigens nicht etwa in der Richtung meiner späteren Entwicklung: im deutschen Aufsatz war meist eine Vier, also ein glattes Ungenügend meine Note. Ich sei, sagte mir gerade mein Deutschlehrer einmal bei einem Schulspaziergang, eine Lokomotive von ausgezeichnetem Bau, aber sie läge längst im Straßengraben, zische und stänke aus allen Rissen.

Der gute Andrich — so hieß er — ist später mit dem Auto verunglückt, sonst hätte ich gerade ihm beweisen können, daß einer noch nicht entgleist ist, wenn ihm ein Aufsatz etwa über den Charakter des Majors von Tellheim albern vorkommt. Meine Eltern haben es noch erfahren, daß ich doch nicht im Straßengraben lag; aber Sorgen und Gram habe ich ihnen in jenen Jahren genug bereitet, wo ich mehr oder weniger als der halb verlorene Sohn in die Ferien kam.

Sie ärgerten sich derweil mit Gesellen herum, ganz schlechten und halb guten, wie sie in der Herberge zur Heimat in Düsseldorf hängen geblieben waren. Glücklicherweise aber hatte das Geschäft schon zuviel Beständigkeit in sich, um durch gelegentliche Zwischenfälle gefährdet zu werden; und schließlich blieb mein Bruder Johannes nur drei Jahre lang bei den Soldaten. Er kam im Jahre 1886 im Alter von zwanzig Jahren als „gedienter Mann" zurück, also zu der gleichen Zeit, da er nach seiner Jahresklasse erst zur Ziehung gemußt hätte. Er hatte bald eingesehen, daß er den Marschallstab doch nicht im Tornister trug, und war zum Schmerz seiner Mutter zu den Spielleuten gegangen. Flöte spielen hatte er schon zu Hause gelernt.

Nach seiner Natur und Begabung wäre ihm ein anderer Beruf gemäßer gewesen als der eines Bäckermeisters in Gerresheim; aber das Schicksal hatte über ihn verfügt. Als der Erstgeborene mußte er das Geschäft übernehmen, ob-

wohl er nach seiner Begabung besser studiert hätte; er wäre wahrscheinlich nicht wie ich hängen geblieben.

Indem er nach der frühen Militärzeit sein Leben lang in Gerresheim blieb, wurde ihm der Ort zur neuen Heimat, während ich schon mit fünfzehn Jahren fortkam und heimatlos wurde. Aber er war nach seiner geselligen Natur auch anders dazu geeignet als ich mit meiner einsamen Veranlagung. Während ich als Knabe Windvögel steigen ließ — manchmal kommen mir meine heutigen Dinge kaum anders vor — tobte er in den Wäldern mit Spielkameraden herum, die längst keinen Anstoß mehr an seiner kalvinischen Herkunft nahmen. Soweit ging die Verschiedenheit unserer Temperamente, daß wir schon als Knaben anfingen, auseinander zu wachsen, um uns erst im Alter brüderlich zu finden.

Vielleicht aber war es gar nicht so sehr die Verschiedenheit der Temperamente, was uns trennte, als die verfluchte Auswirkung der Schule, unser Volk in sogenannte Gebildete und Ungebildete zu zerlegen. Es ist nicht so, daß sie einander nicht mehr verstehen können, sondern die Interessen werden verschieden entwickelt. Als ich mich um die Form der Novelle bemühte, konnte ich von meinem Bruder so wenig wie von meinen Eltern eine Teilnahme an dieser Bemühung erwarten. Unterdessen haben wir Deutschen es grausam erfahren, daß wir „gebildet" oder „ungebildet" im gleichen Schicksal hängen; und nichts an dieser Zeit ist hoffnungsreicher als die Besinnung auf unser Volkstum und seine Lebensinteressen, die für jede Zelle, sei sie hochschul- oder volksschulgebildet, die gleichen, also das Grundmittel der Verständigung sind. Wie meine Eltern, denen ich zu jener Zeit in die Bildung entwuchs, mit meinem heimgekehrten Bruder zurecht kamen, habe ich aus der Entfernung nicht beobachten können. Jedenfalls brauchten sie sich nicht mehr mit fremden Gesellen herumzuärgern, und das Geschäft wuchs nach Handwerkssitte dem Stammhalter zu. Für den Abwuchs wiederum war mein Vater mit sechsundvierzig Jahren noch zu jung; so kam die Zäsur in sein Leben, es in seine Hälften zu zerlegen, von denen die zweite freilich erst den Hans im Glück recht zutage brachte.

Die Zäsur dauerte reichlich ein Jahrzehnt lang. Ich war unterdessen Lehrer im Wuppertal geworden, und mein Bruder werkelte als Gehilfe, bis er Heiratsgedanken bekam. Obwohl mein Vater damals erst zweiundfünfzig Jahre alt war, überließ er ihm das Geschäft und zog in ein neugebautes Haus neben dem alten, darin meine Mutter ihr Spezereiwarengeschäft betrieb; denn

er selber war weder geeignet, Waren abzuwiegen, noch hatte er Neigung dazu. Es war der Altenteil, auf dem meine Eltern zu früh saßen, ohne besondere Sorgen, wie es in solchen Alterssitzen ist, aber auch ohne andere Aussichten, als nun auf ihr Lebensende zu warten. Dafür war mein Vater noch viel zu lebenskräftig.

Um aus dem Rentnerdasein fortzukommen, versuchte es die Natur meines Vaters zunächst einmal mit der Krankheit. Er bekam ein Leberleiden, das normalerweise zur Schrumpfung der Leber und damit zum Tod hätte führen müssen, das er aber überwand, den zweiten Teil seines Lebens zu beginnen.

Der zweite Teil seines Lebens mußte anders sein als der erste, weil er von anderen Verhältnissen ausging. Diesmal war er kein Knabe, dem seine Mutter drei Taler in den Hemdzipfel eingenäht hatte; er ging aus seinem bescheidenen Wohlstand nicht von neuem in die Welt, um irgendwo sein Glück zu machen, sondern er wollte sein Glück in die Heimat zurückbringen.

Dabei freilich war ihm meine Mutter eher hinderlich, als daß sie ihm half. Wie ihr ältester und liebster Sohn, mein Bruder Johannes, hatte sie sich mit der Fremde abgefunden und Gerresheim war der Erdenort geworden, wo sie sich hingehörig fühlte. Die Unterhaltung des kleinen Ladens, in dem sie die Kunden aus der Nachbarschaft bediente, entsprach ihren Altersneigungen, es gab keine Aufregung dabei und keine größere Sorgen; es mußte nur alles in Ordnung gehalten werden, daß der verkaufte Kaffee, den sie selber brannte, wohlschmeckend war und daß ihr keine Schürzenstoffe unverkauft liegen blieben.

Auch ging meine Mutter Ober-Conroda wenig an, um das die Gedanken meines Vaters begehrlicher kreisten, als er sich nach der Übergabe seines Geschäftes frei und in den Mitteln sah, es zu erwerben. Bevor er aber mit seiner Frau um diesen verhehlten Sinn seines Lebens zu ringen beginnen konnte, kam eine Hinderung, die ebenso natürlich wie unüberwindbar war: Der Verwandte, in dessen Händen Ober-Conroda war, zeigte sich nicht geneigt, es abzugeben. Als mein Vater den Hof seiner Väter kaufen konnte und wollte, war er unverkäuflich. Damit war ihm ein Riegel ins Leben gelegt, an dem er vergebens rüttelte; und seine Irrfahrten nachher waren Ausflüchten gleich, die einer macht, weil er sich eine Wahrheit nicht eingestehen will.

Nächst Ober-Conroda war meinem Vater Kassel mit Wilhelmshöhe der liebste Ort in der Welt, wo er im Leibregiment seines Kurfürsten gedient und nach der Altersmeinung des gedienten Mannes die schönsten Jahre seines

Lebens zugebracht hatte. Seine Irrfahrten fingen damit an, daß er sich einen Schlupf in die Heimat suchte, als ihm die Haustür verrammelt war. Eines Tages hatte er sich für dreißigtausend Mark ein Grundstück in Wilhelmshöhe gekauft, den Schlupf zu haben; und er war selber erschrocken, als er gleichsam den Dämon in sich sah, der ihn zu Torheiten verleiten wollte. Freilich wäre er nie zu dem Kauf gekommen, wenn er nicht seine Erfahrungen mit Grundstücken in Gerresheim gehabt hätte.

Seitdem sich die Stadt Düsseldorf über den Grafenberg und die Hardt nach Gerresheim hinüber auszudehnen begann, weil einer dort ländlich wohnen konnte, der sein Geld in den Fabriken der andrängenden Großstadt verdiente, war der Grundstücksmarkt — wie man sagt — auch dort in Bewegung gekommen. Die private Spekulation mit dem Erdboden, die unter allen Spekulationen die unnatürlichste, aber auch die einträglichste ist, setzte in Gerresheim zu ihren ersten bescheidenen Sprüngen an, und mein Vater hatte Nutzen von diesen ersten Sprüngen gehabt, der ihn verleitete, weiterzuspringen.

Da es in Wilhelmshöhe bei Kassel ähnlich stand, wenn auch Kassel nicht die anschwellende Großstadt wie Düsseldorf war, glaubte mein Vater, sich mindestens seinen eigenen Bauplatz durch den Verkauf anderer verdienen zu können; denn er dachte damit für sein Rentnertum ein kleines Haus zu bauen. Aber er war zu früh oder zu spät gekommen; und zum Spekulanten war er sowieso nicht geschaffen. Der muß wie eine brütende Henne auf den Eiern sitzen und abwarten können, bis eines Tages die Küken ausschlüpfen; und diese Spekulantentugend war meinem ungeduldigen Vater verwehrt. Es wurde ihm bald bedenklich mit seinem Grundstück, das keinesfalls die Eigenschaft hatte, das Kaufkapital zu verzinsen. Als ihm eines Tages der Tausch auf ein Mietshaus an der Wilhelmshöher Allee in Kassel angeboten wurde, das gut gebaut und günstig vermietet war, ging er gern darauf ein.

Damit war er freilich von dem Landweg seines Herzens in die kapitalistische Hauptstraße der Zeit abgewichen, auf der er nichts zu suchen hatte; und er bekam dies auch bald zu spüren. Durch die Straßenbahn war die Wilhelmshöher Allee eine laute Verkehrsstraße geworden; als ruhigere Wohnquartiere angelegt wurden, zogen sie die Mieter aus dem Lärm zu sich heraus. Nicht lange, so stand das günstig vermietete Haus halb leer. Den drohenden Schaden abzuwehren, mußte mein Vater selber nach dem Rechten sehen und nach Kassel übersiedeln. Vielleicht war der Wunsch, dies endlich zu können, nicht unbeteiligt

gewesen; jedenfalls konnte meine Mutter nicht länger widersprechen, wenn sie nicht die Schuld an dem drohenden Verlust haben wollte.

Wie sie alle Abenteuer ihres Mannes kopfschüttelnd mitgemacht hatte, so auch dieses; aber es ging ihr ans Herz. Sie mußte ihre Enkel im Nebenhaus verlassen, wo mein Bruder Johannes im Lauf der Jahre Vater von sechs Kindern wurde. Freiwillig wäre sie nicht von Gerresheim fortgegangen, dem Zwang folgte sie. So kam die Unnatur zustande, daß meine Eltern die Etage eines „herrschaftlichen" Miethauses in Kassel bezogen, um die übrigen Mieter zu bewachen. Das städtische Leben stand nicht einmal meiner Schwester Anna an, die, wie der Volksmund sagt, in den Haushalt geschlachtet worden war und durch ihre klaglose Bereitwilligkeit dieses wie die kommenden Abenteuer möglich machte. Als die erste Bestürzung überlebt war, fiel die Trauer auf alle drei, daß sie als Landmenschen in eine solche Verrücktheit geraten waren.

Mein Vater wurde natürlich als der Schuldige gescholten. Es half nichts: der Hans im Glück mußte das eingetauschte Stadthaus wieder los werden, was nach der Art dieser Geschäfte wiederum durch einen Tausch am leichtesten zu bewerkstelligen war. So kam er mit seiner nächsten Erwerbung zwar endlich an das geheime Ziel seiner Wünsche, aber auch für alle, die davon hörten, zu der unbegreiflichen Torheit, daß er sich mit vierundsechzig Jahren das sogenannte Schloßgut zu Stärklos im Kreis Hersfeld kaufte.

Wenn Einer ein Gut um jeden Preis los werden will, wie es hier der Fall war, so ist es in der Regel heruntergewirtschaftet; denn ein Gut verträgt keinen Inhaber, der verdrießlich darauf sitzt. So war das Schloßgut zu Stärklos, als mein Vater es antrat, in erbärmlichem Zustand trotz seinen guten Äckern und seinem hochtrabenden Namen.

Von einem Schloß etwa stand nicht mehr das Geringste da. Ein ehemaliges Herrenhaus war längst abgebrannt und auf seinen gewölbten Kellern war ein kärglicher Ziegelrohbau als Nothaus errichtet. Ansehnlicher lagen die Scheuern und Stallungen um den großmächtigen Hof, durch eine Toreinfahrt mitten im Dorf zugänglich; aber das Vieh war in so kläglichem Zustand wie die andere Habe; den sieben Pferden standen die Rippen heraus und die Frucht wartete im August noch auf den Mäher.

In diese Verwahrlosung sahen die Bauern — längst begierig auf die unabwendbare Verteilung der guten Äcker und Wiesen — einen städtischen Mann als Besitzer einrücken, den Herrenbauer zu spielen, wo alle Herrlichkeit längst

dahin war. Sie taten, was Bauernart ist, wenn ein aus der Stadt hergelaufener Mann in ihr Ding eintritt, als ob das ein Geschäft wie andere wäre: sie sahen zunächst einmal mißtrauisch zu.

Denn Bauer sein ist kein Geschäft haben, sondern in einem Urstand des Menschentums beharren; Bauer sein heißt noch der Erde gehören mit ihren Jahreszeiten und ihrem aus der Nacht aufsteigenden, in sie versinkenden Tag; Bauer sein heißt bei Regen die Ackererde an den Schuhen heimtragen und von der heißen Sonne gedörrt werden; Bauer sein heißt, wie ein Dachs den Winterschlaf machen und mit der Lerche ins Frührot steigen; Bauer sein heißt Ernte und Mißernte mit der gleichen Arbeit und Geduld bezahlen.

Den Bauern von Stärklos erschien der kleine, schon ältliche Mann, der mit seiner Frau und Tochter den Hausrat aus der Wilhelmshöher Allee in das klägliche Nothaus des Schloßguts einbrachte, nicht mehr als Jemand, dem der letzte Besitzer die Verwahrlosung angedreht hatte, weil er ein Narr war, der nichts vom Bauern verstand; und das Gesinde hoffte, eigenmächtige Tage zu haben. Sie wußten nichts von seiner Robinsonade und nichts von Ober-Conroda; sie sahen nur und staunten, wie er nicht einen Tag fackelte, die gefährdete Frucht einzubringen.

Weil sein Gesinde nicht ausreichte, ging er um in den Häusern, gegen ehrlichen Lohn Hilfe zu erbitten; und weil sie mit ihrer eigenen Ernte fertig waren, bekam er Hände genug für die seine. Der nächste Morgen war noch nicht wach und die Hähne krähten nur, weil das Gewerke im Hof ihre Nachtruhe gestört hatte, als sie schon bei der Arbeitsverteilung den Bauer erkannten. Und als sie dem Unermüdlichen einen Tag lang zugesehen hatten, wußten sie, daß die Tage der Verwahrlosung auf dem Schloßgut gezählt waren. Die Sonne selber schien dem Neuling zu helfen, so unbedingt stieg sie auf in den Himmel; und als sie das an sechs goldenen Tagen getan hatte, waren die Stoppelfelder doch noch zu ihrem Recht gekommen, und die Ernte war, zwar überreif und nicht ohne einigen Körnerverlust, unter Dach.

Die Hoffnungen der Bauern auf die Äcker und Wiesen des Schloßgutes, um die sie schon ihre Händel vorbereitet hatten, wurden ungewiß und sanken endgültig hin, als sie den neuen Besitzer danach in den Ställen Ordnung schaffen sahen, als selbst seine Frau melken konnte wie die beste Magd. Aber die Genugtuung, daß wieder ein rechter Bauer auf dem Schloßgut saß, brachte sie über die Enttäuschung fort.

Denn dies eben kam in der Folge heraus, daß mein Vater nicht nur Hüterjunge auf seinem verschleuderten Erbhof, sondern zeitlebens ein verhehlter Ackermann gewesen war, der unter der Hand die Fortschritte in der Landwirtschaft aufmerksam verfolgt hatte und über die Versuche der modernen Düngung Bescheid wußte. Daß er im Herbst bei der Kartoffelernte die Eigenschaften und Launen aller Sorten nur aus seinem Handel so genau kannte, konnten die Bauern nicht wissen, die sich seitdem angewöhnten, ihn auch in andern Dingen um seine Meinung zu fragen.

Daß er nicht im Wirtshaus saß, aber jeden Sonntag zur Kirche ging, paßte auch nicht zu dem Städter, wie sie sich ihn zuerst vorgestellt hatten; und daß er gleichwohl kein Duckmäuser, sondern ein fröhlicher Mensch war, der bei der Arbeit singen konnte, nahmen sie gern an, wennschon sie den Abstand fühlten, in dem er sich hielt und mit dem er der Herrenbauer auf dem Schloßgut war.

Ich bin ein paarmal auf dem Hof gewesen und habe meinen Vater als Hans im Glück auf der Höhe seines Lebens schalten gesehen. Sogar einen Wald hatte er, aus dem freilich sein Vorgänger ziemlich alles Schlagholz herausgeholt hatte, aber er rechnete auf Zuwachs. Freilich lag Stärklos arg aus der Welt, und das klägliche Haus paßte wenig zu den breiten Feldern. Aber er hatte schon seinen Plan gemacht, wie es auf den alten Kellern neu aufgerichtet werden sollte; und ich mußte zugeben, daß er sich dann einen Großbauern nennen konnte.

Wenn ich damals der gewesen wäre, der ich heute bin, so hätte ich zu meinem Vater gesagt: baue für mich mit; denn ich will mit meinen Kindern hier bleiben, wo zwar nicht dein Ober-Conroda ist, aber wir wollen ein neues Bauerngeschlecht anfangen, das auf dem Schloßgut in Stärklos die verlorene Heimat wiedergefunden hat!

So hätte ich vielleicht mit meiner heutigen Einsicht gesprochen; aber mit der bin ich nun schon älter, als mein Vater damals war. Und wenn ich heute den Mut zu dergleichen haben wollte, wäre es nicht einmal Übermut, sondern Torheit. Denn auch ich würde dem Bauerngeschlecht die Söhne nicht stellen können. Der mir nun mit dreißig Jahren starb, war Maler, und der übriggebliebene hat weder Neigung noch Kräfte zum Bauerntum.

Es ist heute, wie es damals war, als ich die „Rheinlande" herausgab, in Kunstausstellungen wie anderen Dingen der Bildung lebte und mich an meinen

Das Brot gibt Kraft der Menschenhand,
Die Kinderschar macht stark das Land.
Zweifach ernährt von freien Bauern,
Wird unser Reich Jahrtausend dauern.



ersten Anekdoten plagte; ich konnte meinem Vater den Sohn so wenig stellen wie meine Brüder, von denen der ältere die Bäckerei in Gerresheim schon zur Brotfabrik umgetauft hatte und der andere in der Kaufmannschaft lebte. Das Schicksal macht keine Späße; wer seine Füße aus dem Erdboden gelöst hat, dem können sie nicht mehr festwachsen.

Auch wenn er keinen Erbhalter für den Hof hatte, hätte mein Vater ihn bis ins Alter behalten können. Daß er ihn wieder hergeben mußte, daran waren nicht die Schwierigkeiten mit dem Gesinde allein schuld — der Wohlstand der Städte lockte in leichteren Verdienst und vergnügteres Leben — auch nicht, daß es meiner Mutter — verbrauchter in den Kräften als mein Vater — zuviel wurde mit der Arbeit. Das Eigentliche war, daß meine Mutter in einem ruhigen Alter das an ihren Enkeln und Enkelinnen nachholen wollte, was sie an ihren Kindern hatte entbehren müssen, weil sie in Arbeit und Sorgen gehetzt gewesen waren. Je mehr es sich zeigte, daß die Torheit des Wilhelmshöher Grundstücks durch den in Ordnung gebrachten Hof wettgemacht war, je mehr drängte sie auf den Verkauf, um aus dem noch einmal überstandenen Abenteuer heimzukommen. Wenn es Ober-Conroda gewesen wäre, hätte mein Vater nicht nachgegeben; aus dem schließlich wildfremden Hof ließ er sich hinausdrängen, als keiner da war, für den er ihn festhielt.

Die Juden hatten schon nicht mehr damit gerechnet, daß sie das Schloßgut in Stärklos sobald ausschlachten könnten. Als es ausgeschrieben wurde, hielten sie sich zurück, bis die erste Käuferwelle abgeebt war. Es gab wohl Kauflustige, aber das immer noch nicht vorhandene Herrenhaus schreckte ab, und eines Tages war mein Vater reif, im Preis soweit nachzulassen, daß die Ausschlachtung ein Geschäft für die Juden werden konnte.

Ihrer drei hatten sich zusammengetan; sie erschienen eines Morgens um acht Uhr; um zehn Uhr war der Handel gemacht, und noch am selben Tag wurde er vor dem Notar in Fulda besiegelt. Sie wußten natürlich gut, wie äckerhungrig die Bauern von Stärklos waren und daß sie nicht zu Schaden kamen; doch hatten sie es eilig, das ausgelegte Geld wieder hereinzubekommen. Gleich nach der Auflassung fingen sie an, das tote und lebende Inventar — wie es in der Grundstücksbranche heißt — zu verkaufen. In vierzehn Tagen ging es mit dem Schloßgut in Stärklos zu Ende, und der Bauerntraum meines Vaters war aus: anders zwar, als die Hans-im-Glück-Träume meines Großvaters; denn er wurde nicht um den Kaufpreis betrogen, wenigstens

nur um einen so geringen Rest, daß es der Mühe nicht wert gewesen wäre, darum zu klagen.

Ihre erste Anzahlung mit 25 000 Mark hatten die Juden klaglos geleistet; als es aber zur Auflassung kam, jammerten sie, die Kaufsumme noch nicht völlig beisammen zu haben. Es war natürlich ein Trick; als mein Vater von dem Kauf zurücktreten wollte, fingen sie an, in ihren Taschen zu suchen. Der eine holte dies heraus, der andere das, bis sie sich zum Schluß verschworen, nichts mehr zu finden. Es fehlten noch dreihundert Mark, die sie sofort zu schicken versprachen; und weil der Betrag zu gering war, die Auflassung zu verschieben, ließ mein Vater sich auf das Versprechen ein.

Natürlich wartete er vergeblich, und als er mahnte, hieß es, er habe die dreihundert Mark nachgelassen. Leider ließ sich mein Vater aufreizen, zu klagen; ich hatte Laß fahren! geraten. Der Erfolg der Klage war für ihn schmerzhaft, aber er hat mir eine der schönsten Erinnerungen an seinen Charakter eingebracht. Als sie vor dem Gericht in Fulda saßen und mein Vater hatte, sein Recht zu holen, die weite Reise aus dem Rheinland nicht gescheut, machte der Richter sich die Sache leicht und meinem Vater schwer, indem er ihn seine Aussagen beschwören hieß. Mein Vater, der ein wahrer Christ war, erschrak darüber und sagte dem Richter, daß er um dreihundert Mark den Namen seines Gottes nicht anrufen könne! Daß es um das Recht, nicht um das Geld ging, sah er nicht vor Schrecken. So wurde seine Klage nicht nur kostenpflichtig abgewiesen, sondern er erhielt noch einen groben Verweis, daß er mit einem so schlechten Gewissen das Gericht unnütz angerufen habe. Offenbar hatte der Richter in seiner Amtstätigkeit nur andere Christen kennengelernt.

Meine Eltern zogen nach Gerresheim zurück. Sie hätten damals in ihrer hessischen Heimat bleiben, hätten nach Hersfeld, Fulda oder Alsfeld ziehen sollen, unter Menschen ihrer Herkunft die schwergereiften Früchte ihres Alters zu pflücken. Aber meiner Mutter waren diese hessischen Jahre, die meinem Vater die Erfüllung seines verhehlten Lebens bedeutet hatten, eben nur wieder ein Abenteuer gewesen, das sie der Ruhelosigkeit ihres Mannes verdankte. Sie hatte die Jahre in Sorgen und schwerer Arbeit treu mitgemacht, aber nun wollte sie Ruhe haben; und die war für sie nur in Gerresheim zu finden, wo ihre Enkelinnen und Enkel auf die Großmutter warteten.

Mein Vater hingegen konnte sich nach seiner Stärkloser Zeit nicht wieder

in Gerresheim eingewöhnen, wo er immer ein Fremder gewesen war und wohin er nun aufs neue verfremdet zurückkam. Neben einem Geschäft zu sitzen, darin er weder etwas zu sagen noch zu tun hatte, war ihm unmöglich; so fing er an, eine neue Stätte für sein Alter zu suchen. Wenn er dabei auf Honnef verfiel, ließ er wohl nicht außer acht, daß ich damals in Braubach wohnte: er saß auf diese Weise ziemlich in der Mitte zwischen seinen Söhnen und ihren Kindern.

Nur so, nicht mit einer Neigung zum romantischen Rhein kann ich mir seinen merkwürdigen Entschluß erklären, sich zum Alter in einer wildfremden Gegend anzusiedeln. Denn abgesehen davon, daß die Bewohner des Rheintals zwischen Mainz und Köln durchaus nicht die Festler sind, als welche sie von den schwärmerischen Rheinreisenden für eine Zugabe zum Wein angesehen werden, so hatte mein Vater gewiß ein poetisches Gemüt; aber Romantik war ihm als Protestanten fremd.

Er kaufte sich im sogenannten Selhof bei Honnef ein kleines Haus mit einem größeren Garten; denn zu ruhen vermochte seine Rastlosigkeit nicht, obwohl der Kauf seine nunmehrige Entschlossenheit zum Rentnertum zeigte. Der Selhof hat wenig mit dem Bad Honnef zu tun; er ist etwa das, was wir heute eine Siedlung nennen, nur als solche gewachsen, nicht gemacht: ein Nebeneinander von kleinen Häusern, in denen meist pensionierte Beamte wohnen, die ihr Alter in der Pflege eines Gartens genießen wollen. Zu ihnen paßte mein Vater, obwohl es wieder Katholiken waren, unter die er geriet.

Meine Eltern haben dort noch ein reichliches Jahrzehnt miteinander gelebt; und wie ich es auch bedenke, war es eine verdiente Ruhe für sie. Außer gelegentlichen Krankheiten hatten sie keine Sorgen. Das Sparkassenbuch war in Ordnung und der Garten gepflegt. Ihre Söhne mit den Familien kamen gelegentlich zu Besuch; es wurde dann auf dem reichen Strom gefahren oder ein Spaziergang in die Wälder des Siebengebirges gemacht, das in seiner Tiefe von einer anderen Schönheit ist als der belaufene und mit der Zahnradbahn befahrene Drachenfels. Bonn war nahe, um einzukaufen, und die Eilzüge hielten, zu denen wir viele Male am Sonntag hinabgebracht wurden, wenn die Kinder bei der Großmutter glücklich gewesen waren, die trotz ihrem düsteren Gesicht eine starke Anziehungskraft hatte: vielleicht durch ihre glasklaren Augen, wie sie übrigens von allen Enkeln nur mein verstorbener Sohn Hermann erbte.

Eines Tages war mein Vater soweit, wie ich heute bin: er ging seinem siebzigsten Geburtstag entgegen, mit dem wir Alten, wenn wir ihn erleben, feierlich vom Leben abgedankt werden. Ihm war die Abdankung reichlich vorher geschehen, trotz seiner Wehr; aber die Stärkloser Zeit hatte ihm eine Kur eingebracht, an deren Erfolg er getrost zehrte. Er war, nachdem er sein Geschäft in Gerresheim abgab, rundlich geworden, wie es sich für einen Rentner gehörte; aber der Bauer hatte den Rentner auch äußerlich abgelöst: seine kleine Gestalt zeigte ihre Zähigkeit nun auch äußerlich an, der Bart war grau und lang geworden, wie es sich für einen alten Bauer auf dem Altenteil schickte; denn so saß er nun da im Selhof, sein Gewese mit dem Garten und Hühnern zu haben, auch ein Schwein hielt er sich noch.

Wir feierten seinen siebzigsten Geburtstag als ein Familienfest, aber weil die Familie für sein kleines Haus zu groß war, fuhren wir mit dem Schiff nach Unkel, wo das Mahl im Hotel Schulz bereitet wurde. Es ging nicht hoch her dabei und Reden wurden auch keine gehalten, nur Gespräche gab es, wie die Gelegenheit sie brachte, und eines nahm einen merkwürdigen Ausgang, indem mein Vater die Leute in Selhof und überhaupt am Rhein unordentlich nannte und einen Kahn, der von zwei Burschen lotterig mit Bruchsteinen vollgeworfen wurde, als Beispiel zeigte. Wir lachten ihn freilich aus, daß er sich darüber ereiferte, weil es ihn doch nichts anginge; er aber meinte, den Ordentlichen ginge jede Unordnung an.

Als wir nach dem Essen unter dem wattigen Himmel uns ein wenig am Ufer ergingen, wurde der Kahn mit den Bruchsteinen und Burschen von einem Motorboot gerade über den Rhein geschleppt; als aber der Fährmann am andern Ufer zu schwungvoll anlegte, kippte der Kahn um und versank natürlich sofort. Wir sahen zu, wie der eine Bursche sich an die Landungsbrücke anklammerte und gerettet wurde. Als er nachher auf dem Motorboot herüber gebracht war, blank von der Nässe, stand er einen Augenblick vor uns, die ihm entgegen sahen. Einer ist versoffe! sagte er so sachlich, wie der Kahn sachlich verschwunden war, und schlenderte in den Ort, als hätte er uns ein Beispiel geben wollen, wie wenig wir Zugezogenen vom Rheinvolk verständen.

Zwei Jahre später beging auch meine Mutter ihren siebzigsten Geburtstag; ich kann mich aber bezeichnender Weise keiner Familienfeier erinnern. Es mag bäuerlich sein, daß der Mann die Sonne des häuslichen Lebens vorstellt, um welche die Frau als Mond kreist; bei meinen Eltern wirkte sich noch die Ver-

schiedenheit der Naturen aus. So wenig ich meinen Vater einen Egoisten nennen kann, so egozentrisch war sein Wesen. Was man hingeben heißt, war ihm versagt; er fühlte sich naiv als Mittelpunkt seiner Welt — wenn wir es nicht sind, was werden wir dann? — welche Welt gewiß in Gottes Hand stand, aber ihre Verantwortung war ihm übergeben. Er war, was wir seit Nietzsche überschärft einen Herrenmenschen nennen. Als solcher feierte er gern Feste am eigenen Tisch, wo er der Mittelpunkt war, nicht solche, an denen er dabei saß. Gäste zu haben, war ihm ein Bedürfnis und Genuß, aber nicht so, daß er sie demütig bediente, wie die Jünger von Emmaus den Herrn: sie taten ihm die Ehre an, er nicht ihnen; darin war er, der gläubige Christ, nicht aus dem Morgenland.

Wenn er so dasaß mit seinem langbärtigen Kopf, mußte ich immer an die germanischen Könige mit ihrem Gefolge denken, wie sie Tacitus nicht gesehen hat, wie sie aber in unsern Sagen lebendig geblieben und in den nordischen Bauernkönigen überliefert sind. Meine Mutter freilich war dann nicht im geringsten seine Königin, sie saß unauffällig dabei und war der einen Ehre so unzugänglich wie der andern. Wenn ich als Dichter ein poetisches Gemüt habe, so verdanke ich es offensichtlich meinem Vater, dem ich bis in sein hohes Alter „Sah ein Knab ein Röslein stehn" als sein Lieblingslied vorspielen mußte; wenn ich aber dieses Gemüt nicht Herr über meine Dinge werden lasse aus der gewissen Erfahrung, daß der Gerührte eher zur Komik reizt, als daß er rührt, so ist das ein Erbteil meiner Mutter, deren unbestechliche Augen mehr in sich aufnahmen, als ihr Mund sagte. Daß ihr siebzigster Geburtstag unter den Tisch fiel, war ihr gewiß recht, obwohl sie es nicht übersehen hat.

Als meine Eltern dann freilich ihre Goldene Hochzeit feierten, mußte sie als der notwendige Partner dabei sein, und ich erinnere mich gut, wie sie das Fest nicht über sich ergehen ließ, sondern hinnahm. Es waren ihre vier Kinder, drei Schwiegertöchter und elf Enkel anwesend, und wir brauchten mit den sonstigen Verwandten einen Saal, darin sie als Mutter des in die Enkelkinder verzweigten Lebens von selber zu ihrer Rolle kam: wo die Sippe feiert, kommt der Mond zu seinem Recht.

Einer von uns, mein Bruder Paul, war aus dem Feld gekommen und saß in seinem feldgrauen Rock dabei; denn damals im Jahre 1915, grollten im zweiten Jahr die Kanonen von Westen herüber, die schon in alle Sippen ihre Löcher gerissen hatten; unsere aber war damals noch schaurig ganz.

Meine Mutter hat ihren Ehrentag noch zwei Jahre überlebt. Sie war rüstig bis zu ihrer letzten Krankheit und keiner von uns hatte ihren Tod erwartet, als die Nachricht kam. Sie starb am 19. Februar 1917 in ihrem fünfundsiebzigsten Lebensjahr, kurz vor unserm Rückzug in die Siegfriedstellung, und wir haben sie am dritten Tag danach auf den Friedhof in Honnef gebracht. Diesmal hatte mein Bruder Paul, der Kanonier, keinen Urlaub bekommen.

Ich bin eine Stunde allein in dem Zimmer gewesen, wo sie auf dem Sterbebett lag, und habe zum erstenmal den Tod als Vollender erfahren. In ihrer Vollendung erst sah ich, wer meine Mutter gewesen war. Sie hatte an meinem Vater einen guten Mann gehabt und war zweiundfünfzig Jahre lang seine getreue Lebensgefährtin gewesen, wie wir so sagen und nicht immer bedenken, daß Gefährtin ursprünglich Fahrtgenossin heißt: Genossen der Lebensfahrt. Die Fahrt aber war die ihres Mannes, nicht die eigene gewesen; von sich aus wäre sie in Ottrau geblieben. Daß sie das nicht durfte, war ihr Lebensschicksal, das ihr von meinem Vater zugefügt worden war, der ihr dadurch und nicht dadurch allein, wie man sagt: zum Schicksal wurde.

Es ist wohl so, daß Fremdheit die meisten Ehen zustande bringt, ja, daß die Natur den Gegensatz will um der Zucht willen. Die Gegensätze können sich miteinander abfinden und gute Fahrtgenossen werden, wie meine Eltern es dennoch waren; nur wenn die Fahrt zu Ende ist, kehrt jeder wieder zu sich selbst zurück, wie meine Mutter zu sich selbst zurückgekehrt war.

Die da auf ihrem Sterbebett lag, war wieder jenes Mädchen Elisabeth Gischler, das sich mein Vater von der Bilz zur Frau geholt und das ich nie gesehen hatte; denn mir war sie ja Mutter und die Frau meines Vaters, nie sie selber gewesen. Nun hatte sie sich auch von mir abgewandt und lag in ihrer abweisenden Fremdheit da, aller Liebe ledig, durch die sie ihrem Schicksal verbunden gewesen war. Nicht einmal das Staunen war geblieben, daß dies nun das Leben gewesen sein sollte.

So gewiß es ist, daß wir kein anderes Leben leben können als das unserer Wirklichkeit, so unleugbar bleibt die Wirklichkeit der Seele fremd, weil sie von den tausend Möglichkeiten des Lebens nur eine ist. Die Tote war in Schmerzen meine Mutter geworden und es in Liebe geblieben; aber es war ihr geschehen und angetan worden, es hatte dem Mädchen Elisabeth Gischler keine Erfüllung seiner Träume gebracht. Die Bitterkeit im Gesicht meiner Mutter

war mir nie so sichtbar geworden wie nun, da sie von ihr befreit, in Verklärung dalag.

Ich sah in ihrem Schicksal auch meines, dessen Mutter sie war; denn ihre Natur mehr als die meines Vaters wirkte in mir. Ich hatte nicht seine Stärke, seine gläubige Einfalt; ich war vom Leben belastet wie meine Mutter, nur daß ich die Fragen stellte, die sie für sich behielt. Dieses Fürsichbehalten hatte ihrem Gesicht die Düsterkeit um ihre klaren Augen gegeben, die nun fort waren, die Düsterkeit und die klaren Augen und all die bitteren Falten ihres langen Frauenlebens hatte der Tod ausgelöscht, daß ich das Mädchen in seiner Schönheit sah, von dessen Klugheit mir soviel gesprochen worden war. Ich verstand auf einmal, warum die Märchen aus den bäuerlichen Spinnstuben meiner hessischen Heimat so voller verzauberter Prinzen und Königstöchter sind, über das Eigentliche des Lebens mehr auszusagen als alle Gedichte. In der Geschichte wäre meine Mutter eine Magd von der Bilz gewesen, im Märchen ihrer Träume war sie die Königstochter, die sich mein Vater in seine fremde Lebensfahrt geholt hatte.

Nach diesem Erlebnis mit meiner toten Mutter kamen mir alle Äußerlichkeiten des Begräbnisses kläglich vor, wie wir in schwarzen Kleidern mit nassen Augen um das Loch der Erde herumstanden, in das ihr Sarg hinabgesenkt wurde, wie der Pastor von Dingen sprach, die längst von ihr abgefallen waren, wie wir die Erde nachwarfen und wehmütig in das Haus an der Kucksteinstraße zurück gingen. So benommen war ich, daß mir die Gestalt meines Vaters fast unter den Verwandten verschwand, mit denen er sprach, als ob er den festefreudigen König der Sage auch jetzt nicht ganz verleugnen könnte. Ich mußte andere Dinge erfahren, um mich wieder zu ihm zu finden.

Wie ich hörte, muß in meinen Eltern seit der goldenen Hochzeit eine seltsame Wandlung eingetreten gewesen sein, und zwar derart, daß mein Vater die Mutter sichtbar umwarb und sie sich die Werbung gefallen ließ. Als ob mein Vater sozusagen den Sachverhalt geahnt habe, daß er sich der Treue seiner Fahrtgenossin unbedacht bedient hatte, seinen eigenen Lebenskreis zu schlagen.

Als dann meine Mutter sich zum Sterben anschickte und schon nicht mehr sprechen konnte, wußte mein Vater, der stumm an ihrem Bett saß, zuerst kaum, wie ihm geschah, als sie ihre Hand mühsam und schwach unter der Decke vorarbeitete und ihm hinlegte, daß er sie greifen und halten mußte. Und

es mochte wohl schon aus ihrem Märchentum kommen, daß sie seine späte Werbung erhörte. Vielleicht war die Hand, die sie ihm hinlegte, eine letzte Antwort auf Fragen, von denen er nichts wußte und nach seiner einfältigen Natur nichts wissen konnte; vielleicht war es die erste Antwort von denen, die ihr nun abverlangt wurden.

Und als sie gestorben und kalt war, als der Arzt ihren Tod bestätigt hatte, da ließ mein siebenundsiebzigjähriger Vater keine Leichenfrau an seine Fahrtgenossin. Er selber wusch sie und tat ihr das Sterbehemd an, sie zu ihrer letzten Brautfahrt zu rüsten.

Und als sie schon eine Woche lang draußen lag in der kalten Erde und ihr Bett war leer, das um Schrittweite neben dem seinen stand, so oft er in seinen schlaflosen Nächten hinüber sah; da tat er nach seiner einfältigen Stärke, was ihm allein helfen konnte, er ging aus seinem Bett in das ihre hinüber, dort fortab zu bleiben und den Schlaf zu finden.

Nach dem Tod meiner Mutter hat mein Vater noch fünfzehn Jahre gelebt; das ist genau soviel, wie meiner Tochter Hanni zu leben überhaupt vergönnt war, und halb so viel, wie mein Sohn Hermann brauchte, den Sarg zu finden. Es fällt mir schwer zu denken, daß er die lange Zeit in Selhof hätte abwarten sollen, wo ihm mit meiner Mutter der Anker abgerissen war. Daß er aber noch einmal in seine hessische Heimat zurück fand, war überraschend; wenn schon die Zeitverhältnisse einiges erklären.

Das Jahr 1917 war schlimm gewesen, und das Jahr 1918 wurde schlimmer. Ganz konnte meine Schwester dem Vater das Anstehen um Lebensmittel nicht abnehmen. Und das Ärgste war für ihn nicht die Entbehrung, sondern daß er dabei in den Bodensatz des Volks geriet. Einer ist versoffe! hatte der Bursche in Unkel gesagt; aber damals war Frieden und noch kein Haß um ein Stück Brot gewesen, schlimm genug einem ans Versaufen zu helfen.

Das allein kann freilich nicht erklären, daß mein Vater im Herbst 1918 das Haus in Honnef verkaufte, um nach Alsfeld in Hessen zu ziehen, wennschon da nicht an einem Gramm Fett hundert gierige Augen hingen, und wenn ich selber auch die Flucht vorgemacht hatte, als ich aus Hofheim am Taunus hier hinauf an den Bodensee zog. Es war wohl, daß der alte Hans im Glück sich in meinem Vater noch einmal regte, nach Ober-Conroda zu kommen, als ob er den Fehler von 1906, daß er nicht in Hessen blieb, 1918 wettmachen könnte.

Leider kaufte er sich in Alsfeld nicht an, sondern er mietete ein Haus, das gerade leer war; er hätte sich damit wenigstens etwas durch die Inflation gerettet. Das Haus stand allein und kahl an der Schwabenröder Straße, dafür ging der Blick weit über die Felder und Waldhänge in die kurhessische Heimat hinein. Der Blick ging weiter als seine Füße, aber die trugen ihn oft genug nach Ottrau und Berfa hinüber, weil sie bis in sein höchstes Alter gehfreudig blieben.

Abgesehen von diesem Mangel, daß Alsfeld noch nicht kurhessisch war, fand er in dem Landstädtchen eine andere Bevölkerung als die im Selhof. Es gab Leute, welche wußten, wer ihr Mitbürger mit dem weißen Bart und dem breitrandigen schwarzen Hut war, namentlich, als ich dort zweimal vorgelesen hatte, veranlaßt durch einen begeisterten Studienrat, der den vermeintlichen rheinischen Dichter für seine hessische Herkunft beanspruchte. Es war nun soweit mit mir, daß den Gebildeten in Deutschland mein Name geläufig wurde; mein Vater nahm auch das ohne Verwunderung hin. Er las übrigens jedes meiner Bücher, Wort für Wort streng prüfend. Als ich nach seinem Tod sein Exemplar der Mißgeschickten in die Hand nahm, hatte er die Sätze darin gestrichen, die nicht nach seinem Christenglauben waren; und mein Staufferbuch billigte er überhaupt nie: der Held war ihm zu minderwertig für ein Buch.

Da ich, wie gesagt, hier herauf an den Bodensee gezogen war, sah ich meinen Vater in den Alsfelder Jahren in der Regel nur, wenn ich zu seinem Geburtstag am 13. Juli hinunterkam. Daß er den zum achtzigsten Mal erleben sollte, wurde durch eine schwere Lungenentzündung fraglich gemacht, von der er zum Staunen des Arztes wieder aufstand. Er hielt sich aber gebeugter seitdem, und es dauerte lange, bis er wieder seine stundenweiten Gänge machen konnte. Als ich ihn freilich über den Inflations-Winter hier an den Bodensee geholt hatte, sah die erstaunte Jugend den vermeintlichen Greis mit wehendem weißen Bart die Bonndorfer Bergstraße hinunterrodeln, was bei den vielen Kurven einige Geschicklichkeit und für einen Mann in den Achtzigern einen gewissen Mut erforderte.

Der als Knabe die Hungersnot und die Revolution von 1848 erlebt hatte, mußte noch die Inflation erfahren, die ihn arm machte und den Dreiundachtzigjährigen ohne seine Söhne der öffentlichen Wohlfahrtspflege preisgegeben hätte. Er bekam ihre Auswirkung nicht am eigenen Leib zu spüren, aber den Groll, daß der Staat ihn um sein Erspartes betrog, verwand er schwer; und

ganz vermochte er, der alte Kurhesse, den Groll nicht von Berlin, von Preußen und Bismarck zu trennen.

Dazu kamen die Schwierigkeiten mit seinem Haus, das man ihm nicht lassen wollte; er mußte sich zu einer kleineren Wohnung in der Stadt bequemen. Sie lag hinter der schönen Alsfelder Kirche unter hohen Bäumen, und mir war es lieber, ihn da wohnen zu wissen als draußen an der windigen Schwabenröder Straße, die im Winter recht ungangbar sein konnte; denn das Alsfelder Klima ist nicht so mild wie das in Honnef. —

Daß er noch einmal umziehen würde, hatte keiner von uns erwarten können; aber die Wohnungsverhältnisse damals wurden immer schwieriger, und für die Alsfelder war mein Vater schließlich doch nur ein lästiger „Ausländer". Anfang 1926 kündigte ihm sein Hauswirt die Wohnung, weil er sie selber brauchte. Was ihm vom Wohnungsamt als Ersatz angeboten wurde, sah zu kläglich aus. So war meinem Vater Alsfeld verleidet und er wollte wieder nach Honnef zurück. Dort warte sein Grab neben der Mutter auf ihn, sagte er, und eine Bahnfahrt sei weniger kostspielig als ein Leichentransport.

In Honnef war damals natürlich auch an keine leere Wohnung zu denken und sein Haus in der Kuckſteinstraße hatte er verkauft. Ich tat ein übriges, erwarb einen kleinen Garten und setzte ihm ein Häuschen hinein. Zu seinem sechsundachtzigsten Geburtstag konnte ich ihm das ankündigen, und im Herbst 1926 kehrte er in den Selhof zurück, aus dem er vor acht Jahren fortgezogen war.

Er stellte nun wirklich den Knecht Rupprecht vor mit seinem weißen Bart unter dem breitrandigen schwarzen Hut, den die Kinder auf der Straße für den Niklas hielten. Aber die letzte Verpflanzung hatte ihm wohlgetan. Es gab nun kein verhehltes Ober-Conroda mehr, nach dem er sich sehnen konnte; sein nächster Wohnort war ihm durch den leeren Platz auf dem Friedhof sicher, den er mit allem Bedacht ansehen konnte. Denn wenn er schon nach dem Tod seiner Frau nicht sentimental gewesen war, so lag seinem hohen Alter diese Schwäche erst recht nicht. Die Stärke und Gewißheit seiner Natur kamen immer mehr als eine fröhliche Einfalt zutage, zu der seine gesunde Gesichtsfarbe mit den roten Bäckchen paßte. Er war gegen die Neunzig gehend gewiß ein Greis, aber er war auch wieder ein Knabe.

Sein Tagwerk blieb der Garten, in den er Bäume mit der Gewißheit pflanzte, die Früchte davon noch zu pflücken; und tatsächlich tat er dies auch;

denn er lebte noch sechs Jahre. Weil nicht Platz für Kartoffeln darin war, pachtete er sich draußen gegen den Berg ein kleines Feld; und die sich wundern wollten, hatten Gelegenheit, einen Mann in seinen Jahren Mist karren zu sehn. Als ich einmal kam und er über Schmerzen im Rücken klagte, war ich nicht einen Augenblick besorgt, sondern ich fragte meine Schwester, was er nun wieder angestellt habe? Es kam denn auch heraus, daß er, auf der Leiter stehend, die Fensterladen angestrichen hatte, und zwar nicht nur die unteren.

Das Alter schien seiner Natur nichts anhaben zu können; und als wir am 13. Juli 1930 im Kurgartenhotel zu Honnef seinen neunzigsten Geburtstag feierten, als mir und meinen Geschwistern zuliebe ein Saal voll fröhlicher Menschen nach ihm blickte, saß zwischen dem Bürgermeister und Pastor ein Mann, der jedes der vielen gesprochenen Worte mit forschenden Augen anhörte. Als mein Schwiegersohn ihn nachher photographieren wollte, bat er um einen Augenblick Geduld, sich aufzurichten und als der alte Soldat im Leibregiment seines Kurfürsten stramm dazustehn.

Das Geheimnis seiner körperlichen Rüstigkeit gab er preis, als es zum Nachtisch Eis gab, das er verweigerte; sein Magen habe ihm immer die Treue gehalten, da dürfe auch er ihm nicht untreu sein! Es war das Geheimnis seines Lebens überhaupt, daß er sich wie andern die Treue hielt. So fröhlich er bis zuletzt sein konnte — meine Söhne, als sie ihn eines Tages danach besuchten, hörten ihn laut singend mit einem Bund Holz aus dem Keller heraufkommen — so wenig ließ er sich je vom Augenblick hinreißen, das unbedingte Gebot seines Lebens zu vergessen.

Weniges in meiner Jugend hat mir solchen Eindruck gemacht wie dies, als wir eines Tages auf einem Neujahrsfest waren — ich glaube, im Landwehr-Verein, wo er Kassierer war — daß ich mich eine Viertelstunde vor Zwölf anziehen mußte, mit ihm nach Hause zu gehen. Draußen zwischen den Gärten und unter den Sternen sagte er mir, daß er das neue Jahr nicht im Wirtshaus beginnen könne! Und ich aus meiner Enttäuschung heraus war ihm dankbar um der ewigen Sterne willen, die in dem Augenblick über uns standen.

Wer so alt wird wie mein Vater und im Mittelpunkt einer längst in Urenkeln verzweigten Familie steht, der kann nicht leben, als ob er allein in der Welt stände. Es gab auch für ihn quere und schwere Dinge und zornig über die Unordnung blieb er bis zuletzt; aber er suchte alles mit Gerechtigkeit zu überwinden, weil er ein vornehmer Mensch war trotz seinen verarbeiteten Händen.

Und Rühmlicheres, will mir scheinen, kann einem Vater von seinem Sohn nicht gesagt werden als dies, was ich zu seinem neunzigsten Geburtstag in den Saal sprach, daß ich meinen Vater nie eine Lüge habe sagen hören, auch keine „weiße", wie wir unsere gesellschaftlichen Unwahrheiten nennen.

Er hat seinen neunzigsten Geburtstag noch um einundzwanzig Monate überlebt; und daß er dann starb, sah aus, wie wenn der Tod sich harter Mittel bedienen mußte, ihn nicht seinen hundertsten Geburtstag erleben zu lassen, auf den er zielte. Er wollte sich eines Tages, aus dem Garten kommend, in der Küche die Schuhe ausziehen. Aber er selber hatte den Stuhl, der sonst immer am selben Platz stand, vorher anders gebraucht und es vergessen. So schlug er, sich ins Leere setzend, hart hin und mit dem Hinterkopf gegen die Kacheln.

Der Unfall kostete ihn vorübergehend das Gehör. Wenn der Bluterguß aufgesogen sei, könne es wiederkommen! sagte der Arzt; wohl mehr um uns eine Hoffnung zu machen, als daß er selber daran glaubte. Aber er behielt Recht gegen seinen eigenen Zweifel: langsam gewann der gestörte Sinn das Selbstvertrauen zurück, und eines Tages hörte mein Vater zu seiner Genugtuung wieder die Wanduhr ticken. Doch war der Schlag gegen sein Leben geführt worden, und die alte Widerstandskraft kam nicht mehr zurück.

Eine Bronchitis im Frühjahr 1932 überwand er nur scheinbar; im März schrieb mein Bruder Johannes, daß er unseren Vater bei seinem letzten Besuch deutlich abnehmend gefunden habe, und am 6. April kam ein Telegramm, daß er mit der ersten Frühe des Tages im zweiundneunzigsten Lebensjahr heimgegangen war.

Sein Heimgang aber war so gewesen, daß ihm am Abend vorher das Essen geschmeckt und daß er meiner Schwester gesagt hatte, Rührei und Bratäpfel könne sie häufiger machen! Nach dem Essen holte er die Bibel herauf nach seiner Gewohnheit, und es fiel meiner Schwester auf, daß es ihm schwer wurde, sie auf den Tisch zu bringen. Er las ihr aber mit lauter Stimme Petri Fischzug aus dem fünften Kapitel des Lukas vor und mochte seinen besonderen Sinn aus dem elften Vers gefunden haben: „Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach"; denn er tadelte seine Zuhörerin, daß sie das Wort nicht recht aufgefaßt habe.

Nachher ging er wohlgemut die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer, kam aber um eines Bedürfnisses willen noch einmal herab. Beim zweitenmal wurde ihm plötzlich die Treppe zu mühsam, und meine Schwester mußte ihm helfen.

Er wußte nun schon genau, was ihm bevorstand: Herr Jesus, ich bin bereit! sagte er laut, ehe er sich zum Sterben hinlegte.

Als ich ankam, war der teure Leichnam schon in die Grabkapelle auf dem alten Friedhof überführt worden, wo er nach der Sitte bei offener Tür aufgebahrt lag, daß jeder ihn noch einmal besuchen könne. Wie aber erschrak ich, als ich hinein trat und ihn anders fand als vor fünfzehn Jahren meine Mutter. Nicht in fremder Entferntheit wie sie lag er da, sondern mit einer steilen Zornfalte in seiner schönen Stirn dem Leben noch nah. Der Tod hatte ihn sichtbar erwürgen müssen, dessen unbändige Natur sich trotz aller Bereitwilligkeit seiner Seele gegen den Zugriff wehrte, mit dem wir alle aus dem Leben ins Sein zurück gebracht werden.



### Georg Britting

## Wo im Schilf die wilden Enten wohnen

Wo im Schilf die wilden Enten wohnen
Und der Storch die roten Beine hebt,
Schwimmt ein Nest voll schwarzer Schlangen, lebt
Die Schlangenkönigin, vor der das ganze dumpfe Dickicht bebt.

Wenn der Wind zur Abendstunde
Binsenstangen rasselnd rührt,
Weil er Menschen aufgespürt,
Trommelnd bringt er schnelle Kunde
In das königliche Haus:
Denn die weiße Menschenbeute,
Denn die weißen Menschenhäute
Bat sie sich von jeher aus.

Und sie fährt, ein blaues Leuchten,
Sausend hin durch Halm und Kraut,
Daß die grünen, abendfeuchten
Gräser peitschen ihre Haut.

Jeder goldne Panzerkäfer
Hat ihr glotzend nachgeschaut,
Und der Maulwurf, Siebenschläfer,
Guter Bursche, weiß, warum ihm graut.

Und der Mond, er siehts mit Gleichmut,
Hangend überm schwarzen Tann,
Augend aus dem Wolkenschlitz,
Wie ein Stoß und Feuerblitz
Niederwirft den Mann.

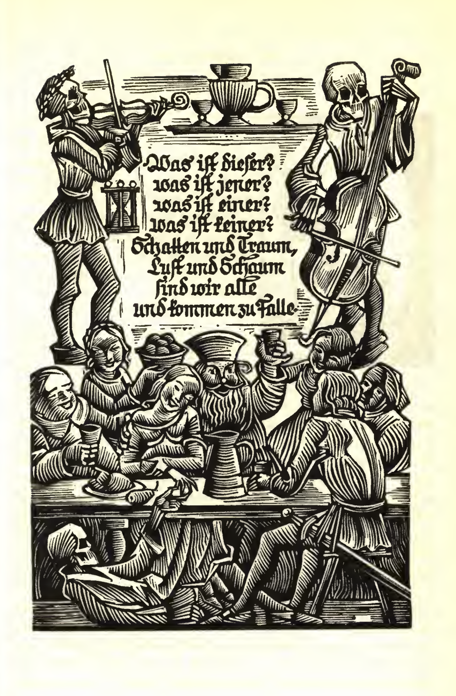
Sieht, wie der dann schlummernd ruht,
Hingestreckt in seiner Größe
Auf der buschbestandenen Blöße,
Das Gesicht im Farn versteckt.

Sorgsam an dem Tröpflein Blut,
Daß er ja den Mann nicht weckt,
Noch ein später Falter schleckt,
Flügelschlagend, und es schmeckt
Ihm gut.

Silbern glänzt das Farngespinst.
Krumme Fichten, taubenäßt,
Senken traurig das Geäst.
Still der Mond tut Wächterdienst.

Und die Jägerin kehrt zurück ins Nest,
Und den Hals gebläht
Zischt sie stolz den dunklen Brüdern
Ihren Sieg zu, und in dünnen Liedern
Singen sie und feiern frech das Fest,
Bis zum Morgen spät.

Und zur Königin im Schlangenhaus
Kommen Ratten, danken ihr,
Jedes finstre Nagetier
Dankt demütig für den Leichenschmaus,
Und der Mücken wilde Gier
Erfüllt die Luft mit Braus.


Was ist dieser?
was ist jener?
was ist einer?
was ist keiner?
Schatten und Traum,
Luft und Schaum
sind wir alle
und kommen zu Falle.

Ernst von Dombrowski

## Von meiner Arbeit



Grundlage und Voraussetzung aller Kunst ist das Leben und Erleben. Der erste Anblick des Meeres oder des Matterhorns kann enttäuschen und eine einsame Bergwanderung unter einem grauen, wolkenverhangenen Himmel unauslöschlich in der Erinnerung haften bleiben. Was wir erleben, hängt nicht immer von unseren Wünschen und unserem Wollen ab und schon gar nicht von vorsätzlichen Wegen, sondern vom Leben, das sich in keine Regel zwängen läßt. Das gilt für den Künstler und für den, dem sich sein Werk darbietet. Schmerz und Lust, Leid und Freud sind die Urformen des Erlebens. Sie bilden den geistigen Werkstoff des Schaffenden. Mit ihren Vorstufen und Zwischenstufen müssen sie, ehe sie der Künstler mitteilen kann, Erkenntnis werden. Ich meine Erkenntnis nicht verstandlich, aber doch in dem verwandten Sinn eines geistigen Besitzes. Je tiefer dieser Besitz geworden ist, desto freier wird der Künstler über ihn verfügen. Erlebnisse lassen sich nicht erzwingen. Sie sind Geschenke, Lösungen vom Alltag, Augenblicke der Gottverbundenheit, und seelische Entdeckungen, die am natürlichsten der Jugend eignen. Wir können uns von der Jugendzeit her eine Erlebnisfähigkeit und Erlebnisbereitschaft bewahren. Vieles, was uns beides nimmt, stammt aus der Angst vor dem Leben. Wir eignen uns Dinge an, die nie verwertet werden. Das Leben will geliebt und nicht gefürchtet sein.

Im Jahre 1915 war ich als junger österreichischer Kriegsfreiwilliger an der russischen Front in Wolhynien. Während eines Gefechtes geriet meine Schwarmlinie mit reichsdeutschen Soldaten zusammen. Als das feindliche Feuer abflaute, gruben wir uns ein. Ich saß mit zwei Thüringern in einem Sandloch. Wir hatten nicht gerade Langeweile, aber reichlich Zeit, die ich dazu benützte, die beiden Kameraden zu zeichnen. Das sprach sich bald herum. Es sprangen immer



Ein rechter Mensch bedarf Gottes nicht/denn was er hat/dessen bedarf er nicht. Er hat Gott/und deß-halb braucht er nichts mehr.

ECKEHART



dient. Daß ich Maler werden wollte, stand für mich schon früher fest. Nun hatte ich erlebt, wie meine Kunst den Menschen Freude brachte, und erfahren, daß sie auch den Hunger zu stillen vermag. Museumsankäufe, günstige Urteile von Kritikern und Ästheten, die mich später belehrten, daß ich auf dem rechten Wege bin, haben in mir nie mehr jene Freude ausgelöst, mit der mich seither Anerkennung einfacher und ungeschulter Leute erfüllte.

neue Soldaten zu uns herein, die gezeichnet werden wollten, um ein Bild nach Hause senden zu können. Die ungewöhnlichen Umstände, unter denen ich arbeitete, die freudigen Gesichter der Waffenbrüder stehen mir heute noch lebhaft vor Augen. Jeder fühlte sich verpflichtet, mir als Entgelt von seinem kargen Mundvorrat einige Stückchen alten Zwiebacks zu geben. Ich hatte für meinen jungen, hungrigen Magen bald genug ver-








Alter Bauernſpruch

Die Not der Nachkriegszeit lag wie ein Schatten über dem eigentlichen Beginn meiner künstlerischen Arbeit. Die Sorge um den Verdienst für mich und meine Angehörigen ließ mich zu keinem geordneten Studium kommen. Viele technische Erfahrungen mußt ich mir auf mühsamen Umwegen holen. Sie wurden aber dafür mein verläßliches Eigentum. Höher schätze ich, daß ich daneben gelernt habe, das Leben zu meistern, ohne bangen zu müssen, wie es meiner künstlerischen Entwicklung gehen werde. Ängstliche Fragen, mit denen mancher Kunstjünger seine Zeit verbrachte, haben für mich nicht bestanden. Es war von Anfang an selbstverständlich, daß ich vom Ertrag meiner Arbeit leben müsse. Mancher Plan und manche schöne Absicht wurde dabei anscheinend verschüttet. In irgendeiner Form stieg aber auch für sie eine Erfüllung auf, die mich, wenn ich die Zusammenhänge erkannte, tief beglückte.

Ich bin kein Feind der Großstadt. Doch als ich zum erstenmal in Berlin weilte, mußte ich alle Parkanlagen vermeiden; es beschwerte mich die Armut der von Häusern eingeengten Pflanzenwelt. Ich lebe in Graz, der steirischen Hauptstadt, in die aller Orten die grüne Wildnis hereinwächst. Aber auch diese



Du sprichst/das Große kann nicht in
dem Kleinen sein/den Himmel schließt
man nicht ins Erdenstüpfchen ein·
Komm/schau der Jungfrau Kind: so
siehst du in der Wiegen den Himmel und
die Erd und hundert
Welten liegen·



ANGELUS SILESIUS

schöne deutsche Mittelstadt ist mir noch zu naturfern. Einen Teil des Jahres arbeite ich am Fuße des Dachsteins in einem kleinen Holzhaus, das dem Ramsauer Bauern Klaus vulgo Blasbichler gehört. Dorthin möchte ich mich gerne ganz zurückziehen. Vielleicht fügt es sich, daß ich in dem hochgelegenen Bergdorf einmal meine Erfahrungen jungen Künstlern weitergeben kann. Auch Wanderungen und Radfahrten durch die steirische Heimat, die reicher an Abwechslung ist als die anderen österreichischen Länder, werden für mich in gewissen Zeitabständen unaufschiebbar. Ich ziehe mein Fahrrad dem schönsten Kraftwagen vor, weil es mich mehr erleben läßt. Wenn ich in Gesprächen mit Bergbauern, Holzfällern, Straßenarbeitern und Landkindern eine Sorge zerstreuen und in unseren bewegten Zeiten Rat und Trost geben konnte, so empfing ich dabei für meine Arbeit mehr Anregungen als aus langen Erörterungen über Kunst und Unkunst.

Oft sind weltanschaulich kämpferische Zeiten als der Kunst abträgig bezeichnet worden, weil in ihnen angeblich niemand Muße hat, Kunst zu genießen. Die Erfahrungen meines bisherigen Lebens haben mich davon wenig spüren lassen. Mit meinen Arbeiten, an denen auch mich anfangs mehr die künstlerischen Fragen fesselten, fand ich mich bald mitten in den Kämpfen stehend. Anfangs ohne daß ich es recht wußte und wollte. Je tiefer ich den Boden, darin die Kunst nun einmal wurzelt, aufgelockert und aufgewühlt fand, desto fester stand ich zu den Forderungen des Lebens. Zuerst lernt man sich und die Seinen ernähren und kleiden. In reiferen Jahren tritt daneben das Bewußtsein, durch seine Arbeit einer Geschlechterfolge verbunden zu sein. Mit einem Arm hält man die Vergangenheit, mit dem anderen ist man Träger der Zukunft. Und kein Arm darf sinken und müde werden. So wird das Leben selbst zum Erlebnis und leitet zu einer tiefen, mit Opfern beladenen Hingabe an die Arbeit, mit der man nicht mehr für sich, sondern schon für sein Volk sinnt und gestaltet.



Rudolf G. Binding

## Auf den Tod eines Malers

Nun gingst du ein ins farbenlose Land,
du tiefster Farbe Herr und tiefsten Lichtes.
Dein Aug ist starr von Nacht und deine Hand
ertastet nicht den Strahl, den ihm entwand
das Dunkel ungeheuersten Gewichtes.

Nichts nimmst du uns und alles bleibt geschenkt.
Und doch: du gingst, der still und unverfälscht,
schweigsamer Gott, dich in uns einversenkt.
Du schufest heilige Welt; und unverwelscht
stand Farbe auf in fromme Glut geschwenkt.

Dies ist nun alles uns wie anverwandt:
es grüßt uns froh das Land das du belichtet,
das unser war und doch uns nicht bekannt,
und Strom und Welle ziehn, von dir gewichtet
und Wolken stehen fromm von dir gebannt.

Es ruhen Berge groß. Die Halden schwellen.
Die Blumen blühen inniger. Der Wald
hebt übern Tälern die verträumten Wellen.
Der Himmel blaut inbrünstig tief im Hellen
und lächelnd weht der Birke Lichtgestalt.

Die Tiere wandeln wie von Urbeginn
und Menschen innerlichsten Wesens leben.
Erstarkt sind Kind und Greis am starken Sinn
des Geistes der erschafft von Anbeginn
und Formen gibt um ewigen Sinn zu geben.

So ließest du uns eine Welt gestaltig
und hast dich königlich von uns geschieden.
Denn wie du sie geschaffen stumm-gewaltig
vermachtest du, der letzten Gnade haltig,
die Inbrunst deines Schauns — und gehst in Frieden.

Doch nun geschieht's: daß von des Glanzes See,
der hier in deinem Aug zusammenfloß,
ein Widerschein im Reich des Tods ersteh
— ein schwacher lichter Schein im ewigen Schnee —
und einmal so ein seliges Geschoß

aus farbigem Strahl auf jenen Feldern leuchte
kraft deines Augs —; und daß ob solchen Glücks
des Todes starre unbewegte Wimper
zerbreche eines holden Augenblicks,
als ob sie eine Träne zart befeuchte.

Für Hans Thoma, als sich 1922 die irrige Nachricht von seinem Tod verbreitete.

Wilhelm Michael-Perhobstler

## Das Unschloß

Ypern! Was soll's damit?
Wer hat das Wort erfunden?
Wer trug es in unsere Kolonne?

So kurz vor Herbstanfang im Jahre Vierzehn, in der Gegend der Somme.

Keiner weiß es. Wie ein Volkslied plötzlich da ist, und keiner weiß woher es kam, so klingt dieser Name mit eins in und zwischen uns auf. Wir sprechen ihn zweifelnd oder fragend, als ob wir eine Antwort darauf finden wollten.

Aber die Frage, der Zweifel, geht durch die Kolonne, und nichts gibt Antwort.

Keiner weiß, wie uns dieses Ypern in den Sinn gekommen ist.

Wie eine sonderbare, heimliche Liebe ist es gekommen, um die man sterben kann.

Hat wohl einer ein schmutziges Kärtchen studiert, mit den Fronten darauf, da ist es in ihn gefahren wie ein heißer Strahl.

Tief und herb hat es aufglühen gemacht, das Wort Ypern, tief und herb wie ein Mädchen, um das man nicht weiß, aber dessen Wesen einem doch plötzlich nah ist wie das Wissen um ein tragisches Geschick.

Hieß es bisher nicht immer „Paris"!

Paris und Ypern!

Kann von Ypern aus noch ein Weg nach Paris führen?

Liegt Paris hinter Ypern?

Wo liegt es nur?

Immer lauter wird das Wort Ypern in uns.

Der Name ist so fern und doch so selbstverständlich. Er ist seltsam und schwingt doch mit uns. Er ist wie die ewige Fremde und hat doch etwas wie Heimat.

Und plötzlich ist das Wort Flandern mit ihm.

Da ahnen wir die tiefe Tragik in weiten, dunklen Gefühlen. Da springt es aus Jahrhunderten uns an: deutsches Schicksal um letzte Vorposten in versinkenden Welten.

Und wir sehen unsere Bewegung zu diesem Angelpunkt hin, um weit auszuholen für Calais und für Paris.

Aber diese Bewegung steht plötzlich in unseren Gedanken still, dann bleibt da nichts mehr als Ypern .. Flandern ...

Immer mehr frißt sich das in uns hinein, je öfter da oder dort einer zu uns stößt, der etwas davon weiß, was „Marne" heißt.

Immer mehr wissen wir da, daß man für uns keine Eisenbahn haben kann, es sei denn, daß wir schnell einem Regiment Preußen in einer Stadt zu Hilfe kommen sollen. Dann aber kann es nur eine Art Lokalbahn sein, unbequem und schlecht gefedert, puppig gebaut und altmodisch, aus der Zeit der ersten Eisenbahnen stammend.

Nur unsere Beine haben das Wort, und kein Transportzug von Format, umwittert von dem Abenteuer der Ferne, darf auf uns warten.

So kommt es immer tiefer in uns, so gegen den Herbstanfang, daß der Herr von Moltke an unseren Schwung um den Angelpunkt Ypern herum hinauf nach Calais oder hinunter nach Paris nicht mehr denken mag; er muß unsere Füße in den Knobelbechern verpackt halten ... weil er uns braucht, um uns plötzlich zwischen erstem und zweitem Frühstück mit Lokalbähnchen gegen Bahndämme vorne zu schmettern.

Schlurpfen wir also weiter, bis uns irgend etwas ruft, nüchtern und grausam ruft, ohne daß wir eine tiefere Bedeutung fühlen als die der Tat und des Opfers. Bis wir in unserem Flandern sind, das den meisten von uns Wenigen heute schon mehr ist (eh' wir es geschaut) als der große Schwung durch das französische Lothringen, wo wir in der Ferne schon Paris winken sahen.

Aber es tut sich nichts mehr vorne. Kein Lokalbähnchen sammelt uns mehr zu einem Vormittagsausflug an schönem Septembertag. Alle Städte des Rückzuges scheinen geräumt zu sein, mit oder gegen Franzosen und alle Bahndämme gesprengt.

Unsere Bäuche sind ganz hohl vom vielen Marschieren und die Stiefelabsätze krumm. Die Brotbeutel hängen tief auf unseren Ärschen und sehen schwer und lecker gefüllt aus. Aber es ist nichts drin als die eiserne Portion an ... Patronen. So was wie an dem Geleise in der platten Ebene darf uns nicht mehr passieren ... daß man bei einem Massenangriff pro Minute nur eine Patrone verjuxen darf.

Um Gottes willen: verjuxen sagt der Leichtfuß. Jawohl, verjuxen. Bilde sich keiner ein, daß die Patronen nicht verjuxt werden. Leichtsinnig verpraßt werden

sie. Keiner atmet richtig, keiner hält den Atem an und macht: Auge auf, Finger lang, Kopf hoch, absetzen.

Das Auge machen wir nur jetzt richtig auf, wenn wir ein Mädchen sehen.

Den Finger lang ... nein, es gibt keine Langfinger mehr, denn Gänse und Hühner sind schon ausgestorben in Nordfrankreich so nach sechs bis sieben Wochen Krieg.

Den Kopf nehmen wir nur noch hoch, wenn es in der Kolonne sehr heiß ist.

Absetzen tun wir überhaupt nicht mehr. Unsere Last absetzen. Die bleibt uns bei Tag und Nacht. Die Last „Flandern".

Sie bleibt uns treu, wie alles treu bleibt, was man nicht braucht. Nur was man immer brauchen kann, kennt keine Treue.

Kummer und Sorge bleiben treu. Auch ein Mädchen bleibt meistens treu. Aber der Dusel, der bleibt einem nie treu ...

Unsere Sorge heißt jetzt Flandern. Warum, weiß noch keiner. Aber wir denken an Weihnachten, und da sehen wir keinen Weihnachtsbaum, sondern nur Ulmen, die jetzt immer mehr und mehr auftauchen.

Ein Infantrist soll nie zu lange marschieren, ohne daß er weiß warum. Er soll insbesondere nicht zu lange parallel hinter der Front hermarschieren und die Empfindung haben, daß er nur zum Verstopfen von Löchern da sei.

Das macht ihn gemütskrank.

Wenn er das Marschieren üben soll, dann setzt ihn hinten bei Aachen an, auch wenn man bereits den ersten oder zehnten September schreibt, und laßt ihn kerzengerade ins Feindesland marschieren. Er bildet sich dann ein, daß es immer vorwärts gehe, denn jeder Kilometer wird ihm dann zur gewonnenen Schlacht, wo er doch weiß, wie schwer so tausend Meter Sturm im Gefecht wiegen.

Er spuckt dann richtig jeden Abend in die Hände und sagt: so, das hätten wir wieder geschafft. Wir drücken ordentlich von hinten gegen. Das schafft Kraft nach vorne bis zum ersten Mann, ja bis zur Patrouille im Vorgelände. Wir treten ihnen gewissermaßen auf die Absätze; dadurch wird ihr Tempo vorne zuversichtlicher und besser. Ja, ja, wir sind große Helden, auf die die Welt schaut, aber keine Kanonen schießen. Da kommt keine schlechte Stimmung hoch ...

Und am Morgen sind die Stiefel, die lieblichen Knobelbecher, nochmals so

deftig geschmiert, als habe der Marschierer ihnen seine Portion Speck großmütig zu verspeisen gegeben.

Sie haben es verdient, sagt er leise und redet mit ihnen, wie mit Kameraden. Er kennt ihr Antlitz so gut, daß er es unter tausend anderen erkennen würde. Die Runzeln und Falten sprechen ihn an wie das Gesicht der Großmutter.

Es ist wie eine große Sorge in das Gesicht der Knobelbecher geschrieben, was sie da schon alles an Märschen, Stolpereien und Sprüngen vollführt haben. Sie sind von oben her schon etwas in sich zusammengesunken, als ob sie besonders schwer an der Hauptlast des Kampfes trügen.

Ja, freilich!

In ihnen steckt er, der Träger. Sie tragen ihn unberochen und unverdrossen. Mitunter hat er die Fußlappen, die duftigen, schlecht gewickelt oder den Socken zu lange Wasser und Seife vorenthalten. Das ist die Zeit, wo Socken dann schon selbst kleine Knobelbecher zu sein scheinen, so steif und würdevoll verstehen sie sich auf Haltung auch ohne Füße darin. Aber es liegt um sie herum, sozusagen in der Luft, daß diese Haltung nicht echt ist. Daß sie mit viel Schweiß erkauft ist und im Wasser sich sogleich verliert, wie wenn sie aus Pappe wäre.

Wenn Knobelbecher ihre Insassen nicht riechen können, dann allerdings ist ein ewiger Zank und Stunk zwischen den beiden Parteien.

Der Leutnant hat seine liebe Not damit. Hoch zu Pferde regiert er jetzt über uns, und ganz stolz ist er unser Häuptling. Oft macht der Gaul noch mit ihm, was er will. Dann tut der Leutnant, als wolle er mit dem Bock ein Tänzchen vollführen, macht brrr und schnalzt mit der Zunge, als habe das Pferd ob seiner Munterkeit das alles verdient.

Manchmal aber auch scheint er ganz über das närrische Tier zu triumphieren. Das ist aber nur, wenn er ihm so nahezu ein halbes Pfund Zucker gefüttert hat.

Immer aber hält er Verbindung mit den Marschkranken, die sich nachschleppen, so lange es geht.

„Hufe sollte man haben", ruft er dann einem zu, bei dem es gar nicht mehr gehen will. Es ist ein Unteroffizier, der neben den Fußbeschwerden noch einen Streifschuß am Halse hat, aber nimmer von seiner Kompanie lassen will. Es ist ein Lehrer, der viel in Nietzsche liest. Rischar ist sein Name.

„Nein, Herr Leutnant", spricht der, während sein Tornister ihm bei jedem Humpelschritt quer über den Rücken rutscht, „die Kammerunteroffiziere sollte man totschießen. Denen geht es beim Stiefelfassen nie schnell genug."

„Ja, Rischar", sagt er, „und die Generäle in die Kammern schicken sollte man, damit sie wüßten, woher die Fußkrankheiten kommen. Die denken immer sogleich an Drückebergerei."

Da lacht der Unteroffizier mit seinen wehen Füßen und seinem Schuß am Hals und sagt:

„Kammerherren sitzen nie am richtigen Platz. Zwischen die Berge von Stiefeln gehörten sie. Dort könnten sie Schlachten gewinnen."

„Und an der Kammer sollte, wenn es doch nun einmal Krieg gegen Frankreich sein muß, ein Schild aufgezogen sein mit der Inschrift: Nach Paris!"

„Und alle Feldküchenmöpse sollten es auf Messingblech, wie ein Dienstmann, an der Mütze stehen haben. Damit sie immer daran denken, wem sie und welchem Zweck sie dienen."

Da lacht der Leutnant und läßt sich von seinem Pferd zu einem anderen tragen, der noch weiter hinten herumzottelt.

Wievielmal macht der Leutnant so seinen Weg auf dem bösen Gaul. Daß er nicht krank dabei wird, ist auch ein Wunder. Immer geht es hin und her und Kolonne auf, Kolonne ab.

Viele bröckeln ab, aber mehr halten stand.

Es ist ein böser Weg auf diesen harten Straßen. Viel Staub ist auf ihnen, der geschluckt sein will, aber noch mehr Qual ist in seinen spitzen Schottern oder buckligen Pflastersteinen.

Die Gerblohe im Leder brennt. Die Blasen an den Füßen sind wie offene Wunden. Jeder Tritt sprüht wie Feuer durch den ganzen Körper.

Wenn wir rasten, fliegen Stiefel und Socken von den Füßen. Ist Wasser in der Nähe, dann hängen wir die Füße hinein wie vor Wonne trunken. Zur Feldküche muß man uns dann beinahe hintreiben. Die Qual beherrscht den Hunger.

So schwer ist es, so schwer nach Ypern zu kommen, wenn man wochenlang marschieren muß.

Viele Marschierer müssen wir aufgeben. Ihre Füße können nicht mehr. Sie fallen immer mehr zurück. Wohl haben sie anfangs noch die Verbindung

mit uns; zuerst durch den Leutnant und seinen Gaul, dann durch die Kolonne des Regiments, bis sie schließlich irr gehen ...

Sie werden aber wiederkommen, das wissen wir, denn was so zusammengetan ist von Gott, kann nicht durch schlechte Stiefel voneinander geschieden werden.

Aber einer läßt nimmer von uns. Das ist unser Unteroffizier Karl Rischar. Immer wieder, Abend für Abend, findet er sich spät bei uns ein, wenn wir auch schon lange im Stroh liegen. Manchmal auch trägt ihn ein Wagen vor uns hinaus. Da aber winkt er nicht zu uns her, wenn der Bagagewagen uns überholt, wie man sich das so denken könnte, nein, da schaut er vor sich hin, als ob er sich vor uns schäme.

Seine weiße Binde um den Hals läßt er nur erneuern, wenn sie schon bald nicht mehr weiß ist und er dann zufällig den Sanitäts-Vizefeldwebel erwischt.

Aber auch diese Not geht einmal zu Ende, und zwar von dem Tage an, da es mit dem freien Marsch in der Kolonne vorbei ist. Es schwingt plötzlich nicht mehr in langhin wallenden Reihen, es ruft nicht mehr in keckem Übermut zu flüchtigen Mädchen über die Straße hin, und es singt nicht mehr aus trockenen, staubigen Kehlen von allerhand Allotria und Liebeslust.

Nein, es schnürt sich die Kolonne nur noch langsam dahin, zottelt und trappelt, verhält und hastet. Die Sorglosigkeit liegt unter dem Staub, der auf den wildwuchernden Bartstoppeln sich niederschlägt, vergraben oder hat sich in eindringliche Ruhe und verhaltene Erwartung gewandelt. Nur der Feldwaibel, die immerzornige Mutter der Kompanie, ist lebhafter, ein ganz sicheres Anzeichen dafür, daß Gefahr im Verzuge ist.

Die Luft ist dick und krank. Sie kann sehr leicht Bleigarben aushusten. Aber auch stechen kann sie, sirrend und zischend. Es riecht nach Überraschungen.

Wir müssen als Spitzenkompanie an einem Abend Feldwachen stellen und am Morgen vorweg und aufgelöst hinaus in das leere Land. Leer ist es uns aber nur deshalb, weil nun keine Deutschen mehr vor uns sind, denn sonst ist es nach wie vor bevölkert mit seiner bodenständigen, armen Bevölkerung und seinen Tieren.

Die freien Flächen verlieren sich immer mehr. Das Gelände mahnt zur größten Vorsicht.

Unser Zug ist Spitze und geht ausgeschwärmt rechts und links von der Straße vor, denn das Gehabe der Zivilbevölkerung läßt uns auf die besondere

Nähe des Gegners schließen. Sie tun zwar, die bösen Zivilisten, als ob da gar nichts Besonderes sei. Aber gerade, weil sie so tun, wissen wir Bescheid. Wir können uns gut vorstellen, wie es den Leuten mit den dreimal um den Hals geschlungenen Schals zumute sein muß. Sehr klar ist uns und auch ziemlich verständlich, daß sie nicht viel von uns wissen wollen. Geht in einem Dorf ihr Blick aber auf einmal zu uns her, als ob sie uns „Glück auf!" zurufen wollten, so verstehen wir diesen Wunsch in das richtige Deutsch zu übersetzen: „Glück auf!" — jawohl — „aber in den Himmel!"

Also, Augen auf und Gewehr entsichert. Auseinander und Nase aus dem Dreck. Jeder sei jetzt wieder sein eigner Herr und stapfe stolz wie ein Jäger durch das Gelände.

Das Dorf ist zu Ende und kunterbuntes „Schußfeld" breitet sich vor uns aus. Ordnungsgemäß, wie sich das für Dörfer von Kleinbauern geziemt, gliedert sich das Feld in Rüben-, Kartoffel- und sonstigen Bewuchs, mit Stoppelfeldern durchzogen und Bäumchen bepflanzt. Und über es zischen, kaum hat unser ausgeschwärmter Zug das Dorf hinter sich, die unsichtbaren Strahlen aus feindlichen Gewehren. Gleichzeitig spuckt es in Serien Schrapnelle zum Dorfausgang hin, daß, wer noch drinnen ist, auch da bleiben muß, und wer sich draußen ergeht, zuschauen mag, wie er zurecht kommt.

Die Lage ist ausgesprochen mulmig, denn die Franzosen haben sich bereits den besten Teil des kleinen Schlachtfeldes, mit einem herrlichen Bodenkamm als Deckung, ausgewählt. Wir aber hängen wie Vögel auf Leimruten und können nichts tun, als zunächst die Köpfe der Gegner unter wildem Feuer zu halten.

Bald aber merkt einer, wie es sich mit der Stärke des Gegners verhält. Es ist unser Unteroffizier Rischar. Ein Zug sei es, so meint er, und damit beginnt er seinen eignen Feldzug. Konnte er kaum noch marschieren und war er in der vergangenen Nacht wieder nur spät zu uns gekommen, so ist er aber immer noch der klare eiserne Mann mit seinem hellen Verstand wie immer, und so konnte er erst recht noch krabbeln wie ein Schnelläufer von Käfer.

Hastig gewinnt er damit eine Ackerfurche, so sehr es auch zu ihm her knattert, und bald ist er hinter dem Feldweg oder Graben, was das in zweihundert Meter Entfernung links von uns sein mag, verschwunden.

Wer so viel Nietzsche gelesen hat, wie er, ist auch ein guter Schütze. Und liegt erst ein solcher Mann einem Halbzug von Franzosen in der Flanke, so

heißt das nicht mehr und nicht weniger, als Doublette auf Doublette schießen, sofern eine Kugel keinen Widerstand an Metall findet und noch warm vom Kameraden weg zum Dritten flitzen kann.

So schafft Karl Rischar auf der linken Seite der Straße derart sein Teil, daß bald zwei Gruppen bei ihm sein können, und als Ende kommt, was Infanterie nie lassen kann, nämlich das Seitengewehr zum Flintenlauf zu bringen und zu stürmen.

Mit den zwei Gruppen stürmt es vom Vize her im rechten Winkel.

Da hält es schwer mit der „Retraite" zum Gehöft, ihr armen Franzosen. Was nicht liegen bleibt, fällt, und was nicht endgültig abgerückt ist ins Paradies, darf wenigstens die Hände gen Himmel recken. Der Körper aber muß noch gefangen hier bleiben.

Wieder liegt auch von uns eine Handvoll im Gelände.

Und, ach Gott, wer ist bei ihnen! Unser Unteroffizier Karl Rischar. Bleich liegt er da und stöhnt. Eine Kugel ist ihm durch den Leib gefahren. Er stöhnt nicht laut, aber wir wissen, daß es, wenn er auch nur leise stöhnt, so weh tun muß, daß ein anderer brüllen würde.

Zwei Franzosen wollen ihn wegtragen. Aber das dulden wir nicht und nehmen ihn selbst auf, um ihn zum Dorf zu bringen.

Noch liegt ihm die weiße Binde um die Wunde am Hals. Aber die ist jetzt gering, verglichen mit dem, was nun an Wunde da unten am Leib ist.

Unser Vize sitzt im Dorf neben ihm am Bett des Bauern, in das wir ihn gelegt haben. Der Vize hat Tränen in den Augen, denn er ist ein guter Freund zum Unteroffizier. Aber Rischar nimmt des Vizes Hand und sagt nur: „Nehmt mich mit, wenn ihr weiterzieht."

Er will und will nicht von der Kompanie, und wenn er am Sterben ist. Und doch müssen wir ihn schon am gleichen Tag noch verlassen. Aber das weiß er nicht mehr. Denn er ist dahin gegangen, wo doch die Meisten von uns werden hingehen müssen. Aber eines Tages wird er wieder ganz froh werden, denn einmal werden wir aber auch alle dort beim Hauptmann angetreten sein.

Wir marschieren an diesem Tag nicht mehr, sondern wir tasten uns nur noch vorwärts. Die Franzosen ziehen sich zurück. Wir folgen in dem schwierigen Gelände nur zaghaft, da es voll Hecken, Gehöften und Bäumen ist.

Das ist Flandern.

Die Sonne ist bereits hinter eine hohe Wand niedergefahren, die zum Meere

hin stand. Damit war der Wolkenwand der Weg zu uns frei gegeben. Schnell hat sie die Gelegenheit benutzt und uns eingesegnet.

Wir hatten uns Flandern anders vorgestellt, gewissermaßen männlicher und herber. Vielleicht auch frecher in seinem landschaftlichen Gesicht. Wir hatten an Hügel gedacht, die sich wie Recken gegen das Meer stellen und finden das Land schon halb versoffen im Meere selbst hängen.

An trutzige Burgen hatten wir gedacht, in denen die Krallen des Löwen ruhten, und finden Gipskästen.

Die Dörfer wähnten wir von Wällen umgeben. Aber sie haben nur lebende Zäune und Hecken wirr im Gelände kleben.

Die Menschen stellten wir uns riesig und blond vor, und es sind jetzt doch nur Knackstiefel wie wir selber.

Aber eines ist da, das uns mit dem Lande verbindet. Wir sehen und hören es nicht, so sehr wir uns auch anstrengen. Wir finden es nicht, so sehr auch einige danach suchen.

Mag sein, daß es das ist, was der Herr Leutnant sagte.

Ein richtiges Scheißwetter, meinte der, sei in diesem Lande, genau wie in der Pfalz, wie in ganz Deutschland.

Also Grund zu einer Völkerwanderung ... Aber sie ziehen nicht fort, wie wir da so ankommen mit Mann und Roß und Wagen und uns nach Arbeit umschauen.

Es sind etliche Schlösser in Flandern. Und in der Gegend von Ypern ist eines, das auf uns gewartet hat. Es ist ein neues Schloß und verdient den Titel gar nicht. Es ist so neu, daß es eigentlich „Unschloß" heißen sollte, weil es einen Stil hat, der von jedem Stil einen Happen abgekriegt hat.

Aber groß ist das Schloß, und einen mächtigen Park hat es. Er ist so mächtig, daß wir sogleich denken: aha, ein Waldrand.

Das freut uns, denn mit Waldrändern und Franzosen darin kennen wir uns ein wenig aus.

Auch hier, in diesem Waldrand, werden Franzosen hausen. Das wissen wir, da wir ihre Vorliebe für Nistgelegenheit an Waldrändern kennen. Wenn es auch ein belgisches Stück Land ist, mit dem Park und Schloß darauf, was jetzt wieder einmal zum Anpacken, gleichsam zur wilden Rauferei, so vor uns liegt, so spüren wir die Franzosen darin, denn es juckt uns wie eine Laus im Pelz.

Wir werden sie angehen, diese Laus am Parkrand, den wir zum Waldrand ernennen wollen, weil wir uns mit Waldrändern auskennen.

Wie überall, wo wir uns in lockerem Verbande befinden, sind auch hier Granaten und Schrapnelle um uns.

Aber unsere Toten helfen uns. Sie fangen viel von dem Aufwand an Stahl und Blei auf, als wollten sie sich immer wieder für uns totschießen lassen.

So licht sind unsere Reihen durch den Tod der Abgerückten, daß die Granaten mehr im Leeren wühlen. So schießen sie, die da drüben, wahrhaftig mit Kanonen nach Spatzen.

Wir kleben hinter lebenden Hecken und in Gräben, die voll grünen Wassers sind.

Bauerngehöfte sind umschattet von hohen Ulmen und umhegt von Weiden, die mitunter das Grau und Braun der Gebäude mit tiefem Grün verhüllen.

Dazwischen fahren schwarze und graue Rauchbüsche unregelmäßig hoch und treiben, sich verzehrend, über die Wiesen und niederen Dächer. Als rafften die Gehöfte die Granaten aus der Luft herunter, so sehr kommen die Zerknalle mit ihren riesigen Rauchbüschen um und in die Gebäude. Das ist etwas für Feldküchen, Stäbe und Kanonen. Wir selbst können ohne Dächer in Flandern hausen, jedoch nicht ohne den Park da vorne, den wir jetzt angehen wie die Räuber.

Aus ist es in dieser Landschaft mit dem freien gewaltigen Ansturm über weite Wiesen und Felder, aus mit der großen weiten Linie vorgehender Infantrie.

Das ist ein Feld für Heckenschützen, aber auch ein Feld für dünne Bataillone. Man sieht nicht viel voneinander und so erst recht der Feind am Parkrand nicht von uns.

Und so kommen wir an ihn heran und ... fluchen, daß ein Parkrand kein Waldrand ist.

Wir rennen uns an der Mauer mit dem hohen Eisengitter die Köpfe blutig und zerfetzen in nahen Gewehrschüssen wie in Granaten.

Unser Leutnant, der uns bisher tapfer und treulich geführt, wechselt endgültig die Farbe und läßt uns für immer allein.

Jetzt, wo wir ihn am nötigsten gebrauchen könnten, preßt er plötzlich rückwärts niederfallend wie in wildem Zorn die Lippen aufeinander, als wenn er sogleich ein donnerndes Wort herausschmettern wolle ... Aber die Lippen

gehen nicht mehr jäh auseinander, sondern öffnen sich nur langsam und bleiben halb offen, zum grauen Regenhimmel gerichtet, als wollten sie der entfliehenden Seele etwas nachrufen.

Nun haben wir keinen Hauptmann und keinen Leutnant mehr. Nun sind wir ganz allein; ganz allein an einem Parkrand mit hohem Wall aus Steinen und Eisen.

Darüber kommen wir nicht. Denn zuerst an ihm, jetzt zehn Meter davon hinter dicken Baumstämmen braust es mit flackernden Augen und wilden Schreien. Und wenn wir nicht alle hinter dem Leutnant her zum lieben Gott flüchten wollen, dann bleibt uns nichts übrig, als die Stunde bis zur Dunkelheit hinter der Sockelmauer zu kauern und dann zu retirieren.

Das ist eine Stunde, mit der kann selbst der Teufel nichts mehr gemein haben. Von ihr wird auch er seine Fratze abgewendet haben, um zu erklären: daran sei er unschuldig.

An ein Zurückgehen können wir nicht denken. Wir wissen zwar, daß die Franzosen nur darauf lauern, aber gerade deshalb wollen wir es nicht tun.

Einer schreit plötzlich ganz wild auf. Sofort schießen wir voll Verzweiflung gegen das hohe Geländer, damit die Franzosen durch den Schrei nicht übermütig werden.

„Der Teufel soll mich ...“ hat der Arme gebrüllt. Er weiß nicht, daß der Teufel dafür nichts mehr kann.

„Auf den Rücken legen und tot stellen!“ So geht es bald danach von Mann zu Mann.

Es ist höchste Zeit, denn es beginnt sich etwas jenseits der Eisengitter zu regen. Und gleich ist es auch schon da.

Sie pirschen sich, die Franzmänner, plötzlich in jähem Lauf aufrecht oder geduckt zum Gitter der hohen Eisenstangen auf der Sockelmauer heran und sehen nichts als Tote auf Rücken und Bauch liegen, teils das Haupt zur Mauer, teils von ihr gewandt.

Aber in dem gleichen Augenblick, als die Franzosen mit hastigen Bewegungen ihr Gewehr zwischen den Gitterstäben hindurchschieben und wie verzweifelt in das Grau blinzeln, um sich unter unseren Leibern einen lebendigen für die Kugel zu suchen, da knallen plötzlich die Toten aus fünf bis zehn Meter Entfernung ihnen das Blei in die Gesichter, daß kein Schuß fehl geht. Es sind diejenigen Toten, die auf dem Rücken und mit den Füßen gegen die Mauer

liegen und mit der Rechten krampfhaft das Gewehr gehalten haben, um es mit kurzem Ruck und hochgerissenem Kopf mitten auf Franzosenbrüste loszufeuern.

Schon ist eine zweite Welle der Franzosen da, gerade daß die Gewehrschlösser einmal rappeln konnten. Wir wiederholen im gleichen Rhythmus unsere Teufelsübung ...

Dann sinken für einen Augenblick unsere Köpfe ermattet zurück, selbst bereit, den tödlichen Strahl zu empfangen.

Aber es geschieht nichts dergleichen. Die Franzosen, die wenigen, die geblieben, haben sich schnell wieder hinter ihre Bäume geflüchtet.

Wir liegen langgestreckt und scheintot, aber mit glühenden Augen, vor der Mauer auf dem Rücken und fühlen die Nässe im Gewand und die Kälte im Blut.

Wir recken nur manchmal die Köpfe aus dem Dreck und rollen die Augen. Der Krieg, so scheint uns, hat erbärmliche Formen angenommen. Das wird nichts werden mit dem „Wegweiser Ypern".

Daß man schließlich einmal tot sein muß, das mag noch hingenommen werden, aber daß man sich tot stellen muß in einem solchen Dreck, das ist kaum erträglich ...

Unsere Gedanken fangen an, irr zu gehen. In jeder Minute jagt es wie ein Wettersturz durch das Chaos des Denkens.

Es zuckt in den Gliedern, und keiner weiß, was es ist, daß wir nicht plötzlich wie wilde Affen an dem Geländer hochzurasen versuchen, um im Franzosenfeuer wie schlappe Säcke herabzuplumpsen.

Unsere Ohren stehen wie große Lauscher über uns, um nach Geräuschen zu schnappen, die Hilfe verheißen könnten ...

Vergeblich betteln unsere Gedanken nach Artillerie, damit sie wenigstens den Park abriegle, um französische Unterstützung nicht zur Parkmauer heranzulassen.

Immer wieder wendet ein anderer scheu und kaum merklich seinen Kopf rückwärts, um Ausschau zu halten nach Unterstützung. Doch nichts tut sich. Es bleibt so leer und eisig ruhig, daß einem das Blut erstarren kann.

Einer fängt plötzlich an, eintönig und traurig vor sich hin zu sprechen, daß wir glauben, er bete. Aber das ist es nicht, was ihn bewegt. Nicht an den Himmel denkt er, sondern an die Rettung durch Kameraden.

„Was haben wir uns eingesetzt für die Andern", so strömt es aus ihm,

„haben den Untergang der gläsernen Brücke und den Fähnrich gerächt, haben Dörfer erobert und Waldränder gestürmt ... Ein Regiment Preußen, das mit der Marne blutigem Wasser getauft war, haben wir befreit ... haben unseren Hauptmann allerersten Grades und unsere beiden Leutnants mit allem, was so an Unteroffizieren und Mannschaften dazu gehört, geopfert ...

Und hier müssen nun unsere letzten Trümmer wie eine Teufelsbande verbluten ... Niemand will uns mehr helfen ... Was ist auch an uns gelegen ... Kroppzeug sind wir, die letzten Ränge nehmen wir ein in der stolzen Armee ... Wir wollen auch gar nichts anderes sein, denn so viele Logen und Sperrsitze kann es gar nicht geben, daß es auch für uns reicht ... Aber so verkommen lassen darf man uns nicht."

Er murmelt es hin, wie ein Verwundeter im Fieber vor sich hinredet.

„Hahaha, immer in Massen auftreten! Steigert Verbrauch der gegnerischen Munition und leiert Geschützrohre aus ... Nasser Hintern und nasser Hinterkopf ... Paris, wo bist du ..."

Es geht zum Schluß, wo er an Paris denkt, mit seinen Worten nahezu zum Weinen über. Und das ist gut, denn so wird er nicht wild und springt nicht auf, um im Geknatter der französischen Gewehre zerfetzt umzusinken.

Keiner hat ihm Ruhe geboten. Ja, als er still ist, da lauschen wir, ob er nicht weiter reden möge. Der Klang von Worten allein schon tut uns gut und schlägt in unseren furchtbaren Zustand der Erstarrung am Boden wie fernher klingendes Leben und frohe Hoffnung auf Rückkehr dahin.

*

Die Stunde vergeht wie jeder Zorn Gottes.

Es kommt die Schwester Nacht, die gut zu uns ist wie eine Mutter. Sie nimmt uns in ihre Arme wie kranke oder böse Buben, die sich den ganzen Tag gezankt haben.

Aber sie muß um viele trauern, die sie vergeblich gerufen hat. Die bleiben tot und steif liegen, wie sie im Grau der Dämmerstunde lagen; es ist denen alles eins, wie gütig auch der Schleier sein mag, denn sie sind in besseren Armen, sie sind aufgehoben wie einst, als sie noch nicht da waren.

So bleiben sie liegen, während wir zurückkriechen.

Ja, es überkommt uns, als ob sie sich wunderten, daß wir das noch tun.

Ist es nicht, als ob sie sagten: da könnt ihr noch weitermachen? Bleibt doch liegen wie wir, es ist so sonderbar gut hier.

Was sollen wir dagegen sagen? Wir wissen nichts mehr.

Aber wie wir hinter unserer lebenden Hecke (alle zehn Meter nur noch ein Mann) nach vorne spähen, zur Parkmauer hin, da bricht es über uns herein mit wilder Macht: Und wenn ihr noch so gut ruht da vorne, bis zur Parkmauer hin verstreut, wir werden den Weg noch einmal machen müssen euretwegen.

So sollt ihr da nicht liegen bleiben.

Wenn uns dieses Land nichts mehr ablassen will, diesen Fetzen werden wir ihm noch abjagen müssen, und wenn wir ihn mit den bloßen Zähnen wegknabbern.

Ihr seid die Reste der einst so stolzen Kompanie, denn was hier von uns noch lungert, ist nichts mehr.

Am Abend noch versuchen zwei, wenigstens den toten Leutnant zu bergen. Einer davon nur kommt zurück, die Hand auf die durchschossene Brust gepreßt. Der andere ist zum toten Leutnant hingesunken.

„Eine Kompanie sollte ganz am Leben bleiben, oder ganz sterben", stöhnt er. „Dann wäre der Krieg nicht so hart."

Wir betten ihn unter ein armseliges Gerüst von Brettern und Säcken, bis die zwei müden Krankenträger ihn abholen werden. Hinter der Hecke ist es, ganz vorne. Davor ist nur noch das Feld unserer Toten. Jetzt, wo er liegt, stöhnt er gar nicht mehr, sondern er wird ruhig und nachsinnend.

Bis die zwei Krankenträger kommen, das dauert ihm gar nicht zu lange. Einen nach dem andern von uns alten Marschierern holt er zu sich, gleichsam wie ein Kommandeur seine Adjutanten. Und so sind wir auch bald zu sechst oder siebt um ihn versammelt, hingekauert im Sitzen oder Liegen, wie es das Zigeunerloch erlaubt, in dem eine Kerze heiliges Licht gibt. Er ist so frohgemut, unser Kamerad mit dem Schuß am Herzen vorbei, und er spricht tief und klar zu uns wie ein Weiser, der zu den Kindern des Todes nach vorne gekommen ist, um sie zu trösten.

„Kinder", sagt er, „was sind das für Schlachten! Wohin sind wir gekommen. Ja, ja, eine Kompanie sollte ganz sterben, oder ganz am Leben bleiben ... nein, da ist nichts zu zweifeln ... früher war das so."

„Früher", ergänzt einer, „suchten sich die Feldherren auch noch die Schlacht-

felder selber aus. Da zogen sie umeinander herum, bis sie ein richtiges hatten ... aber nicht so was."

Er stampft dabei mit seinen Stiefeln in den flandrischen Dreck.

Unser verwundeter Kamerad, der auf die zwei müden Krankenträger wartet, lacht sogar darüber und meint in einem Anflug von besonderer Beschwingtheit, die wie ein himmlisches Leuchten über uns streicht, daß das herrliche Zeiten gewesen seien ... Feldherrnhügel, gutes Wetter, Pulverdampf und zum Schluß, ja, Brüder, zum Schluß den Choral, den sie allesamt so gerne irgendwo einmal angestimmt hätten.

„Wißt ihr", fährt er fort, „daß aber jetzt die Erde zu klein ist für einen solchen Krieg? Wie zwei Reiter in einem Zimmer mit ihren langen Lanzen nur an sich herumstechen und sich derart nur unsäglich quälen können, so ist das jetzt mit dem Krieg. Ja, deshalb geht der Krieg auch nicht auf Erden aus, denn den Choral werden wir nur im Himmel schmettern können."

Der Wind raunt durch die kleine Bude aus Jutesäcken, und unsere Kerze stellt sich wie ein kleines Fähnchen in seine Richtung. Es prasselt dumpf gegen die Säcke von einem Regenschauer, der über das Land jagt. Wir graben unsere Hände tiefer in unsere Hosentaschen und starren auf das Lichtlein, als ob wir es mit unseren Blicken gegen den flandrischen Schauer verteidigen wollten. Der Verwundete lächelt uns und das Licht an.

Die beiden Krankenträger kommen.

Wir denken an unseren Kameraden ... an die zu kleinen Schlachtfelder ... Vor ganz kurzer Zeit noch hatten wir, bevor wir hier zu Lehm wurden, eine französische Kavalleriepatrouille gesehen, die noch Roßschweife an den blitzblanken Helmen hatte ...

Damals war noch Sonne am Himmel. Es war einer der letzten Sonnentage überhaupt gewesen. Jetzt ist nichts mehr von all dem da ... Keine Sonne und kein Roßschweif mehr.

Wir können keine Helme mit langen Roßschweifen mehr gebrauchen, wir Soldaten des Weltkrieges, sondern wir nehmen uns sogar noch die Spitzen von den Pickelhauben.

Was glänzt, wird mit Dreck verschmiert.

Das Schanzzeug und Seitengewehr wird mit Lappen umwickelt, damit es nicht rappelt.

Verklungen sind die Trommeln.

Die Regimentsmusik bläst ihre Märsche nur noch ganz weit hinten, wo keine Granaten hinreichen. Sie blasen jetzt ihren Marsch den Etappenhengsten.

Uns blasen die Posaunen des Jüngsten Gerichts.

Und dieses Schlachtfeld um Ypern hat sich keiner von uns ausgesucht. Kein Kaiser, kein König und kein Soldat.

In diesem nassen Dreck kriecht sogar noch nicht einmal ein Käfer herum. Das bleibt von allen großen und kleinen Kreaturen auf dieser Erde nur uns vorbehalten.

Mit zehn Meter Zwischenraum krabbeln und lungern wir da herum.

Wir sind nicht mehr viel.

Damit läßt sich nichts mehr anfangen.

Und so kommt es am folgenden Abend zu uns:

Ablösung!

Ein Wort in dieser Verbindung ganz neu.

Wir liegen in einer Schlacht.

Schlacht in Flandern. Schlacht um Ypern. Dahinter soll Paris liegen. So sagt man. Wir wissen es nicht.

Eine Schlacht tobt. Es rauscht in den Lüften, braust aus der Erde und wühlt in der Erde.

Jede Seele, soweit sie noch einen Körper hat, wühlt mit.

Und da werden wir abgelöst!

Was soll das bedeuten.

Mitten in der Arbeit müssen wir den Hammer hinwerfen.

Wir sind nicht mehr viel.

Bei aller Notwendigkeit der Ruhe macht uns diese Ablösung Sorgen.

Denn damit geschieht etwas Neues. Eine Wendung tritt ein.

Wir sind nicht böse um die Ruhe. Nein, gar nicht.

Aber wir finden eine Schlacht mit Ablösung entstehen.

Eine Neugeburt vollzieht sich.

Der Krieg wird häßliche Formen annehmen.

Der Schwung in unseren Knochen wird einrosten.

Unsere Stiefel, die lieblichen Knobelbecher, werden den Marschrhythmus verlieren. Wir werden sie nicht mehr gegen die Wand zu stellen brauchen.

Trösten werden wir sie müssen, da es aus ist mit dem Sprung über

Felder und Wiesen. Und oben umwickeln werden wir sie, damit das flandrische Wasser sie nicht von innen faßt, wenn es über die Ränder laufen will.

Und mitten in all diesen heimlichen Auseinandersetzungen, um die niemand weiß als unser trauriges Herze, da kommt er frisch rasiert und mit geleckten Uniformen, der Ersatz aus der Heimat.

Ersatzreservisten mit dicken Bäuchen dabei und Freiwillige mit Faust und Bibel. Männer von Frauen ... und Kinder von Müttern.

Kinder Gottes alle miteinander, wenn wir den Worten des Feldgeistlichen Glauben schenken dürfen oder wollen.

Lecker sehen die Jungen aus, denn ihre Augen strahlen.

Sie denken weniger an die Mädchen als die anderen, von denen die meisten schon Frauen und Kinder haben.

Dafür interessiert sie mehr das da vorne, von woher es brodelt und rumort. Sie träumen von Feldwachen in Bauernhöfen, als ob das so eine Art Kasernenwache wäre mit einem Posten vor Gewehr davor, der schnell hintereinander schießt, wenn die feindliche Seite sich in Bewegung setzt und „Gefahr im Verzug ist".

Ach ihr armen Jungens!

Sie schnattern und zwitschern wie junge Vögel im Frühling, denn sie fühlen den duftigen Wind des Abenteuers um ihre jungen Flügel.

Für sie ist der Krieg noch ein Rausch, der sie in Eile zum Mann und zum Helden befördert.

Noch vor wenigen Wochen konnten sie kaum richtig ins Wirtshaus gehen; wenn auch die Erlaubnis da war, so fehlte doch das Geld. Beim Schafskopp, dem interessanten Kartenspiel, durften sie höchstens zugucken. Des Sonntags mußten sie noch zur Kirche gehen, weil die Mutter sehr darauf achtete. Und Wochentag abends war nur die Wache vorm Hoftor erlaubt ...

Die Mädchen ihres Alters gehörten bereits Älteren, und wenn einer es doch einmal wagte, anzubändeln, dann setzte es leicht Ohrfeigen ab. Und die jüngeren Mädchen, die für ihren Jahrgang reserviert waren, hatten noch glatte Brüste und stelzige Beine.

Und jetzt leben sie plötzlich unter Männern, über die die Zeitungen der Welt schreiben, und die über Generäle knottern.

Noch dürfen sie nicht „Du" zum Unteroffizier sagen. Aber es liegt in der Luft, daß diese Seligkeit ihnen schon im ersten Schießen blühen werde.

Und im Krieg hat sich solche Gelegenheit schnell.

Wieder geht es gegen die Parkmauer an.

Fünfzehner und Einundzwanziger fahren schon bei ihr nieder, daß die Brocken weit über die lebenden Hecken surren, hinter denen wir liegen.

Haben uns unsere Heinzelmänner verlassen, so soll es die brave Barbara schaffen. Man muß ihren dicken Fäusten nur Zeit lassen zum Nachkommen, dann haut sie schon rassig zu.

So, wie sie es jetzt tut.

Aber auch von drüben tut sich was. Das ist nicht von Pappe.

Der Farbenwechsel ist wieder in voller Blüte.

Die rosigen Jungensgesichter machen alle Farbtönungen durch. Aber auch die älteren Ersatzreservisten haben allerhand Schattierungen in Vorrat.

Noch am Abend haben die Jungens geflüstert: „Wir dürfen ein Schloß stürmen."

Und jetzt schon, am trüben Morgen, sind ihnen alle Schlösser der Welt schnurz.

Was nützen auch Stürme auf Schlösser, wenn man nachher doch nicht das teuer erkaufte Erbe antreten darf, und wenn man nur Schloßherr sein kann, solange man dagegen angeht.

Aber schimpft nicht, Brüder der Heckengemeinde! Die in Schlössern wohnen, haben sie nie selbst gestürmt. Das taten die Ahnen für sie. Solche Ahnen dürft ihr vielleicht werden. Seid stolz, ein Ahne werden zu können, denn einer von ihnen wiegt mehr als ein Dutzend Nachfahren.

Doch tapfer müßt ihr euch halten, denn nicht leicht kommt man zu einem Schloß. Ein Schloß ist Treppenstufe zum Himmel. Wohl denen, die auf der Stufe Rast machen.

Und jetzt ist die Stunde des Schlosses.

Wild jagt die Reihe hoch.

Tief gebuckelt stapft es durch den Schlamm der Felder.

Es hackt der Tod. Es heult der Satan.

Zuerst werfen sie sich sogleich wieder hin, die Jungens, und neue Alte dazu. Verdammt viel Grund dazu haben sie, denn es schießt. Und nicht wenig. Würden den Dreck und die Rüben und das Karnuckelleben darin und den schmierigen Dreck am Gewande allen Schlössern auf der Erde und im Himmel vorziehen.

Aber dann sehen sie auf einmal, daß da welche weiterstiefeln, gebückt und ruhig, fast müde.

Wie sagenhafte Geister wandeln sie vor ihnen dahin. Zerschlissenes Grau und leerer Tornister daran. Ab und zu sinkt einer nieder. Keiner schaut rückwärts. Es sind die Männer, die wenigen, der alten Schlachten, die Männer, die Lücken um sich gewöhnt und zufrieden sind, wenn sie nur da oder dort ein neues Grau neben sich schimmern sehen.

Es sind die, die darum wissen: einmal muß es geschehen.

Sie haben das Schloß schon fest im Besitz, mit ihren Sinnen. In ihren Gedanken steht es, auf Erden oder im Himmel.

Nichts mehr kann ihnen also passieren. So oder so kommt das Schloß zu ihnen, kommen sie zum Schloß.

Müde ziehen sie schloßwärts. Hin und wieder schießt einer im Stehen.

Das sind aber alles kaum mehr als zwanzig Schritte in einer Schlacht, dieser Sprung hinter der Hecke hervor, das Hinwerfen und das Weiterstapfen des alten Grau, mit neuem vermischt.

Da fängt es schon an, das Schloß, um die Gedanken der Zagen zu schwingen und zu spielen. Da wächst es zu ihnen her von denen, die da vor ihnen wandeln. Noch zuckt ihr Herze wild und gierig. Noch peitscht es ihnen die Wangen rot und weiß in jähem Wechsel.

Aber schon rast einer hoch und zappelt durch den Dreck zur scheinbar müden Schloßgruppe hin.

Noch fingern zittrige Hände am Gewehrschloß hin und her, um zwischen den Lücken hindurch auf manchmal sichtbare Franzosen zu schießen. Noch schreit es in ihnen zu dieser kleinen, kühlen Waffe hin, die ihnen noch vor wenigen Stunden ihre Kraft und wilde Gewalt schien, mit der man sich gegen alle Schrecken des Krieges helfen könnte ...

Und schon zappeln neue Gestalten hoch, wachsen gleichsam aus der traurigen Erde heraus wie Heckengespenster.

Und endlich ist das Schloß bei allen, ist es ihr Wille und ihr Gebot.

Jetzt sind sie eine gut gegliederte und tiefgestaffelte Linie, als hätte der Herr General sie selbst aus der hohlen Hand heraus hingestreut, wohl gegliedert und geordnet, wie das den besten Eindruck auf einen Gegner macht.

Ihr braucht nicht zu sehr zu rennen, liebe Jungens. Wir kennen das und nehmen euch das nicht übel.

Wir wußten, daß ihr gleich nachkommen werdet, und daß der Abstand von uns je länger desto mehr euch ansaugen werde wie ein Vakuum.

Braucht nicht gar vor uns hinauszuschnellen, als wolltet ihr das gutmachen. Spring einer so mit einem Satz in die Schlacht um Ypern hinein, ohne Fähnrichshof und ohne Waldränder, so ganz ohne Übergang direkt vor den falschen Waldrand mit einer hohen Parkmauer und vielen grauen Toten davor, und sage euch dann noch ein böses Wort. Das wird ihm in der Kehle stecken bleiben vor lauter eigener Angst um das Schloß.

Bettle einer noch vor wenigen Wochen die Mutter um heimliches Sonntagsgeld, von dem der Vater nichts wissen darf, an, trage noch den Geburtsschein bei sich, wenn er sich in das Wirtshaus wagt, und jage dann so aus dem Heckenloch heraus gegen eine Parkmauer, so wird er sich wundern, was ihr für Kerle geworden seid über Nacht.

Eine Parkmauer um ein Schloß ist in Friedenszeiten schon etwas Unheimliches. Man wittert dahinter fremde, fast feindliche Welt. Man denkt an geschniegelte Herrchens, die einen übersehen, und an feine Fräuleins, die einen in Verlegenheit bringen können, daß man am liebsten in den Boden versinken möchte.

Eine Parkmauer um ein Schloß in Kriegszeiten ist noch etwas ganz anderes. Die Feindseligkeit dahinter ist ganz offenkundig. Und die Unheimlichkeit um die große Frage: Wie wird das Schloß sein und welcher Drache mag darin hausen? macht einen vorsichtig oder leichtsinnig.

Uns alte Männer macht es vorsichtig. Unsere jungen, frischgebackenen Helden aber werden leichtsinnig.

Hat uns die gute Barbara den Park zum freien Eintritt geöffnet, so darf das noch lange nicht heißen, daß nun auch das Schloß unser gehört. So leicht erwirbt man kein Schloß, liebe Jungens.

Nein, verdammt und verflucht, nein.

Was nützen unsere Schreie und unser Gezeter in dem Höllenlärm. Es ist, als ob die alten stolzen Parkbäume, zwischen denen wir bereits hinter den Franzmännern hersausen, alles verschluckten, als ob sie gegen uns stünden, um denen zu helfen, deren Sprache sie gewöhnt sind.

Sie laufen, die Jungens, aus dem Park heraus auf die Wiese, auf die Scheinwiese, die noch die herrschaftsmäßige Frisur trägt, und glauben, das Schloß sei bereits ihnen.

Doch die Fenster haben Gewehre und Todesmühlen, die hausen gegen den Park her, daß die Stämme knallen von den Einschlägen, als schössen sie mit den Franzosen um die Wette gegen uns.

Was nützt es, daß wir uns schnell hinter diese Bäume schlagen und von da den Tod leichtsinnigen Franzosen in Brust und Kopf jagen.

Es wird, so, schnell still mit dem wohlgezielten Feuer aus den Fenstern.

Aber mancher von unseren Jungens liegt bereits da draußen und verzuckt sein junges, braves Leben.

Es wird schnell still mit dem wohlgezielten Feuer der Franzosen. Aber mancher unserer guten Jungens liegt da draußen auf der Wiese und ruft, verwundet, um Hilfe.

Stellt euch tot, Jungens, stellt euch tot.

Wir kennen das.

Nicht zurückkriechen! Es gibt Schweinehunde unter Feinden.

Wir halten Wache gegen Fenster bis zum Abend und wenn die Hölle gegen uns sein würde.

Wir liegen im Anschlag hinterm Baum und verpassen jedem eine im Schloß, der durch ein Fenster schnüffelt.

Ja, was sind das für Jungens. Hat da einer seinen Helm auf der Wiese verloren und will jetzt hinausrennen, ihn zu holen. Aber er hat Glück in seinem Leben, denn hinter einem Baum hervor rudert ihm ein Arm mit einer mächtigen Hand gegen die Halsbinde, daß er sich rückwärts in das bißchen Gebüsch wie aus der Krone gefallen hinsetzt.

Sicher würde ein Kammerunteroffizier den braven Burschen auf das Gewissen gekriegt haben. Sie wissen nicht, diese Herren, was sie alles anstellen können, da hinten in den Dachböden der Kasernen. Hat vielleicht dem Jungen den Helm wie einen Kreisel über dem Kopf gedreht und gebrüllt: der paßt ausgezeichnet! Wasserkopfgröße auf Köpfchen wie Holzfällerfaust.

Auch der Kleine, der da weint, weil ihm eine Kugel seinen Gewehrkolben zerschlagen hat, ist tief durchdrungen von der Treue zu seinem transportablen Soldatenvermögen, in diesem Falle zu seiner Braut, wie sie das Gewehr in der Kaserne ehrenhalber nennen.

Nun will er gar noch mit diesem mißhandelten Gewehr Franzosen kaputt machen. Will damit schießen und ahnt nicht, daß ihm der spitze Rest des Kolbens wie ein Beil in die Schulter hauen würde. Vermutlich hat er nie scharf

geschossen bis jetzt. Wenn er an dem Tag des Scharfschießens gerade gefehlt hat, mag das schon möglich sein.

Es hat doch zu sehr pressiert mit dem Feld. Ihnen und dem Herrn General.

Und jetzt schlägt ihm einer die verstümmelte Braut aus den Händen und jagt ihn zurück ins Dickicht, sich eine neue zu suchen.

Das spielt sich alles hinter den Bäumen ab, etwas tiefer schon im Park.

Richtige Bräute dürfte es da in Friedenszeiten kaum gegeben haben. Ein Schloß wie dieses da vorne hat so viele heimliche Unterschlupfe, daß man Blätter und Moos und durchsichtige Sträucherwand erst gar nicht aufzusuchen brauchte. Da konnte einer mit einer Braut leben, ohne daß der Vater, der Schloßherr, etwas davon merkte. Er konnte sich sogar in Gegenwart des Schloßherrn von der Braut das Essen servieren lassen, wenn sie nur ein weißes Häubchen aufsetzte.

Aber diese Braut, die der Kleine jetzt sucht, ist schon da. Allerorts liegt eine. Aber mitunter liegt einer dabei, der sich nicht mehr rührt, so daß der Kleine auf einmal gar nicht mehr bange ist um all das, was da ist mit dem Gewehr und dem Helm und all den heiligen Dingen des Herrn Feldwebel.

Da wischt er sich mit dem schmutzigen Handrücken die Äuglein trocken, daß es noch tagelang davon verschmiert ist, das goldige Rotzbubengesicht, dann schneuzt er sich kräftig die Nase durch die Finger ... und der Herr Feldwebel mit all seinen Anschnauzern um Brotbeutel, eisernen Bestand und Gott weiß was noch ist ihm wie ein alter böser Onkel, gewissermaßen zwischen den knallenden Bäumen hier, eines unrühmlichen Todes Monate vor ihm, dem Jungen selbst, gestorben. Von jetzt an wird er es hinten bis an sein Lebensende leicht haben.

Und frohgemut streicht er, der neue Mann, durch das Gebüsch nach vorne und späht zwischen Sträuchern hindurch, immer mit einem Baum als Deckung, nach den Fenstern der Franzosen.

Der Leutnant, der mit ihnen zur Kompanie als neuer Führer gekommen ist, pirscht gerade durch die Deckung und macht sich anscheinend schwere Sorgen um das Schloß.

Leutnants müssen sich immer Sorge machen, denn sie wollen einem Hauptmann in nichts nachstehen.

Der Leutnant ist kaum viel älter als unser neuer Mann mit dem goldigen Rotzbubengesicht.

Das sieht man ihm sogleich an, als er den Altersgenossen mit seiner neuen Flinte dahertürmen sieht, denn er fuchtelt mit den Armen und brüllt unseren Jungen an, während es sich ringsum nur so mit dem Knallen hat.

Aber unser Junge ist gerade soeben mit dem Feldwebel ins Reine gekommen und schlägt daher sein Gewehr gegen ein Fenster an, indem er dem Leutnant nur so ganz gnädig zublinzelt, damit der ruhig stehen bleibe.

Der tut es auch sogleich. Und schon knallt die gefundene Flinte zu einem Fenster hin. Und ein Franzosenkopf samt Gewehr verschwindet.

Unser Hauptmann würde jetzt dem Jungen auf die Schulter getippt und gesagt haben: brav gemacht, mein Junge!

Aber unser neuer Leutnant hat noch kein Haupt auf der jungen stolzen Brust und er sagt daher nur: schlecht geschossen! ... und pirscht weiter.

Doch auch der schlechte Schuß hat ihm zumindest heile Glieder gerettet.

Einen Kopf hat er allerdings, der Leutnant, denn es sind viele Sorgen über der Brust, die Sorgen um das Schloß, das für einen feschen Leutnant gerade recht sein würde.

Wie soll er dieses Schloß sich aneignen können, wo ihm so viel böser Wille daraus entgegenschlägt!

Wir Alten sehen ihm das an. Wir ersehen das aus der ganzen Haltung. Zwar schaut sein niedlicher Buckel aus, als ob er gebeugt sei. Aber das ist eine Täuschung. Der feldgraue Rock, aus der Kammer gefaßt und vom Kompanieschneider, dem Allerweltspfuscher, etwas zurecht gemacht, hat hinten noch zuviel Stoff. Ein Glück hat der Mäckmäckmäck gehabt, daß die Spiegel für Rückenansicht nicht zum Bestand einer Bagage gehören. Im hohen Bogen wäre der Schneidermeister zur Front geflogen oder eher gekrochen, hätte der Leutnant das wahrgenommen. So darf man einen königlichen Leutnant nun doch nicht verunzieren, daß er einen Luftbuckel hat, der wie eine große Sorge aussieht und doch nur zuviel Stoff ist.

Vielleicht hat der Nadelmeister aber auch nur daran gedacht, daß man sich an der Front viel bücken müsse, auch wenn man ein noch so stolzer Leutnant sei. Und hat deshalb viel Spielraum am Stoffrücken gelassen.

Von den Sorgen des Leutnants hat er nichts geahnt. Das können Schneider nicht wissen, die auch im Krieg die Beine unter- und übereinandergeschlagen haben und sich nicht schämen, anstatt mit dem Bajonett nur mit der Nadel herumzustechen, obwohl sie stolz den Rock der Infantrie tragen.

Der Leutnant späht immer wieder nach dem Schloß.

Kein Mensch weiß, was er im Sinne hat. Sicher weiß er es selbst nicht, denn an einem solchen giftigen Schloß zerschellen alle Gedanken.

Wenn ihn auch kein Franzmann mehr erspäht, ein Junge da draußen erspäht ihn doch, den Herrn Leutnant. Sei es, daß er glaubt, dieser könne ihm helfen, sei es etwas anderes, was den Jungen bewegt, und von dem niemand etwas wissen kann, der sich nicht auf der Schloßwiese tot zu stellen hat, kurz und gut, der Junge versucht sich aufzurichten, als habe er Meldung vor seinem Führer auch in dieser Position zu machen.

Er tut es, wie er so mit dem Kopf zu den Bäumen her liegt, als wolle er wenigstens die Arme stramm stehen lassen, so schnell und gerade richtet er sich auf ihnen mit gewölbtem Oberkörper hoch. Und als wolle er melden: „Auf Posten nichts Neues!", so springen seine Blicke mit Leuchten zu dem jungen Kompanieführer hinter den herbstlichen Blättern des Holunderbusches her.

Das ist aber nur eine Sekunde lang. Dann knicken ihm die Arme zusammen und schieben sich in der Richtung zu uns her. Dabei winkeln sie sich mit letzter Bewegung ab, und der müde junge Kopf mit dem kurzgeschorenen dunkelbraunen Haar, durch das eine blendend weiße Kopfhaut leuchtet, sinkt auf die Unterarme. Noch zwei- oder dreimal pendelt der Kopf hin und her, dann ist es aus mit dem Totstellen.

Einer flucht hinter dem Baum. Ein anderer schießt wild in ein Fenster. Und wieder einer schüttelt den Kopf zum Leutnant hin als wolle er sagen:

Der junge Knirps meinte, der Herr Leutnant hätte ihm das übel genommen, mit dem Totstellen.

Der Leutnant bewegt die Lippen, als ob er leise vor sich hin schimpfe. Dann sagt er laut hinter seiner Ulme hervor zu dem Nachbarn, einem Eichenbaum:

„Man soll mit dem Tod, dem heiligen Gericht Gottes nicht Frevel treiben! Wer würde so sagen?"

„Der dicke Feldgeistliche, Herr Leutnant."

„Und warum würde der so sagen?"

„Weil er sich einen Gott zurecht gemacht hat, der ihm besonders gut gesinnt ist."

Da lacht der Leutnant, so jung er auch ist, so tief und laut, daß man glauben könnte, das sei die Ulme selber, in die das Lachen gefahren ist.

Der Eichbaum lacht mit. Fast so tief dröhnt es, wie das Lachen von der Ulme her. Und dann spricht die Eiche:

„Als der Pfarrer in den Dreck fiel, da freute sich mancher. Kohldampf war unter uns und das Pferd, eben von dem Schrapnell, das den Pfarrer verschonte, getötet, gab uns saftigen Braten. Der Pfarrer schaute mit frommen Augen zum Himmel und meinte, daß ihn Gott wunderbar errettet habe."

So ist der arme Pfarrer plötzlich unter uns, nach einem Sturm auf und durch einen Park und vor einem Schloß mit bösen Fenstern.

Es ist etwas ruhig geworden, nach diesem Spuk; vielleicht daß alle, nah und fern, etwas an den Pfarrer denken, der solche Vorzugsstellung unter den Menschen einnimmt. Es schießt gar nicht mehr. Nur Granaten rauschen über uns dahin und versinken in der Ferne mit dumpfem Gedröhn.

Die Ulme sagt: „Der Herr Pfarrer weiß, daß in seiner Nähe die Schrapnellkugeln Gott eigenhändig lenkt."

„Ja", macht die Eiche und ein Arm zeigt an ihr zum Himmel, „aber die da über uns rauschen oder zu uns gehen, werden nur von Artilleriebeobachtern gelenkt."

„Wir beten zu wenig."

„O, wenn es darauf ankäme, so beteten alle Soldaten Tag und Nacht, Herr Leutnant."

„Dann hätten alle Feldherren den Krieg bereits verloren."

„Und wir gewonnen ... aber nein, das geht ja gar nicht. Dann würden die Parteien im Beten immer lauter werden, weil jeder den anderen beim lieben Gott übertrumpfen wollte. Das Beten würde zum Schreien, bis sie sich gegenseitig zu Tode gebrüllt haben würden. Nein, es ist alles Unsinn. Nur im Unsinn steckt der letzte Sinn. Uns bleibt nichts als zu kämpfen und aufzupassen."

Höllisch aufpassen müssen wir jetzt, damit sie keinen von unseren verwundeten Jungens mehr da vorne abschießen. Wir sind jetzt die Augen des höchsten Gerichts und retten und strafen, wobei wir uns natürlich sakrisch vorsehen müssen, daß wir selbst keine Not leiden.

Nur hinter ganz dicken Bäumen dürfen wir stehen. Durch die dünneren Stämme, oder auch durch die mittleren Ulmen gehen die Stahlbohrer der Franzosen hindurch. Also muß man sich hinter diesen auf dem Boden ausstrecken. Es schießt sich da viel schwerer und weniger rasch.

Und dann muß man sich einen kleinen grünen Zweig vor das Gesicht binden. Das hilft hier auch besser gegen die Franzosenkugel als jedes Gebet.

Es ist ein langer, langer Tag so, mit all dem vielen Aufpassen, Sorgen und Sinnieren.

Der Leutnant streicht immer wieder hinter den Baumstämmen einher und späht nach dem Schloß. Legt man noch unsere Lust, in dieses Schloß zu kommen, ihm wie eine gierige Mähne um das Haupt, dann ist er ein blutrünstiger Löwe, der hinter gewaltigen Eisenstäben nach Freiheit und Wildheit lechzt. So streicht er hinter den Baumstämmen, die wie ein Löwenkäfig sind, umher.

Er träumt, wenn er dabei stehen bleibt und lauscht, sicher wie wir von Pionieren, die diese Fassade sprengen könnten, am Abend oder in der Nacht, da für uns nur die andere Fassade, die gen Westen geht, heil zu bleiben brauchte. So bescheiden sind wir in unseren Ansprüchen auf ein Schloß. Mit einer Fassade würden wir schon zufrieden sein, notfalls auch nur mit den Kellergewölben und viel Schutt und Gestein darüber.

Es geht langsam nur noch vorwärts. Ausgeschwungen sind die langen Schritte nach Paris hin.

Mühsam geht es um Hecken, Gehöfte und hier auch um ein Schloß. Tausend Schritte vorwärts sind hier Tagewerke.

Ringsum brodelt und zuckt es in weitem Bogen.

Der Himmel ist endlos grau und will es auch bleiben. Warum sollte er jetzt aus seiner Gewohnheit kommen, nur weil wir hier sind und von hier aus nach Paris wollen?

Paris! Was ist das?

Ist es ein Märchen oder nur ein Traum?

Unser Weg dahin scheint ein großer Umweg zu werden. Wenn wir überhaupt noch auf dem richtigen Weg sind.

Ist es nicht, als liege auf einmal etwas Ungeheures dazwischen. Ein großer Berg, oder eine Barrikade, wie von Urgestein gemeißelt!

Oder als flute ein Meer davor mit unendlich weiten Flächen, darauf wir einsam ertrinken können.

Hat dieser Kontinent nicht in wenigen Wochen sein Antlitz so geändert, daß alle Karten und Berechnungen falsch sind!

Ist nicht ein großes Meer eingeschoben worden, auf dem wie ein gewaltiges stählernes Bollwerk von Schlachtschiff eine Insel treibt, die England heißt?

Wir spüren so etwas, wie es mit langen Schiffsgeschützen gegen uns geht, die ganz aus der Ferne her ihre Meldungen krachend bei uns niedergehen lassen.

Wenn wir dieses stählerne Bollwerk mit seinen Schiffsgeschützen nicht unter Wasser bringen, dann ist es hier mit dem Weg nach Paris nichts.

Was nützen uns da die wenigen Zweiundvierziger, die in hohem Bogen über uns dahinziehen! Das Bollwerk macht es nicht mit der Höhe, es macht es mit der Weite.

Aus seinen Rohren schießt die Weite der ganzen Erde.

Uns schützt vor ihnen zunächst das Schloß in Flandern.

Aber hinter diesem Schloß können wir nicht bleiben.

Es wird indessen immer ruhiger um das Schloß. Die Franzosen darin werden bequemer und lassen sich manchmal schon sehr leichtsinnig in den Fenstern sehen. Wir selbst sind angewiesen, ihre Sorglosigkeit nicht zu stören, es sei denn, daß einer Böses im Sinne hat. So schläft unser Parkrand nach und nach ein wie ein Waldrand zur Mainacht.

Mit dem Rücken gegen die Baumstämme gelehnt lungern wir herum, und immer wieder müssen wir uns aufraffen zur Wacht für die draußen, denen der Tod ins Genick springen wird, wenn sie vergessen würden, daß sie für das Schloß tot zu sein haben.

Wie die Schlangen kriechen wir im Gebüsch und hohen Gras herum, denn wo unruhige Geister wie wir hier beisammen sind, da regt sich immer wieder etwas. Natürlich macht auch jeder sein Nickerchen, wo und sobald es geht.

Aber einer ist da, den hat das Schloß auch in diesen Stunden. Und das ist der niedliche Leutnant. Er hat etwas in seinem Köpfchen, das treibt ihn hin und her. Es ist eine mächtige Gaube, die mitten über der pompösen Vorfahrt hoch am Dache klebt. Es ist immer wieder, als ob in dem Dunkel des Hintergrundes ihrer zerschossenen Fenster sich etwas bewege. Bald steht es da wie ein zarter Hauch von Rosa, bald zieht es langsam vorüber wie ein mechanisch bewegter Fleck.

Der Leutnant wird sich denken können, was es ist, da er sich damit so eingehend beschäftigt. Denn immer hat er das Gewehr schußbereit. Aber als er es genau weiß, da wird er ganz aufgeregt und holt sich den besten Schützen von uns Alten herzu.

Der rosa Fleck ist das Gesicht des Majors, des Herrn in diesem Schloß. Und trotzdem ist er halt auch nur ein Infantrist, der leichtsinnig wird, wenn sich am Parkrand aber auch gar nichts mehr zu regen scheint.

Immer wieder rückt er in die Öffnung, jetzt schon deutlich als hoher Herr erkennbar, denn solche schöne Mützen, wie er eine auf hat, gibt es sonst in der ganzen Welt nicht mehr, so daß man sofort weiß, daß die Dachgaube sehr feinen und hohen Besuch hat.

Immer wieder steht er da für Sekunden in der Bahn des Todes.

Wie ein unsichtbarer Strahl streicht es ihm ständig über das rötliche und hausbackene Antlitz. Aber das genügt nicht, denn abgesehen davon, daß auch die Brust herzu soll (so will es der Leutnant, damit einer seinen Tod gegen das Haupt und der andere gegen das Herz schnellen kann), so will der Leutnant auch noch warten. Der Leutnant fiebert mit der Zeit um die Wette. Er ringt mit ihr in unsichtbarer Weise, damit sie schneller vergehe, die Zeit aber stemmt sich dagegen wie ein störrischer Bock.

Wieder einmal soll es um vier Uhr des Nachmittags losgehen.

Orkanartiger Feuerüberfall auf das Schloß und nach ganzen zehn Minuten Generalsturm (ohne General natürlich).

Der Leutnant will sich bis zu diesem Zeitpunkt den Major aufheben. Deshalb hat er es so sehr mit der Zeit und bekommt ganz rote Bäckchen unter dem Flaum zwischen Ohr und Nase.

Aber er wird es nicht mehr lange aushalten können, denn schon taumelt manchmal das Fenster wie ein großes riesiges Maul zu ihm her, als ob es ihn verschlingen wolle. Darin tanzt ihm ein Mensch entgegen, der nichts mehr mit dem Major gemein hat, sondern sogar mitunter tut, als möchte er vor dem Leutnant schön tun, damit ihm nichts geschehe, oder als wolle er ihn gar wie einen lieben Sohn umarmen.

In diesem Augenblick wird es dem Leutnant schwarz vor den Augen, und er muß stöhnend das Gewehr absetzen. Er hat, bei Gott, kein Mitleid mit dem Major, denn der ist so sehr auf seinen Besitz versessen, daß der Leutnant die bösen Augen des Majors glaubt funkeln zu sehen. Nein, es ist die Gewalt der Spannung, die ihn an dem Rande des Wahnsinns dahinschleift.

Er will beides, der Leutnant.

Er will die Sekunde des Orkans und den Tod des Majors beisammen haben. Das würde größte Verwirrung im Schlosse schaffen. Da er dadurch

seine Sinne und seinen halben Willen so grausam vor der kalten Berechnung beugt, deshalb zermahlt es ihn innerlich so sehr.

Es ist der Tod selber, der in ihm herumwürgt.

Der Schütze daneben hat es viel leichter. Er hat schon so viele totgeschossen, daß es ihm auf einen weniger, in diesem Falle den Major, nicht ankommt. Er hält überdies von einem Major nicht so viel wie der Herr Leutnant.

Er denkt darüber hinaus wie so viele von uns, die wissen, daß es irgendwo ein Schloß schon sein wird, das uns zu eigen wird, hier auf Erden oder im Himmel droben ...

Doch die vierte Stunde des Nachmittags geht zu Ende, und mit dem ersten Getöse der aufzuckenden Geschütze erscheint der Major groß und breit am Fenster, wie es der Leutnant nicht besser hat wünschen können.

Und es schoß nicht einer oder zwei, sondern es schossen zehn gleichzeitig, daß vielfacher Tod durch den Major und den jungen Herrn neben ihm hindurchfuhr.

Die Hölle brüllt auf.

Es hämmert gegen das Schloß und um es herum. Es trommelt ein Riese mit gewaltigen Fäusten gegen die todbewehrten Pforten des Schlosses, daß die Steinbrocken bis zu uns fliegen, und es wühlt sich eine Feldkanone bis zu uns her, um ihre schlanken Giftzähne aus nächster Nähe in den Leib des Schlosses zu schlagen.

Überraschend stoßen sie dann, zehn nach Vier, rechts und links von uns um das Schloß herum vor, und ebenso flink brechen wir wie zappelnde Ratten durch die Löcher und Lücken der Fassade ein.

Die Feldkanone hat es manchen braven Kanonier gekostet, damit wir in ein Schloß kommen konnten.

Und uns kostet es Minuten grausigster Kämpfe und was damit an Abgang von Kameraden durch Bajonette und Schüsse verbunden ist.

Gerade stürmt sie aus den Kellern hoch, die Bereitschaft, als wir durch die Trümmer torkeln.

Unseren Leutnant erwischen zwei wilde schwarze Hände an der Gurgel, die sich erst lösen, als ein Seitengewehr durch den Neger durch und durch gefahren ist. Aber es weckt den jungen Leutnant nicht mehr auf.

Bei uns hält sich nichts mehr. Kein Hauptmann und kein Leutnant. Was ist das ein Elend.

Das Würgen geht durch das Schloß wie eine tolle Hetzjagd. Es knallen die großen schweren Türen lauter als Schüsse. Es schreit durch die Hallen und Flure grimmiger als ein Sturm brüllen kann.

Und es fallen die Menschen schneller, als sie ein Schnitter Tod fällen kann.

Wäre nicht im letzten Augenblick ein neuer Stoß Grau wie ein eisiger Wind durch die Lücken gegen die Franzosen gestoßen, der Tod allein wäre Herrscher im Schloß geblieben.

So aber wird es unser, und wir bauen uns nun, kaum zu Atem kommend, an unserer Fassade auf, die gen Ypern weist.

Wahrhaftig, da hinten liegt es im Dämmer des versinkenden Lichts.

Da ist sie, die Stadt in Flandern.

Wie trunken stieren wir zu ihr hin und wissen nicht warum ...

Aber es ist keine Zeit da. Denn schon brüllt es unten gegen uns an. Stampft zuckend gegen uns her.

Unsere Maschinengewehre tacken und unsere Gewehrläufe zucken.

Hilferufe gellen von unten zu uns in die Fenster. Rufe verwundeter Franzosen, die im vergeblichen Gegenstoß untergehen.

Und dann kommt der Abend. Es ist Zeit für ihn.

So spät ist selten ein Abend über den Tag gekommen.

Und so müde und sich selbst bis zum Erbrechen überdrüssig ist nie ein Tag hinweggestiegen.

Und so viele Jungens sind selten an einem Tage zum Manne geworden und noch am gleichen Tag, voll tiefer Trauer in den so jungen Gesichtern, hinübergegangen ... wie an diesem Tag in Flandern, wo es Hecke auf und Hecke ab, Hügel auf und Hügel ab gestürmt hat mit Wirbel und Tanz wie am jüngsten Tag ...

Da bleibt von alledem, was nun noch um dieses Schloß ist, nicht mehr viel zu berichten. Das ist alles so arm und so schmerzlich, daß keiner mehr davon wissen soll als die, die dabei sind.

Aber wie es diesem Schloß ergangen ist, noch in derselben Nacht, das gehört noch hierher.

Mitten aus dem Packen und Räumen und manche schon mitten aus dem Schlaf reißt uns da ein Alarm. Sollte das Schloß unser gehören, wollten wir es uns auch zurechtmachen. Zuerst wollten natürlich die Flinten und Maschinengewehre ihre bequemste Lage für alle Fälle haben. Dann die Schützen an den

Fenstern und schließlich wir selber. Auch die Gänge, Hallen und Säle sollten zu eiligem Lauf in allen Richtungen freigelegt werden.

Doch wir sind noch lange nicht bei uns selbst angelangt, als der Alarm kommt und uns hinausjagt über die Wiese und weit in den Park zurück, den wir so brav erobert haben.

Wir liegen frierend und erschauernd im feuchten Gras, als es wieder einmal über uns hinwegfährt, dieses Mal, daß die Bäume rauschen wie von Geisterhand gerüttelt, daß dürre Äste herunterpoltern und es kracht und knattert von weit und nah fallenden Brocken.

Dann haben wir unsere Ruhe bis zum grauen Morgen, der nicht lange auf sich warten läßt. Wir ziehen jetzt leichter als am Tage den Weg durch den Park zum Schlosse hin, wenn auch unsere Beine kaum noch mitmarschieren wollen. Wir stolpern viel im Halbdunkel und schimpfen auf unsere steifen Beine. Auf der Wiese erkennen wir erst, daß es Gesteinstrümmer sind, die uns stolpern machen ... daß unser Schloß nicht mehr ist.

Ein wüster Trümmerhaufen, in Flandern ein Berg zu nennen, ist von ihm geblieben.

Wer das Schloß gesprengt hat, ob Freund ob Feind, das wissen wir nicht. Es ist auch besser so. Da kann nicht viel geschimpft werden.

Infantristen dürfen nicht in Schlössern wohnen. Auch wenn man nicht an Granaten denkt, die sich leicht zu Schlössern hinfinden, so ist das Wohnen von Infantristen in Schlössern doch gefährlich. Aus einem Schloß ist noch nie, solange es Krieger gibt, ein Fußsoldat gekommen. So etwas Hartes wie ein Infantrist kann nicht aus solch schönem Ding kommen. Also darf er auch nicht darin wohnen. Das würde verweichlichen.

Es ist daher schon besser, man sprengt Schlösser, in denen sich Infantristen einnisten wollen, noch in der gleichen Nacht in die Luft.

Max Dauthendey

# Gedichte aus dem Nachlaß

## Der Vollmond, der alte Schatzgräber

Der Vollmond, der alte Schatzgräber,
Kommt über das hohle Feld,
Er kommt zum verlorenen Haus,
Wo er tastend Umschau hält.

Hebt Bilder aus trüben Rahmen,
Stiehlt sich entlang der Wand,
Lehnt an den weißen Betten
Und liest in der schlafenden Hand.

Er schmückt die Wimper mit Tränen,
Ahmt lächelnde Masken nach,
Alte Tänze auf glänzenden Dielen,
Die blinde Scheibe am Fenster wird wach.

Die feierlich atmenden Lippen
Sprechen fromm ihr Geheimstes aus,
Unirdisch brennen die Stuben,
Und von Schätzen leuchtet das Haus.

## In der Fremde

Möchte heute ohne Ende
Schluchzen in die beiden Hände.
Bin so müde von den Leiden,
Möchte mich in Frohheit kleiden.
Doch das Warten, dieses Weh,
Liegt mir in dem Blut wie Schnee.

Warte nun viel Mondenlängen,
Horche nach den Friedensklängen.
Aber neue Schlachten wüten,
Blut fällt auf des Sommers Blüten,
Elend flicht sich neue Ruten.
Ach, die Welt, will sie verbluten?

## Am Brückengeländer

Es grübelt der Abend unterm Brückenbogen,
Es blinkt ein Stern ins Wasser geflogen,
Es steht ein Atmender und fragt sein Geschick
Am Brückengeländer und tauscht einen Blick
Mit dem Wasser, dem Dunkel, dem Funken Licht.
Und alles Schweigen zum Schweigenden spricht.

Korfiz Holm

# Max Dauthendeys Schicksalshaus

**Eine Erinnerung zu seinem siebzigsten Geburtstag am 25. Juli 1937**

Man hat Max Dauthendey, der einer der deutschesten Deutschen war, die man sich denken kann, oft für den Sprößling einer in Deutschland erst zugewanderten Familie angesehen. Besonders häufig traf ich auf die Meinung, die Wiege seines Geschlechts müsse in Schottland gestanden haben. Woraus man dies schließen zu dürfen glaubte, weiß ich nicht; sein Name klingt mir durchaus deutsch. Er selber hat ihn immer ausgesprochen, wie er geschrieben wird, doch hat auch er zuweilen mit dem Gedanken einer schottischen Abstammung geliebäugelt; daneben aber hielt er eine französische für nicht ganz aus dem Weg. Dies wollte er, und das kennzeichnet seine von der Phantasie genährte Denkart wundervoll, damit begründen, daß in seinem Vaterhaus als Krönungsschmuck der Weihnachtstanne nicht wie bei anderen Leuten ein Stern, sondern — ein goldener Hahn gedient hätte.

Fraglos war schon der älteste Ahnherr seines Namens, von dem Max Dauthendey selbst wußte: der im siebzehnten Jahrhundert am braunschweigischen Hofe lebende gelehrte Mathematiker Casparus Dauthendey, ein richtiger Deutscher, und des Dichters aus Aschersleben stammender Vater war es auch. Das gleiche gilt von seiner allerdings in Rußland, aber als Tochter fromm herrnhuterischer deutscher Kolonisten geborenen Mutter. Max Dauthendey selbst hat in Würzburg das Licht der Welt erblickt und ist ein lebender Beweis dafür, daß eines Menschen Wesen zwar vor allem durch das ererbte Blut bestimmt wird, daneben aber in sehr hohem Maß durch den Geburtsort, wenn ihm der auch Heimat bleibt. Ein Zufall nur hat unseres Dichters Eltern in Würzburg ansässig gemacht. Trotzdem dünkt mich der Sohn aus dieser Ehe das Urbild eines Unterfranken; und wüßte ichs nicht anders, würde ich darauf schwören, daß die Dauthendeys von Anbeginn auf diesem alten Kulturboden gesiedelt hätten.

Er selbst hat sich in ihm zutiefst verwurzelt gefühlt, und doch... Jawohl, es gibt da ein „und doch", das für sein Leben bahnbestimmend wurde, ihn manchen Weg auf Erden und einmal sogar den rund um die Erde wandern hieß. Nicht nur der Name eines Menschen, sondern vielleicht auch eine irrige Deutung dieses Namens kann ihm Schicksal werden. Mag sein, daß schon der

Knabe Max im Vaterhaus von fremdländischer Abkunft der Familie dies und das hat munkeln und vermuten hören, mag sein, daß er sich mit aus diesem Grund unter den Freunden und Gefährten seiner Jugend, die ihrerseits etwas Besonderes in ihm sahen, als, wie er selbst es ausdrückt, „weißer Spatz", ja, oft wohl gradezu als völlig fremder Vogel fühlte. In Wahrheit aber ist das nicht so sehr auf seine Abstammung zurückzuführen, als vielmehr darauf, daß er von je ein Dichter war.

Es liegt nicht in dem Plan dieses Erinnerungsblattes und ist Gottlob nicht meines Amtes, sein Werk in eine literarische Rangklasse einzuschachteln. Dies sei der Zunft der Germanisten überlassen, die sich dabei zwar auch nicht leicht tun werden und ihm, soviel steht fest, in der Vergangenheit oft ziemlich hilflos gegenübergestanden haben. Denn weder als Dichter noch als Mensch kann er nach der „Tabulatur" gemessen werden. Den Maßstab dafür hat nur das Gefühl, das auch dem Laien zur Verfügung steht. Und darum darf ich wenigstens das Eine sagen, daß ich ihn, zumal als Lyriker, nicht nur für einen der echtesten und größten unter unseren deutschen Dichtern halte, sondern auch für den vielleicht am festesten mit unseren Ursprüngen verknüpften. Dabei war er höchst wohlgesittet, feinnervig, von empfindlichem Gemüt und ungemeiner Rücksicht gegen andere. Insofern hatte die Kultur des Elternhauses und des mainfränkischen Landes ihr Werk an ihm getan, doch ohne die Fäden abzuschneiden, die ihn an die im Vorweltdämmer versunkenen Menschheitszeiten knüpften.

Auf diesen Fäden tanzte seine Phantasie leichtfüßig nach einem verlorenen Urväterparadies zurück, davon in seinem Herzen irgendwie ein Traum aus einem abgelebten Sein geblieben war. Sie winkte ihm gebieterisch, und ihm blieb keine Wahl, als ihr zu folgen, so schwer sich ihm auch die Gewichte unseres Heute an die Füße hängten. Da hieß es, Koffer packen, hieß es, sich Bahnen oder Schiffen anvertrauen, hieß es, das Schwierigste von allem meistern, nämlich Geld in seinen Beutel tun. Doch hatte ihn einmal das Fernweh gepackt, dann gab es keine Fessel, die er nicht mit seiner zarten Kraft zerbrach, dann wurde er, der gegenüber Widrigkeiten manchmal fast zaghaft wirkte, waghalsig bis zum äußersten.

Wie mancher, der ohne die nötigen Mittel in die weite Fremde zog, ist dort als ein Gestrandeter geblieben und hat die weiße Rasse in den Augen Farbiger zum Gespött gemacht! Dies brauchte er niemals zu fürchten. Davor

bewahrte ihn eine Kraft, die Sehnsucht nach der Heimat und seiner blonden Frau aus Schweden hieß. Erst von der letzten Fahrt hat es ihn lebend nicht zurückgeführt. Da aber war es der große Krieg, der ihm die Wege nach Europa sperrte.

Und so fiel ihm sein Los seit Anbeginn und bis zum Schluß: von Hause lockte es ihn zwingend fort, kaum aber spannte sich ein fremder Himmel über ihm, da packte ihn die bittere Sehnsucht nach dem deutschen Wesen und dem Frankenland. Wie glühend er daran hing, hat ihn vielleicht die Welt der Tropen erst gelehrt. Es schien, als müsse er sich das immer neu beweisen, wenn es ihn wieder und wieder auf die Reise trieb. Und ist es zu verwundern, daß einem solch ein Schicksal schließlich zum Verhängnis wird!

Diese Gefahr hat er wohl irgendwie geahnt. Es kann kaum anders sein. Denn wie er, sonst allem abgeneigt, was Rechnen hieß, an der Magie der Zahlen hing und Vorzeichen in ihnen suchte, so war er mehr als andere von Ahnungen gesegnet oder geplagt — ich weiß nicht, was die Sache richtiger trifft. Ich bin auch überzeugt, daß er, wenigstens halb unbewußt, dies drohende Verhängnis irgendwie hat wenden wollen. Denn je mehr er in die Jahre kam — er hat die Fünfzig freilich nicht weit überschritten —, desto heftiger erfaßte ihn der Drang, ein Stückchen der geliebten Frankenerde in Besitz zu nehmen. Er nährte insgeheim gewiß die Hoffnung, daß er durch solche Bindung an die Scholle auch seinen Wandertrieb in Fesseln schlagen würde. Oft bei Spaziergängen in Würzburgs nähere Umgebung hat er mir dies oder jenes von Gartenland umgebene Anwesen gezeigt, das grade zum Verkauf stand, und es sich ausgemalt, wie schön es wäre, wenn er sich dies Grundstück kaufen, hier Blumen, Früchte und Gemüse (vor allem Blumen) ziehen und vom Ertrage und Erlös des eigenen Gartens leben könnte. Das dünkte ihn so etwas wie das Paradies. In jungen Jahren hat er sich seinen Traum davon in Mexiko erfüllen wollen und hat dafür sein elterliches Erbteil drangegeben. Jetzt konnte er sich solch ein Eden nicht mehr wo anders als in seiner Heimat denken; ein Vatererbe aber stand ihm nicht mehr zu Gebote, und so wurde lange Jahre nichts daraus.

Wenn aber Max Dauthendey, der Liebenswürdige, der einem ungern widersprach und im persönlichen Verkehr nachgiebig und vernünftiger Zurede offen wirkte, sich etwas ernstlich vorgenommen hatte, dann konnte nichts ihn hindern, seinen Willen früher oder später durchzusetzen.

Und dies ist die Geschichte, die ich hier erzählen will, nicht immer in der Reihenfolge, wie sich das alles zugetragen hat, sondern teilweise so, wie ich's von ferne miterlebte, während sich mir aus allerhand Bruchstücken ein ganzes Bild erst nachträglich durch den Bericht des Dichters selber formte.

Im Sommer 1910 begann sich in Max Dauthendey wieder einmal die Deutschlandmüdigkeit zu regen. Er hatte daheim verarbeitet, was ihm auf seinen Reisen zugewachsen war, hatte die asiatischen Novellen der Bände „Lingam" und „Die acht Gesichter am Biwasee", hatte sein dem Umfang wie dem Inhalt nach gleich großes Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere „Die geflügelte Erde" — eine Dichtung, die Deutschland noch zu wenig kennt — vollendet und den Roman „Raubmenschen", der seine mexikanischen Erlebnisse ins abenteuerlich Phantastische erhob, und dem er eine Reihe von vier weiteren großen Prosa-Epen nachzuschicken plante. Als Schauplatz dieser fünf Geschichten waren abwechselnd alle die Länder vorgesehen, wo er auf seinen Fahrten selbst gewesen war, erzählen aber sollte sie eine Gestalt, die eine wunderliche Tarnung des Verfassers darstellt: ein junger Diplomat, der in geheimen Aufträgen die Welt bereist, und dem der Dichter den für die eigene Hin- und Hergeworfenheit zwischen Fernedrang und Heimweh sinnbildlichen Namen „Rennewart" gegeben hat. War nun der Hintergrund des ersten Rennewart-Romans das von Max Dauthendey als mörderisches Barbarenland gesehene Mexiko gewesen, so wollte er wie zur Erholung von dieser Raubmenschenwelt den zweiten inmitten der, wie man damals merkwürdig harmlos annahm, „gefestigten" Kultur Europas spielen lassen. Und ihn zu schreiben, dünkte ihn ein räumlich wie nach den Lebensformen möglichst weiter Abstand vom modernen Wesen unentbehrlich. Denn wen es stark zu etwas zieht, ist meist um triftige Gründe dafür nicht verlegen.

Da einer größeren Reise der Geldmangel entgegenstand, beschloß der Dichter, wie schon einmal in seinen ersten Mannesjahren, als ihn vor allem anderen die billigen Preise dahin führten, für den Sommer 1910 an die schwedische Westküste zu gehen. Dort in der meerumrauschten granitenen Inselwelt hoffte er unter dem Dach eines hölzernen Fischerhauses mit weißen Fensterstöcken in den blutrot getünchten Wänden seine Erzählung aus der großen Welt Europas gut in Zug zu bringen.

Er selber aber — und wer weiß, ob das nicht unbewußte Absicht von ihm war — richtete sich ein Hindernis dagegen auf: er redete mir dringend zu, den

Urlaub dieses Sommers mit Frau und Kind dort oben in seiner und seiner Frau Gesellschaft zu verleben. Ich danke ihm noch heute in seinem Grab dafür; denn diese Mittsommertage auf der Insel Koster stehen mir als die schönste Freizeit meines Lebens vor der Erinnerung. Mit Baden, Segeln, kleinen Wanderungen über einsame Schären oder an der Festlandküste liefen die Tage rasch davon, und nicht nur mir, sondern auch Max Dauthendey, der uns in seiner liebevoll besorgten Weise die Honneurs von Schweden machte und sich für unser Wohlergehn persönlich haftbar fühlte.

So kam es denn, daß er von seinem zweiten Rennewart-Roman einstweilen keine Zeile schrieb und diese Arbeit auf die Zeit nach meiner Abreise verschob — wollte er doch viel länger hier verweilen als die vier Wochen, die mir zugebilligt waren. Um trotzdem künstlerisch etwas vor sich zu bringen, landschafterte er aber eifrig, was ihm geschwind und mühelos von der Hand ging.

Ich sah ihm häufig dabei zu, und das ist mir auch für sein dichterisches Schaffen aufschlußreich geworden. Er zeichnete nach der Natur, hielt sich jedoch in Einzelheiten der Linie und der Farbe durchaus nicht streng an sie, sondern gestaltete gleichsam sein inneres Ideal, ich möchte beinah sagen, sein vorgefühltes Erinnerungsbild von diesem Stückchen Welt. Solange er bei der Arbeit war und ich nicht wußte, auf welches Ziel das alles hinstrebte oder, treffender ausgedrückt, von selber zulief, habe ich mich manchmal beinah ärgerlich gefragt, warum er denn die Dinge nicht schlicht und recht so wiedergab, wie sie sich meinem und also offenbar auch jedem andern offenen Auge darstellten; hatte er aber den letzten Strich an einem solchen Blatt getan, dann sah ich wohl, daß ihm fast stets ein trotz willkürlichem Umspringen mit der Wirklichkeit im höheren Sinne treues und meisterliches Abbild dessen, was da vor mir lag, gelungen war, woran man sich nichts anders wünschen mochte. Und so entschleierte sich mir im Miterleben seines Schaffens etwas von dem Geheimnis der Genialität.

Auch das verkürzte mir die Tage, und als die Mitte meines Urlaubs überschritten war, kamen sie vollends immer mehr in Schuß; ich hätte sie gern halten mögen und fühlte die Abschiedswehmut schon voraus. Max Dauthendey hingegen fing die Aussicht, hier noch lange Zeit zu haben, so sichtlich auf die Nerven zu gehen an, daß ich zu meiner Frau am Tag vor unserer Abfahrt sagte: „Glaubst du, daß Max seinen Roman hier fertig schreibt? Ich glaub, er fängt ihn gar nicht an. Sind wir erst fort, dann hat ihn Koster auch gesehen."

Damit behielt ich recht: Der erste Brief von ihm, den ich nach unserer Heimkehr bekam, war in Limone abgestempelt. Unter dem tiefer blauen Himmel dort fühlte er sich anfangs wie erlöst und war fest überzeugt, daß ihm bei der „gütigen" Kost und dem „wärmenden" roten Wein Italiens die große Arbeit, die er vorhatte, leicht fallen und in einem Zug zum guten Schluß gedeihen müsse. Bald aber stellte sichs heraus, daß die Gestade des Gardasees dafür nicht günstiger gelegen waren als die des Skagerraks. Die Folgerung jedoch, die unser Dichter hieraus zog, war nicht, daß eine Ortsveränderung es auch nicht schaffen könne, sondern daß diese letzte Ortsveränderung viel zu geringfügig gewesen sei. So schrieb er denn an den Verlag, daß er „nicht leben" könne, wenn wir ihm nicht einen mehrmonatigen Aufenthalt in — Abessinien ermöglichten. Denn nur in diesem urtümlichen Land der Negerchristen vermöchte er seinen Roman „ganz zeitgemäß, modern und interessant" zu schaffen.

Nun war ich durch langjährigen Geschäftsverkehr mit Dichtern gegen Überraschungen ja abgehärtet, hier aber stand ich wieder einmal starr. Und grade weil ich mich Max Dauthendey befreundet fühlte, schien mir in der Geldfrage, so sehr sie dabei ins Gewicht fiel, noch lange nicht das schwerstwiegende Bedenken gegen seinen abenteuerlichen Plan zu liegen. Schon auf der von einem gewiegten „Manager" der Firma Cook betreuten Weltreise hatte die lebhafte Einbildungskraft des Dichters ihm so und so oft Todesgefahren vorgespiegelt, die seinen nüchterner veranlagten Fahrtgenossen sicherlich entgangen waren. Allein und mit gelegentlichem Anschluß an Karawanen, wie er sich das vorstellte, mußte er sich auf Abessiniens rauhen Wegen ständig unter Mördern fühlen und dabei Gemütserschütterungen zu erdulden haben, denen seine Kraft schwerlich gewachsen war. Und was den Vorschuß anbetraf, so waren dem Verlag, der keineswegs „im Gelde schwamm", Grenzen gezogen, die er ohnehin schon öfter überschritten hatte, als sich kaufmännisch rechtfertigen ließ. Wir mußten ja Max Dauthendey, aus dessen Büchern damals kein Gewinn zu ziehen war, ständig behilflich sein, sich nur das schlichte Leben zu erhalten. Die Hergabe einer so großen Summe, wie er sie jetzt verlangte, auf einmal hätte uns für geraume Zeit die Möglichkeit genommen, ihm auch weiter beizustehen.

Dies waren ungefähr die Gründe, die den Langenschen Verlag bewogen, dem Dichter die Erfüllung seiner Bitte abzuschlagen. Die Aufgabe, ihm das so glimpflich beizubringen, wie es irgend ging, fiel mir zu und fiel mir nicht leicht.

So mag denn meinem Brief an ihn trotz aller liebevollen Meinung etwas Schulmeisterliches angehaftet haben. Er antwortete mir gekränkt: Er habe mir im Lauf der Jahre manche Derbheit nachgesehen, weil er empfand, daß sie aus guter freundschaftlicher Gesinnung kam, hier gehe meine Freundschafts-Derbheit aber doch zu weit. Er sei kein Kind mehr, wie ich offenbar zu meinen scheine, sondern volle fünf Jahre älter und erfahrener als ich. Grade bei dem, was alle Welt als Unvernunft von ihm betrachtete, habe sich stets sein sicherer Instinkt dafür bewährt, was ihm für seine Dichtung nötig war, und ohne solche „Unvernunft" hätte er seine bedeutendsten und besten Werke niemals schreiben können. Wovon er nach der Abessinienreise leben wolle, sei nicht Sache des Verlags, er müsse sich diese unzarte Einmischung in sein Privatleben verbitten und fühle sich selber Manns genug, für sich zu sorgen... Kurzum, er zürnte mir im Ernst, und dieser Strich durch seine Hoffnungen ist mir von ihm nie ganz verziehen worden. Wohl war, nachdem ich ihm begütigend zugeredet hatte, die Freundschaft äußerlich bald wieder hergestellt — der Stachel aber blieb ihm im Fleisch.

Im Herbst des Jahres 1911 trafen dann Freund Max und ich uns ausnahmsweise in Berlin. Das kurz vorher verkrachte „Hebbeltheater" dort wurde unter einer neuen Leitung als „Theater an der Königgrätzerstraße" mit der ersten öffentlichen Aufführung von Dauthendeys Versdrama „Die Spielereien einer Kaiserin" wieder in Gang gebracht. Acht Tage später folgte an der gleichen Bühne mein Lustspiel „Hundstage". Das Publikum erwies den beiden Stücken recht viel Freundlichkeit, auch die Kritik verriß sie nicht zu sehr. Richtige Kassenschlager wurden sie freilich nicht, doch füllten sie, abwechselnd gegeben, durch fast drei Monate das Haus zwar niemals ganz, hingegen immer so, daß das Theater auf die Kosten kam. Das Dauthendeysche Stück erzielte sogar langsam wachsende Besucherziffern. Dann aber, mit der dritten Premiere der neuen Direktion, brach plötzlich so etwas wie eine Christenverfolgung über uns herein: Rößlers „Fünf Frankfurter" entfesselten derartige Beifallsstürme, daß hunderte von ausverkauften Häusern darauf folgen mußten; und damit waren unsere weniger „tüchtigen" Stücke abgesetzt und — blieben es.

Ein Trost im Unglück war es für Max Dauthendey, daß die Berliner Aufführung mehrere große Bühnen veranlaßte, sein Drama ebenfalls zu spielen, wogegen kleinere Theater an den Ausstattungskosten Anstoß nahmen. Immer-

hin hat er damals durch seine „Spielereien" ein paar recht hübsche Monatseinkünfte gehabt, was freilich keine so ganz reine Freude für ihn war. Er jammerte mir öfters brieflich vor, daß alle seine Gläubiger mit einem Schlag verrückt geworden seien und ihn auf Grund dieses ihn selbst doch schwer enttäuschenden Erfolgs für einen Millionär zu halten schienen. Jeder Idiot verlange plötzlich Geld von ihm. Da das durchaus glaubwürdig klang, zahlte ihm der Verlag, obgleich er bei ihm hoch im Vorschuß stand, die ganzen Bühnentantiemen aus — sah er doch ein, daß hier noch mancher Not zu kehren war.

Und so geschah es denn, daß einmal um die Monatsmitte — es dürfte im April des Jahres 1912 gewesen sein — Max Dauthendey an einem Samstag neunhundert Mark von uns geschickt bekam. Sie gleich zum Schuldenzahlen zu verwenden, spürte er keinen Drang — dafür blieb Montag ja noch Zeit genug. Es reizte ihn, sich dieses Wochenende lang mit den neun blauen Scheinen in der Tasche richtig wohlhabend zu fühlen; und keine Ahnung flüsterte ihm zu, daß er mit dem Entschluß zu diesem harmlosen Vergnügen vielleicht den ersten Schritt in sein Verhängnis tat...

Das Wetter billigte sein Vorhaben ersichtlich: Der nächste Morgen zog bei strahlend blauem Himmel frühlingswarm herauf. Deshalb beschloß der Dichter, mit seiner Frau eine Fußwanderung in die Umgebung Würzburgs anzutreten. Sie überquerten auf der neuen Brücke den Main, stiegen gemächlich den Leutfresserweg hinan und wendeten sich, auf der Höhe angelangt, gen Süden in den Guttenberger Wald. Der von tief ausgefahrenen Gleisen zerrissene Weg, den sie beschritten hatten, führte sie nach einiger Zeit auf eine Lichtung. Rechts von dem Sträßchen stieg ein locker mit jungen Obstbäumen besetzter Grashang leise an, links ging es jäh in eine Schlucht hinunter, aus der dicht gedrängt die Wipfel alter Bäume ragten.

Entzückt von diesem Landschaftsbild, sagte Max Dauthendey zu seiner Frau: „Also, sich hier ein Häuschen hinzubauen...! Wenn man das kaufen könnte — wunderbar!"

„Kaufen kann man das schon!" erklang die Stimme eines Bauern, der zwanzig Schritte vor ihnen aus dem Waldesschatten trat.

„Gehört das Ihnen?" rief der Dichter und umschrieb mit ausgestrecktem Arm den grünen Fleck.

„Freilich, gehört schon mein."

„Und was wär denn der Preis?"

Der Bauer musterte den Stadtherrn nachdenklich. Endlich entschloß er sich, zu sprechen: „Ja... ich mein... sechshundert Mark." Und hastig fügte er hinzu: „Ist nicht zuviel. Die Lage halt..."

„Utmärkt billig!" sagte der Dichter überrascht auf schwedisch zu seiner Frau, und unwillkürlich tastete seine Rechte nach der Stelle, wo seine wohlgespickte Brieftasche stak.

Nun, genügend Schwedisch, um wenigstens das zweite dieser Worte zu verstehen, konnte der Bauer immerhin, und damit hatte er bereits erfaßt, wie dieser Fremde zu behandeln sei. Unter beiläufiger Erwähnung anderer Kauflustigen, die sich in letzter Zeit bei ihm gemeldet hätten, drang er darauf, die Sache gleich durch Handschlag fest zu machen und dann auch ohne unnütze Verzögerung zum Notar zu gehen.

So wurde Max Dauthendey — er wußte kaum, wie ihm geschah — in aller Form Rechtens zum Grundbesitzer, und so hat er mir die Geschichte später selbst erzählt. Wir im Verlag erfuhren von dieser „Kapitalsanlage" erst ein paar Monate nachher durch einen Brief, worin er uns mitteilte, daß er sich auf dem von ihm erworbenen Stück Land im Guttenberger Wald ein ganz bescheidenes Blockhaus bauen wolle, um dadurch künftighin die teure Wohnungsmiete in der Stadt zu sparen. Die Kosten für den Bau erbitte er sich als Vorschuß von uns — was wir ihm wohl nicht abschlagen würden, weil sie sich nur auf rund fünftausend Mark beliefen.

„Utmärkt billig" fand er offenbar auch dies — wir vom Verlage mußten notgedrungen anderer Meinung sein; und wieder traf es mich, ihm dies in aller Freundschaft klarzumachen. Ich schrieb ihm also und stellte ihm zunächst die Frage, worauf wir ihm denn diesen Vorschuß geben sollten. Die „Spielereien" seien überall schon wieder abgesetzt, und weitere Annahmen des Stückes blieben leider aus; mehrere Werke, die er erst zu schreiben habe, seien schon in einer Weise vorbelastet, die keine Steigerung mehr erlaube; für seinen laufenden Bedarf aufkommen müßten wir auch weiterhin; es wäre also angezeigt, den Blockhausbau auf bessere Zeiten zu verschieben.

Er antwortete mir, schon leicht gereizt, warum ich denn in meinem Brief von lauter Dingen rede, die er selbst zum Überdruß auswendig wisse, hingegen mit keinem Wort sein neues Stück erwähne, das vor acht Tagen an uns abgegangen und doch wohl schon von uns gelesen sei. Nach dem Erfolg der

„Spielereien" würde es nächsten Winter ohne Zweifel über alle deutschen Bühnen gehen, und damit wären nicht nur diese fünftausend Mark, um die er nochmals dringend bitten müsse, sondern auch alles, was er uns von früher schulde, in ein, zwei Monaten gedeckt.

Ich seufzte tief, als ich das las. Ja, dieses Stück, worauf er so viel Hoffnung setzte! Es hieß „Die Heidin Geilane", und sein Stoff war die Legende des Würzburger Stadtheiligen Kilian. Mir sagte es nicht viel, doch mochten andere darüber anders denken — eins aber schien mir ganz gewiß: daß es unendlich schwer sein werde, es bei einer Bühne anzubringen.

Das nun Max Dauthendey nüchtern und dürr herauszusagen, dünkte mich in diesem Augenblick unmenschlich hart. Ich schrieb ihm also zurück, daß der Verlag sich gern bereit erkläre, seine „Heidin Geilane" ungesäumt zu drucken und den Theatern einzureichen. Zwar seien diese gegenwärtig gereimten Versdramen nicht eben geneigt und könnten auch am Ende Anstoß daran nehmen, daß sein Werk ein — freilich umfangreicher — Einakter sei, und es aus diesem Grunde nicht für abendfüllend gelten lassen; wir wollten aber immerhin der besten Hoffnung sein. Wir würden die Gewährung des Vorschusses auch nicht erst von dem Erfolg der Uraufführung abhängig machen, sondern ihm die verlangte Summe geben, sobald zwei größere Theater sein neues Drama angenommen hätten. Früher ginge es auf keinen Fall.

Dieser Brief von mir entflammte Max Dauthendey zu hellem Zorn, und ungemein kennzeichnend für ihn ist es, was ihn dabei am heftigsten erregte: nicht etwa unsere Absage, sondern daß ich in seiner „Heidin" einen Einakter zu erblicken wagte. Jetzt hatte seine lebhaft Schlußfolgerungen ziehende Phantasie heraus, was ich für einer war: so etwas konnte nicht der sachliche Verleger schreiben, sondern nur der „Auchdramatiker" und mißgünstige Nebenbuhler. Man soll deswegen aber ja nicht glauben, daß er andre hinterm Busche suchte, weil er selbst dahinter saß — o nein, das alles diente nur zur Übertäubung einer Lebensangst, die ihn bei dem Gedanken packte, was werden solle, wenn das neue Stück sich nicht bewährte.

Jedenfalls war er nunmehr für eine Weile mit mir „fertig" und richtete sein nächstes Schreiben nicht an mich, sondern an meinen Verlagskollegen und Freund Geheeb. Er müsse sich bei ihm dagegen wehren, wie ich seine „Heidin Geilane" klein zu machen trachte. Das Stück sei durchaus abendfüllend und mehr als das — an Zahl der Verse übertreffe es Schillers „Wallenstein".

Wenn er es durchweg auf einem Schauplatz spielen und niemals zwischenhinein den Vorhang fallen lasse, tue er das, weil nur die langen Umbaupausen bei seinen „Spielereien" es veranlaßt hätten, daß dieses Stück nicht zu dem verdienten großen Kassenerfolg gekommen sei. Was mich zu meinem schiefen Urteil führe, sei ihm freilich klar. Er wolle sich nicht näher äußern, doch habe es etwas Ungesundes, wenn ein Verleger selber Stücke schreibe. Natürlich könne mir das nicht verboten werden, als unerhört müsse er es aber bezeichnen, daß ich in meinen „Hundstagen" ihn, einen Dichter von seinem Rang, erkennbar auf die Bühne gebracht und lächerlich gemacht hätte.

„Auf einmal!" schmunzelte ich, als mich Geheeb das lesen ließ. Ich konnte nämlich diese furchtbare Anklage mühelos durch die Feststellung entkräften, daß ich mein Lustspiel — wie sich's auch gehörte — Max Dauthendey als erstem vorgelesen und er in keiner Weise Ärgernis daran genommen, sondern mir vergnügt bestätigt hatte, wie gut und liebenswürdig er darin getroffen sei.

Als ihm Geheeb dies ins Gedächtnis rief, antwortete er, man habe ihn natürlich mißverstanden. Das Recht, ihn zum Modell für eine keineswegs gehässig gesehene, wenn auch recht unbedeutende Bühnengestalt zu nehmen, streite er mir nicht ab — was er mir vorzuwerfen habe, sei etwas anderes. Bei Aufführungen meiner „Hundstage" in verschiedenen Städten schrieben die Kritiker immer wieder, daß der Verfasser bei der Schilderung seines Dichters offenbar an einen — bekannten Lyriker gedacht habe. Ich hätte ihn also nicht nur porträtiert, sondern, und das eben sei das Schlimme, diese Tatsache den Bühnen überallhin mitgeteilt, um auf die Art mein doch wohl leider ziemlich „sanftes" Stück — sensationell zu machen.

Auch wer mich gar nicht kennt und nichts von mir gelesen hat als diesen Aufsatz bis hierher, wird mir wohl glauben, daß ich solche Hirngespinste einer gekränkten Dichterseele nicht übel, sondern von der heiteren Seite nahm. Nun ist es aber wohl in allen guten Ehe Brauch, daß sich die Frau Kränkungen, die ihrem Manne widerfahren, heftiger zu Herzen gehen läßt als dieser selbst. So fand denn meine Frau, die bisher stets durch dick und dünn zu Dauthendeys gehalten hatte, daß hiermit die Grenze überschritten und es das Gebotene sei, die Freundschaft jetzt für einige Zeit auf Eis zu legen. Ich widersprach ihr nicht, sah ich doch ein, daß dies mir künftig manche Schwierigkeit ersparen könne, die mir bisher aus meiner Doppeleigenschaft als Freund und als Verleger Dauthendeys erwachsen war. Fortan schrieb also nicht mehr

Korfiz Holm an seinen lieben Max, sondern die Firma Albert Langen an den sehr verehrten Herrn Dauthendey, und unter jedem Brief stand neben meinem Namen noch ein zweiter. Persönlich also „schnitten" wir uns und waren, ohne uns das feierlich mitzuteilen, „böse" mit einander, während zwischen ihm und dem Verlag alles bald wieder in das alte Gleis zu kommen schien. Von seinem Blockhaus war nicht mehr die Rede, und wir glaubten fest, daß er dessen Erstellung, unseren Rat befolgend, auf einen günstigeren Augenblick verschoben hätte.

Wir waren also höchst verblüfft, als er uns im Vorfrühling 1913 schrieb, er habe sich nun seine künftige Heimstatt bauen lassen, doch, da ihn das bei näherer Überlegung richtiger dünkte und er ja Platz für seine Arbeit brauche, nicht als Blockhaus, sondern massiv und etwas größer, als es im Anfang vorgesehen war. Natürlich sei das Haus entsprechend teurer ausgefallen und koste fünfundzwanzigtausend Mark. Nun müsse er dem Architekten aber schleunigst eine erste Rate von fünftausend Mark bezahlen und bitte uns aufs dringendste um den Betrag.

Ich war davon bestürzt, erkannte ich doch besser als der Dichter selbst, was er sich damit aufgeladen hatte. Wir im Verlage sahen keine Möglichkeit, ihm da herauszuhelfen, und hofften nebenbei im stillen, daß unsere Absage der Anlaß für ihn werden möchte, alles zu tun, um dieses Haus, das er ja doch nie würde halten können, so schnell es irgend ginge, wieder loszuwerden. So wurde unsere Antwort wie im vorigen Sommer ein bestimmtes Nein.

Sein nächster Brief gab seinem bitteren Befremden darüber Ausdruck, daß wir, die wir ihm stets vom Reisen abgeraten hätten, jetzt, wo er sich doch eine Art Versicherung gegen jede weitere Reise schaffen wolle, auch dazu nicht die Hand zu bieten willig seien. Im übrigen nahm er diese Enttäuschung ruhiger, als wir erwartet hatten, und ergab sich anscheinend ohne Groll in das, was sich zur Zeit nicht ändern ließ.

Nicht einmal mir persönlich schien er mehr zu grollen; denn bald darauf begann er wieder meiner Frau und mir zwar ziemlich kurz, doch freundschaftlich zu schreiben. Er erzählte uns von seinem Einstand in dem neuen Heim und schickte uns Lichtbilder von Haus und Garten, die uns zeigten, wie hübsch und stattlich beides ausgefallen war. Uns dünkte es ein wenig peinlich, ihn zu etwas zu beglückwünschen, worauf er sich nach unserer Überzeugung nur zu seinem Unglück eingelassen hatte. Wir zogen also vor, zu tun, als wären wir

auch weiter mit ihm böse, und nicht zu antworten. Auch er verstummte daraufhin für einige Zeit.

Dann eines schönen Frühherbsttages traf eine Ansichtskarte bei uns ein, auf deren Bildseite der feuerspeiende Berg Stromboli seine Rauchpinie in einen unwahrscheinlich blauen Öldruckhimmel steigen ließ, während uns auf der Anschriftseite Max Dauthendey zu wissen tat, er sei mit seiner Frau vor dem schrecklichen deutschen Wetter nach Süditalien geflüchtet und schicke uns von den Liparischen Inseln seinen schönsten Gruß.

Ich lächelte, als ich das las, und sagte zu meiner Frau: „Hab ich mir doch gedacht — jetzt, wo der Max ein Haus in Würzburg hat, wird er bestimmt nie mehr in Würzburg sein." Dies scherzhaft hingeworfene und gemeinte Wort hat mir in der Erinnerung später fast einen Schauer über den Rücken laufen lassen, als sich erwies, daß ich da unbewußt etwas wie eine Prophezeiung ausgesprochen hatte.

Nun war der Sommer 1913 bei uns wirklich unangenehm regenreich. Insofern ließ sich seine Flucht nach Süditalien gut verstehen. Schwerer verstanden wir es schon, woher er eigentlich das Geld dazu genommen hätte. Noch unverständlicher aber wurde die Angelegenheit, als wir erfuhren, Max Dauthendey habe auf der Rückfahrt München berührt, ohne uns aufzusuchen, und lebe nun in einer Berliner Pension. Dabei verhielt er sich dem Langenschen Verlage gegenüber weiter stumm, bezog auch keinen Pfennig mehr von uns.

„Was mag er wohl für einen Juden totgeschlagen haben?" fragte ich mich; und meine Kollegen erörterten besorgt die Möglichkeit, daß irgendein Verleger in Berlin dahinterstecke. Diese Befürchtung konnte ich nicht teilen; denn wenn ich auch dem Dichter selbst die ehrlich naive Auffassung zutraute, daß er durch unsere „Verständnislosigkeit" all seiner Pflichten gegen uns entbunden sei, versah ich mich doch von der Berliner Konkurrenz, die da in Frage kam, nicht soviel geschäftsuntüchtiger Harmlosigkeit. „Wir können warten", meinte ich deshalb. „Was gilt die Wette? Er kommt ganz von selber wieder."

Und er kam. An einem Wintermorgen kurz vor Weihnachten 1913 surrte auf meinem Schreibtisch im Verlage das Haustelephon, und ich vernahm, daß mich Herr Dauthendey zu sprechen wünsche. „Fernmündlich?" fragte ich. — Nein, er sei selbst am Schalter. — „Also, ich lasse bitten", seufzte ich.

Der Dichter trat befangen lächelnd ein und wirkte, obgleich ich ihm ja sozu-

sagen böse war, sofort mit der ihm eigenen Unwiderstehlichkeit auf mich. Doch nahm ich mich zusammen und spielte täuschend den ernst höflichen Verleger.

Kaum, daß er saß, gab Max sich einen Ruck und schwang sich mit kühnem Sprunge über seine Hemmungen hinweg. „Korfiz", brach es aus ihm hervor, „mir ist Entsetzliches passiert."

„Also, laß hören!" sagte ich. „Dann werden wir ja sehn."

Und er begann. Ereignet hatte sich das Folgende: sein Architekt hatte, da ja von seinem Bauherrn nichts zu holen, und da auch angesichts der durch den Balkankrieg geschäftlich trüben Zeiten kein Bankgeld aufzutreiben war, Max Dauthendey gefragt, ob denn nicht er einen Bekannten oder Freund dazu bewegen könne, ihm eine erste Hypothek von wenigstens zehntausend Mark zu geben. Der Zufall wollte es, daß kurz darnach den Dichter ein Jugendfreund besuchte, der irgendwo auswärts in günstigen Umständen lebte, an Max Dauthendey sehr hing und alles, was er schuf, bewunderte, so auch sein letztes Werk: dies Haus. So kam es, daß er wegen einer Hypothek gern mit sich sprechen ließ, und so gelangte Max in den Besitz der angenehmen Summe von zehntausend Mark. Dies Geld, wo er doch selber so in Not war, seinem Architekten hinzuwerfen, hätte ihm weh getan. Auch fühlte er sich von dem Aufenthalt in seinem neuen Heim schon recht bedrückt. Es lag so einsam, daß es fast zum Fürchten war. Am Abend stiegen aus dem Guckelesgraben, der Waldschlucht gegenüber seinem Gartentor, gespenstische Nebelschwaden auf, unheilverkündend schrien nachts die Eulen durch die schwere Stille... Dazu plätscherte der Regen Tag für Tag — was andererseits ja freilich als Erleichterung zu begrüßen war. Max hatte sich nämlich, worauf wohl nur ein Dichter kommen kann, sein Haus an einen Platz gebaut, wohin nicht nur keine elektrische und keine Gasleitung gelegt war — schließlich gibt ja die altväterische Petroleumlampe auch ein „gütigeres" Licht —, sondern wo es bei schönem Wetter auch kein Wasser gab. Das mußten ihm dafür gedungene Leute in großen Bütten, die sie auf dem Rücken trugen, vom nächsten Dorf her fünfundzwanzig Minuten weit bergauf befördern.

Ich habe dies Haus Max Dauthendeys im Guttenberger Wald bloß einmal, kurz nach seinem Tod, betreten und glaube nicht, daß es nur die Dämmerstunde, zu der ich hinkam, und das Gefühl, hier müßte jetzt sein Schatten geistern, gewesen ist, was sich mir bei dem Aufenthalt in diesen Räumen, so wohnlich er sie auch mit alten und selbstentworfenen Möbeln eingerichtet hatte,

schwer lastend auf die Seele legte. Daß er in diesem Heim nie für die Dauer hätte heimisch werden können, wurde mir mit Wehmut klar.

Ob er sich dessen ganz bewußt war, weiß ich nicht. Sicherlich trieb es ihn damals von dem allen fort. So „rettete“ er sich und seine Hypothek nach Süditalien.

Nun höre ich gar manchen, der dies liest, befremdet äußern, so ahnungslos, sich dazu für berechtigt anzusehen, könne niemand sein — ich habe ihn gekannt und weiß, daß er es war. Gewiß, ein wohlgesetzter Bürger täte so etwas nicht, und auch sein Ahnherr, der Mathematiker Casparus Dauthendey, hätte es nicht getan; von dessen rechnerischen Gaben aber war auf Max auch nicht ein Deut gekommen. Er war fest überzeugt, daß dies Haus sein eigen sei, und machte sich durchaus nicht klar, daß ihm in Wirklichkeit kein Ziegelstein davon gehörte. So ahnungslos war er nun freilich wieder nicht, sich zu verhehlen, daß ihm sein Architekt die Sache übelnehmen würde. Hatte der aber schon so lange warten können, so könnte er das auch ein bißchen länger noch. Denn ewig würde es ja doch nicht dauern, bis ihn der endlich einsetzende Erfolg — am Ende gar der Nobelpreis — mit einem Schlag aus aller Not erlösen würde. Um sich jedoch Verdrießlichkeiten zu ersparen, ging er bei seiner Heimkehr aus Italien nicht nach Würzburg, sondern nach Berlin.

Verborgen für die Dauer blieb sein Aufenthalt in dieser Stadt dem Architekten aber nicht, und eines Tages traf die Botschaft von ihm ein, daß es ihm nun geglückt sei, eine Bank für die Hergabe einer ersten Hypothek auf das Anwesen zu gewinnen. Er schickte allerhand Papiere mit, die Max bei einem Notar rechtsgültig unterfertigen sollte. Das konnte er natürlich nicht, er teilte dem Bedränger also mit, daß er zu dessen Gunsten höchstens eine zweite Hypothek eintragen lassen könne, denn eine erste hätte er schon selbst. Nun aber riß dem Architekten die Geduld, er wurde mehr als deutlich und sprach von Strafanzeige und — man stelle sich das vor! — vom Staatsanwalt.

Jetzt erst begriff der arme Max, was er da angerichtet hatte, und sein Schreck war groß. Er fuhr am gleichen Tag — was sollte er sonst tun! — zu seinem Jugendfreund und bat ihn flehentlich, mit seinen zehntausend Mark großmütig auf die zweite Stelle auszuweichen. Und dieser wahrhaft edle Mensch erklärte sich dazu bereit. Doch wer da glaubte, daß damit jede Gefahr auf lange abgewendet sei, der täuschte sich. Denn dieser böse Architekt forderte dringend mehr.

Deshalb war nun Max Dauthendey zu uns gekommen und brauchte auf der Stelle zehntausend Mark. Mit einem Teil des Geldes wollte er diesem unbequemsten Gläubiger für einige Zeit den Mund zu stopfen suchen, der Rest sollte ihm helfen, sich bis Anfang September durchzuschlagen. Von da ab sei für ihn gesorgt: er habe mit einer Berliner Konzertagentur vereinbart, daß die ihn nächsten Winter auf eine Vortragsreise durch ganz Deutschland schicke. Und dann sei alles gut.

In dieser Lage stecken lassen konnten wir den Dichter nicht. Also besprach ich mit meinen Kollegen vom Verlag den Fall. Sie waren durchaus meiner Meinung, nur schien es uns recht schwierig, zu ergründen, worauf wir ihm denn einen Vorschuß von annähernd der gewünschten Höhe geben sollten. Wir fanden aber schließlich, da der Wille da war, einen Weg, der unseren guten Herzen zweifellos mehr Ehre machte als unseren kaufmännischen Fähigkeiten und Max Dauthendey bis zum August des nächsten Jahres ein monatliches Einkommen von tausend Mark verschaffte.

Als der Vertrag über den neuen Vorschuß abgeschlossen war und er die erste Anzahlung in der Tasche hatte, saß der Dichter noch immer gleichsam wartend da. Was er vermißte, wußte ich genau: er wollte aufgefordert werden, mich zuhause zu besuchen. Ich aber fand: „Wenn man schon böse aufeinander ist, muß man auch böse miteinander sein", und stellte mich hartnäckig dumm. Endlich erhob er sich leicht vorwurfsvollen Angesichts, bedankte sich noch einmal, drückte mir die Hand und ging.

Als ich an diesem Nachmittag nachhause kam, begrüßte meine Frau mich mit der Kunde, daß sie Max Dauthendey zum Abendessen eingeladen habe.

„Ach was?" rief ich. „Ich hab gedacht, du willst jetzt nichts mehr von ihm wissen?"

„Er war so nett am Telefon", erklärte sie.

Und diese jeden Widerstand umreißende Nettigkeit bewährte Max, als er dann kam, bis weit nach Mitternacht. Damals erzählte er uns seine ganze Hausgeschichte noch einmal genau, nicht mehr als Trauerspiel, wie heute im Verlag, sondern mit dem entzückendsten, ganz leise selbstironischen Humor.

Als etwas für mich Neues kam der Bericht hinzu, auf welche Art er seine erste Hypothek nach Süditalien befördert hatte. Als er plötzlich die schöne runde Summe in den Händen hielt, die ihm, wie er doch hoffte, lange dienen sollte, war er von der Furcht befallen worden, daß irgend etwas diesen Traum

zu Wasser machen könnte. Begriffe, die ihn bisher nie beschäftigt hatten, wie Geldentwertung, drängten sich ihm auf. Ihn, der in Zeitungen nur das zu lesen pflegte, was unter dem Striche stand, hatte, weiß der liebe Gott, woher, die Ahnung angewandelt, daß ein Weltkrieg vor dem Ausbruch sei. Dann aber würde auf der Erde niemand mehr Papiergeld nehmen wollen. Was also tun? — Er wußte Rat: er lief durch alle Bankgeschäfte Würzburgs und ließ nicht nach, bis er das ganze Geld in deutsche Goldstücke umgewechselt hatte. Ein Portemonnaie, das diese fassen konnte, gab es nicht, so steckte er sie lose in die Hosentaschen und reiste, um ein Erkleckliches gewichtiger geworden, doch ohne weitere Kriegsfurcht ab. Aufregungen hatte es deswegen trotzdem noch genug gegeben. So war er einmal in Neapel schreckensbleich aus seinem schönsten Schlaf gefahren, weil ihm einfiel, daß er seine Hosen zum Putzen vor die Tür gehängt hatte, ohne die Taschen auszuleeren, in denen er sein Kapital verwahrte. Gestohlen worden war ihm aber nichts von seinem Gold — er hatte es schon selber redlich aufgebraucht. Dies alles erzählte er so hinreißend lebendig, daß wir uns einfach Tränen lachten.

Nachdem er öfters schon vom Aufbrechen gesprochen hatte und immer wieder noch geblieben war, verabschiedete er sich — von meiner Frau für alle Zeit. So steht er ihr mit der fröhlichen Miene jenes Abends im Gedächtnis.

Ich sah ihn noch einmal, wohl Ende März des Jahres 1914, in Berlin. Dort führten wir ein Gespräch von ernsterer Art. Er sagte mir, daß er sich jetzt nach der Vollendung seiner „Geschichten aus den vier Winden" schöpferisch völlig ausgegeben fühle und wieder eine Reise brauche, um sich Anregung zu holen. „Aber", fügte er hinzu, „Korfiz, hab keine Angst: nicht eine große diesmal — eine kleine nur."

„Wohin denn also?" fragte ich.

„Nach Neu-Guinea." Und er sah mich etwas zaghaft an.

Ich lachte auf. „Na, lieber Max, das scheint mir doch die weiteste, die möglich ist, wenn man nicht gleich rund um den Erdball will."

„Korfiz, ich weiß doch, daß ich Anfang September wieder da sein muß — da fangen meine Vorträge ja an." Und eifrig legte er mir dar, warum es grade Neu-Guinea sein müsse. Dort gebe es noch richtige Menschenfresser. Solche seien ihm noch nie begegnet. Er versprach sich anscheinend viel davon für seine Kunst.

„Und woher nimmst du denn das Geld?" erkundigte ich mich.

Oh, meinte er, so teuer würde es ja nicht. Er habe an den Norddeutschen Lloyd geschrieben, ob nicht eine Ermäßigung des Passagepreises zu erlangen sei, wenn er sich verpflichte, Zeitungsaufsätze und späterhin ein Buch über die Reise abzufassen, und darauf hätte ihm die Reederei geantwortet, daß er dann nur die Hinfahrt zu bezahlen brauche, die Rückbeförderung erfolge kostenlos. — Nun müsse er aber den Verlag dringend ersuchen, ihm den Rest des Vorschusses sofort auf einmal auszuzahlen.

Ich riet Max Dauthendey, von diesem Plan zu lassen, und führte viele gute Gründe dafür an. Er hörte mir tieftraurig zu und widersprach nicht viel, so daß ich in der Meinung, ihn vollständig überzeugt zu haben, zurück nach München fuhr. Dort aber lag bei meiner Ankunft schon ein Brief von ihm, der die gleiche Bitte wie zuvor an mich jetzt an die Firma richtete.

Ihm unsere Absage ausführlich zu begründen, hatte keinen Zweck — das sah ich nun. Wir antworteten ihm also kurz, daß der Verlag die Mittel zur Erfüllung seines Wunsches leider nicht verfügbar hätte, es falle uns schon schwer genug, ihm monatlich die Raten auszuzahlen — was, nebenbei gesagt, auch keineswegs gelogen war.

Nun schwieg er sich eine Weile aus, dann schrieb er uns aus Bremen, daß er, da diese Reise eine künstlerische Notwendigkeit für ihn bedeute, seine Forderung an uns dem Norddeutschen Lloyd zediert habe (auf diese fachgemäße Ausdrucksweise schien er besonders stolz zu sein) und uns ersuche, die weiteren Monatsraten bei Fälligkeit dorthin zu überweisen. Wenn wir sonst noch irgend etwas von ihm wissen wollten, erreichten ihn bis zu dem und dem Tag Anfragen in Genua auf dem Dampfer „Goeben".

So trat Max Dauthendey die Reise an, die seine letzte werden sollte. Ob ihm jetzt keine Ahnung mehr von einem nahen Kriege sprach, das weiß ich nicht. Gemeldet haben mag sich solch ein Vorgefühl wohl hie und da; denn in Batavia auf Java war er Ende Mai schon fest entschlossen, wieder umzukehren und die Fahrt nach Neu-Guinea aufzugeben. Hätte er daran festgehalten, dann wäre er grade noch vor Kriegsausbruch wieder daheim gewesen. Der Dämon aber, der ihn trieb, hat es anders gewollt; und diesmal, wo es ihn gleich anfangs so stark zurück nach Deutschland zog, dürfte es kaum sein alter Dämon Fernweh gewesen sein, sondern vielmehr der Alb, zu dem sein Haus mit allem, was sich daran knüpfte — sein Schicksalshaus im Guttenberger Wald —, für ihn geworden war. Die Weiterreise schob den Tag hinaus, da sich die Würzburger

Gläubiger auf ihn stürzen würden. Ich sage das nicht nur so hin: ich weiß, daß er drei Jahre später noch, als ihn die Sehnsucht nach dem deutschen Boden fast verbrannte, aus demselben Grund mit schwerster Sorge an die Heimkehr dachte.

Dann mit dem Kriege, der ihn in der Banda-See ereilte, fing eine furchtbare, vier Jahre währende Folter für ihn an, die erst sein Tod beendete. Seine Briefe und Tagebücher aus der Zeit bezeugen es erschütternd, daß er das bittere Sterben in seinem Herzen vielhundertmal erlitten hat, bevor er wirklich starb.

Max Dauthendey hat oft gesagt, ein Dichter habe den gefährlichsten Beruf, und heute reut es mich, daß ich mich hie und da darüber lustig machte. Denn mag es auch ein wenig sonderbar geklungen haben, er hatte, was ihn selbst betraf, sehr wahr gesprochen: sein Leben ist, auch wenn er still daheim saß, immer bis zum äußersten gewagt gewesen, und er hat sich darüber nicht getäuscht, nein, seine Phantasie sah die Gefahren, die ihm drohten, eher zu groß als zu gering; so hat er, was man seinen Leichtsinn heißen könnte, im Tiefsten niemals leicht genommen. Nur das Bewußtsein seiner echten Künstlerschaft und die gewisse Hoffnung, daß sein Volk sie bald erkennen und belohnen müsse, hat ihn zeitweise von der Lebensangst befreit. Wer eine, wie die Griechen sagten, Hybris darin sieht, daß er sich nicht brav bürgerlich nach der Decke streckte, mag sein sogenanntes Gerechtigkeitsgefühl damit beruhigen, daß er diese Schuld, wenn es für ihn als Künstler eine war, in seinen letzten Jahren mehr als abgebüßt hat. Ich wünsche diesem weisen und gestrengen Richter solche Leiden nicht.

Die beste Rechtfertigung für einen Dichter aber ist, was er uns gab. Wäre Max Dauthendey als Mensch nicht der gewesen, der er war, dann hätte sein Werk nicht werden können, was es ist: ein aus jungfräulicher Erde aufgeschossener Baum mit breiter, blütenschwerer Krone, in deren Schatten Geschlechter um Geschlechter gleich uns Erquickung suchen werden, solange es deutsche Menschen gibt.

---

Lina Staab

## Max Dauthendeys Grab

Der die geflügelte Erde
selber als Sturmwind umflog,
der die Ferne begehrte,
den die Fremde betrog,

der wie ein Kind sich verloren
weinend im Irrgarten Welt,
den hinter Palmentoren
grausam das Heimweh gefällt —

Unsterbliche Liebesgedanken
führten ihn spät nach Haus,
im lustsamen Gärtlein in Franken
ruht er sich endlich aus,

schläft, wo der Vogelweider
Lehen und Leilach fand —
Schlafe und träume weiter,
großer Bruder Vagant.

Den sie zur Seit' dir gebettet,
der in des Kreuzgangs Ruh
sein rastloses Herze gerettet,
war so müde wie du —

Häufte das Glück zu Garben,
darbte im Suchen viel,
malte in brennenden Farben
Feste und Schattenspiel,

schlug die verliebte Laute,
den schwirrenden Gamelang,
bis ihm vor Ferne graute —
Dumpf die Trommel erklang,

schrie aus der Heimat herüber
des großen Krieges Not —
Ach, er stürmte hinüber
nur in der Sehnsucht Boot.
— — — — — — — —

Draußen auf lauten Straßen
Lied der Vergänglichkeit,
drinnen der schmale Rasen
Garten ohn' Jahreszeit,

Liebenden frommer Schauer,
Singenden Wallfahrtsort.
Zuckend über die Mauer
flackert ein Rätselwort,

schwelende Totenkerze,
die zitternde Flügel bewegt:
„Bin ein gestorben Herze,
das tot noch liebt und schlägt."

# Umschau

## Briefe deutscher Soldaten

Im Gedenken an den Jahrtag des Kriegsausbruches veröffentlichen wir in diesem Heft einige Briefe von deutschen Soldaten aus dem Weltkrieg. Sie sind einer auf drei Bände berechneten Sammlung entnommen, die Rudolf Hoffmann im Auftrage der NS.-Kriegsopferversorgung in mehrjähriger Arbeit zusammengestellt hat. Der erste dieser umfangreichen Bände wird in diesen Tagen bei Albert Langen / Georg Müller, München, erscheinen*).

Mit dieser Sammlung ist neben die unvergeßlichen Kriegsbriefe gefallener Studenten noch einmal ein Zeugnis des deutschen Soldaten im Kriege, ja des deutschen Volkes schlechthin ans Licht getreten, auf dessen Erscheinen wir längst gewartet haben. Die Schreiber dieser Briefe stammen diesmal aus allen Schichten unseres Volkes. Reife Männer und junge Männer und kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, aus reichem und aus armem Hause, gebildet und ungebildet, geübte und ungeübte Hand, beredter und nur mühselig stammelnder Mund, wie der Krieg das zusammen fügte, haben sie uns hinterlassen. Es ist ein Erbe, vor dem noch die Enkel nach uns sich in Ehrfurcht und Erschütterung beugen werden. Für diejenigen unter uns, die noch dabei gewesen sind, bedeutet es noch mehr. Für sie kann es beim Lesen dieser Zeugnisse nicht anders sein, als träten die Toten noch einmal aus ihren Gräbern hervor und als lebten sie wieder. Kaum eine Zeile in den Briefen ist papieren, oder dem Literarischen sich nähernd. Das Leben selber spricht aus ihnen, oftmals in dem erhobenen Zustand der Begeisterung, des Überwundenhabens oder der Entschlossenheit zum Allerletzten; oftmals auch in jenem der besorgten Liebe, der geduldigen Treue und der frommen Zuversicht; und oftmals endlich in der ahnungsvollen Gewißheit eines nahen Todes. Zuweilen folgt auf den Abend der Unterschrift der Morgen des Todes.

Manche dieser Briefe geben von Orten und Taten, über die es nun schon ein ganzes Schrifttum gibt, noch einmal ein neues, unerwartetes Bild, so lebendig. so anschaulich sind sie geschrieben. Tiefer noch ergreifen uns diejenigen Stücke, in denen der einfache Mann den Seinen sein liebevolles oder besorgtes Herz eröffnet. Sie sind zum Teil in der mundartlichen oder auch in der unorthographischen und ungelenken Schreibweise der Originale veröffentlicht. So etwas kann bei anderen Anlässen auch einmal spassig wirken. Aber hier ist es, als dürften wir unser Ohr an das innerste Herz des Volkes selber legen. Gerade in diesen Zeilen raunt es und regt es sich,

*) Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg. Ein Vermächtnis.

als gingen hier immer noch im Verborgenen die Quellen, aus denen sich dermaleinst das Märchen und das Volkslied gespeist haben, — zuweilen ist ein solcher Brief wie ein Gedicht oder wie aus einem Gedicht, — und wenn auch nur darin steht, daß ein sehnsüchtiger Vater nach seinen Kindern fragt, oder ein Bauer nach den Tieren auf seinem Hof, oder daß ein dritter ein tapferer Soldat bleiben will, auch wenn es ihm nicht leicht wird.

Von dem Herzensadel, der Pflichttreue, dem Gehorsam, dem guten und redlichen Willen, der Standhaftigkeit, der Tapferkeit, der Geduld und der Vaterlandsliebe des deutschen Soldaten haben in den zwanzig und mehr Jahren seit dem Kriege viele Bücher in Dichtung und in Wahrheit Zeugnis abgelegt. Nun gesellt sich ihnen noch einmal eines, in denen er, ohne Absicht und ohne davon zu wissen, noch einmal von sich selber spricht. Alle die Tugenden, die kriegerischen und die schlechthin menschlichen, die gerade in ihrer Vereinigung den unsterblichen Ruhm des deutschen Weltkriegssoldaten ausgemacht haben, hier in diesem Briefdenkmal treten sie ganz unbewußt hervor, und darum ist es gewichtiger und wiegt schwerer in der Schale des Weltgerichtes, als es jedes andere nachträglich beschaffte Dokument vermöchte.

Das deutsche Volk hat die Schmach, mit der bedeckt es nach dem Willen der damaligen Siegermächte seinen Weg durch die Geschichte fortsetzen sollte, inzwischen längst von sich getan. Und doch möchte man fast wünschen, daß gerade auch dieses Buch den Weg zu den Anderen von der andern Seite fände. Auch die Verstocktesten müßten dann sehen, wie hoch das deutsche Volk in Waffen in der unsterblichen Gestalt seiner Soldaten von Anfang an bis zum Ende über jede Verleumdung und Verdächtigung und über jeden Schimpf erhaben gewesen ist, den eine ganze feindliche Welt von Anfang an gerade an ihn gehängt hat. Uns freilich ist es beim Lesen, als drückten wir nochmals die Hände der Unseren, der Toten und derer, die das alles haben überleben dürfen; unsere Erschütterung antwortet der Liebe zu den Brüdern, die aus allen diesen Zeilen und Zetteln noch einmal zu uns spricht, mit erneuertem Stolz und mit unverbrüchlicher Liebe zugleich.

Alverdes

---

## Brief über einen Komponisten

Lieber Franz Illenberger,
in dieser Woche hatte ich eine merkwürdige und schöne Begegnung, die mir lang nachgeht: am Ostermontag war ich in Kirchschlag über Linz und traf, ohne geahnt zu haben, daß er sich dort aufhalte, Johann Nepomuk David an, den ich, wie Sie wissen, früher nur flüchtig gesehn hatte, weil ich seinen Umgang, solang ich ihn hätte suchen können: in Wels, nicht gesucht hatte; es hat mir immer Ver-

legenheit bereitet, vor dem Menschen statt vor seiner Musik zu stehn, das war mir, wie jung ich war, zu schwierig, und ich hatte mich schon abgefunden, diese Scheu nicht ablegen zu dürfen, wie es jetzt geschehen ist, wo ich ihn den ganzen Nachmittag ruhig vor mir gehabt habe und mich noch immer in dem reinen und starken Gefühl erhalte, mit dem mich die Anschauung seiner Gegenwart bewegt hat. Ich sage Ihnen: die Anschauung seiner Gegenwart, denn so stellt sich mir alles Einzelne, wenn ich's beschreibend absondern will, wieder zusammen vor: wie gegenwärtig dieser Mann ist, wenn ich's so ausdrücken darf: um wieviel gegenwärtiger er ist als jeder beliebige andere oder mancher sonst auch ausgezeichnete Mensch.

Als ich zu ihm kam, saß er in seinem Zimmer über dem halbbeschriebenen Notenpapier und war im ersten Reden noch immer ein wenig bei der Schrift mit seinen Augen, die nicht leuchtend oder transparent sind, aber von einer eigenen stofflichen dichten Farbe, und gleichwohl sehr hell.

Er schien wenig gestört, und das wunderte mich; erst später sah ich ein, daß ihn nichts irr machen kann, weil er sich sehr streng an seine Arbeit gebunden hat. Diese Strenge läßt ihn frei und treu bei seinen Einfällen stehn und läßt ihn Stimmungen entbehren oder doch nicht ihrer bedürftig sein, und Störungen ihn nicht unterbrechen.

Bis daher kann man seine Art nachfühlen wie ein gesundes Erbteil, das er mit Geschwistern, oder wie die Frucht einer Erziehung, die er mit guten Leuten gleichen Willens teilt, — trotzdem: daß einer mit allem, was ihn antreibt, in einem Alter von zweiundvierzig Jahren zu so genauer Übereinstimmung gekommen ist, weil er sich untertan gemacht hat und in einer einzigen Möglichkeit alle seine Möglichkeiten erfüllt, das ist sehr viel; — wie aber zu dem das unverwechselbar Große hinzukommt, ihn durchwirkt und noch das Geringste, das sich an ihm ausdrückt, mit dem Kennzeichen des Genius bildet, das läßt sich nicht aufheben mit dem zuschauenden Verstand. Es ist ein Naturding, nicht mehr in allgemeinen Vorder- und Hintergründen beweglich, sondern einmal so geworden und steht fest. Nichts von den lebendigen Zufälligkeiten, die eines Menschen Wesen scharf machen, ist zerstört: sie sind alle gelassen da; wo er hingreift, springt's ihm auf, was er anrührt, trifft er; nur das dunklere Reich, in dem das Schöpferische sich regt, hat er sich dienstbar gemacht und es gehorcht ihm leicht. Von dem Dunkleren, wann es ungestaltet ist, hebt sich der Zufall als Zufall ab; an ihm ist das Kleinste in Ordnung gekommen, und das mögen wir ihm ansehen; — was diese Ordnung bewirkt hat, bleibt uns ein Geheimnis.

Vielleicht kann auch nur ein Musiker so fest im Leibe sein und trotzdem, weil er hört, auch dem Unsichtbaren geöffnet, vielleicht weist das Wort den, der ihm dient, wie es sich von seinem Traumgrund entfernt, fort ins Ungebundene, wie es auch, anders als die Musik, ja und nein sagen muß

und sich selber vor allem Geschaffenen und Gehörten erkennt.

Man wird einmal sagen, daß in den Arbeiten von David ein bis zu der Zeit noch nicht gehörter neuer Klang gewesen ist; etwas, das die Musik zum Organ eines Wesens gemacht hat, dessen Organ zu sein sie noch nicht im Stande war; er hat sie etwas Neues sprechen gelehrt.

Wer zusieht, spürt jetzt schon, wie er hervortritt aus allen nach Herkünften und von Meinungen gemachten Einteilungen, die man an Andern so leicht bestätigt findet, wie er sie übertrifft und selber einmal ein Maß abgeben wird.

Buchkirchen, Mittwoch n. Ostern 1937.

Franz Tumler

## Sprache und Poesie bei Hamann

Im Mittelpunkt der Bemühungen Hamanns um wesentliches Menschsein stehen die Erörterungen über Sprache und Poesie. In der Sprache sieht der 1758 in London wie ein Pietist zu einem innerlichen Christentum Bekehrte die höchste Entsprechung des Menschen zu Gott. „Wie der Mensch die Tiere nennen würde, so sollten sie heißen. Diese Analogie des Menschen zum Schöpfer erteilt allen Kreaturen ihren Gehalt und ihr Gepräge." Seine spätere scharfe Ablehnung der Schrift seines Schülers Herder über den Ursprung der Sprache zeigt, welch großes Gewicht der Lehrer seiner Anschauung von der Sprache als einer göttlichen Gabe beimißt. Wie sollte denn der Mensch, der nicht imstande ist aus eigener Kraft auf zwei Beinen gehen zu lernen, die Sprache erfunden haben können? Auch Herder nennt die Sprache eine göttliche Gabe, doch ihm ist Gott eine allgemeine große Weltkraft, die beim Menschen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung auch als Sprache und in der Sprache zur Erscheinung kommt.

Solch aufklärerischem Bemühen gegenüber wird Hamann nicht müde zu betonen, daß der Mensch kraft seiner Schöpfung durch Gott mit seinem Schöpfer Unsichtbarkeiten gemein habe, die schon von blinden Heiden wie Sokrates erkannt seien. Die Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes sind nur das sichtbare Schema in dem wir einhergehen, doch eigentlich nichts anderes als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns. „Alles was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Wort im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht wie ein Kinderspiel; denn die menschliche Natur ist vom Anfange bis zum Ende der Tage ebenso gleich dem Himmelreiche als einem Sauerteige, mit dessen Wenigkeit jedes Weib drei Scheffel Mehl zu durchgären imstande ist." Hamann war an sich nicht gegen Herders natürliche Sprachtheorie, aber er wollte die Dinge vor den Dingen mitgesagt

wissen, da er nicht an Eigenständigkeit und Voraussetzungslosigkeit weder der Natur noch der Wissenschaft glaubte. Der entsprechende Vorgang vollzieht sich, wenn er von der Poesie redet, sich jedoch fast nie zur Literatur äußert. In ihm brannte ein verzehrender Eros zum Sein als Schöpfung.

Aus der Entsprechung der menschlichen zur göttlichen Rede des „Es werde!" ergibt sich Hamanns Lehre vom Wesen der Dichtung. Schöpfung und Dichtung geschehen durch das Wort. Hamann bringt die in ihrer schlichten Tiefe fast vergessene Wahrheit wieder zu Ehren: das Element der Dichtung — ihr A und O — ist das Wort. An der Unterscheidung des göttlichen vom menschlichen Wort muß nun alles gelegen sein, wenn man sich nicht in trübem Mystizismus verlieren soll. Das Verhältnis ist dieses, daß das Wort des Menschen die Natur, das Wort Gottes an die Menschen, zum Stoffe nimmt. Das Wort Gottes zur Schöpfung setzt keinen andern Stoff, sondern grundlose Allmacht voraus. Die Poesie jedoch sucht aus der Breite und Fülle der Schöpfung einiges heraus, um es im Wort zum Kunstwerk zu verbinden. „Wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disjecti membra poëtae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen; sie nachzuahmen — oder noch kühner! — sie ins Geschick zu bringen, des Poeten bescheiden Teil." Dieser Satz enthält zwei grundlegende Bemerkungen zur Lehre vom Wesen der Dichtung. Der Satz der antiken und mittelalterlichen Poetiken, Poesie sei Nachahmung der schönen Natur, ist in seiner anthropologischen Tiefe erkannt, jener Satz, den Generationen — zuwider den Mahnungen der jeweils besten Geister — zum Gespött ihres hochmütigen Unverstands gemacht hatten. Zum andern sagt Hamann, daß der Dichter aus der uns als „Welt" umgebenden Wirklichkeit Teile nehme und zu neuer Ordnung ins Geschick bringe. Solcher Art ist des Menschen Schöpfung, der nach Hamann überhaupt nur in steter Rückbeziehung auf das göttliche Urbild im eigentlichen Sinne existiert.

„Reden ist Übersetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt Gedanken in Worte, Sachen in Namen, Bilder in Zeichen..." Die Wirklichkeit der Engelsprache freilich setzt Hamann als seiend im Bereich der Geistigkeit voraus. Zwar — als ein Übersetzen der Schöpfung, des Wortes Gottes, in die menschliche Lautsprache gilt schon jegliche Rede; was sie aber zur Poesie macht, besteht in der geglückten Verbindung der einzelnen Teile zu einem in sich und aus sich lebendigen Ganzen. Die Möglichkeiten der Poesie sind unendlich, da immer neue Möglichkeiten der Zuordnung gefunden werden können. Die echte Poesie wird im Anschauen und Darstellen der Naturwirklichkeit, der Welt, durch das Wort der göttlich-geistigen Seins- und Urwahrheit nahe kommen, so daß der Schöpfer, der Dichter, sein Werk wie Gott „sehr gut" nennen kann, indem die Ge-

danken, Bilder, Worte seines Werks jene innere Stimmigkeit und Richtigkeit erreichen, die das unfehlbare Zeichen großer Dichtung ist. Je sicherer und tiefer jemand „das" Wort zu finden vermag, das die Sache möglichst erschöpfend umgreift und bezeichnet, desto näher ist er seiner göttlich sicheren Ebenbildhaftigkeit. Hier kommen wir auf Hamanns Ausgangspunkt, die tiefe Innerlichkeit des Erlebens zurück. „Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, wunderbarer als jene Kuhhaut zum Gebiet eines Staates, und ein Plan, geraumer als das Hemisphär, erhält die Spitze eines Sehpunkts. — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängnis und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke, die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schoße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben." Die Dunkelheit des Hamannschen Stils ist nicht grammatisch bedingt, sondern im Reichtum und in der Absonderlichkeit der Anspielungen wie „jene Kuhhaut". Der Satz meint, daß der Dichter aus den „Turbatversen" der Natur nur dann ein wahres Kunstwerk schaffe, wenn er alles durch das winzige Loch seines Ich schaut, so wie ein Kind die Welt wohl durch eine vor das Auge gepreßte Papierrolle betrachtet. Das ganz genaue Wort, der echte dichterische Vergleich, die uns erschrecken und beglücken weil sie „treffen", werden im Innern gefunden und nur sie vermögen eine Welt aus dem Wort erstehen zu lassen so wie das Wort Gottes die Natur schuf.

„Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts." Es ist die Sprache, die Gott dem Menschen im Paradies gab, die Sprache des sinnenfroh benennenden Anfangs, als Gott selber noch mit den Menschen redete. Damals war des Menschen Bewegung ein taumelnder Tanz, die unverdorbene Einfalt seiner Sprache war Dichtung. Man schwatzte nicht. Sieben Tage saß man im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens, um den Mund aufzutun — zu geflügelten Sprüchen.

In solchen Sätzen wurde Hamann zum Vater des Sturms und Drangs. Er sprengt die Aufklärung von innen indem er von seiner entgegengesetzten Entscheidung her aus ihr herausspricht. Diese Entscheidung vom Christlichen her machte die Folgezeit nicht mit, sie übernimmt lediglich die von ihm herausgebildeten Formen „irrationalen" Erlebens und spricht mit ihnen ihren eigenen Glauben an irdische Gefühlsbewegtheit als letztes aus. Wenn Hamann seinen Sprachbegriff aus dem Glauben an den Logos der Offenbarung formt, so wendet Herder diesen Irrationalismus ins Wachstümlich-pflanzenhafte: die Entstehung der Sprache ist Ausdruck und Zeugnis der zu sich selber erwachenden Menschheit, der wichtigste Schritt zu ihrer Bildung.

Hamann wird auf solche Weise fast zur tragischen Figur und die Kläglichkeit seiner äußeren Lebens-

umstände, zumal im Alter, erscheint als erschütternder Ausdruck für das Los eines zu weit Vorgestoßenen, der die Worte schrieb: „Kinder müssen wir werden, wenn wir den Geist der Wahrheit empfahen sollen, den die Welt nicht fassen kann, denn sie sieht ihn nicht und (wenn sie ihn auch sehen sollte) kennt ihn nicht."

Curt Hohoff

---

# Anmerkungen

Sämtliche Holzschnitte dieses Heftes sind von Ernst von Dombrowski in Graz, es sind größtenteils Einzelblätter, die für unsere Veröffentlichung verkleinert werden mußten. Nur die kleinen Schnitte konnten in Originalgröße wiedergegeben werden. Das Blatt auf Seite 566 ist eine Illustration zu Roseggers „Steirischen Geschichten", die Blätter auf Seite 572, 575 und 577 wurden für eine illustrierte Ausgabe von Charles de Costers „Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak" geschaffen.

*

Die Gedichte aus dem Nachlaß Max Dauthendeys verdanken wir Herrn H. G. Wendt in New-York, der eine Sammlung aller nicht in Buchform erschienenen Gedichte Dauthendeys veranstaltete. Ein vollständiges Verzeichnis solcher Werke befindet sich in dem Buche: Max Dauthendey. Poet-Philosopher von H. G. Wendt, New-York 1936.

Korfiz Holm hat über seine frühen Erlebnisse mit dem Dichter ausführlich erzählt in seinem Buch: „ich — kleingeschrieben" (Heitere Erlebnisse eines Verlegers). Zu Dauthendeys siebzigsten Geburtstag erschien eine Neuauflage der „Gesammelten Romane und Erzählungen" und des Buches „Die acht Gesichter am Biwasee" (in neuer Geschenkausstattung). Weiter brachte die „Kleine Bücherei" eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel „Ein Herz spielt auf zum Reigen" und weiter erschien „Der Garten ohne Jahreszeiten", der die meisten Erzählungen aus dem vergriffenen und nicht wieder aufgelegten Band „Lingam" enthält.

*

Das „Unschloß" ist ein Kapitel aus einem neuen Werk von Wilhelm Richard-Perhobstler. Es trägt den Titel: „Wo liegt Paris" und liegt im Manuskript abgeschlossen vor.

*

Rudolf G. Binding begeht am 13. August seinen 70. Geburtstag. Wir werden seiner im nächsten Heft gedenken.

---

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München 9, Gabriel v. Seidlstr. 53.
Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Laimer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 2. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.

Die Herausgeber bitten nochmals dringend, keinerlei für das „Innere Reich" bestimmte Einsendungen an ihre persönliche Anschrift zu richten, da sie außerstande sind, für die ordnungsgemäße Erledigung bzw. Rücksendung dieser Texte irgendeine Gewähr zu übernehmen.
Die Anschrift der Schriftleitung ist ausschließlich München 19, Hubertusstraße 4.

## Erna Blaas

# Sprachgemeinschaft

Wind geht über die Marken, macht an den Grenzen nicht halt;
Könige ehren den Starken, der wie Länder und Meere uralt.

Hauch geht mit Windesgesellen — Seele und Geist werden frei —
Über verbotene Schwellen stürzt sich das Wort und der Schrei!

Über die Pässe und Flüsse, über Schranke und Maut
Flüchten gläserne Füße, immer geahnt, nie geschaut.

Aber die Geister erstarken, wachsen in Muskel und Bein —
Deutschland, aus allen Gemarken stürmen sie her und sind Dein!

## Ernst Bertram

# Worte in einer Werkstatt

Die Malerei ist für das Auge wahrer
als das Wirkliche selbst. Goethe.

Daß ihr mir nicht die Welt da draußen knechtisch abbildet! Wir malen ja, Kinder, damit die Menschen Heimweh bekommen nach einer Welt, die es nicht gibt.

Werde mir nicht ein Sklave des Sichtbaren, mein Kind. Du mußt lernen, das Unsichtbare zu malen. Dazu sind wir da. Das Sichtbare zu malen ist Handwerk, und hüte dich ja, das Handwerk jemals zu verachten. Aber ein Maler bist du erst, wenn du malst, was keiner sieht.

Du mußt nicht Felsen malen, sondern Träume von Felsen; denn deine Tafeln sollen nicht Landschaften sein, sondern Gesichte.

Wir müssen die Möglichkeiten malen. Wir müssen den Menschen etwas von den Wundern des Möglichen erzählen. Sie haben vergessen, daran zu glauben.

Seht ihr wohl Michelangelos Schöpfungsbild? Der Herr fuhr in einer Mantelwolke von Möglichkeiten herab, da er den Menschen schuf. In seinem Mantel barg sich alles, was war und was sein wird von menschlichen Gesichtern. Und sie alle blickten Adam an bei seiner Erschaffung, und er erinnert sich ihrer — noch heute in euch.

Habt den Mut zu übertreiben.

Erst die Übertreibung gegen das Vollkommene hin — und sei es das vollkommene Böse — sie macht den Künstler.

Fürchtet euch nicht vor der Übertreibung. Sie ist unser Hoheitsrecht und unsre Königspflicht.

Für die alten Künstler ward jede Eidechse ein Drache zu einem Sankt-Georgen-Bild; und die Sense des wartenden Mähers dort zur Sense des Letzten Todes. So wollen auch wir auf unsre Art es halten, vor dem Werk oder auf dem Weg.

Denn nicht nur beim Malen müßt ihr die Dinge hinauftreiben und übertreiben: schon im Sehen selber müßt ihr das tun.

Wenn ich etwas sehe, Kinder, übertreibe ich immer. Ihr würdet euch wohl wundern, wollte ich euch sagen, wie ich euch sehe.

Wo die Wahrheit bleibe bei solcher Pflicht zur Übertreibung, fragt ihr?

Die Wahrheit ist ein Geschenk der Starken. Die Wahrheit wird nicht vorgefunden, nicht angenommen, nicht abgeschrieben: sie wird geschaffen. Auch in unsrer Kunst. Die Kraft des Blickens schafft das Wahre.

Wahr kann nur sein, was wir nicht sehen. Denn nicht was wir sehen, sondern was wir schauen, ist wahr.

So dürfen wir auch nur malen, was wir schauen, aber nicht, was wir nur sehen.

Was ihr seht, läßt euch gelassen. Inniges Zittern aber ergreift euch vor dem, was ihr schaut. Denn da erlebt ihr eine Kraft in euch.

Du irrst dich sehr, wenn du glaubst, du arbeitetest nach der Natur. Du ahmst nicht die Natur nach: sie selber bildet ja durch euch hindurch. Wenn du in die Welt siehst, dann tust du schon nach ihrem Willen von heute.

Wir können nichts tun, als uns treu zu immer reinerer Willigkeit ausbilden, damit wir spüren, was sie will, und zeigen können, wie sie es will. Ihr Wille aber — das ist ein andrer Name für unsre Kraft.

Der wahre Maler setzt die Welt mit seinem Blick in Brand — aber in den Brand einer Verklärung.

Der Künstler sieht die Sterne am Tage. Aber dazu muß er in seinen tiefen Brunnen steigen.

Ein Maler muß schöne Dinge lieben. Aber es kommt darauf an, daß sie uns wieder lieben. Das rechte Beschauen schöner Dinge ist eine Hochzeit des Geistes.

Wer mehr liebt, der mehr leidet — das war so von Anbeginn der Welt. Und da wir Bildner das Sichtbare so viel heftiger lieben als die andern, so leiden wir auch mehr, wenn uns das Sichtbare nicht wieder liebt. Es liebt uns aber nur, so lange wir stark sind.

Was du liebst, das hilft mir dich malen, wenn ich darum weiß. Sage mir, was du in diesem Raume vor anderem liebst, und ich male dich wahrer.

Beinah alle meine Bildnisse sind auf dem Untergrunde von Musik gemalt, der die Urbilder hier zuhörten. Diese Frau da — ihr seht es — liebte böse Musik; sie hatte sie sich eigens gewählt. Daher die Fünkchen in ihren Augen.

Bewundern ist die allererste Gabe. Wie wollt ihr denn malen, wenn ihr nicht bewundert?

Solang ich ihn ansehe, gibt es auf der Erde nichts Schöneres als diesen Feldblumenstrauß da aus lauter streitenden Farben: Mittelpunkt einer Welt, wie so schön es sie gar nicht gibt — wir schüfen sie denn.

Jeder Künstler ist vor allem eine auswählende und abwehrende Kraft; denn er verteidigt das Licht gerade s e i n e r Traumwelt gegen verfremdende Farben.

Wir sind die eigentlichen Magnetseelen: die stärkste Anziehung und Abstoßung ist unsre Natur.

Nicht sprechen, solange du malst. Nur die Schweigenden malen. Wer redet, zerstört das Bild. Nur das Bild selber soll reden dürfen.

Du mußt die Farben streiten lassen. Sie versöhnen sich bei dir zu früh.

Ein Gemälde ist ein Abbild der Welt, also das Bild eines Kampfes. Du gibst die Versöhnung nicht, wenn du nicht den Kampf gibst.

Dein Bild da redet zu laut. Du mußt auch mit Farben schweigen können. Man muß immer die Pausen sehen können in deiner Augenmusik.

Zu einem guten Gemälde braucht es immer eine gewisse Farbenblindheit. Wer alle Farben brauchte zu einem Gemälde, der gäbe ein Zerrbild der Welt.

Es sind die größten Künstler vielleicht, welche die Welt in zwei Farben darzustellen wissen. Aus Schwarz und Weiß baut sich das ernsteste, wahrste Bild der Welt. Selten nur dürfen wir das wagen.

Ich liebe die Farben — aber auch sie ordnen sich zuletzt ja doch zum Kampfe zwischen Licht und Finsternis. In der Ewigkeit gibt es keine Farben mehr, aber immer noch Licht und Finsternis, und darum auch immer noch die Kunst — was man auch gesagt haben mag.

Aus Schwarz und Weiß entstehen die Zeichnungen des Weltgeistes. Aber sein Schwarz ist Hölle und sein Weiß siebenter Himmel. Durch beides müßte der Künstler gegangen sein, der die Welt so einfach wiedergeben wollte, wie göttlicher Geist sie einfach gewahren wird.

Wer es sich einfacher machen will, ist als Künstler verloren. Das Kunstwerk soll einfacher werden, nicht die Arbeit.

Du bist immer zu ungeduldig und in der Begier, fertig zu werden. Man muß nie durchaus fertig werden wollen mit seinem Bild. Ich habe mich nie geeilt. Wenn wir eilen, so eilen wir doch nur immer zum Tode — gewiß aber zum Tod unsres Werks. Sei weise und verschmähe nicht die Rast. Ungeduld ist die Sünde des Künstlers.

Und kümmere dich nie darum und darüber, wie weit noch dein Weg sei. Du darfst nicht ahnen, wie endlos die Leiter ist. Du darfst nur um das Gebot wissen: steige!

Wir Maler werden ja nie fertig. Wir kommen nie ganz ans Licht; jede Nacht verschüttet uns und das Unsre aufs Neue.

Verderbt euch Leben und Bild nicht mit Eilen.

Wir Maler verzweifeln tagtäglich. Aus unsren Verzweiflungen, wenn sie tief genug sind, entsteht unser Werk.

Die Kunst ist immer ein Lobgesang im feurigen Ofen. Bist du wohl bereit zu brennen? — so müßte man jeden Beginnenden fragen. Du glaubst an Überfülle und Heiterkeit, an strahlendes Glück der Kunst — sie ist ein Glück, aber ein brennendes, und ein Lobgesang im Vergehen.

Das Eigenste des Künstlers liegt am Ende, nicht am Anfang. Der echte Maler wandert seinem Ursprung entgegen; er beginnt nicht ursprünglich. Alle Maler, die etwas wurden, begannen in der Verhexung durch die Schönheit, die ein anderer geschaffen. Langsam wurden sie zu sich selber.

Wenn du müde wirst, dann darfst du nicht weiter malen. Wer sich zwingt, mag ein Held sein, aber noch kein Künstler. Du mußt etwas zu verschwenden haben. Nur solange dein Auge sich fürstlich fühlt vor der Welt, dürfen deine Hände malen. Ermüdet, siehst du die Dinge, wie sie sind, und das ist dein Verrat an der Welt.

Dem Bild gehören immer nur die stärksten Stunden.

Dein Bild strahlt ja nur aus, was du um seinetwillen gefühlt oder erlitten. Die Welt der Kunst ist der unerbittlichste Haushalt. Deine Bilder können nicht verschenken, was du ihnen nicht mitgabst.

Alle guten Bilder sind Andachtsbilder. Aber die man so nennt, sind es für gewöhnlich am wenigsten. In der Kunst hat nur die Andacht des Ketzers Wert.

Diese deine „Verkündigung" da ist noch ohne Verkündung. Dieses Engels Wort da, so großflüglig er sich zum Gruß niederläßt, schießt nicht ein in das jungfräuliche Wesen Marias. Er sagt ihr Freundliches, zögernd. Aber des Geistes Herabfahren ist ein inniger Schrecken: du, du bist's!

Und sieh: du hast dem Engel ja noch nicht die Hand eines Engels gegeben, sondern eher eines Verlangenden. Engel nehmen nichts für sich — danach sehen ihre Hände aus.

Die Hände darfst du nicht weglassen. Sie gehören zu einem Bildnis. Hände können sich nicht verstellen.

Wenn jemand dir zumutet, auf dem Bild seine Hände wegzulassen, mißtraue ihm: er hat ein übles Gewissen.

Wenn Frauenbildnisse euch geheimnisvoll erscheinen — der Maler ist das Geheimnis. Das wußten die Alten.

Geliebte Wesen sind Dichtungen von Liebenden — das wissen die Dichter, vielleicht. Aber wir Maler wissen es am besten. Und die großen Schöpfer ihrer Völker: sie schufen das Volk, das sie geträumt hatten.

Ihr fragt, ob ein Bildnis dem Künstler ähnlicher sein dürfe als dem Urbild. Aber der Künstler *ist* das Urbild, wenn er ergriffen wird von dem fremden Wunder, das er sehen lernt. Er muß notwendig danken, und in jedem Dank beschenkt der Mensch notwendigerweise mit sich — was hätte er sonst?

Der Künstler malt immer die Welt als sein gewaltigstes Selbstbildnis. Saht ihr das nie? Zu jedem gehört seine Welt, zu ihm ganz allein. Das ist das Gericht, und ein andres Gericht gibt es hier unten nicht.

Ein Bild muß ein Rätsel sein. Aber freilich eines, von dem jede Auflösung falsch ist. Klarheit ist etwas, das nur der Form gehört; das Wesen aber deines Bildes soll immer Zwielicht bleiben.

Ein lebendiges Bild muß immer noch etwas zu erraten aufgeben; denn alles Erratene ist ein Totes, oder Todgefahr. Das erratene Bild ist der Tod des Bildes und des Bildners.

Ihr fragt, wo denn der Tod sei in diesem ‚Selbstbildnis mit Tod'? Die Felsenlandschaft da hinten verbirgt ihn euch wohl nicht lange. Aber ihr habt vielleicht recht: es bedürfte ihrer nicht. Ein Selbstbildnis ist immer ‚mit Tod' gemalt.

Es muß ja nicht immer der Totenschädel aus dem Spiegel grinsen, wie auf den Bildern unsrer Alten. Der Totenschädel, müßt ihr wissen, ist noch eine sanfte Gestalt des Todes. Er ist noch tröstlich. Was wir im leeren Spiegel sehen, ist viel schrecklicher. Ihr saht noch euer Geliebtestes nicht sterben.

Wer das himmlische Gesicht der Menschen malen will, muß auch ihr höllisches kennen. Denn zwiegesichtig nur erscheint das Lebendige.

Ohne ein Böses können wir nicht malen. Das Böse, das ihr seid und das ihr seht, malt immer mit, wißt ihr wohl.

Diese Schattenwelt bedarf immer der Hilfe des Dunkels.

Ich mußte auch siebenmal sieben Larven zeichnen, um Einen Engel malen zu können.

In der Kunst ist die höchste Liebe die Tochter der tiefsten Erkenntnis. Das ist nicht wie bei der Liebe zu Frauen, ihr jungen Leute.

Laßt euch die Trennung von den Bildern nicht leid tun, die ihr hergeben mußtet, um zu leben. Träume kann man nicht verkaufen. Wir bleiben immer die Herren unsrer Bilder, einerlei, wer sie in seinem Saale zu haben glaubt. Und äußerlich uns trennen, das müssen wir ja von allem, wir, uns selber nur geliehene Bilder.

Es ist einmal so: wir zwingen die vielgeplagten Menschen zu immer neuer Schönheit — also sind wir notwendig unbequem oder gar verhaßt, solange wir leben und uns mühen. Denn die Menschen wollen im Hause ihrer alten Schönheit bleiben und nennen das wohl gar Treue, unahnend, daß dies Haus immerwährend in Asche verbröckelt. Wir aber treiben sie hinaus, auf gefährliche Fahrt, auf die Suche nach neuen Himmeln und Heimen für ihre Kinder — das können sie uns wohl nicht so leicht vergeben. Verlangt nicht, sie sollen euch dafür lohnen, daß wir ihre Kinder in Gefahr bringen.

Und das tut jede neue Art Schönheit.

Meint ihr nicht, daß eine Zeit kommen könnte, wo man das malen wird, was man nicht mehr sprechen darf oder sprechen mag? Wo man das zeichnen wird, was man nicht mehr wird reden können?

Solche Tage waren schon da. Und alles kommt verwandelt wieder. Denn die Welt dreht im Rade.

Die schönsten Gedichte unsrer frühen Vorfahren waren ihre Kleinodien, ihre Bilder und Bildwerke. Wie wir auch ihre wahren großen Erkenntnisbücher in ihren Domen lesen.

Daß die Welt ihr Edelstes und Unersetzbarstes mit solcher Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit behandle, darüber müßt ihr mir nun nicht mehr jammern. Die Welt verliert von je ihr Kostbarstes am liebsten. Davon heißt sie Welt.

Sie läßt ihre schönsten Gemälde verbrennen, sie zerbricht ihre wundersamsten Holz- und Steinbilder, sie steckt ihre Tempel in wütenden Brand. Und am allerärgsten zerstört sie, wenn sie erhalten und bewahren möchte: ihr habt es gesehen, wie selbst noch ihr guter Wille zerstören muß, schlimmer als je Barbaren vernichteten. Darum tötet sie auch ihre Genien oder zerrüttet ihnen ihr Werk, wo immer sie kann. Sie muß. Davon heißt sie Welt. Später dann baut sie die Mäler und Bewahrkammern.

Wir steigen alle aus dem Verbotenen in das Verbotene hinauf und zahlen dafür mit Tod. Aber die sichtbare Welt lohnt es, zu freveln und zu sterben: seht, wie schön!

Solang es das gibt — solang wir das schauen — solang wir das malen: gelobt sei uns diese Welt!

Trinkt den Wein, Kinder, und seht das herrliche Licht auf den Bäumen! Morgen ist es tausend Jahre her, daß wir heute beisammen saßen. Also freuen wir uns miteinander.

Josef Weinheber

## Der Strom

Fern am zitternden Horizont
schlägt der Gewaltige weit die Zelttür der Berge auf.
Erzern, die Brust besonnt,
tritt er herein, schweigt. Blindlings zuhauf

fallen die Felsen vor ihm ins Knie,
und er schleppt mit Purpur und Gold
königlich seinen Mantel nach. Wie ein Tamerlan, wie
nur ein östlicher Gott reißt sein Vielarm den Sold

dienender Wälder an sich. Ihm gehört
alles Wilde: geheimnisvoll, Schlange am Uferstein,
der hochadlige Hirsch, der übers Wasser röhrt,
und der Reiher fürstliches Einsamsein.

Träg hinab in der Ebene schwülen Pfühl
steigt er abendlich. Seine gezähmte Lust
dürfen die Sterne schaun. Er ist Herr, und die Erwählte fühl
sein gefährliches Herz furchtbar an ihrer Brust!

Zeugend verströmt: mächtiger männlich verläßt
er das Lager im morgenden Licht.
Die Geliebte bebt: Er lud sich zu Fest,
gab, verriet sich dem Weib — und tötete nicht?

Er jedoch ist schon fern. Reisige Schilde stehn,
Mauern, ihm vor. Mitten hinein, in die Wand
springt sein dröhnender Zorn. Keine Hand
regt sich. Wer kann widerstehn,

wenn der Königsblick wie die Sonne groß
dem Befallenen unter den Helm schaut, wer?
Stumm, versagend stürzen die Himmel los
und herab. Er jubelt. Leuchtet. Sonst ist nichts mehr.

Wilhelm Schäfer

# Wendekreis

## Ein Vorwort

Wendekreis heißen wir je die Linie, bis zu welcher die Sonne auf ihrem ekliptischen Spaziergang vom Äquator aus nach Norden oder Süden vordringt. Bis die Sonne den nördlichen Wendekreis erreicht hat, werden unsere abendländischen Tage länger; bis sie den südlichen Wendekreis erreicht hat, werden unsere Tage kürzer: im höchsten Stand des Sommers liegt der Ursprung des Winters; im tiefsten Stand des Winters liegt der Ursprung des Sommers.

So sind die Wendekreise dem Jahr als Schicksalslinien eingeschrieben und in ihren Gezeiten davon umwittert; denn weil auch der Sonnenwagen nicht unvermittelt aus dem Vorwärtsgang in den Rückwärtsgang umgeschaltet werden kann, scheint die Zeit im Wendekreis stillzustehen, bis im „Sonnenstillstand" aus dem Hin des Erdenjahres wieder ein Her geworden ist im himmlischen Humor der Ekliptik.

Unausdenkbar aber ist der Gedanke, daß wir dieses Humors ermangeln sollten; das würde sein, wenn die Achse der Erde nicht schief zu ihrer Bahn stände. Dann legte die Sonne Tag für Tag den gleichen Lauf am Himmel zurück; alles Leben zwischen Äquator und Pol wäre von einer langweiligen Unveränderlichkeit. Es gäbe weder Sommer noch Winter, weder Frühling noch Herbst; es gäbe keine „wihen Nächte" und kein Sonnenwendfeuer. Wie die Berge im Frühjahr beschneit wären, würden sie bleiben; die Bäume hätten es schwer, ohne den Drang der wiedereinströmenden Säfte zu blühen, und kein Dichter könnte den Mai besingen. Der Jahreslauf stände bis in die Gestirne hinauf erstarrt; das irdische Leben hätte den Rhythmus der Jahreszeiten und damit seinen Humor verloren, den ihm der Kosmos heute schenkt; freilich ganz nur der „gemäßigten" Zone schenkt, „wo der Wechsel der Lebensgewohnheiten die hohen Kulturen ermöglicht oder gar nötig gemacht hat".

Kein Zweifel, die Fülle und Buntheit des irdischen Lebens hängt im Humor der Ekliptik, dessen Schildhalter die Wendekreise sind. Sie sagen dem Jahr das „Stirb und werde" der himmlischen Entscheidung an, im tiefsten

Winter den Sommer, im höchsten Sommer den Winter verkündigend; sie wenden das Schicksal unseres abendländischen Erdentags, der ohne sie schicksalslos wäre.

*

Wenn ich meiner Sammlung neuer Anekdoten den Titel „Wendekreis" gebe, so unterstelle ich sie damit dem Humor der Ekliptik. Diesem Humor ist nicht genug getan, wenn die Fragen des Schicksals aufgeworfen werden — dafür sorgt das Leben ohne den Dichter —, sondern es will eine Antwort des Wendekreises gegeben sein, also das Stirb und werde einer absoluten Entscheidung, wo es dem Helden nicht mehr frei gestellt wird, so oder so zu handeln, sondern wo er sich — in der Tragödie bis zur Vernichtung seiner selbst — entscheiden muß.

Schillers schlecht gereimtes aber scharf gedachtes Wort, daß der Sänger mit dem König gehen soll, weist dem Dichter seinen Platz im Wendekreis der absoluten Entscheidung unmißverständlich an. Es meint damit nicht etwa, daß der König die Taten tun und der Sänger davon singen soll, sondern „sie wandeln beide auf der Menschheit Höhen" wo die Entscheidungen königlich, das heißt absolut getroffen werden: nicht aus dem Du sollst! eines Gesetzes, wie es dem Untertanen auferlegt wird, sondern aus dem Ich muß!, das sie in sich tragen, wie der Wendekreis das Stirb-und-werde-Gesetz der Ekliptik in sich trägt.

Gemeinhin sprechen wir vom Ideal des Dichters, wenn wir diesen Sachverhalt überlegen. Wie aber die schiefe Stellung der Erdachse zu ihrer Bahn Wirklichkeit ist, so handelt es sich auch in den Entscheidungen des Dichters um Wirklichkeit. Sein Reich ist durchaus von dieser Welt, weil er kein himmlisches Trostbild in den Alltag bringen, sondern das Absolute ansprechen will, wie es in jeder menschlichen Seele, mehr oder weniger verschüttet, auf den Anspruch wartet. Damit scheint mir die höchste Aufgabe des epischen Dichters und der strengste Maßstab seiner Dinge gegeben. Er hat nicht zu erzählen, was dem oder jenem lustiges und trauriges begegnete, sondern was ihn zwangsläufig aus dem Alltag in das Stirb und werde des Schicksals führte, wo er sich nicht mehr nach Belieben verhalten kann, sondern entscheiden muß.

*

Wir leben freilich im Zeitalter der Relativität, darin der objektiven Welt das Absolute bis in die letzten Schlupfwinkel hinein von der Wissenschaft bestritten wird. Und im Subjektiven werden wir belehrt, daß nicht nur, wenn ihrer Drei dem gleichen Schicksal Antwort geben müßten, die Entscheidung je nach der Persönlichkeit anders ausfiele, sondern daß sie auch noch für jeden Einzelnen vom Zufall der Umstände abhinge, also relativ sei.

Das will sagen: es könne für die moderne Erkenntnis weder ein Drama noch sonst eine Dichtung im Sinn des Wendekreises, also der absoluten Entscheidung geben; was der Dichtung übrig bleibe, sei die Schilderung der Zustände, in denen sich das Schicksal bei dem Einzelnen auswirke.

Tatsächlich ist die Zustandsschilderung denn auch die moderne Dichtungsform geworden, vom Roman aus alles, selbst die Lyrik und das Drama überwuchernd. Schildern heißt anschaulich beschreiben; je anschaulicher aber die Beschreibung ist, um so sklavischer haftet sie am Gegenstand. Eben das Haften am Gegenstand ist in allen Künsten der Grundfehler; er wird durch nichts treffender bezeichnet als durch die Trauben des Malers Zeuxis, die so naturgetreu gemalt waren, daß die Vögel daran pickten.

Im Sinn dieser griechischen Anekdote ist der moderne Roman geschäftig, den Alltag abzuspiegeln. Die deutsche Literatur hat niemals soviel Talent und Eifer aufgewandt, jedes und alles, das einfache wie das verzwickte, das feine wie das plumpe, das rosige wie das graue, das harmlose wie das grausige, mit ihrem Spiegel einzufangen. Aus den Romanen unserer Zeit wird eine spätere jede Falte unseres Gesichts ablesen können.

Ob die Nachwelt dazu Lust und Geduld haben wird, ist nach unsern eigenen Erfahrungen mit der Literatur vergangener Zeiten sehr die Frage; gewiß hingegen ist, daß der Roman mit solcher Betrachtung auf ein anderes Brett als das der Dichtung abgeschoben würde. Denn auch um dem eigenen Zeitalter den Spiegel vorzuhalten, wie Hamlet sagt, ist die Kunst nicht da, sondern damit der Raum des Schicksals im Bewußtsein bleibe.

Damit der Raum des Schicksals im Bewußtsein bleibe, ist die Zustandsschilderung ein unzulängliches Mittel, weil der Zustand das sich ändernde, das Schicksal das unabänderliche ist. Über Wunsch und Willen, Hoffnung und Furcht des Betroffenen schreitet es hin als unaufhaltsames Geschehen. Die

epische Form kann es nur so zur Darstellung bringen, daß sie seine Schritte aufzählt, erzählt, wie es uns Deutsche der Michael Kohlhaas für alle Zeiten gelehrt haben sollte.

*

Nicht, um eine vergessene Kunstart neu zu beleben, wie mir nachgesagt wurde, nicht um einen persönlichen Stil zu erlangen, habe ich mich ein Leben lang um jene kurzen Novellen bemüht, die ich meine Anekdoten nannte, sondern um der epischen Form in einer Zeit treu zu bleiben, die sich der Zustandsschilderung bis zur Ausschweifung ergab.

Keine der fünfundzwanzig Erzählungen freilich, die hier unter dem Titel „Wendekreis" gesammelt sind, erhebt sich zur Tragik, die wir gemeinhin Schicksal nennen; keine hat es gleichwohl mit dem Alltag zu tun. Das Thema vielmehr ist ziemlich in allen das gleiche: wie mitten in den Alltag hinein die Frage einer absoluten Entscheidung gestellt und beantwortet wird. Es mag Schiller das tragische Schicksal mehr denn ein anderes vorgeschwebt haben, als er den Sänger mit dem König auf der Menschheit Höhen wandeln ließ; weder der eine noch der andere aber lebt dem Alltag entrückt: ihr Amt ist eben dies, daß sie seiner Herr werden durch ihre unalltägliche Entscheidung. Denn beide wissen: ohne die Ahnung und Gewißheit des Absoluten sähe sich der Mensch einer Verfilzung vor Zufällen preisgegeben; es wäre schicksalslos und könnte sich in Ermangelung himmlischer Trostbilder nur durch einen dumpfen Fatalismus im Leben halten. Darum, sagte ich, sei der Dichter da, daß der Raum des Schicksals im Bewußtsein bleibe, darin der Humor der Ekliptik seine großen und kleinen Wendekreise hat.

---

Max Kommerell

# Die Sprache und das Unaussprechliche

## Eine Betrachtung über Heinrich von Kleist

Wie der Mensch unter den Tieren der Sprechende ist, so ist der Dichter unter den Menschen der Sprechende. Das Maß des Aussprechens scheint den Menschen eng gesetzt, dem Dichter unendlich. Und doch wächst mit dem Sagenkönnen das Unsagbare, die schönsten Gedichte gewinnen uns durch das, was in ihnen stumm bleiben will und dennoch in und zwischen den Worten da ist. Unter den Formen der Dichtung ist das Drama weitaus die gesprächigste. Das lyrische Sprechen, ohne Zeugen, ist ihr nicht versagt; sodann muß die Anlage der Menschen, die Vorgeschichte der Tat, der Hinterhalt und selbst die Miene des Hinterhalts im Drama heraus, sei es auch nur im Gespräch mit dem Vertrauten; und schon Sophokles macht den Monolog für die selbstmörderische Minute des Ajas zum Verräter. Das Drama schwelgt in der Unbegrenztheit des Aussprechens, und wenn es auch zugleich alle Sprachen des Scheins, der halben oder verstellten Aussage bemeistert, so hat es doch den Glauben an die Rede, den Glauben daran, daß sie heranreiche an das menschliche Sein, Tun und Leiden. Auch hat es die Lust an der Rede; und in Griechenland, Spanien und Frankreich, und weiter in unserer Klassik bis auf Hebbel, räsoniert das menschliche Wesen noch in seiner letzten Bedrohtheit. Auch Shakespeare, der Unendliche, glaubt an den Charakter als Natur und an die Natur in allen Charakteren; sie ist, in aller Vielfalt, benennbar und hat ein Gesetz; und wenn das Wort den letzten unvergeßlichen Zug in eine Miene gegraben hat, so steht in unsrer Phantasie die Gestalt: bündig, unverwechselbar. Beim Lesen einer Kleistischen Szene wird uns, als spräche man hier anders, als wäre das Sprechen Mühe, als ränge sich in ihm das Unaussprechliche herauf, und zwar vergeblich, obwohl der Stammelnde dem Stockenden, der Taube dem Stummen zu Hilfe kommt, und einer dem anderen mit aufgeregten und äußersten Gebärden abfragt, was doch nicht über die Lippen will. So daß uns, je mehr sich die Sprachen reizen und aneinander steigern, das Stumme überfällt, das sich keineswegs beruhigt in der Eindeutigkeit der Gestalt, sondern den andern und zuletzt sich selber Frage bleibt. „Denn jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel" sagt Prothoë über Penthesilea, und Kleist

schreibt an Ulrike: „Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll." Hat sich je ein Dichter sonst so unmittelbar als einen unaussprechlichen Menschen bezeichnet? Hat Kleist je etwas anderes geschaffen als unaussprechliche Menschen?

## Der Charakter als Rätsel und das rätselhafte Faktum.

Daß ein Drama da abbricht, wo wir den Aufschluß über die innere Bewegung der Hauptfigur erwarten, abbricht etwa mit diesem vielberufenen „Ach" der Alkmene, einem Laut der Betroffenheit, von dem wir nicht wissen: bedeutet er Zerstörung oder neue Geburt — daß wir von einer so beherrschenden Figur, wie dem Großen Kurfürsten, nicht sagen können: wollte er den Prinzen erschießen lassen oder wollte er es nie?, ist er, den andern undurchsichtig, in sich selber fest von Beginn zum Ende, oder geht er, mit gespielter Sicherheit nach außen, durch eine Schule der Verwandlungen? — daß wir all dies nicht sagen können, ist kein Mangel, ist die neue, aufregende Eigenheit dieses dramatischen Stils. Wir müssen Gelerntes verlernen für ihn. Gelernt haben wir den Charakter als organische Einheit eines Wesens, den Charakter, der vielleicht nicht immer im Begriff, wohl aber in der inneren Anschauung faßlich ist und dessen Gegenwart in der Sprache wir erfahren und glauben; vielleicht auch den Charakter, der falsch ausgelegt wird, sich selbst aber richtig auslegt. Kleists Personen sind Rätsel und aus dieser ursprünglichen Eigenschaft der Person ergibt sich alles neu: Exposition, Ver- und Entwickelung, Bezug der Menschen aufeinander in Verstehen und Nichtverstehen, Schicksal als Deuten, Gedeutetwerden und Selbstdeutung, Dialog, Monolog, Bühnenanweisung, Gebärde und Symbol! Und wie sich die Art des Kleistischen Dramas aus dem Charakter als Rätsel ableitet, leitet sich seine Novelle ab aus dem rätselhaften Faktum.

So übernimmt der Eingang eines Kleistischen Dramas neben der gewohnten Aufgabe, in einen bestimmten Zusammenhang der Dinge einzuführen, die neue: das Rätsel eines Charakters zu exponieren. Er kann Rätsel sein für sich, für einen Partner, für die Umwelt, für uns. Von da aus kann der dramatische Vorgang auf Verschiedenes zielen: eine Figur kann über sich selbst, eine andere kann über sie wissend werden, Stufen des Begreifens können an den vorher nicht Begreifenden erscheinen, zwei auf einander bezogene rätselhafte Charaktere können sich aufhellen oder verwirren und endlich: jeder Betroffene

kann sich für oder gegen das Rätsel entscheiden. Immer aber schreitet das Drama vom Vortrag des Rätsels zur Enträtselung. Zugleich aber bleibt etwas am Rätsel Rätsel; oder ein aufgelöstes verliert sich in den Abgrund eines neuen Rätsels; das geratene Rätsel eines anderen kann den, der rät, in sich zweideutig machen; und sein eigenes Rätsel zu raten führt bisweilen in jede Unseligkeit des Lebens, in jede Seligkeit des Todes. So zeigt das Rätsel, indem es sich zu lösen scheint, seine Unlösbarkeit, und das Drama bedeutet: Verrätselung. Diesen Verlauf nimmt in der Tat das „Lustspiel nach Molière": die tragische Lösung wäre, da sie Lösung ist, zu einfach.

Das Gemeinte wird deutlich am „Käthchen von Heilbronn", das nicht wegen des ritterlichen Klischees romantisch ist, sondern weil es sich mit den Mitteln des Dichters zum unterirdischen Seelenvorgang bekennt. Den Anfang bildet ein Verhör. Es fragt mit einer Art dialektischer Marter aus der verhörten Person einen versteckten Sachverhalt heraus. Kleist liebt die Verhöre. Sein Lustspiel ist ein einziges, langanhaltendes Verhör, das der Schuldige selbst vornimmt; Jupiter verhört Alkmene: „Was würdest du fühlen, wenn ..."; das Gottesurteil im „Zweikampf" ist ein Verhör, in der „Marquise von O." verhört die Mutter die Tochter. Das Verhör des Femgerichts verhört zunächst den Grafen, den man geheimer Künste bezichtigt — was sich herausstellt, ist aber das Rätsel eines Charakters, nämlich Käthchens. So endet das Verhör bei Befremdung. Man kann verhören über das, was jemand tat, nicht über das, was jemand ist. Ihre Mädchenscheu und ihr Fest-Sein im Dämon, die Ratlosigkeit der Vermummten, das derbe Mißverständnis des Vaters, der ihr im Weltverständnis überlegene, als Natur sie nicht von fern erreichende Graf, der sich nicht versteht, geschweige sie: das ist ein überdeutlich geträumtes Traumbild der Kleistischen Art, Seele zu sein und unter den Menschen zu stehen. Was ein Geheimnis hat, hat Scham; so weiß dieses Kind wohl, wo es schweigt und wo es sich eröffnet. Aber ihr Wille, sich zu eröffnen, kann nicht was er will. Sie l e b t im Geheimnis, sie w e i ß es nicht. Gefragt, was sie an den Grafen fessele, erwidert sie ihm mit einer schrecklich heiligen Formel der Aufrichtigkeit: „So spräche jeglicher Gedanke noch, auf das was du gefragt: ich weiß es nicht."

Das rätselhafte Faktum: daß Käthchen dem Grafen folgen muß, ist zugleich das Rätsel eines Charakters und eines unaufgehellten Bezugs zwischen zwei Menschen. Es erklärt sich aus einer Vorgeschichte, die, eine Kleistische

Novelle im Drama, in drei Ansätzen erfragt wird. Der erste Auftritt des Ganzen bringt das spätere, der neunte Auftritt des zweiten Aktes das frühere Bruchstück: hier erzählt Brigitte, die alte Haushälterin, dem Fräulein Kunigunde von Turneck eine Geschichte. In einer Silvesternacht habe der Graf, auf den Tod krank und ohne Bewußtsein, im Traum die Schlafkammer eines Mädchens besucht. Der Engel, der ihn geleitete, habe ihm anvertraut, sie sei eine Kaisertochter. Darauf sei der Graf genesen. Dies Traumorakel wird auf die böse Kunigunde bezogen. Theobald aber erzählt in jener ersten Szene eine Begebenheit, die in sich unerklärlich, auch durch den spätern Auftritt noch nicht erklärt wird: Käthchen sieht den Grafen zum erstenmal, als er sich bei ihrem Vater eine Armschiene zusammenfügen läßt, zu einem Zeitpunkt, der nach jener Silvesternacht liegt. Das Niederfallen mit Geschirr und Imbiß, sowie nachher der Sturz aus dem Fenster wird, je nach dem Geist des Erklärers, als magische oder als erotische Besessenheit erklärt. Spät kommt der Aufschluß: aus dem Mund einer Schlafenden! Und zwar weiß die Schlafende, was die Wachende nicht wußte! Als, nach Käthchens merkwürdigem Ausdruck, ihr Ich vor ihrem eigenen Bewußtsein dalag in der Szene des Verhörs, konnte sie das Wahre über sich selbst nicht finden und nicht aussprechen. Nun, da sie schläft und der Mann, dem sie auf eine so dunkle Weise zugeeignet ist, sich über sie beugt, weiß sie sich selbst und kann sich sagen. Auch ein Verhör — das seltsamste aller Kleistischen Verhöre, für den ungenauen Kleistverehrer gemildert durch den Anflug märchenhafter Kindlichkeit. Er fragt aus ihr die Vorgeschichte heraus, die jene beiden andern Vorgeschichten erst zur Deutlichkeit und Deutbarkeit ergänzt. Käthchen hat im selben Augenblick den selben Traum gehabt wie er, wodurch die Traumbegegnung Tatsache wird — nicht mehr der wunschgefällige Wahn eines Schlafenden, sondern die in zwei Schlafenden gleiche, also verbürgte Wirklichkeit zwischen Ich und Du! Darum also war Käthchen mit dem Geschirr hingestürzt, weil sie diesen Mann, den sie jetzt zum erstenmal sieht, von ihrem Traum her kennt, ihm blindlings anzugehören von ihrem Traum beauftragt ist! Soweit schließt die Szene des Holunderbusches auf; zugleich ist sie Ereignis. Beide haben als Wachende ihr Rätsel nicht gewußt, aber Käthchen hat im Gehorsam dieses Rätsels gelebt, der Graf nicht. Indem er das Rätsel aus Käthchen herausfragt, fragt er sich selbst in sein Rätsel hinein. Er begreift sie, ihren Hang zu ihm, und wird dabei, spät und endlich, seines Hanges zu ihr gewiß: so daß er vor dieser inneren Wendung

ein Mensch war, der gegen sich und sein Geheimnis lebte, und fortan einer sein wird, in dem das Helle Diener des Dunkeln ist. Er vertraut ihr, sich selber und der Traumbürgschaft und wagt die Probe auf die Welt, indem er vor dem Kaiser erhärtet, was ihm der Traum eingeflüstert hat. „Wissenschaft entschöpft dem Himmelsbrunnen." Die Probe glückt. Der aus der Seele steigende Wunsch, wehrlos und unbesiegbar, schreibt der Weltbegebenheit ihren Lauf vor; das ist das wahre Lächeln des Märchens über diesem sonderbaren Gedicht.

Hier wird ein Mann stufenweise in das Geheimnis eines Mädchens eingeweiht und entdeckt sich selbst darüber. Anders Achill: der nie ganz Einzuweihende, der als Lebender von dem Grimm der mißverstandenen zentaurischen Seele zerfleischt wird, als Toter die Zeichen ihrer überschwänglichen, zum Tode reifen Hingabe empfängt. Und anders als Käthchen lebt Penthesilea zu Beginn im Nichtwissen und, als sie über sich wissend wird, noch in der Selbstbehauptung gegen dies Wissen. Das Denken der Welt, nach dem sie sich selbst auslegt, heißt hier Amazonentum. Sie erfüllt es, wie es bekräftigt ist durch vormythische Weihen, zugleich mit dem unbezwinglichen Stolz der Person. So muß die neue Wahrheit, ehe sie dies Amazonentum durchbricht, die zerstörende Heftigkeit des Elements annehmen. Das festgewurzelte Staunen, die unbegriffene Fremdheit ist ein Zustand, den Penthesilea vorlebt, und der, unvollkommener und weniger ergriffen, von Achill nachgelebt wird. Das Denken, das ihm die Wahrheit des eigenen Seins und des wechselseitigen Seins verlegt, ist zunächst der Begriff vom Mann als vom Krieger, und dann die geschlechtliche Übermacht des Mannes. In der neunten Szene weiß Penthesilea, wer und wessen sie ist: im Unterschied zu Achill, dem das Liebesspiel ein Gleichnis des Kriegs ist — „die Küsse heiß von Erz", ist ihr die Kampfbegegnung ein Gleichnis der Liebe: „Ich will ihn ja, ihr ew'gen Götter, nur — an diese Brust will ich ihn niederziehn!" Sie ist Achill voraus, weil sie auch sich selber unbegreiflich wird; Achill ist es nur den andern. Aber auch sie gibt dem Wahren nur unter einer Bedingung Raum: Prothoë und Achill müssen ihr den Wahn ihres Sieges einflößen. Die Katastrophe des Mißverständnisses folgt dem Gesetz, daß das unvollkommene Wissen um den andern anfängt im unvollkommenen Wissen um sich selbst. Der wahre Bezug, der aus drei Dingen besteht: der Wahrheit des Ich, der Wahrheit des Du und dem Erkennen, ist im „Käthchen" Augenblick des Lebens, in der „Penthesilea"

Augenblick des Todes. Noch als sie den Greuel an Achill verübte, ist sie die, die sich selber falsch auslegte: sie biß, und sie wollte küssen.

Auf eine verwickeltere Weise eröffnet der „Prinz von Homburg" das Rätsel der Person. Statt des schlafenden Käthchens, das mehr von sich weiß als ein Wacher, ein Prinz, der sich nachtwandlerisch den Lorbeer flicht, ein paar Stunden, ehe er eine weltgeschichtliche Schlacht zu lenken hat; er wird belauscht und in ein neckendes Spiel verwickelt durch den Großen Kurfürsten und sein Gefolge: seltsame Zauberei in dieser nüchternsten Landschaft der Geschichte, so daß der Kurfürst mit Recht fragen darf, wie der Träumende die fremdländische Pflanze in seinem märkischen Sand gefunden habe. Was weiß er in seinem Schlafe? Wie ihm auf einen Wink des Fürsten Natalie den Kranz reicht, flüstert er: „Mein Mädchen, meine Braut." Als Bürgschaft für die Wirklichkeit dieses Gesichts bleibt ihm ein Handschuh. Man denkt, er weiche schamhaft vor dem forschenden Freunde aus, wenn er die Eignerin nicht zu wissen vorgibt. Aber er ist sich selber geheim. Sonst könnte er nicht, als im fünften Auftritt die Schlachtordnung diktiert wird und Natalie ihren Handschuh vermißt, aus der Schlaftrunkenheit seines Wesens so erschrocken auffahren: „Herr meines Lebens! Hab ich recht gehört?" Nicht nur und nicht zuvörderst diese liebende Beziehung, noch ganz anderes denkt der nächtliche Vorgang ins Wahre! Die Gleichheit des Anfangsbilds und des Endbildes spricht das Ganze aus. Man sollte nicht sagen: das opernartige Ende des Stücks nimmt den Anfang wieder auf; sondern: der Anfang nimmt das Ende vorweg. Und zwar in einer Pantomime, obschon gesprochen wird. Die Pantomime des Schlusses bedeutet, daß alles erfüllt ist, was die Zeichen des Anfangs verhießen. Das Geisterhafte hat sich mit der Wahrheit eines Menschen gesättigt, der vor dem Tod sich selber begriff. Und was ist es, das dieser pantomimische Anfang vorwegnimmt?

Zwei Wirklichkeiten streiten, welche wirklicher ist. Was sich zuträgt zwischen Rampe und Garten, besteht doppelt: einmal in der Deutung des Kurfürsten und noch einmal in der Deutung des Prinzen. Die Deutungen sind unvereinbar. Sicher ist nur: der hier befremdlich hingedehnt ist in der Wollust der Selbstversunkenheit, entspricht nicht dem geforderten Helden des märkischen Raumes. Er ist da, ein Fremdestes in diesem Kreis, mit der Wehrlosigkeit des Unbewußten dem Versuch des Verstandes preisgegeben; in seiner Scham und Verstecktheit angeleuchtet von den Fackeln der Hinzudringenden. Gebärden des

Staunens, des Nicht- und Mißverstehens, des Herumratens, das die magische Abgeschlossenheit des Prinzen nur vertieft: so ist der Schlaf die Verschlossenheit des Sinnes für das Wirkliche, beantwortet mit barscher Rüge: „Im Traum erringt man solche Dinge nicht." Aber der dem Wirklichen verschlossene Sinn geht einem inneren Raume auf, der auf eine schwer auszusprechende Weise dem wirklichen Raum gleich und ungleich ist, ihn in liebender Gewalt einschließt und seine Figuren mit eigenen Hoffnungen benennt. Alles, wovon man denkt, es ist nicht und wird nie sein, das ist. Der Schwärmer fand den Lorbeer, er bestand die Schlacht, er empfängt das doppelte Symbol der höchsten fürstlichen und weiblichen Gunst — nicht nur dies: er ist mit allem eins, was ihn so fremd anherrscht, er denkt den fast zärtlichen Segen des Gebieters auf sich herab, so wie er mit reinster Demut zu ihm aufsieht; nichts von Abstand und Anderssein ist ihm bewußt; die Gebärden sind so, daß alles sich Fliehende wunderbar grüßt und aufs innigste erkennt. Und das Drama gibt diesem schmeichelhaften Wahn recht. Am Ende ist die Welt und ist der Träumer so, wie sein Schlaf beide erschaffen hat. Denn er ist ärmer und reicher, wahrer und falscher in dieser Pantomime als sonst; zugleich Gebrechen und Allmacht. Während er für sich selbst schon fertig ist in seinem Ruhm, stellt er sich den andern dar in schlaffem Unvermögen. Und doch ist sein Einigen, Versöhnen, Werben, Gewinnen — seine weite Vollständigkeit im Fühlen und Tun so zwingend, daß sie wahr werden muß: die Bewegungen dieses Schlafenden sind das Mächtigste was es in diesem Raum gibt! So wäre denn der Kurfürst ganz in der Blöße des Nichtverstehens gezeigt, ein karger märkischer Mann, der nur Mann ist; sein selbstgefälliger Eingriff wäre nichts als eine rohe Gewalt an dem ihm preisgegebenen fremden Innern, wenn dieser Eingriff nur nicht so seltsam treffend wäre. Indem er die unbewußte Richtung des Liebeswunsches im Prinzen richtig voraussetzt. Indem er alle die Handlungen möglich macht, die der Traum des Prinzen sind, die die innerste Szene seiner Seele sichtbar nachahmen. Beinahe scheint die Wahrheit des Selbst, die dem Prinzen träumt, vom Finger dieses Mannes heraufbeschworen! Der Kurfürst also ist die andere rätselhafte Person — vielleicht die rätselhaftere, gerade weil ihr Rätsel viel weniger auf uns andringt. Das Rätsel des Prinzen ist ausgestellt; aber der Verlauf des Stückes zeigt, daß auch das Rätsel des Kurfürsten in dieser Pantomime ausgestellt war. Und, der Selbstbewußtheit seines Willens zum Trotz, ungewollt und unbewußt. Als Ein-

greifender die verborgene Bereitschaft des Prinzen richtig zu treffen: das ist nachher, im vierten Akt, seine eigentümliche Leistung, als er den Prinzen entscheiden läßt, ob er ungerecht verurteilt sei. Daß er als Eingreifender das Geheimnis des Prinzen trifft, also im Grunde ihn weiß; daß er zugleich der ihn Segnende, auf ihn Stolze ist, das sagt die Pantomime vom Kurfürsten wider sein Wissen und sein Wollen aus — dieselbe Pantomime, die bewußt und gewollt den kalten, ja verwerfenden Abstand des märkischen Helden von diesem entarteten Weichling betont.

Das „Guiskard"-Fragment drückt gemäß seiner antiken Beschaffenheit das Rätsel der Person in Form eines Faktums aus. Nicht wie Guiskard ist, sondern ob er die Pest hat, ist sein Rätsel. Der stufenweise Aufschluß ist der Inhalt der Exposition; ob er ihm selbst früher zuteil wird als den andern, wissen wir nicht genau; doch wird der Mann, der seiner Tochter sagt: „Dem Ätna wedelst du" über sich schon klar gewesen sein, ehe die Kaiserin vor allem Volk hinter den Wankenden die Heerpauke schieben muß. Wahrscheinlich wäre das Drama nach dieser antikischen Exposition in der Durchführung modern geworden. Guiskard, sich pestkrank wissend, hätte den Tod in seinen Knochen niederzukämpfen versucht. Dies ist unantik. Guiskard hätte gegen seine Todverfallenheit gelebt. Das ist Kleistisch.

Zwei rätselhafte Fakta ganz verschiedener Art, enträtselt in zwei voneinander getrennten Durchführungen, enthält die größte der Novellen Kleists, die „Marquise von O.". Das erste rätselhafte Faktum eröffnet die Novelle. Eine Zeitungsnotiz, wie sie nie durch die Blätter ging. Eine Frau hohen Standes und reinen Rufes teilt der Öffentlichkeit mit, daß sie schwanger geworden ist, ohne zu wissen wie, und den ihr unbekannten Vater des noch ungeborenen Kindes sich zu melden bittet. Die allmähliche Enträtselung, der die Ahnung des Lesers vorgreift, endet in dem Augenblick, der das zweite rätselhafte Faktum heraufführt. Wie der Leser längst voraus weiß, zeigt sich der Graf — aber die Frau, die sich schon an den Gedanken gewöhnt hatte einen Kammerjäger zu heiraten, ruft, in einer Ekstase des Abscheus, aus: „Diesem Mann kann ich mich nicht vermählen." Ein inneres Rätsel nach dem äußeren Rätsel. Blitzschnell durchschaut sie, welchen Moment ihrer Bewußtlosigkeit der Graf mißbraucht hatte — er, in dem sie den ritterlichsten aller Männer zu sehen gewohnt war! Kleist wartet mit der Enträtselung dieses Motivs bis zum letzten Satz.

Das rätselhafte Faktum des „Findlings" ist: Elvire, die Gattin Piachis, sieht dessen Pflegesohn Nicolo in der Maske eines Genueser Ritters vom Karneval heimkehren und stürzt, dem Käthchen gleich, beim Anblick des Grafen „mit Flaschen und Gläsern, die sie in der Hand hielt, wie durch einen unsichtbaren Blitz getroffen" nieder. Die Prämissen dazu werden von Nicolos ruchlosem Scharfsinn eingesammelt. Er belauscht sie, wie sie in ihrem Zimmer, auf den Knieen liegend, zärtlich einen Namen stammelt, und entdeckt dort ein verhangenes Bild. Man macht ihn auf seine Ähnlichkeit mit dem Dargestellten aufmerksam. Es ist der Retter Elvirens, der ihr, als sie, ein Mädchen, während eines Brandes hilflos zwischen der Flamme und dem Meer stand, beisprang und nach wenigen Tagen, während derer sie ihn nicht verließ, an den erlittenen Verletzungen starb. Dies nutzt Nicolo zu einer List, die der List Jupiters im Amphitryon gleicht. Er stellt sich hinter den Vorhang. Elvire überlebt das ihr Angetane nicht. Sie war gegen die teuflische Berechnung ihrer Seele in dem Grade wehrlos, als sie sich, musterhaft in der Erfüllung ihrer Pflicht als Gattin, der Schwermut um den Toten als dem geheimen Besitz ihrer vollkommenen Seele ergeben hatte.

Dies ist etwa das Schema einer Kleistischen Exposition: eine Person scheidet sich plötzlich, durch eine Handlung oder einen Zustand, von ihrer Umgebung ab und wird in ihr einsam. Die Befremdung, das „ganz unerhört, ihr Danaer" hat viele Formen und füllt viele Szenen. Die Ritter der Feme, Griechen und Amazonen, die Germanenfürsten, die märkischen Offiziere bilden dann die Gemeinschaft der Nichtverstehenden um den Kleistischen Helden, der dadurch mittelbar als rätselhaft bezeichnet ist. Aus ihr heben sich halb oder ganz Verstehende heraus. Die Sphäre des Rätsels kann zwei Menschen umschließen; das Rätsel liegt dann in dem, was sie füreinander sind; aber immer so, daß der eine vorangeht ins Rätsel, der andere folgt. Ehe sie unbegreiflich wurde, hat die rätselhafte Person den Begriff ihrer Umgebung vorbildlich erfüllt. Dieser Begriff (Schablone, Kodex, Einrichtung, Sitte) wirkt manchmal in ihr nach; sie ist gewohnt, sich selbst nach ihm auszulegen, und beginnt also sich mit sich selbst zu entzweien. Ebenso beeinträchtigt dieser Begriff das Verstehen dessen, der sich ihr nähert. Ihr Rätsel erscheint auch unmittelbar, nicht nur in der Wirkung. Da es nicht eine Überzeugung, sondern eine Betroffenheit ist, findet es keine Worte. Mehr sagt der Bericht anderer, am meisten die Gebärde und das Symbol. Sie ist wehrlos und schamhaft. Damit ist ihr Rätsel

zugleich dem zutappenden Verstand und der berechnenden List hingeliefert, zugleich aber im Rang darüber erhoben und gefeit durch Unentwegtheit in sich. Die Exposition endet, wo das weltliche Denken und das Wohnen im Rätsel miteinander kämpfen, und die rätselhafte Person selbst oder ihr Sein mit einem andern sich der Wahrheit zubewegt.

## Das Drama als Probe.

Ein Begriff des Göttlichen läßt sich schwer auffinden in der Schöpfung Kleists, und grade wo der Gott erscheint: im Amphitryon, ist er blasphemischer Komödiengott, stechend scharfe Maske der dichterischen Not. Aber eines ist in dieser Schöpfung, das sein Licht und seine Härte unter jeder Probe bewahrt wie der Diamant: das Ich. Die Ehrfurcht, die sonst dem höchsten Sein gezollt wird, gilt ihm. Es ist unter den Deutungen das Wahre, unter den Verdächten das Arglose, unter den Verwirrungen das Einfache. Es wird nicht befragt und braucht sich nicht auszuweisen, weder als Gewissen, noch als entwickelte Grundform, noch als Abbild des Schöpfers, noch als Verkleinerung des Weltalls. Es ist ein Pfand. Selig leben heißt: sein Leben blindlings dieser Bürgschaft anvertrauen. Daher die seltsame Heiterkeit des tragischen Bewußtseins, daher die Erbärmlichkeit der komischen Haltung: nur ein Kleist konnte das Lächerliche darin finden, daß der Mensch sich im Schein des Menschlichen versichert, statt sich in der Wahrheit des Menschlichen zu gefährden. Der „Kohlhaas" ist das Einfachste von allem, was Kleist gemacht hat: er handelt nur davon, daß der Gehorsam gegen das Ich in einen Widerspruch zur Welt verwickelt, und daß dieser Widerspruch zu Ende getan und zu Ende gelitten wird. Sonst entlehnen die Novellen und die Dramen ihre Bewegung einem inneren Dualismus. Über dies diamantene Ich legen sich verdeckende Schichten: das Meinen der anderen, das eigene Meinen, die Verständigkeit, die für die Wahrheit ist was der Tag für den Blitz, und zuletzt: das gemeine Lebenwollen. Es zeigt sich, daß dies Kleistische Ich zwar das Eigenste eines Menschen, zugleich aber der Mittelpunkt des Alls im Gefühl ist. Es liegt nicht am Tag. Es muß etwas geschehen, und man muß etwas sein, damit sich die Wahrheit eines Menschen entdeckt. Dieses Geschehen heißt Schicksal, dieses Sein heißt tragische Qualität. Held ist bei Kleist der zu sich selbst Verurteilte. Die Nicht-Helden leben in Unwissenheit: sie mögen immer den Willen Gottes, der Natur und des Staates erfüllen, Kleist würdigt sie keines Blicks. Das Meinen über den Menschen,

die Bürgschaft der Sicherheit, der Schonung und Verständigung ist zunächst gegenwärtig im Meinen des Menschen über sich selbst. Das Bewußtsein ist dem untertan, erst in der Schule der Entscheidungen wird es dem Meinen abtrünnig und kann der Majestät des Unbewußten eine dienende Fackel vorantragen. In den tragischen Menschen Kleists ist die Möglichkeit, sich so zu finden, da. Daß sie es wirklich tun, dazu bedarf es einer äußersten Bedingung. Denn alles, was lebt, sträubt sich gegen die Wahrheit, die es selber ist. Der Zufall der Novelle und das Schicksal des Dramas stellen die äußerste Bedingung her, unter der ein Wesen bereit wird, von sich selbst wahrzuträumen und wahrzusagen und in den Abgrund seines Müssens hinabzufallen und an der eigenen Überschönheit zu sterben. Wie die Folter aus einem Menschen die schlimme Wahrheit hervornötigt, so foltert das Kleistische Schicksal eine Seele, bis sie ihre Wahrheit preisgibt; aber diese Wahrheit heißt: daß die Seele schöner ist, als sie sich selbst gedacht hat. So furchtbar schön, daß die andern sich vor Schreck versteinern. Denn das ursprüngliche Sein der Seele stört die Vereinbarungen und willigt nicht in den gedeihlichen Anbau.

Der „Amphitryon“ wahrt insofern die Eigenschaft des Lustspiels, als alles diesen Moment der Selbstentdeckung gefährlich umspielt, sie aber doch für den Schluß gespart ist und nicht mehr zur Drohung werden kann. Das Thema ist die Liebe eines Gottes zu einer Menschenfrau. Darin nimmt Kleist den Mythos wörtlich und läßt ihn fern; zugleich rückt er ihn durch das genaue Deuten der innern Bewegung dicht an uns heran. Er deutet ihn vom Gott aus; der ist Kleist, der wirkliche Kleist. Und von der Frau aus, dem Kleistischen Symbol. Dieser Frau ist es auferlegt, die Beiwohnung des Gottes, der die Gestalt des menschlichen Gatten annahm, von der Beiwohnung des Menschen zu unterscheiden. Sie nicht zu unterscheiden, war ihre Möglichkeit des Weiterlebens. Darum sagt sie: „Ach.“

Daß Alkmene, die nichts von sich Wissende und darum so gewinnende Frau, einen Augenblick in der ganzen Majestät des unbewußten Ich erstrahle, dazu läßt Kleist seinen Gott ein listiges und linkisches Verhör mit ihr anstellen. Wenn hier kein Gott ist und doch die Sphäre des Gottes und der Menschenfrau so scharf unterschieden wird, was stiftet dann den Unterschied? Das Gefühl Alkmenens. Derjenige von den beiden Amphitryonen ist Gott, der sie berührend sie zu einem geheimnistragendem Wesen macht, sie für sich selber aufschließt, sie zu sich selber verurteilt. Der andere, der sie ungestört in

der Erkenntnis ihrer selbst fortleben läßt, ist bloß Mensch. In dieser „Göttlichkeit" hat Kleist einen Wink gegeben über seinen Beruf als Dichter und als Liebender. Was geht in der Szene vor, die Kleist einlegte in seine Umdichtung Molières, um ein Lustspiel zu einem Mysterium zu machen? Ein Gespräch des wahren Gatten mit Alkmene hatte ihn vor eine furchtbare Gewißheit, sie vor eine furchtbare Ungewißheit gestellt. Hier dichtet Kleist weiter aus der Seele Alkmenens. Hat Alkmene in jener Nacht einen andern empfangen, so ist ihre Einheit mit sich selber gestört — diese Einheit, die die Marquise von O. bewahrt, und die Littegarde verliert. Denn von jener heißt es, als sie ihre Schwangerschaft entdeckt, ohne von einer Empfängnis zu wissen: „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen." Diese aber zwingt der Ausgang eines Gottesurteils, ihr Bewußtsein Lügen zu strafen: „Gott ist wahrhaftig und untrüglich; geh, meine Sinne reißen und meine Kraft bricht." Auch, wenn man will, ein Heranrücken des Mythos! Aber die Erschütterung Alkmenens ist weiblicher, voller und süßer. Unkeusch zu sein — das war ihr gar nicht möglich. Daß sie sich täuschen ließ, die Person des Geliebten mit einem anderen verwechseln konnte, das verzeiht sie sich nicht. Denn wie der Rang anderer Kleistischer Helden die Ich-Gewißheit ist, so ist der ihrige, die keinen Sinn hat als: zu lieben, die Du-Gewißheit. „Nimm Aug und Ohr, Gefühl mir und Geruch, mir alle Sinn' und gönne mir das Herz: so läßt du mir die Glocke, die ich brauche; aus einer Welt noch find ich ihn heraus." Das in das Diadem gegrabene J statt des A, ein von Kleist erfundenes Symbol, ist der Augenschein dafür, daß ihr diese Gewißheit log. Vorher fühlte sie sich durch das Mißtrauen des Gatten angetastet, jetzt ist sie durch diese Wahrzeichen so vernichtet, daß sie nur Wahrheit sucht. Sie kniet vor dem eintretenden Scheinamphitryon und bittet ihn um das vernichtende oder rettende Wort. Dieser fünfte Auftritt des zweiten Aktes ist dreigeteilt, nach den drei Versuchen, die Jupiter mit ihr anstellt. Er muß sie versöhnen. Zuerst sagt er ihr: Du bist keusch geblieben, denn als du einen andern empfingst, glaubtest du den Gatten zu empfangen. Dieser Versuch scheitert. Denn was hilft Alkmene die Reinheit durch das Meinen, wenn ihr Gefühl, ihre Witterung des Du sie betrog! Sie überliefert sich dem inneren Gericht. Und Jupiter — ist dies Göttlichkeit, sich so zu verrechnen, einem so tragisch edlen Geschöpf so leichte Heilbarkeit zuzutrauen?

Schon hier wird die Jupiter-Tragik aufgerührt, daß die Zärtlichkeit, die er sich in der Maske des Gatten stahl, nicht dem Gott galt. Diesen Fluch könnte nur eines lindern: wenn das Gefühl Alkmenens in jenem Augenblick sich irgendwie und ohne daß sie es sich erklären könnte von ihren sonstigen Gefühlen unterschieden hätte. Und hat sie nicht Charis bekannt, daß er ihr mehr Amphitryon schien als sonst: „Dem Leben treu, ins Göttliche verzeichnet?" Wird Jupiter dies aus ihr heraus fragen können? Als sie mit einem fürchterlichen Eid jede fernere Umarmung verschwört, bleibt dem Gott keine List mehr als die Wahrheit. Er sagt: Es war Jupiter. Er sagt nicht: Ich war es. Denn jetzt soll sie ihn für Amphitryon halten, sonst wäre schon der Schluß des Stückes da. Ihr scheint dies, aus dem Munde des Menschen, eine verbrecherische Anklage; Jupiter ruft ihre Frömmigkeit zu Hilfe und gewöhnt sie durch mythische Parallelen an den ihr zuerst undenkbaren Gedanken, daß sie selbst Mitte des Mythos, und der Mythos ihre Gegenwart sein könnte. Als sie noch zweifelt, erinnert er sie an das J. Und, selber lernend an dem Verhör, das er anstellt, an die Untrüglichkeit ihres Du-Gefühls. Nur ein Gott konnte ihr, kraft göttlicher Verwandlungskünste, Amphitryon *sein*. Den menschlichen Betrug mußte sie erraten, dem Täuschungsversuch der göttlichen Allmacht durfte sie erliegen. Mit diesem Beweis gibt er ihr, als vermeintlicher Gatte, den Adel ihrer Seele zurück. Was jetzt in ihr geschieht, ist unaussprechlich; Kleist stellt es dar mit einem Laut und einer Gebärde: „Nun ja! (sie küßt ihn)." Hiemit könnte sich der Gott begnügen; nicht hindert ihn, Amphitryon das Seinige zu lassen. Nichts hindert ihn, in diesem Augenblick der Geliebte Alkmenens zu sein. Aber was Alkmenen mit sich selbst versöhnt: daß der Gott für sie Amphitryon war, das macht den Gott in Ohnmacht erknirschen. Die Jupitertragik stachelt ihn zu einem Verhör, dessen Zweck ist, Alkmene zu einer Unterscheidung des Gottes vom Menschen zu zwingen, nachträglich, im Gedanken und im Gefühl. Das Mittel dazu soll sein, daß sie sich den Gott jener Nacht und den Schauer seiner Nähe mit aller Deutlichkeit hervorruft, um zu wissen, dies war Jupiter und nicht Amphitryon. Er verwirrt sie hierdurch, denn grade dieser Jupiter kam ihr ja amphitryonischer als Amphitryon vor! Um, als Amphitryon, eine solche Herrschgewalt über die heimlichsten Gedanken dieser frommen Frau auszuüben, muß er sie durch religiöse Vorstellungen fügsam machen. Kleist will zeigen, daß der listenreiche Gott, dem dies sich selbst nicht wissende Leben hingeliefert ist, sich fängt in seiner List. Warum kam Jupiter?

Gekommen sei er, weil sie ihn vernachlässigt, vielmehr: weil sie ihn unter allzu bekannten, menschlichen Zügen gedacht habe! Der Gott begeht den Fehler, seinen nächtlichen Besuch, der doch im Gedächtnis Alkmenens die höchste Süßigkeit haben soll, als eine Strafunternehmung hinzustellen. Hierdurch wird er ihr ein Gegenstand der Pflicht und der Furcht: „Jedoch nachher vergeß ich Jupiter." Der verblendete Gott fährt fort in seinem Verhör. Was sagtest du, wenn dir Jupiter jetzt erschiene? Die Antwort ist so vernichtend, wie sie auf jenen Fehlgriff erfolgen mußte. Wenn sie einen Tag zurückleben und sich vor Göttern und Heroen riegelfest verschließen könnte — das wäre ihr hocherwünscht. Er hat verloren. Und holt von neuem aus, indem er, als Gatte im Namen des Gottes, ihr Mitleid mit dem leidenden Gott (mit dem leidenden Kleist) anruft. In dieser beinahe für sich bestehenden Dichtung, die die Liebesforderung des Geistes an das süßeste von ihm gedachte Wesen ausspricht, ist Gott weder heidnisch noch christlich gedacht, sondern Kleistisch: in der Einsamkeit des Schaffens. Seine Niederlage wäre vollkommen, da sich Alkmene zwar so hohem Ratschluß unterwirft, aus freiem Willen aber dem Gott nur Ehrfurcht, Liebe dem Gatten vorbehalten möchte: wäre nicht der Gatte, den sie so anredet — Jupiter! Denn, wenn er ihrem Verstand auch Amphitryon ist, ihr Gefühl erlebt die Gegenwart unmittelbar, ohne Deutung — und etwas wie Jupiter berührt sie. Er hat also Mut, in seinem Verhör neu auszuholen bis an die Grenze der Wahrheitsenthüllung. „Wenn ich dieser Gott dir wäre ..." Sie würde ihm in den Orkus folgen — aber wem? Nun legt sich die nächste Frage als eine strenge Klammer um ihren Sinn und sie antwortet mit dem Schönsten, was sie ist. Die gedachte Lage, die er ihr beschreibt, ähnelt der jetzigen wahren, die sie nicht durchschaut, und ist ganz genau die Lage des Schlusses, der ja wirklich über Alkmene die Wahl zwischen beiden Amphitryonen verhängt. Ihre Antwort und das Entzücken Jupiters über ihre Antwort ist nur verständlich, wenn man sich noch einmal sagt, daß sie zwar Jupiter für Amphitryon hält, im Gefühl aber doch eine umfassendere und höhere Gegenwart genießt. Der, der da ist, ist ihr schön, sie ist sein. Wenn jetzt Amphitryon käme, wie entsetzlich! Denn der, dem sie jetzt so hingegeben ist, w ä r e ja dann der Gott. O wäre er doch Amphitryon! Dies sagt sie dem vermeinten Amphitryon, beschreibt aber unwissend die Wahrheit. „Ja — dann so traurig würd' ich sein." — Dies ist von dem „Ach" des Schlusses nur dadurch verschieden, daß sie mit dem Verstand noch in der Täuschung ein-

heimisch ist, obwohl sie mit ihrer Antwort auf den verfänglichen Wennsatz die Entzweiung durch den Gott, der nicht ihr Gatte ist, schon voraus erleidet. Warum erhöht diese Antwort das Geschöpf über den Gott? Weil sie, indem sie das Gesetz ihrer Reinheit hält und sich nur inniger zum Gatten bekennt, durch dies Wort „traurig" zugleich der Gegenwart des Gottes gerecht wird, dem Gott genügt. Und sich selbst, denn wie er ihr ein Über-Amphitryon ist, hat er die Über-Alkmene in ihr erweckt. So löst sie die zweideutigste und fragwürdigste Gegenwart mit der Genialität ihres neuen, umfassenden Gefühls. Was jenseits der Grenze dieses Stücks geschieht, bleibt Rätsel. Heißt das nicht mehr, ist das nicht wissender, als es ein klarer Untergang oder eine klare Rettung wäre? Sie hat gelernt. Ein Schmerz wird für sie möglich: in Amphitryon den Gott zu vermissen.

Was sich enthüllt, ist eine wahre Rangstufe. Was zerstört wird, ist eine scheinbare Rangstufe, in diesem Fall: Schöpfer und Geschöpf. Daß die wahre Rangstufe als Rang des Weibes über dem Mann erscheint, hat eine Entsprechung in der Erhöhung Käthchens über den Grafen. Aber darauf kommt es nicht so sehr an, obwohl das Weib bei Kleist gerne der eingeweihte, also den Mann einweihende Partner ist. Die Mutter der Marquise, die die Tochter verworfen hat, lernt sie verehren wie ein höheres Wesen. Der Große Kurfürst, der sich im Trotz des Nichtverstehens und in erzieherischer Ironie über den Prinzen erhöht hatte, steigert im 7. Auftritt des 5. Akts seine Anreden seltsam „Mein junger Prinz — Junger Held — Mein Sohn", während der Prinz gleichzeitig aus der vergötternden Liebe der Offiziere wie ein freier Dämon hervorgeht. Also nicht auf den Geschlechterunterschied kommt es an, sondern darauf, daß Wille und Wissen, durch Weltmeinung gestützt, dem reinen Leben der Seele gegenüber eine Übermacht haben, aber mit ihrer List zuschanden werden, wenn das Ich erstarkt zur Umfänglichkeit seines Abgrundes; und daß sie sich seiner Majestät beugen, wenigstens nach dem Recht der Dichtung. So ist der Gott hier gezeichnet: der Mann der Finte, der zuschanden wird. Er konnte aus seinem Opfer nur eine höhere Schönheit herausquälen, und ist Gott genug, nun zu beten statt sich anbeten zu lassen. Man denkt an die Anekdote vom fechtenden Bären. Der Aufsatz über das Marionettentheater, der überhaupt der Unfehlbarkeit des Unbewußten gewidmet ist, erzählt von diesem Fechter: „Auf Finten (was ihm kein Fechter der Welt nachmacht) ging er gar nicht einmal ein: Aug in Auge, als ob er meine Seele darin lesen könnte, stand

er, die Tatze schlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernsthaft gemeint waren, so rührte er sich nicht."

Was heißt Mythos im „Amphitryon"? Kleist glaubt ihm, was er von sich weiß: die Zweiheit der Sphären und die Entzweiung des Menschen, der „besucht" wird. Indem er Alkmene zur mythischen Person macht, wird der Mythos ein innerer Verlauf. Er saugt sich voll mit Wahrheit; erst ferne Fabel, ist er plötzlich und drohend im Innern da, so unausweichlich, daß alles sonst noch Seiende verblaßt. Fromm unterscheidet diese Frau ihn als das Andere, das sie nicht ist: große Frauen, die in alter Zeit ein Gott besucht hat, — bis sie sich selbst als leidende und gegenwärtige Mitte dieses Mythos entdeckt. Sie wird vom Mythos eingeholt. Das heißt: die Wahrheit des eigenen Wesens erfahren und ihr gehorsam zu leben. Vor diesem Augenblick biegt ein Wesen aus. In Kleists Leben gibt es dasselbe: bis zur Kant-Krise biegt er aus, hält er ängstlich an seinem, von der Aufklärungsphilosophie gestützten, Lebensplan fest; als sträubte, im Vorauswittern ihrer tragischen Bedingungen, sich seine Natur gegen ihre eigene Wahrheit, und verharrte, so lange es angeht, in der Umkehrung ihres Selbst.

Die Tragik der Penthesilea-Dichtung ist das Wesen der Leidenschaft selbst, die von Kleist zu ihrer höchsten Möglichkeit gesteigert keinen Gegenstand mehr haben kann, weil ihr kein Gegenstand gewachsen ist; so wie die Wildheit einer Tänzerin, die vom Gott des Tanzes besessen Tier und Dämon wird, die erlahmenden Mittänzer von sich schüttelt und mit jenem allein ihren Tanz zu Ende tanzt bis zum Sinken ihrer Kniee. Das Versagen des Partners vor dieser Leidenschaft erscheint als sein Unvermögen zur Auslegung: es ist ebenso wahr, daß Achill in den Wirbel der Zentaurin hinein gezogen wird, ja sich ihr in sonderbarer Umkehrung der Geschlechter anähnelt, wie daß er sie bis zum Ende mißversteht und dies Mißverstehen mit diesem Ende bezahlt. Seine Tragik ist: nicht für die Wahrheit dieses Wesens geboren zu sein und ihr dennoch zu erliegen. Dennoch ist das Ende keine blinde Zerstörung. Das innere Gleichwerden, die Einweihung des Mannes in das Geheimnis des bisher unbegriffenen andern Wesens, die im „Käthchen" ein märchenhaftes Leben aus der Wahrheit der Seele eröffnet, ist hier der Tod: dem sterbenden Achill erst geht die Unberechenbarkeit dieser Seele auf und erst als Nachsterbende schenkt sich ihm Penthesilea maßlos.

Auch Penthesilea lebt doppelt, begreift sich doppelt. Ihr Amazonentum ist

die Meinung der Anderen über sie und so meint sie auch sich selbst — wie der Prinz von Homburg vor märkischen Kardinaltugenden besteht oder versagt, ehe seine Seele über ihn kommt. Der Amazonenstaat ist mehr als ein im Hederich aufgelesenes Faktum, dessen sich Kleist als einer zwar nicht geschmackvollen, aber aufregenden Kulisse bedient. Er hat ihn zu der überzeugenden Landschaft seiner Seele gewählt. Denn die Wahlheimat dieser weit zurückreichenden Seele ist nicht die Geschichte und nicht der Mythos, sondern dessen Vorbereitung, ein Mischkrug der Elemente und der menschlichen Seele. Ein Frauenstaat! Was ist sein Heiligtum anderes als das Kleistische Heiligtum der Frau, die als Schmerz der Schöpfung mehr ist als der listenreiche Mann und seine Hybris bricht, die ihn als Liebende bedarf, ihn wegwirft, wenn er gedient hat und kaum in Versuchung kommt, diesem ihr nicht gewachsenem Wesen untertan zu sein und anzugehören. Dieser Staat ist, sofern er als Satzung die Liebeswahl verbietet und dadurch uneinnehmbar bleibt, der Gegensatz Penthesileas, aber er bringt sie auch hervor. Seinen Führerinnen erlaubt er, in der Vertraulichkeit der Höhe, eine mittelbare Wahl: „Du wirst den Peleiden dir bekränzen", sagt Otrere zu Penthesilea. Sie bricht das amazonische Gesetz nicht, wenn sie ihn als Beute wählt, sondern wenn sie sich ihm gibt, ohne ihn besiegt zu haben. Und: wenn er ihr mehr ist als Beute... Nun ist dieser Staat zwar für Penthesilea das Verbot, durchaus sie selbst zu sein, doch lebt er auch in ihr als das amazonische Gesetz ihres persönlichen Wesens. Nicht bloß als Amazone, auch als Penthesilea darf sie dem Achill erst erliegen, nachdem er ihr erlegen ist. Es geht hier nicht um Mann und Weib. Das Zwieschlächtige der Leidenschaft, zu verzehren und verzehrt werden, Gewalt zu üben und Gewalt zu leiden, hat Kleist zu Ende gedacht nach dem Maß seiner eigenen Wildheit; den Amazonen, die nicht so amazonisch sind wie die Königin, droht auch nicht die Gefahr der Hingabe. Erst ihr beinah wahnsinniger Wunsch, den lebendigen Mythos, den stärksten Kriegshelden, den, der am meisten auf der Welt Mann ist, sich, dem Weib, im Kampf erliegen zu sehen, kann umschlagen in das weichste Schmelzen. Beides ist dasselbe. Nach der kaum tragbaren Stauung des Wesens im Siegerwillen der kaum denkbare Erguß dieser Hingabe! Amazonische Denkart ist die „äußerste Bedingung", unter die in diesem Fall Penthesileas Natur gestellt ist. Und der Staat um sie her ist die zweite Bedingung, unter der und gegen die sie Penthesilea sein muß.

„Hetzt alle Hund auf ihn" beginnt der 9. Auftritt, und nimmt so das Ende vorweg: der Grund ist Beleidigung. Kann sie aber von Achill beleidigt sein, bloß weil sie ihn nicht besiegt hat? Ihre Beleidigung setzt voraus, daß sie in ihrem amazonischen Gefühl schon ein weibliches Gefühl ahnt, und daß vor diesem die Helden-Schablone, bei der Achill verharrt, brutal wird. Er sollte nicht ganz Held sein, so wie sie nicht ganz Amazone ist. In der Tat enthielt schon der 5. Auftritt ihr Geständnis, daß er ihr „das kriegerische Hochgefühl" verwirrt habe. Dort forderte sie von sich noch Sieg und Gehorsam gegen die amazonische Vorschrift. Hier sollte er den Kampf nicht mehr mit Kampf erwidern, weil ihr Kampfangebot nicht mehr echt ist. Sie nennt sich Leier, die still im Zug des Nachtwinds seinen Namen geflüstert habe. Dann: als ihr Flucht angeraten wird, redet sie für sich weiter, schwelgend in einer ihr neuen Weiblichkeit, Verbrecherin an ihrem Gesetz. Dann: in seltsam verstelltem Ton, verzichtet sie auf den liebsten Wunsch, verspricht die Ihrigen zur Heimat zu führen. Dann: indem sie die Rosen erblickt, die dem nahen Siegesfest bereit sind, empfindet sie am scharfen Gegensatz zu diesen Symbolen des Festes das vergebliche Lechzen ihrer Seele; es lebt sich aus in dem Wunsch, das ganze Weltall so zu vernichten, wie sie es figürlich mit dem Kranz zwischen ihren Händen zerreißt. Dann: sie ist müde, weil sie müde sein *will*; bricht sie jetzt zusammen, so wird sie seiner Annäherung gegenwärtig sein. Dann: sie rast gegen sich selbst und will, daß er an ihr jeden Greuel übe; aber sie rast nicht, weil sie ihn nicht besiegen konnte, sondern weil er ihrem *Reiz* nicht erlag. Dann: ihr Weinen, und die List der Prothoë. Sie gewinnt Penthesilea, und indem sie Ehrfurcht vor ihrem Müssen bezeugt, gibt sie ihr das Wollen zurück. Dann: im gewaltsamen Selbstaufgebot ein ernster Wille zur Flucht. Dann: nach dem gesteigerten Wollen das gesteigerte Müssen; statt dem Gedanken des Fliehens der Wahn des Fliegens, und immer neue Wenden, in denen Wegziel und Wunschziel verwechselt wird, bis sie, sich in ihn und seine Unerreichbarkeit willenlos verlierend, hinsinkt in einer jener Kleistischen Ohnmachten, in denen die Seele zu ihrem Urgrund zurücktaucht. So ist diese kurze, in der Bewegtheit überreiche Szene geteilt in zwei Sprachen: in eine erzwungene Sprache des vom Bewußtsein geforderten, aber nicht mehr zu leistenden Seins und in eine fessellose Sprache des elementaren, nicht länger verhaltenen Seins. Diese Entzweiung gibt das Gesetz für den großen Dialog des 14. Auftritts: Penthesilea muß betrogen werden, damit sie sich frei gegen

Achill ergießen kann. Die falsche Lage, in die sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, heißt: sie hat Achill besiegt. So wird ihr von Prothoë gesagt, und Achill bequemt sich, ohne zu begreifen, diesem Spiel. Das heißt doch, daß die Einhaltung des amazonischen Gesetzes (sich nur dem Besiegten ergeben zu dürfen) noch immer die Bedingung ihrer Seele ist.

Und warum? Es enträtselt sich die Einsamkeit Kleists. Er ist einsam, weil niemand gleich ihm fühlt. So Penthesilea: sie ist der Verständigung entrückt durch die zerstörende Heftigkeit des Gefühls. Es ist ein Leben, das sich martert und mordet: denn zu dieser Gipfelhaftigkeit gehört es ebenso sehr, keinen Partner haben zu können, wie einen haben zu müssen. Ihr Gefühl will das Gefühl aller Gefühle sein, vergleichbar der Machtgier eines Alleinherrschers. Andere Menschen fühlen Gier nach etwas Bestimmten. Sie ist die Gier nach der letzten erschöpfenden Gefühlsstärke, in der ein Mensch als Fühlender unendlich wird. Daher die Wahl des Partners und die tyrannische Bedingung. Er muß der Stärkste sein (und wäre er der Held aller Helden, wenn er nicht stärker wäre als ein Weib?); der Glanz ihres Wunsches wäre befleckt, wenn sie hoffen dürfte ihm obsiegen zu können. Der Glanz ihres Wunsches wäre auch befleckt, wenn sie nicht Gewalt an ihm verübte, ehe sie ihm erläge — denn ihre Hingabe kann nur als freiwillige Umkehrung aus der herrischen Gebärde hervorgehen. So steigert sich in Kleist das eigentlich Unlösbare der Leidenschaft zu atemraubenden Bildern eines todfeindlichen Geschlechterkampfes: Achill stürzt und der Wagen über ihn; die Verfolgerin stürzt von der vergeblich erkletterten Felswand; er, eingeholt, biegt aus; sie stürzt wieder; sie sinkt von seiner Lanze. Dagegen die staunenden Gebärden der plötzlichen Betroffenheit, des unerwarteten Verschonens; die Entrücktheit Achills unter den Seinen wie eine schwächere Nachahmung der Unverstandenheit und Unheilbarkeit Penthesileas.

Der Inhalt dieses großen Dialogs ist also die Einweihung eines Nichteinzuweihenden. Und worein soll er sich einweihen lassen, der männlichste Mann? In Gründung und Brauch eines Staats, der beginnt mit der Selbsthilfe der beleidigten Frauennatur, besteht in der unbedingten Erhöhung des Weibes über den Mann, und darin gipfelt, daß dieser, ein Gerät des Ritus sozusagen, die Befruchtung der Frau durch ihren Gott vollziehe. Sie belehrt, läßt sich herab, gewährt und versagt, während sie in Wahrheit die Siegesbeute ihres sich geschickt verstellenden Schülers ist. Der 14. Auftritt beschenkt uns mit dem

Begriff einer neuen Heiterkeit: fast drohend wie der nie gehörte Festklang dieser Sprache. „Zuerst den Stier, den feisten, kurzgehörnten..." Das ist die Sprache der tragischen Seele, wenn die Bedingung ihres Glücks erfüllt ist. Oder scheint: für den kurzen Moment einer verfälschten Wirklichkeit. Es gilt zwei Proben. Er will sie genießen, wie er sie besiegt hat, und bequemt sich aus List der verhängten Bedingung. Aber nie ist er ferner von ihrem Geheimnis, als indem er sich ihr so anbequemt. Ist seine Ergreifbarkeit ihrer Ergriffenheit gewachsen, so daß er ihre Seele fassen wird, sei es zu glücklichem, sei es zu furchtbarem Ende? Die andere Erprobung ist ihr bereitet. Wie wird sie sich erweisen nach Aufhebung des Trugs?

Unmißkennbar versagt in diesem Dialog die Verständigung. Penthesilea liebt und Achill liebt: er bequemt sich ihrer Weise, ihn als Besiegten aufzurichten, in ihre Nähe zuzulassen, über ihn zu erstaunen und sich in seinem Erstaunen zu wiegen — aber er verliert sich nicht an sie, er ist List und Stärke des Mannes und lachender Übermut des Bewußtseins. Als die Mysterien seine Geduld übersteigen, da muß sein aufgeklärtes Lächeln für ein Lächeln des Entzückens ausgegeben werden, damit es nicht verletze und den Zauber dieser Mitteilung breche. Seine Worte haben alle denselben Ton: „Solch eine Tat der Weiber läßt sich denken." „Nun denn, beim Zeus, die brauchte keine Brüste." Es sind Stilmittel Kleists; sie deuten an, daß Achill nicht nur nicht versteht, sondern daß Glosse und Witz die ihm natürliche Antwort sind, — ihm, dem Nichteinzuweihenden. Sehr einfach ist der Griff, mit dem er sie bei der Auflösung des Betrugs zu meistern denkt. Sie hat ihm die Geschichte dieses Staates als Vorgeschichte ihrer selbst erzählt und er beantwortet diese unbestimmte Oberhoheit des Frauentums mit dem unentwegten männlichen Herrschaftsanspruch. Als sie ihn dennoch nach dem Tempel Themiscyras lockt, antwortet er galant: „Ich bau dir solchen Tempel bei mir auf".

Nicht wie sehr Penthesilea beim Erkennen ihrer wahren Lage erschüttert ist, sondern wie wenig und wie kurz sie es ist, verdient bemerkt zu werden. Obwohl sie Achill nicht besiegt hat, beschwört sie ihn, ihr nach Themiscyra zu folgen. Sie verflucht ihre Befreierinnen und will, nach dem Recht des Krieges, wie sie behauptet, als Gefangene zu dem Sieger zurück! Das ist der volle Bruch nicht nur des amazonischen Gesetzes überhaupt, sondern der Bedingung unter der sie bisher Person war und unter der sie allein zu lieben dachte. Dieser Staat und dieses Gesetz sind jetzt nur noch da, damit man das Un-

geheuerliche ihrer Selbstaufgabe fühle. Der Fluch der Oberpriesterin trifft sie mit Recht. Sie ist so verwandelt, daß sie sich nicht mehr als Einheit fassen kann. Ist dies Abfall von sich selbst? Ist es Erfüllung? Auf welche Weise könnte Achill ihr jetzt entsprechen, ohne daß ihr Rang in dieser Wehrlosigkeit verletzt würde?

Man versteht die Beleidigung, die zum Ende führt: in diesem Augenblick, wo sie die Unbeugsamkeit ihrer Seele fahren läßt und im Abfall von sich selbst in ein neues Dasein tritt, will Achill die schon erprobte Überlegenheit seiner Muskeln in einem zweiten Kampf an ihr beweisen. Sie tötet ihn — aus Mißverständnis; denn er wollte sich von ihr besiegen lassen. Sind die Rollen vertauscht, ist sie die Nichtbegreifende? Nein. Noch auch hätte er anders tun sollen — er wäre nicht Achill, wenn er nur ihr Gedanke wäre. Vielmehr ist er in seiner Weise stark, aber er läßt sich, seiner Berechnungen sicher, mit einem unberechenbaren Element ein. Als der Herold ihm von Hunden und Elefanten meldet, meint er: „die fressen aus der Hand." Sie seien zahm, wie sie selbst. Er begreift sie nicht, er bequemt sich ihr, um sie zu besitzen, er begegnet dem Geheimnis mit falscher Sicherheit. Und dann erfährt er sie.

In der amazonischen Selbstbehauptung war Hingabe versteckt. Indem sie hervortrat, erklärte sie den früheren Trotz. Und so geschieht es noch einmal; die mänadische Untat wird durch das Innige ausgelegt als eine Sprache der Innigkeit: indem sie die Leiche küßt, sagt sie: „Dies, du Geliebter, war's und weiter nichts."

Die Tat, mit welcher die wesentlichen Wendungen im Innern des Prinzen und rückwirkend auch im Innern des großen Kurfürsten beginnen, ist die Botschaft, die er dem Prinzen durch Natalie sendet: er solle frei sein, sobald er seine Verurteilung für ein Unrecht erkläre. Was ist die Vorgeschichte dieser Tat? Es geht um das Rätsel des Prinzen, das Rätsel des Kurfürsten, das Rätsel ihrer Beziehung. Die Anfangspantomime enthüllte, daß diese Beziehung vom Prinzen in einer genialen Vorwegnahme erfüllt wurde, daß der Kurfürst in sein Denken hereingenommen ist als ein lebendiges Heroenbild, während der Kurfürst ihn, soweit er ihm sichtbar wird, an dem Kanon preußischer Tugenden mißt und verwirft. Er berechnet ihn ohne ihn zu ehren. Darin ist ihm der Prinz voraus. In allem andern bleibt er zurück: die Szene, die seinen durch einen Sieg belohnten Ungehorsam vor uns entwickelt (II, 2),

widerlegt die spätere Behauptung Kottwitzens, der Prinz habe in einer Art strategischer Hellsicht gehandelt; ja sie entblößt ihn beinahe schimpflich in seiner unbeherrschten Rohheit, als er dem ersten Offizier zu nahe tritt. Weder begreift er den Kanon soldatischer und staatlicher Tugenden, noch erfüllt er ihn. Einige Szenen, die die Entscheidung verschieben (II, 3—9), beziehen sich auf diesen Kanon: im vermeinten Tod des Fürsten, in der Aufopferung des Stallmeisters Froben und in der Todesbereitschaft der siegenden Truppen formt sich die heroische preußische Legende, die hier weder gefährdet noch vertieft ist durch den Prinzen, und die sich erfüllt im undurchdringlichen Mannestum des Kurfürsten. Sie stellen den Prinzen insofern wieder her, als sie ihn wenigstens tapfer zeigen; die Person des Kurfürsten — das bezeugen viele Worte und zumal seine Trauer — bleibt ihm unantastbar. Bis er, nach erfolgter Verhaftung, in dem kleinen Monolog des zehnten Auftritts an ihm irre wird. Kleist ist bedacht, uns von Schritt zu Schritt zu zeigen, wie der Prinz den Kurfürsten jeweils sieht; das Umgekehrte aber uns nur erraten zu lassen. Er verliert den Begriff dieses seltenen und sonderbaren Mannes völlig zu Beginn des dritten Aktes, nachdem er sich auch gegen die bedenklichsten Einwände seines Freundes auf „sein Gefühl" vom Kurfürsten berufen hatte, ihm nicht zutrauen konnte, daß er seine eigene Schöpfung vernichten würde. „Bin ich nicht alles, was ich bin, durch ihn." Das Todesurteil, muß er hören, ist ihm bereits überreicht, und jetzt öffnet sich der Prinz dem Verdacht seines Freundes, der als eine gemeinere Seele den Kurfürsten gemein auslegt. Seine Strenge könnte ein Racheakt sein, weil die Annäherung des Prinzen an Natalie einen politischen Plan durchkreuzte! Zu diesem äußeren Anlaß, der den Prinzen zu seinem Bittgang bewegt, kommt die Erschütterung durch den Tod, die nicht dargestellt, sondern als ein rein transzendentes Ereignis bloß berichtet wird. Er sieht auf seinem Gang zu den hohen Frauen zufällig das für ihn bestimmte Grab offen. Um zu fassen, was hier vorgeht, muß man das sterbliche Ich und das tragische Ich im Prinzen unterscheiden. Der Wunsch des sterblichen Ich ist, unter allen Umständen zu s e i n. Der Wunsch des tragischen Ich ist, unter allen Umständen E s zu sein. Mit diesem „es" ist hier nicht die Behauptung der angeborenen Eigenheit gemeint, sondern die mystische Selbstgewißheit und das Leben aus der Wahrheit des eigenen Wesens, die statt Gott und Unsterblichkeit steht. Denn hier wird weder die Todesfurcht durch einen religiösen Grund gebannt, noch die Todesbereitschaft

durch einen religiösen Grund erklärt. Der Mensch besiegt den Tod durch die Bilder, die er sich vom Tode macht. Der Tod für die Gemeinschaft, die Selbstverewigung, der Übergang eines sterblichen Wesens in die Dauer der Gestalt und des Gedächtnisses, die Bewährung der Tugend und der Haltung, die Treue zu den Gewesenen und den Ungeborenen, aber auch schon der einfache Begriff des Heldenmuts: das sind Bilder, die der Mensch zwischen sich und den Tod stellt und womit er den Tod als Begriff einer reinen Vernichtung bannt. Die vollkommene Todesverachtung des preußischen Mannes, die für den Kurfürst selbstverständlich ist und die er auch beim Prinzen, obschon er ihn unter sich sieht, voraussetzt, gehört in den preußischen Kanon: vor ihm versagt der Prinz auch in diesem Fall. Der Prinz begegnet dem Tod bildlos — nichts ist zwischen ihm und dem Tod. Das ist innerhalb der Legende des Preußentums das Beispiel des unmittelbareren Lebens, das die Kleistischen Menschen führen und das sie ihrer jeweiligen Umwelt unverständlich macht. Das tragische Ich ist heiter, der Tod ist ihm eine Frucht unter andern Früchten; es greift nicht immer nach ihr, aber wenn es nach ihr greift, ist sie ihm die reifste und süßeste. Denn in ihr genießt es ja sich selbst; Vernichtung ist ihm etwas ganz anderes: durch irgendein Tun oder Lassen aus sich selbst vertrieben zu werden. Nun ist an den Kleistischen Menschen a l l e s unmittelbar: daß auch das sterbliche Ich tierischer und habgieriger seine dürftige Habe umklammert, sich erbärmlicher der Erbärmlichkeit hinwirft, ist vielleicht eine Bedingung für das Reifen des tragischen Ich; denn es zeugt von der Unerbittlichkeit und Unverlogenheit, auf die eine menschliche Natur gestimmt ist. Der Prinz, zu Anfang außerhalb der Legende und als „unsrer tapfrer Vetter" schablonenhaft auf sie bezogen, steht unter ihr, um später über ihr sein zu können, sie um die Zugehörigkeit seines dämonischen individuellen Geheimnisses zu vertiefen. Die Todesbilder dieser Legende beschirmen ihn nicht vor dem Grauen der Vernichtung, dem er hilflos und wehrlos, und unter Preisgabe jeder Würde erliegt. Er sagt Ja zu jeder Strafe, auch zu Kassation, er will nichts als leben; ich „frage nicht mehr ob es rühmlich sei". Auch die Liebe verleugnet er, er will Bauer sein auf seinen Gütern und sich müde hetzen, und rät in sehr unritterlicher Weise Natalie, Jungfrau zu bleiben und in ein Stift zu gehen. Kleist erspart es seinem Helden nicht, daß er in dieser Szene alles verwirft, was ihn im Sinne der anderen zum Manne macht. Natalie erzählt dem Kurfürsten, daß der Tod sie, eine Frau, niemals

so ohne Fassung anträfe. So muß es sein: das sterbliche Ich stirbt den Tod der Todesfurcht. Auf die Nachricht von dieser unwürdigen Haltung, die den Kurfürsten überrascht und verwirrt, entschließt er sich zur bedingten Begnadigung. Wie trifft sie den Prinzen? Das eigentlich Undarstellbare, das geistige Begegnen des Prinzen mit dem Tod, deutet sich weiter an. Es ist wohl eine der schönsten Taten der Liebe, wenn eines von den beiden sich ganz verlor und vom anderen zu sich selbst zurückgeführt wird. Die wenigen Worte Nataliens, die dem Prinzen befiehlt, noch einmal auf dem Rückweg sein Grab zu betrachten, wirken so auf ihn. Das wichtige Wort „Pause" ist von Kleist gesetzt, damit man mehr höre als den Dank des Prinzen für einen Rettungsversuch. Das Erblassen Nataliens und ein fragender Blick des Prinzen beantwortet in der schwierigsten Szene des Stücks (IV, 4) den Brief des Kurfürsten, den der Prinz laut verliest. Diese Gebärden greifen dem Bewußtsein vor, sie erfassen die Wahrheit. In der Ahnung einer Gefahr ist Natalie so dringend und will dem Prinzen die Antwort diktieren. Er verfügt noch nicht über die Fassung, die er in einer Minute haben wird; Beweis dafür sind die zerrissenen Entwürfe. Kleist will zeigen, daß die hier dargestellte Entscheidung eines Wesens zu sich selbst kein Willensakt ist. Dies trennt eine Kleistische Entscheidung von einer in Schillers Dramen. Der Prinz zaudert. Es begibt sich, daß Natalie ihn mit demselben Motiv zum Handeln stacheln muß, das sie erst, als seiner unwürdig, so schön in ihm bekämpfte: sie erinnert ihn an seine Todesfurcht vor dem offenen Grab. „Sitzt und schreibt." Jetzt lächelt er dieser Furcht, die sie in seinem Namen für ihn faßt. Das zeigt den verdeckten Vorgang an. Der Prinz schreibt und verwirft; in seine dunkeln und kämpfenden Empfindungen verdeutlicht sich der Stolz: er ist der Durchgang zum Selbstbesitz. „Eines Schuftes Fassung, keines Prinzen." Er liest schließlich, nach heftigem Widerstreiten Nataliens, noch einmal; schon weiß sie, was sie vorher nur ahnte, „jetzt ist's um ihn geschehn". Jetzt faßt der Prinz, worauf es ankommt, und läßt es sich selbst zum Selbstverständnis dienen. „Mich selber ruft er zur Entscheidung auf." Ob das folgende „recht wacker" ironisch gesprochen ist, läßt sich schwer sagen. Denn eine Minute darauf sagt der Prinz: „der so würdig vor mir steht", was sein Ernst ist. Schon hier wird es sein Ernst sein, nur mit dem Unterton der Erbitterung: was ist schon Gnade, wenn sie sich bedingt? Das Hin und Her zwischen den beiden Liebenden, die jetzt die vollkommenste Durchsichtigkeit füreinander

haben, und des Prinzen Halbwissen und Wartenmüssen auf sich selbst — wo sonst gäbe es so etwas? „Gleich werde ich wissen, wie ich schreiben soll." Er taucht ein und schreibt, unfehlbar sicher, und, wie er weiß, sich zum Tod. Er erkennt sich und erkennt den Kurfürsten. Er wird Held innerhalb des preußischen Wesens und Begriffes, in dem Augenblick, wo er allem entrückt ist und nur in sich selber haust. Er reicht sich so heiter dem als gerecht begriffenen Gesetz dar, weil es ihm Mittel ist zu seiner Selbsterfüllung jenseits dieses und jeden Gesetzes. Der ihm von außen gereichte Tod ist ihm Anlaß zu seiner einsamen inneren Todesfeier. Dies zeigen die beiden kleinen Monologe in ihrer berühmten Wortlosigkeit. Als er den Weg von Natalie zurückgelegt hat, ist er nicht mehr derselbe. Sehr schwer erklärt sich der erste (IV, 4). Seine Stimmung ist wichtiger als sein Inhalt. Er sieht sich noch immer ohne Trost der Vernichtung gegenüber; doch er schreit nicht auf, sondern ist gelassener Zuschauer seiner eigenen Vernichtung. Er sagt nicht, daß nach dem Tod nichts sei, sondern daß das Auge modere, daß dieses „Etwas" sehen könnte. Was heißt dies? Es gibt also ein Sein außer dem Leben, es fehlt nur das Organ dafür; das sterbliche Ich, das den Tod der Sinne stirbt, ist kein solches Organ. Das tragische Ich, das dieses Organ ist und zugleich auch dieses Sein, weiß sich selbst noch nicht, aber seine Heiterkeit kündigt sich an in der Dämpfung der Angst. Der zweite Monolog spricht diese Heiterkeit aus, die keinen anderen Grund hat, als daß das tragische Ich sich nicht mehr entrissen werden kann; die Bilder die dafür gebraucht werden und deren Sinn unerheblich wird neben der wunderbaren Todesmusik, die sie begleitet, sind dieselben wie die, mit denen Kleist am 20. November 1811 von Sophie Haza-Müller Abschied nimmt: „In dieser Stunde, da unsere Seelen sich wie zwei fröhliche Luftschiffer über die Welt erheben."

Den Charakter des Kurfürsten gefunden zu haben, ist eine Aristie Kleists, wobei einzurechnen ist, daß er den andern und uns mindestens so undurchschaubar bleiben muß, wie er es für sich selber ist, und daß es zu solchem Mannes- und Führertum gehört, sich nie vor der Welt zu widersprechen, wie sehr man sich auch vor sich selbst widerspräche. Daraus entsteht ein Wechsel von betonten Gesten der Sicherheit und Überlegenheit, die manchmal durch einen Anflug des Erzwungenen verräterisch werden, und von Fehlern, Übereilungen, aber auch stillen Zurücknahmen in diesem Unerschütterlichen, — ein Wechsel, der ihn erst fragwürdig und dann fesselnd macht. Dies nicht eigent-

lich zu Wort kommen zu lassen, sondern nur bloß mit dem Fingerzeig darüber zu verständigen, ist der Naturalismus Kleists, der in diesem Falle gleich kühn ist, wie der schöpferische Entwurf.

Der Große Kurfürst erklärt (II, 9) den Übertreter seiner Anordnung des Todes für schuldig ohne Hinblick auf eine bestimmte Person. Szenische Bemerkungen und eine Folge verwirrter Fragen verraten seine Betroffenheit, als der Prinz, statt dem Gerücht zufolge an schweren Wunden niederzuliegen, gesund vor ihn tritt. Somit erwartete die Frage des vorigen Auftritts, ob der Prinz die Reiterei geführt habe, die Antwort Nein, und war getan, um eine jähe Besorgnis zu bannen: doch nicht etwa der Prinz? Die Gleichgültigkeit, mit der nun der Fürst Fahnen mustert und Depeschen erbricht, ist nicht nur empörend, sondern auch falsch und gespielt. Sein Wort ist gesprochen, und er wägt die Folgen, im Falle der Durchführung des Spruches nicht minder um seine Geltung besorgt wie im Falle der Zurücknahme. Die Frage, ob der Kurfürst den Prinzen ernstlich erschießen lassen will, erübrigt sich also. Kleist läßt sie offen. Natürlich will der Kurfürst, obschon er den Prinzen verwirft, dies Äußerste vermeiden, sowohl aus Staatsraison wie aus menschlicheren Gründen, aber die Verläufe, durch seine Übereilung zwingender geworden, können es ihm auferlegen. Man muß bedenken, daß Kleist, vielleicht in historisch richtigem Gefühl für die Prärogative altpreußischen Adels (vgl. hierüber Adam Müller und L. A. von der Marwitz) eine Art Stufengleichheit setzt zwischen dem Herrscher und den Heerführern. „Wenn ich der Dey von Tunis wäre." Die staatsrechtliche Auseinandersetzung hat man hier zu wörtlich genommen, ebenso wie im Kohlhaas. — Es ist kein Zweifel, daß die Generäle, die strategisch und moralisch die Eigenmächtigkeit des Prinzen verteidigen, im Unrecht sind, aber auch, daß die Erschießung eines Mitglieds des Herrscherhauses aus diesem Anlaß ein schwerer Mißgriff wäre, und daß die bloße Möglichkeit der Begnadigung zum Zwang wird. Es ist nur die Frage, ob der Kurfürst begnadigen *kann*: nach der Folgerichtigkeit seines Charakters und bei dem Widerstand der Führer. Diesem einfach zu weichen kann er sich nicht leisten. Er ist in der beklommensten Lage und weiß es auch; seine Geltung wankt und der Staat wankt in ihr. Ja, er ist in der hilflosesten Abhängigkeit vom Prinzen. Diese als vom Schicksal über ihn verhängte Abhängigkeit heißt um so mehr, als er dem Prinzen zwischen dem Diktat des Schlachtenplans und der Verhaftung nie wieder begegnet war und nun seit dieser Verhaftung der

Abſtand unendlich ſcheint. Von ſeiner Geltung aus braucht der Große Kurfürſt die Einſtimmung des Prinzen zum Todesurteil. Der hat das Leben, aber nicht die Ehre verwirkt: er wird auf den Kanzeln als Sieger gefeiert und bleibt, indem er erſchoſſen wird, Partner. Das gehört mit zu dieſem Ehrenkodex. Wenn er gerecht verurteilt iſt und es anerkennt, dann *kann* der Kurfürſt tun, was er muß: begnadigen; denn dann kann er mit dem Wort des Prinzen die Generäle zurückweiſen und begnadigt frei, nicht unter einem Druck. So iſt es aus der Lage des Kurfürſten zwingend begründet, daß er Hilfe ſuchen muß bei dem, den er als Menſch und als Richter verwirft. Aber die Form, in der er dies tut — ſo bedrängt wie überlegen — wird durch die Haltung des Prinzen hervorgerufen; ſie überraſcht ihn aufs äußerſte. Weil der Prinz zunächſt noch *unter* dem Begriffe lebt, den der Kurfürſt von ihm hat, wird der Kurfürſt genötigt, ſich mit dieſer ihm ſo fremden und eigentlich abſtoßenden Innerlichkeit aufs neue zu beſchäftigen; er berechnet ſie jetzt ebenſo richtig, wie in dem pantomimiſchen Eingang. Nicht nur bedarf der Kurfürſt des Prinzen; ſondern für dieſen kommt der äußere Wink, der ihn auf die Bahn der Verwandlung zwingt, vom Kurfürſten. *Während ſie ſich auszuſchließen ſcheinen, ſind ſie zutiefſt aufeinander angewieſen.* Die Worte, mit denen der Kurfürſt den Bericht Nataliens von der würdeloſen Todesfurcht des Prinzen entgegennimmt, ſind von ſzeniſchen Bemerkungen begleitet. Dieſe lauten: Betroffen, Im äußerſten Erſtaunen, Verwirrt. Das heißt viel bei dieſem Mann. Darauf war er nicht gefaßt; denn was er auch vorhatte, immer rechnete er dabei mit dem Prinzen als *Partner*. Dies iſt aufgehoben. Den Griff, der den Prinzen ſich zu ermannen zwingt, muß er auch tun, wenn er ihn wirklich erſchießen will; denn er kann ihn nur erſchießen als ein würdiges Opfer des Rechts, nicht als einen vor Todesfurcht zuckenden Feigling. Begnadigung wäre in dieſem Fall Verachtung. Der Prinz ſtellt ſich mit dieſem Wegwurf ſeiner ſelbſt außerhalb des Ehrenkodex. Aber unabhängig von allen Rückſichten der Klugheit iſt dem Denken des Kurfürſten ein ſich ſo verhaltender Prinz, ob erſchoſſen oder begnadigt, ſchlechthin unerträglich, und er ändert ihn, kaum daran zweifelnd, daß dies ſeiner Seelengewalt gelinge. Es darf nicht gefragt werden, was der Kurfürſt täte, wenn der Prinz das Urteil für ungerecht erklärt. Der Kurfürſt weiß, daß der Prinz das Urteil anerkennen wird, und baut darauf wie auf die Männlichkeit ſeiner eigenen Seele. Es geſchieht auch genau, wie er berechnet:

der Prinz schüttelt die Todesfurcht ab und bejaht den Spruch, die Geltung des Herrschers ist gerettet und der Weg zur Begnadigung frei.

Aber obschon sein Griff untrüglich ist und zum Ziel führt, rührt der staatsmännische Erzieher an eine Seele, deren Tiefräumigkeit ihm niemals aufdämmerte, und beschwört in ihr Wirkungen und Wirklichkeiten, die ihn ereilen und ihn verwandeln, wo er zu verwandeln dachte. Daß er den Prinzen achten lernt, indem dieser sich innerhalb des hier geforderten und hier geltenden Mannestumes bewährt, ist nur ein Durchgang: das Ende wird sein, daß aus unerfindlichen Seelengründen eine Kraft quillt, die selbst unstaatlich als Element den Staat trägt und umzirkt, und die im Augenblick, da der Prinz Abschied nimmt, in alle übertritt und sie zu mehr macht als sie waren, ohne ihre Staatlichkeit zu brechen. So hat Kleist im heitersten Sieg seines Geistes das schwer deutbare Verhältnis seines Dichtertums zum preußischen Staat ins Reine und Ewige gedacht.

Das Drama hat eigentlich zwei Schlüsse. Was dem Gedanken unvereinbar ist, ist der dichterischen Erscheinung möglich; kein Wort ist anders zu denken, und obwohl auf den tragischen inneren Abschluß ein opernhaft pantomimischer folgt, und sich diese beiden Stile geistig und sinnlich aufzuheben scheinen, schließt kaum ein Drama der Welt bewegender als dieses. Der erste Schluß bekräftigt die Einweihung des Prinzen in das Todesmysterium in den unvergeßlichen Tönen der Kleistischen Todesheiterkeit. Daß der Prinz sich in die Staatlichkeit zurückstellt, ist wieder ein Durchgang: der Staat spricht ihm das Urteil, das auf dem Weg des Mysteriums der Freispruch seiner Seele ist und sein Selbst ewig in sich befestigt. Wenn der Eingriff des Großen Kurfürsten zwar erforderlich war, aber Größeres heraufbeschwor als das Bezweckte, so bedeutet dies, daß der Kurfürst sich auf den Prinzen bezieht, aber auch, daß er sich anders auf ihn bezieht, als er selbst es weiß.

Der andere, pantomimische Schluß erklärt und vervollständigt die Anfangspantomime: die visionäre Vorwegnahme wird erfüllte Geschichte, und nach der Entrückung ins Todesmysterium wird mit der Fanfare des Schlußworts die preußische Legende wieder aufgenommen. Aber auch dieser Schluß hat sein Geheimnis: es ist die Erfüllung und unendlich zarte Bekräftigung all der Winke, die der Anfang gab, ohne daß sich die bedenklichen Vorzeichen eines unversöhnlichen Mißverhältnisses ebenfalls bewahrheiten. Damit die Weite des trennenden Abgrunds von vorher nun zu nichts anderem wird als

zur Weite des wechselseitigen Ahnens und Begreifens und der zwischen beiden aufgeschlossenen Möglichkeiten, war der Weg des Prinzen durch den Tod nötig, der nur als ein Zurückkehrender seinen Herrscher so grüßen könnte; war nicht minder nötig, daß der innere Rang des Prinzen unwiderruflich über den des Kurfürsten erhöht wurde. Diese Deutung erzwingt der siebente Auftritt des 5. Aktes. Er enthält drei Dinge: die Anbetung des Prinzen durch die Führer des Heers, die vorher schon schwärmerisch an ihm hingen; die Steigerung seines Wesens ins Dämonische, dadurch, daß er sich selbst als tot denkt und als tot gedacht wird: ein Geist, der vor den Fahnen des Heeres schreitet; und daß die Wandlung der Gefühle des Kurfürsten gegen ihn, von Anerkennung über Neigung zu Verehrung wachsend, durch die sparsamen Kleistischen Zeichen dargestellt wird: durch Gebärden und Anreden. Er redet ihn an mit „Mein junger Prinz", dann mit „Junger Held", dann küßt er ihn auf die Stirn und sagt zu ihm „Mein Sohn", worauf er die sein Wesen und seine Wirkung dämonisierenden Worte spricht. Das Schicksal dieses Staates, gehalten durch eine kaum tragbare Spannung und bereichert um etwas, das weniger und mehr ist als jeder Staat, wird wachsen an dem Einverständnis zwischen diesem geprüftesten Mann und diesem jugendlichsten Dämon.

„Auf ein tüchtiges Element in der Brust des Mordbrenners bauend" läßt der Dr. Luther im „Kohlhaas" sein Plakat für diesen anschlagen und bewirkt damit, was der Tod der geliebten Gattin nicht bewirkt hat: er entzweit Kohlhaas mit sich selbst. Wenn ein Mensch wie Kleist gerecht wird und dabei dämonisch bleibt, so hat er nach unserem Begriff die menschliche Möglichkeiten durchlaufen: diese Gerechtigkeit ist ebenso im Prinzen von Homburg wie im Kohlhaas die Stimmung, in welcher der Dichter entwirft und sich die Charaktere wenden. Welt und Einrichtung sind als solche erfaßt; sie werden nicht mehr hypochondrisch verkleinert, und demselben Mann, der das Chaos der Seele heilig gesprochen hatte, gefiele ein Chaos der weltlichen Dinge nicht, sondern er leidet sie nur im Gefüge der strengsten Bindung. Damit wird dem sich selbst gehorchenden Ich sein Bezug zur Welt nur schwerer. Goethe hat die Auskunft, daß das Ich im Grunde eine angeborene Weltähnlichkeit hat, ein Talent, Welt zu sein, wodurch die Schule der Welt erst ein Recht auf dieses Ich bekommt. Für Kleist gibt es dies nicht, aber es wird eine reinere Tragik möglich, die Abschied nimmt ohne Schmähung. Denkbar ist ein zweites, und

daraus erklären sich alle Einmengungen des Märchenhaften in seinem Werk. So wie in einzelnen befreundeten oder liebenden Menschen, ist auch in den weltlichen Verbänden und Institutionen, sobald sie rein gedacht sind und von Redlichen verwaltet werden, etwas, was der Forderung der Seele antwortet. Allerdings ist diese Antwort erst der Lohn einer fast übermenschlichen Anstrengung; das sterbliche Ich muß irgendeinen Tod gestorben sein, ehe das Vertrauen eines Menschen, das, indem es an ein Fremdes glaubt zugleich an sich glaubt, zur Magie erstarkt. Novalis hat das Rätsel des Märchens ausgesprochen: das Märchen ist eine magische Begebenheit. Die Welt erscheint im Märchen als ein Geschehen, das dem Befehl der Seele gehorcht. Auch ihr Widerstand erscheint im Märchen und ist kenntlich an ganz bestimmten Zeichen und Benennungen; immer wird er besiegt. Dieser Gehorsam der weltlichen Dinge gegen die Gewalt der vertrauenden Seele zeigt sich im „Käthchen" so, daß die Probe auf die Einflüsterung zweier sich gleichender Träume gewagt wird und der Traum diese Probe besteht. Käthchen ist wirklich die Tochter des Kaisers. Der „Prinz von Homburg" und der „Kohlhaas" setzen dem Kleistischen Ich nicht den scheinbaren Widerstand des Märchens, sondern den Weltwiderstand entgegen, mit dem Unterschied, daß der Kohlhaas ein äußeres Wunder zu Hilfe nimmt. Die Frau, die an Kohlhaas und für Kohlhaas starb, kehrt um aus dem Totenreich und hilft ihm in Gestalt der Zigeunerin beim Werk seiner Rache, die ihn für sich selber wieder herstellt. Man rechnet deswegen diese sonst realistische Novelle zur Romantik. In Wahrheit gebraucht Kleist romantische Mittel etwas barsch. Er läßt sich gern in der romantischen Gesellschaft eine schlechte Kinderstube vorwerfen und das romantische Klischee ist ihm oft gut genug, weil es nicht in den Verdacht kommt, sich selbst zu meinen, sondern sich hergibt zu dem, was Heinrich von Kleist will. In dem Augenblick, wo Kohlhaasens Gehorsam gegen sich selber die Stärke der Magie erreicht, tritt das geistige Reich, in dem er ein großer Regent ist, in das körperliche Reich über, durch einen Abgesandten, dem übermenschliche Mittel zu Gebote stehen. Der Kohlhaas ist kein Märchen: Kohlhaas bezahlt den Triumph seiner Seele mit dem Kopf.

Die Heiterkeit Kohlhaasens in seinem Tode ist erfülltes Vertrauen, der Zorn seiner Mandate ist enttäuschtes Vertrauen. Man hat, sowohl im „Zerbrochenen Krug" wie im „Prinzen von Homburg" wie hier das Rechtsproblem zu wichtig genommen. Kleist fragt nicht nach dem Recht innerhalb seiner eigenen Sphäre, für ihn ist das Recht die Erfüllung, mit der die Welt eine Bürg-

schaft der menschlichen Seele einlöst, es ist die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Seele außerhalb ihrer als Ordnung des Irdischen. Er fragt also nicht: was ist das Recht, sondern was ist das Schicksal des sich selbst gehorchenden Ich, wenn sein Partner, etwa statt eines Menschen, das Recht ist. Man hat die Wichtigkeit des Vertrauens in der Dichtung Kleists öfter hervorgehoben, aber sie nicht auf den Kohlhaas ausgedehnt. Auch der Kohlhaas erzählt die Geschichte eines Vertrauens, und zwar eines gerechtfertigten Vertrauens. Der Gegenstand des Vertrauens ist ganz unpersönlich: der vom Staat gewährte Rechtsschutz. Desto persönlicher ist die Wendung, die Kleist der Rechtsfrage gegeben hat: er hat einen Helden der Einfalt gewählt, weil er diese Frage vereinfacht zum Gegenspiel der Institution und eines Menschen, der diese anspricht wie ein Ich ein Du: kann man sich auf Dich verlassen — nun gut, so zeige es! Daß der Vertrauende am Leben gestraft wird, ist eine zweite Sache. Und hängt damit zusammen, daß er um des Friedens willen mit sich selber als Einzelner der Welt den Krieg erklärt. Das Spiel, das er eigentlich spielte und an das er sein Leben setzte, hat er gewonnen. Um darüber keinen Zweifel zu lassen, greift Kleist am Ende das durch den Verlauf der Geschichte so bedeutend gewordene Symbol wieder auf, die Rappen: nicht nur kann er durch das Essen des Zettels seinen Feind vernichten, er kann, ehe er das Haupt auf den Block legt, an seine von den Leuten des Junkers dick gefütterten Pferde herantreten und ihnen auf den Hals klopfen. Der Kurfürst von Brandenburg entspricht in dieser Auseinandersetzung etwa dem Gerichtsrat Walter. Je höher die Macht ist, gegen die sich in der entscheidenden Wertprobe die Selbstgewißheit eines Menschen behauptet, um so höher steht er als Natur. Rang wird erprobt: das ist der Inhalt aller Kleistischen Dichtungen. An sich selbst glauben gegen eine Gewalt heißt weniger als an sich selbst glauben gegen ein Gesetz. Ein Mensch, der sich selbst heilig ist, kennt auch eine Gestalt des Heiligen außer sich in der Welt. Sich selbst heiliger zu sein als dies Heilige — das heißt auf Kleistisch: die Probe bestehen. Die Vertrauenden im „Zweikampf" sehen ihr Vertrauen durch ein Gottesurteil angefochten. Für Kohlhaas ist Luther der Mann, der ihm in der Welt das Heilige vertritt; darum hat er allein die Macht, ihn mit sich zu entzweien. Nur mit Gebärden ist beschrieben, wie Kohlhaasens Glaube an sich selbst beim Lesen dieses Plakates wankt. „Eine dunkle Röte stieg in sein Antlitz empor. Er las es, indem er den Helm abnahm, zweimal von Anfang bis zu Ende; wandte sich mit ungewissen Blicken mitten unter die Knechte

zurück, als ob er etwas sagen wollte, und sagte nichts." Daß er, zu Luther hereintretend, ihm im Falle er klingle, nicht mit Mord, sondern mit Selbstmord droht, unterwirft sogleich die getauschten Worte dem Gesetz eines ebenbürtigen Umgangs. Luther ist schwächer; er vertritt auffallenderweise einem Kohlhaas gegenüber die Welt wie sie nun einmal ist, wird darauf aufmerksam und muß sich, als der unbestechliche Gottesmann, überwunden auf die Seite Kohlhaasens schlagen. Damit rechtfertigt er dessen Glauben an das Heilige außer ihm, so wie es der Brandenburger rechtfertigen wird. Aber das Heilige, das außerhalb von Kohlhaas in Luther vertreten ist, hat sein eigenes, nämlich das christliche Gesetz; dieses fordert, daß man seinen Feinden vergebe. Kohlhaas muß auf die Probe gestellt werden, ob er sich heiliger ist als dies Heilige. Er besteht sie im Kleistischen Sinne, und weist die Sakramente, die ihm nur unter dieser Bedingung verabreicht werden, zurück; wenn er seinem Feind vergebe, solle Gott ihm nie vergeben.

## Die Mittel.

So von innen erfaßt: als Inhalt des zu Sagenden, und als neuer Begriff des Sagens und Nichtsagens, werden die Kunstmittel Kleists in ihrer sicher ergriffenen Neuheit deutlich, obwohl er im gewohnten Blankvers fortfährt und schon Shakespeare, weit über Goethe und Schiller hinaus, diesen ermächtigt hat, den besonderen Augenblick und den besonderen Charakter genau nachzuahmen. Es gibt Stellen von Umfang, wo Kleist in seiner Art klassisch ist und das Rollen der Sprache nicht aufhält: nur am jäheren Gefäll und der maßloseren Wortwahl erraten wir den Gegenklassiker. Botenberichte in der „Penthesilea", ihr Bericht von der Stiftung des Amazonenstaates, und ihr entfesselter Jubel im 14. Auftritt. Doch auch hier ist, vom Sinn der Klassik aus, der Vers mißbraucht. Er s c h e i n t nur Form, das innere Leben sticht mit flackerndem Blick durch die Löcher der Maske. Kleist benutzt den Rhythmus vorwiegend als Möglichkeit, verdeckende und täuschende Gebärden zu erfinden. Er muß da sein, um immer wieder Lügen gestraft zu werden. Das Wesen, da es seiner Natur nach geheim ist, sträubt sich zu erscheinen, sträubt sich zumal gegen die Sprache. Zum erstenmal dient eine abgestufte Verssprache zur Skala der Verstellungen. Maskierte Reden gibt es schon bei Sophokles. Sie würden sich nicht abheben vom übrigen, wenn sie nicht das Drama als eine Vielheit von Verständigungen und die Sprache selbst als die Möglichkeit der

Verständigung voraussetzten. Es kommt nicht auf das einzelne an, sondern auf den geistigen Grund. Für Kleist ist das Drama eine Vielheit von Mißverständnissen und die Sprache das Hindernis der Verständigung. So wie es für die andern das sprachgewordene Nichtverstehen als Ausnahme gibt, gibt es für Kleist glückselige Inseln der Sprache, wo man sich versteht, seltene Liebesmomente des reinsten, schnell verstummenden Sprechens. Die Allzuverständlichen freilich tun leichter; Kleists Helden sind die Unverständlichen, für andere, auch für sich selbst; sie verhängen die Not und das Unvermögen über die Sprache und zwingen ihr auch die seltenen Winke und Blitze ab, die vorher kein Mensch erdacht hat: so daß zu allererst jeder Auftritt bedingt ist durch die besondere Grenze der Verständigung, die Kleist ihm zieht. Ein ausgedehnter Dialog wie der zwischen Alkmene und Jupiter (II, 5) oder zwischen Achill und Penthesilea (I, 5) belehrt uns, was hier Dialog heißt. Schon vor allem Sprechen ist es ausgemacht, daß die Sprechenden in einer falschen Lage gegeneinander sind. Die männlichen Partner verstricken die Frauen in einen falschen Anschein und reden aus ihrem Wissen um die Wirklichkeit doppelzüngig; die Frauen reden, um die Wirklichkeit betrogen, wiederum aus einer dem anderen unerfaßlichen Innerlichkeit des Seins. Und wie wird geredet? Immer so, daß der Tausch der Worte zur Lüge wird durch ein Zwischenwort, durch eine entlarvende Gebärde, die uns zeigt: hier umkreist die Sprache vergebens die Undurchdringlichkeit des zu sich selbst verurteilten Menschen.

Man denke sich, manche Dichter, die den Blankvers verwenden, schrieben zunächst ein Konzept, wo die Sätze noch sich selber bauen; erst die Reinschrift berichtigt die Verlegenheiten des Moments mit der klaren Planung der Zusammenhänge. Einer aber könnte das Konzept als Reinschrift stehen lassen: denn — so sage er sich — ist nicht die lebendige Rede immer ein solches Konzept? Natürlich trifft dieser Vergleich nicht genau auf Kleist zu. Denn wenn ein Klassiker seine Figuren nicht aus dem Stegreif, sondern mit der Überlegtheit des formenden Dichters reden läßt, so gestaltet Kleist das „Drauflosreden" als Schein mit den Mitteln der rhythmischen Sprache in Umkehr ihrer klassischen Anwendung: die Sprache muß das augenblickliche Suchen nach dem Wort, das hastige sich Vergreifen, die Konstruktion, die nicht zu Ende gebracht werden kann, das nachträgliche Einkeilen und Unterlegen mit einer Künstlichkeit nachahmen, die nicht weniger gewitzt ist als die der anderen Meister. Es ist der Schein des Naturalismus als monumentaler Stil — aber

wie wenig ist damit noch gesagt! Denn dies Drauflossprechen kommt ja nicht nur aus der Sprachnot des Augenblicks, die jeder Mensch kennt, sondern aus dem behinderten Selbstverständnis der Kleistischen Figuren, das der prüfenden Lage und des Gegenübers bedarf, um heller zu werden. So spricht, wer sich selbst verborgen ist — sich verborgen zu sein ist aber die Eigenschaft Kleistischen Charakters. „Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenüber steht", sagt der Aufsatz über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. Er gibt das Gesetz an, nach dem Kleist seine Wechselreden baut. Wohl der erste Dichter, der das getan hat. Dabei ist zu unterscheiden: der verstehende Partner und der Partner überhaupt; ferner: ob der Sprechende sich andern verständlich macht oder für sich selbst verständlich wird. All dies kennt jeder Mensch von sich, und jedem sprachgewaltigen Dichter öffnet oder verschließt es die Lippe als Segen oder Verneinung der Sprache; Goethe hat im „Tasso", vor allem in der Verschlossenheit der Prinzessin, viel davon geübt. Aber nie ist es das Rezept des sprachlichen Gestaltens geworden. Als Beispiel des nichtverstehenden Partners locken die Amazonen im 19. Auftritt mit ihrem Triumphschrei aus Penthesilea etwas herauf, was sie selbst sonst vielleicht nicht so schnell wüßte: daß sie in ihre Gefangenschaft willigt und die Befreiung verflucht. „Nach einer Pause" hat Kleist davorgeschrieben. Jupiter, in der seltsamsten Mischung der Feindschaft und Liebe, des Durchschauens und der Blindheit, lockt aus Alkmene die unfehlbare Mitteilung ihres zwiespältigen, dem Gott geltenden und den Gatten meinenden, Gefühls hervor. Der wache Graf erfragt von dem schlafenden Käthchen den ihr unbewußten Grund ihrer Anhänglichkeit und lernt gleichzeitig, belehrt durch die Schlafende, sich selber verstehen. Im Kurfürst wird durch den Bericht der ihn keineswegs begreifenden Natalie plötzlich die Formel reif, mit der er so umwandelnd in den Prinzen greift. Die feinste, vielfachste und am schwersten zu durchschauende Durchführung dieses Rezepts ist die Szene „Prinz von Homburg" IV, 4: der Prinz, im verworrenen Schwanken dicht vor der hellsten Ahnung über sich selber, stammelt sich hier eigentlich vor zwei Partnern ins Sprechen hinein. Der eine ist die Prinzessin, der andere ist der nichtanwesende Absender der Botschaft. Auch antwortend wendet er sich eigentlich an beide. Und indem er sich selber versteht, enträtselt er sich der Mitunterrednerin, so daß einer jener reinsten

Momente der Verständigung möglich wird. Natalie sagt: „Du gefällst mir" — Kleist kann sich diese Wendung in diesem Augenblick erlauben.

Heißt also für Kleist „Sprechen": daß man sich angesichts eines Partners in das Sprechen hineinspricht, so erlaubt dieser Begriff der Sprache kaum den Monolog. In der Tat meidet der Einsiedlerische unter den Dramatikern, dem man ein Schwelgen in Monologen zutrauen möchte, diesen ängstlich, und zwar aus Einsamkeit. Denn grade der in sich Vergrabene bedarf des Andern um zu sprechen. Die Mittel, mit denen Kleist die großen seelischen Übergänge ausdrückt, sind zwar sehr abgestuft, aber nie ist der Monolog darunter. Durch Kargheit berühmt sind die Monologe des Prinzen. Wie wenig ist den zehn Zeilen von I, 6 anvertraut, nach den wechselnden und bedeutenden Aufschlüssen, die uns der 5. Auftritt mit dem Diktat des Schlachtenplans und mit dem Hinwerfen des Handschuhs gegeben hat. In der Begegnung des Prinzen mit dem Tod ist dem Monolog als Darstellungsmittel eine bescheidene Rolle gegönnt. Der erste, elf Zeilen, enträtselt sich erst durch den Zusammenhang. Der zweite ist kein Geschehen, sondern ein Ergebnis: in zehn Zeilen spricht sich am Ende, wo der Geist über die funkelnden Schätze des Unbewußten freudig erstaunt und ihm nichts mehr ungreifbar bleibt, die Todesreife aus. Das ist möglich, nachdem der Prozeß geschlossen ist, der Prozeß dieses Dramas — und der Prozeß Kleistischer Dramen überhaupt. Der Monolog, der als ein in der dramatischen Form von Anfang an mitgedachtes, aber ihr gefährliches Mittel der Verinnerlichung, im „Tasso" Goethes die eigentlichen tragischen Bewegungen enthält, wird von Kleist aus dem Drama verbannt, denn wenn der Qual des Inneren ein Gott die Sprache gab, so gab er dem Rätsel des Innern nur das Zeichen und den Wink.

Befragenswert ist die Prosa im „Käthchen". Was ist der Rhythmus für Kleist? Gestikulation. Mit diesem Gebärdenreichtum löst Kleist ein, was er an Mitteilung schuldig bleibt. So daß die Verse eine doppelte Virtuosität haben: sie können als Mitteilung oder als Gebärde sprechend sein. Da der Prosa, jedenfalls der Kleists, diese mimische Gelenkigkeit abgeht, er kein Jean Paul ist, ist sie für ihn das ärmere und ausdruckslosere Sprechen. Erleuchtungen werden auch hier im Vers gesagt. Der Vers ist das Im-Schlaf-Sprechen der Sprache. Als der Graf zu dem schlafenden Kind tritt, hält er eine lange Prosa-Rede. Der dann folgende Dialog ist in Versen geschrieben. „Verliebt ja wie ein Käfer bist du mir." Die Fehmritter, unwissend wie sie sind, reden



Oswald Baer: Herbstlicher Strauß



Oswald Baer: Sonnenblumen

Prosa. Kaum steht das Käthchen mit verbundenen Augen da, redet alles in Versen. Kostüm und Kolorit sind schwer zu beurteilen. Wörtlich genommen sind sie peinlich, wie die Monologe des Grafen. Aber die Leichtfertigkeit dieser Farbgebung ist weise, und die Kindlichkeit des Geschmacks ist wohlerzogen für den Umgang mit solchen Heimlichkeiten. Vielleicht ist es Kleist mit diesen Monologen nicht ganz ernst: vielleicht soll dies viele Geräusch mit Worten die angemessene Rede eines Menschen sein, der noch nichts weiß von sich und vom Andern, und der sich selbst noch nach ritterlicher Schablone denkt. Einfachste Erklärung dafür, daß das ganze Rittertum dieses Stücks Schablone bleiben muß. Gar der Monolog des Kaisers — vielleicht zu sprechen, kaum zu spielen! Kleist ist keiner von denen, die die Grenze zwischen Prosa und Vers undeutlich lassen, Vers ist für ihn nicht so sehr Gehobenheit als Gebärde.

So hat sich Kleist die sprachliche Form der Novelle auf eine neue und kühne Weise zugeeignet. Man sollte nicht sagen, Kleist habe die Novelle dramatisiert. Seinem Drama verwandt ist sie darin, daß sie bei entscheidenden inneren Wendungen auf Sprache verzichtet. Entgegengesetzt darin, daß sie das Geheimnis veräußerlicht, das heißt, es aus der Person in das Faktum verlegt. Das Drama stellt den Zuschauer anfangs vor die Erscheinung des Rätsels, um es dann durch stufenweise Enträtselung der Person von innen zu deuten. Hierbei bedient es sich der ganzen Kleistischen Skala des verstellten, halben und wahren Sprechens, und der Pantomime — Mittel, welche er seiner Novelle versagt. Er hat in der deutschen Literatur eine nicht geringere Lust am Geheimnis als Stendhal in der französischen. Beide ahmen in ihren Erzählungen den Stil der Chronik nach. Kleist erfaßt ihn als die Armut an Gebärden. Darum würde man nie an der sprachlichen Eigenart in diesen Novellen den Verfasser der Dramen erraten, sondern nur an der Gleichheit von Motiven. Dem Novellisten ist es erlaubt, über das Innere seiner Helden nach Belieben auszusagen. Kleist macht davon ebenso wenig Gebrauch, wie im Drama vom Monolog. Die paar Sätze die man anführen kann, sind ebenso wie die wenigen und kargen Monologe Beweise der Enthaltsamkeit. „Die Vernichtung seiner Seele verbergend" das wird von dem Rotbart gesagt, als er den gegen ihn gerichteten Verdacht hört. Die Vertrauenskrise zwischen Mutter und Tochter, und die Wiederherstellung des Vertrauens durch die Probe erschließt man in der „Marquise" aus den Gesprächen. Wie sie blitzschnell aus dem unerwarteten Erscheinen des Grafen die Art errät, wie sie empfangen

haben muß, und welche Gefühle in ihr darauf antworten, wird uns nicht mitgeteilt, nur Handlungen der entsetzlichsten Entschiedenheit werden uns berichtet. Zuletzt besprengt sie ihre Verwandten mit Weihwasser. Sehr künstlich vermeidet es der Erzähler im „Zweikampf", den wahren Hergang zu erzählen; er liefert nur die Zeugnisse. Was im Kohlhaas vorgeht, während er Luthers Aufruf liest, verrät ein einziger Satz. Um so wuchtiger ist es, wenn der Erzähler wirklich einmal seine Zurückhaltung durchbricht und das Gesetz seiner ganzen Erzählung ankündigt: in den „gräßlichen Augenblicken" des Erdbebens in Chili schien „der menschliche Geist selbst wie eine schöne Blume aufzugehen". Die Lust dieses Dichters am Geheimnis, die in der Tragödie mit dem Willen des Geheimnisses, offenbar zu werden, kämpft, genügt sich in diesen Novellen viel ausschließlicher. Das alles ist vergleichsweise gesprochen, denn es gibt zwar Menschen aber keine Dichter mit absolut versiegeltem Mund. Die Parteinahme für die Novellenhelden ist um so deutlicher, als der Dichter durch den besonderen Kunstgriff seines Erzählertums auch noch die Pflicht der Verschwiegenheit gegen sie übernimmt. Es ist wie bei Stendhal: der Dichter, der an sich selbst die Eigenschaft des Rätsels kennt, ehrt das Rätsel an seinen Geschöpfen. Daher kehrt sich die wahre Parteinahme um in die scheinbare Parteilosigkeit der Berichterstattung; ja die Maske dieser Umkehrung übertreibt sich selbst, und der Dichter übernimmt geflissentlich Ton und Bezeichnung des weltläufigen Meinens, wenn er, etwa bei den Kohlhaasischen Mandaten, von einer „Schwärmerei krankhafter und mißgeschaffener Art" spricht.

In jedem großen Drama ist etwas Pantomime. Das wußten alle Dramatiker, die ihre Kunst inmitten einer hauptstädtischen Bühnenkultur und eines Publikums von aufgeschlossenem Theatersinn geübt haben. Die Armut an Pantomime ist eine Gefahr des Dramas von vorwiegend literarischer Gesinnung: Grillparzer überwiegt die geist- und sprachgewaltigeren deutschen Schöpfer deshalb in manchem Fall. Auch Kleist ist bühnenfremd. Aber er erfindet das stumme Drama mitten im geredeten Drama, das anderen ihr Theatersinn eingibt, unter dem Zwang seiner dramatischen Vision und aus seinem besonderen Talent zum Geheimnis: das aufgeführte Geheimnis heißt Mysterium und alles Mysterium ist Pantomime. Weswegen uns auch Kleists Dramen, obwohl sie nicht der Bühne zuliebe erdacht sind, bei einer Darstellung im echten Geist geradezu unterjochen. Das Wort „pantomimisch" möge hier, obschon es eigentlich auf ein Drama ohne Worte deutet, die Wortlosig-

keit und die dafür eintretenden Ersatzmittel an fast allen wesentlichen Wendepunkten des Kleistischen Dramas bezeichnen. Die Vertrauenskrise und Probe zwischen den Liebenden in der „Familie Schroffenstein" (III, 1) ist in die Pantomime des Trunks gelegt. Ein „Nun ja" und ein „Sie küßt ihn" genügt im beredetsten Kleistischen Dialoge, um Alkmenens endliche Versöhnung mit dem Liebenden und sich selbst auszudrücken. Das „Ach" am Schlusse des „Amphitryon" ist eine sehr berühmte Pantomime Kleists. Adam, der Schuldige auf dem Richterstuhl ist eine einzige, durch das Verhör des ganzen Stückes dauernde Pantomime. Unter den vielen Symbolen dieses Lustspiels fällt ein pantomimisches auf: Licht stülpt dem Dorfrichter die gefundene Perücke über; sie sitzt wie angegossen. Man darf auch berichtete Gebärden hier anführen. Die Gebärde der Penthesilea beim ersten Anblick Achills, und die, mit der sie dem Achill das Leben schenkt, werden ebenso genau und ausführlich berichtet, wie die Gebärde Käthchens bei der ersten Begegnung mit dem Grafen, und wie in der Novelle „Der Findling" die Gebärde Elvirens, als sie Niccolo in der genuesischen Rittermaske erblickt. Auch der Aufsatz über das Marionettentheater zeigt durch eine vergeblich und peinlich wiederholte Gebärde den Verlust der Unbefangenheit an. Kleist ist der Dichter, der mit den Mitteln der Sprache in Gebärden dichtet. Der vor Käthchen knieende, über die Schlafende geneigte Graf vom Strahl ist ein lebendes Bild, das die gesprochene Szene vorweg nimmt. Im 6. Auftritt des 3. Aktes holt der Graf eine Peitsche von der Wand, um Käthchen zu verjagen. Als er den Brief gelesen hat den sie brachte, hat er mit der Seele einen so weiten Weg zurückgelegt, daß er nicht mehr weiß, wozu die Peitsche da lag. Als er daran erinnert wird, wirft er die Peitsche durchs Fenster: die klirrenden Scherben erzählen die Geschichte seines Innern. Die den „Prinzen von Homburg" umrahmenden Szenen deuten pantomimisch auf das doppelte Thema. Alles, was sich an den Handschuh knüpft, ist gleichfalls Pantomime. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, den Gehalt der Szene III, 5 bloß pantomimisch, ohne Worte, zur Anschauung zu bringen. Das Symbol, ein Ding nämlich, das plötzlich durch Aufschluß der Zusammenhänge als Verdinglichung erscheint, ist in Drama und Novelle gleich häufig. Wie viele innere Bewegung, wie manches Aufflackern des erloschenen Bewußtseins wird hervorgerufen durch die umher gestreuten Rosen in der „Penthesilea"! Ganz monumental ist eine Pantomime im „Guiskard", die als echter Ausdruck unmittelbar gegen den verstellten Ausdruck der Sprache aufgeboten ist. In einer

Rede von fürstlicher, aber falscher Heiterkeit des Tons überführt Guiskard das Gerücht, er sei angesteckt, des Widersinns. Er muß innehalten, die Kaiserin schiebt die Heerpauke hinter ihn, er läßt sich nieder und dankt mit einem sanften Wort. Die eindringlichste Häufung von pantomimischem Halbsprechen und Nichtsprechen ist der Schluß der Penthesilea, der gut gespielt, der stärkste Theatereindruck ist, den man von einem deutschen Stück mitnehmen kann. Ehe sie den Mund öffnet zu einem seligen „Ach Prothoë" sind ihre Gebärden beschrieben: teils durch Bühnenanweisung, also außerhalb der dramatischen Rede, teils durch die Worte der sie beobachtenden Frauen. Bekränzt tritt sie herein „den Bogen festlich schulternd", stellt sich vor die Priesterin, winkt, winkt wieder, bis man die Leiche vor der Priesterin Füße legt, blickt sie durch und durch, dreht und wendet den Pfeil, säubert ihn, steckt ihn wieder in den Köcher; dann wird in sieben Zeilen ihr Gesichtsausdruck beschrieben, wie nachher die Gebärde ihres blutigen Fingers, mit der sie sich die Träne — und welche Träne! — abwischt. Die Gebärde des Bogens, den sie fallen läßt, wird beschrieben wie die eines sterbenden Menschen; schon einmal fiel ein Bogen so, bei der Stiftung des Amazonenreichs. Sie sieht sich um, setzt sich auf den herbeigewälzten Stein neben Prothoë, liebkost sie, bejaht durch Nicken, daß sie sich waschen wolle. Die Beschreibung wie sie sich wieder und wieder mit dem Wasser des Marmorbeckens begießt, ist für sich allein eine Dichtung aus Gebärden. Dann spricht sie: „So, so. Auch gut. Recht sehr gut. Es tut nichts." Ferneres Pantomimische: sie hebt den Teppich von der Leiche auf, entwindet sich der Umarmung der Prothoë, küßt den toten Achill, verwirft die Waffen, denen sie den Tod verdanken könnte. Die Worte, in denen sie stirbt, sind innere Gebärden: sie deuten nicht auf etwas, was sie an sich tut, sondern auf etwas, was an ihr geschieht. Die Metapher überhaupt ist bei Kleist vielfach die unmittelbare innere Gebärde, — gegen ihr sprachliches Wesen. Sie vergleicht nicht eines mit einem anderen, sondern drückt das an sich Bildlose aus, und statt dem Sprecher von sich selbst Abstand zu geben, tritt sie da ein, wo er überwältigt ist und sein Bewußtsein sich verdunkelt.

Ausgiebig oder sparsam machen alle dramatischen Dichter von der Bühnenanweisung Gebrauch. Aber Kleist — und das war nie da — belebt sie zum Ausdrucksmittel, das dem Drama beispringt, wo die Gestalten des Dichters stumm sind und er selbst die Sprache verwirft. Daß in dem nach außen unerschütterlichen Kurfürsten Schwankungen und Verwandlungen vor sich gehen,

verrät uns nur die Bühnenanweisung „Betroffen — Im äußersten Erstaunen — Verwirrt": nichts, was er in IV, 1 redet, erlaubt uns einen gleichen Einblick. Dies Beispiel zu verhundertfachen und so die Kleistische Ver- und Enthüllungskunst im einzelnen nachzuweisen, ist sehr leicht.

Die Sprachen, die Kleists Helden sprechen, sind abgestuft nach ihrer Treue oder Untreue gegen das Unbewußte. Die Sprache der Nebenfiguren ermangelt dieser Abstufung, da sie weder ein Geheimnis sind noch ein solches fassen. Eine Szene der „Penthesilea", die neunte, ist von dieser Abstufung so beherrscht, daß derselbe Mensch hier eigentlich zwei Sprachen spricht, eine Sprache, in der er seine Gefühle nach einer geprägten Denkform auslegt, eine andere, die nicht mehr von ihm gewählt, sondern ihm gegeben, die Ursprünglichkeit des Inneren aufschließt.

Diese zwei Sprachen sind zwei Arten, zu sich selber zu stehen. Treten sie unversöhnlich auseinander, so hört die Fortdauer des Bewußtseins im Gedächtnis auf. Das hat Kleist nicht aus Krankheitsgeschichten, es zwingt sich ihm auf als Folge seines Denkens über die Seele. Beispiele in der „Penthesilea": ihr Erwachen aus der Ohnmacht, da sie sich einreden läßt, Achill besiegt zu haben, und nur der Anblick der Rosen und traumhafte, verwischte Gedächtnisspuren gelegentlich ihre Gewißheit stören; ferner der letzte Auftritt, wo sie nicht mehr weiß, daß und wie sie Achill getötet hat und man es ihr umständlich beweisen muß. Im „Käthchen": III, 6 weiß der Graf nicht mehr, wozu er die Peitsche von der Wand genommen hat. Der Mensch als Träger des Geheimnisses wohnt zugleich in und außer ihm, lebt ihm nach und entgegen, er ist zwiespältig bis zu dem Augenblick, wo es bedingungslos Besitz ergreift von ihm — dem eigentlich tragischen Augenblick, ob er nun mit einem wirklichen Untergang bezahlt wird oder nicht. Immer steht gegen dies Geheimnis der Versuch einer Selbstauslegung, an dem die Welt noch mitdenkt: das „man" im Ich. — Was der Dichter meint und was der Arzt meint, ist nicht gleich, läßt sich aber vergleichen: wo das Selbstbewußtsein dem wahren seelischen Zustand so wenig gewachsen ist, daß die plötzliche Entdeckung dieser Wahrheit tödlich wäre, hilft sich die Natur, indem sie die Fortdauer des Bewußtseins unterbricht.

Es gibt im Drama Kleists die reine Sprache. Sie kommt Silbe um Silbe, schlicht, durchsichtig und so unscheinbar edel wie durchleuchtetes Wasser aus dem Innersten des Menschen, das sich nicht bewacht und nicht verstellt. Derart ist alles, was Käthchen im Traume sagt, und manches ihrer wachen Worte.

Derart sind die letzten Laute des Prinzen unmittelbar vor dem erwarteten Tod — das süße, beinah idiotische Wort: daß er die Nelke, die ihm der Rittmeister Stranz reicht, „zu Hause" in Wasser setzen wird. Derart ist auch die Sprache der Liebenden, die nie reiner erscheint als in Kleists viel verkanntem Erstling. Der Wert solcher Produkte wie der „Schroffensteiner" liegt in dem, was sie ankündigen. Gerade die Jugend des Geistes, so trunken sie ist von Hellsicht und Einsicht, muß sich mit dem schlechten Mittel und der halben Wirklichkeit behelfen, doch die Geschichte die man nicht recht glauben mag, redet als Märchen und die Gestalt die nicht recht leben kann, ist als Zeichen um so lesbarer. Was heißen hier feindliche Häuser? Nichts anderes als „schlechte Verständigung", der Zustand der Menschen auf der Erde, die sich selbst zur Hölle des Mißtrauens verdammen. Wie jeder mit dem andern steht, so steht er auch mit sich. Hier trinken zwei Reine Wasser aus einer Schale, dort kann einer sein Gesicht im Wasser nicht ertragen. „Eines Teufels Antlitz sah mich aus der Welle an." Alles schlichtet sich, die Menschen werden göttlich, wo ein Mensch rein den Gedanken des Andern liest; ja, wenn man dem Kleistischen Gott einen Namen geben dürfte, so wäre er der durchsichtige Äther der Verständigung zwischen ihnen, heiße er nun Schweigen oder Rede. Ist aber Liebe das Genie des Verstehens, so verlernen die Liebenden, indem sie unter Andern leben; nicht das ungestörte Vertrauen, das zurückliegt in der ersten Begegnung, sondern das gestörte und wiedergewonnene Vertrauen schildert der Dichter. Die Vertrauenden sterben für einander, sie werden von den Sehenden verwechselt, nur der Blinde erkennt sie. Das bedeutet! und ebenso, daß die Nichtverstehenden am eigenen Fleisch und Blut wüten, wo sie den Feind meinen, daß die Verstehenden unschuldig hingeopfert ein neues Vertrauen unter den Häusern stiften. Agnes weiß, daß Ottokar ihren Tod auf die Hostie beschworen hat. Sie glaubt den Tod zu trinken und will es, als er ihr das reine Wasser bietet. Er trinkt auch. Nun weiß sie, wie es in Wahrheit ist und wollte, es wäre Gift, um mit ihm zu sterben, „da ich so unwürdig an deiner Seele mich vergangen habe". So scharf, durch eine eigene Musik, sondert sich dies reine Sprechen gegen das Sprechen des andern nie wieder in Kleists Dramen ab. Es sind aber gewisse Worte zwischen Hermann und Thusnelden damit zu vergleichen: IV, 9 ist eine Dichtung des wiederhergestellten Vertrauens, wie der Bärengreuel eine Dichtung des beleidigten Vertrauens ist.

Wo die Rache bei Kleist so grenzenlos erscheint, kommt sie aus beleidigtem Vertrauen.

Von diesem Begriff der reinen Sprache läßt sich die besondere Art der Kleistischen Sprachkomik ableiten. Das Wesen der Lüge ist hierbei eigentümlich umgedacht; denn wie die Sprache von Kleist nicht nur als Mitteilung für andere, sondern in Bezug auf den Sprechenden selbst als echte oder unechte Gebärde erwogen wird, so ist die Lüge nach außen ein Sagen des Falschen, von innen her aber ein falsches Sagen. Shakespeare hat in „Richard III." den zwingenden Stil für die Sprache der Heuchelei erfunden. Doch diese Verstellung ist einfacher als die Verstellung des Kleistischen Schurken Adam. Dieser ist in sich selbst verstellt: die Sprache ist in sich falsch, noch ehe sie bei andern ankommt. Das ganze Drama des Schuldigen, der durch den Beruf des Richters und durch das Amt des Verhörens vor der Entdeckung ganz sicher scheint und sich unter den unbeirrbaren Blicken des fast an der Stelle Gottes stehenden Walter doch schließlich selber als den Täter herausfragt, ist eine einzige komische Metapher des Ego im schlechten Verhältnis zu sich selbst als zur Wahrheit aller Wahrheiten, in der genialen Erfindsamkeit seines Lebenstriebs, in der Sicherung des Geltens und im Mißbrauch der Idee. Das fehlbarste aller Geschöpfe in der Anmaßung des Richtens: diesen metaphysischen Witz haben sich weder Aristophanes, noch Shakespeare, noch Kleist, noch Gogol entgehen lassen. Da außer dem Verhör in Kleists Stück nicht viel geschieht, muß dieser Witz immerzu variiert werden in der Anschaulichkeit einer falschen Sprache. Und Kleist, dem der Rhythmus die Skala der Gebärde ist, lockt hier dem Vers eine staunenswerte Menge falscher Gebärden ab. Kleist begnügt sich nicht damit, daß sein Richter die Verlegenheit der mangelnden Perücke mit vier bis fünf schnell bereiteten Lügen beantwortet, die sich schließlich gegen ihn wenden: die Verlogenheit, das Falschsein vor sich selbst muß ebenso vollkommen in der falschesten Sprache erscheinen, wie zuerst das wahre Sein vor sich und dem andern in der reinsten Sprache. Die Glaubwürdigkeit des Lügens besteht im Detail und im ex tempore: diese Verse spritzen und speien Details im Eifer des Beteuerns, in der scheinbaren Genauigkeit des Gedächtnisses, im drolligen Lachen über sich selbst, in der gespielten Stegreif-Unschuld. Zur Metapher des Ganzen gehört, daß die Berufungen auf das Recht, als ein falsches Gelten und Repräsentieren, auch im einzelnen einen hörbar falschen Ton haben, ja daß der sich so Berufende sich ungewollt in seinen Äußerungen

herausstellt. Er erteilt zweierlei Recht: ein holländisches und ein Huisumer: „Ich kann Recht so jetzt, jetzo so erteilen". Das Gesetz dieses Ego, dem das Unbedingte Mittel ist, verrät sich in der Umkehrung der Sprache als Aufsagen von Sprichwörtern, als Hang zu Maximen, als burleske Emphase — lauter ungeschickte Griffe nach einer, ihm nur vom Hörensagen bekannten Gesetzlichkeit. „Wenn ich — Philosophie zu Hilfe nehmen soll", so war's der Lebrecht oder Ruprecht. Er eifert aus sehr deutlichem Grund gegen die Aufklärung: „Man hat viel beißend abgefaßte Schriften"; er schenkt Waltern ein „nach der Pythagoräer-Regel", und seine Zahlenmystik gipfelt in einer bacchantischen Devise von Sonnen und Firmamenten, die man mit dem zweiten und dritten Weinglas trinke: fast wäre man versucht zu denken, daß dieser Erfinderische eine unverwüstliche Lust an sich selber habe — aber dieses Element fehlt in Kleists nie behaglichem, sondern verschmähenden Humor, und auch die Trinkerlaune ist nur Mimik der Unbefangenheit. Dann der Versuch, ein Allgemeines vor sich selbst zu schieben, weil doch dies Ich im Grund ein pudendum ist: die Denkart des Volks, Huisum, die Justiz, das Biedermännische, den Menschen: „In solchen Dingen irrt der Mensch, Ew. Gnaden". Immer zielt die Sorgfalt dahin, daß das durchgeführte und wachsame Kalkül die Sprache der Stegreif-Laune und der Stegreif-Bedrängnis spricht. Er empfiehlt der schwer verdächtigten Eve die Lüge mit so überzeugenden Akzenten der Ermahnung: „Gib Gotte, hörst Du Herzchen, gib mein Seel, ihm und der Welt, gib ihm was von der Wahrheit". Einfacher, und auch bei bescheidenster Aufführung von der Bühne herab wirksam, ist die unbewußte Selbstpersiflage: „Ich bin ein Schelm, wenn — Ich bin kein ehrlicher Kerl — Wenn ihr's herausbekommt, bin ich ein Schuft". Auch dieser Verstellteste aller Kleistischen Figuren sieht sich im Traum wahr. „Mir träumt' es hätt ein Kläger mich ergriffen, und schleppe vor den Richtstuhl mich, und ich, ich säße gleichwohl auf dem Richtstuhl dort..."

Sollte es hieraus nicht hervorgehen, so ist im „Amphitryon" mit der ganzen Kunst der Gegenführung entwickelt, was für Kleist Komik heißt: komisch ist Sosias, weil die Not des Amphitryon, an seiner Einheit mit sich selbst zu zweifeln, für ihn zur Frage von Essen und Trinken wird; komisch ist Charis, wenn sie wie Alkmene, und doch so anders, von der Möglichkeit einer göttlichen Maske verwirrt vor Sosias niederkniet, für alle Fälle, denn wenn er wirklich ein Gott wäre... Das Komische lebt nicht aus sich, nur in der Umkehr des

Tragischen. Darum entbehrt es bei Kleist einer allgemeinen Zustimmung und Vernehmlichkeit, worauf sich jede Gesellschaftskomik gründet. Das Wahre, an dem es gemessen komisch ist, nämlich das bedingungslose Leben aus der Wahrheit des Selbst und die Begegnungen von Wesen und Wesen in dieser Wahrheit, kehrt ja alle Lebensvernunft und alles Zusammenspiel der Menschen um, so daß es viel leichter wäre, einem Publikum die Haltung Kleistischer Helden komisch zu machen als das umgekehrte.

Kleist bringt keinen Gott, und doch glänzen uns seine Gedichte mit allem Glanz der Mysterien an. Er hat dem Innern des Menschen das Geheimnis zurückgegeben. Sein „Wahres" ist keine Wahrheit der Welt oder des Geistes, auch nicht dies: daß ein Mensch nicht lügt. Es ist die zeichen-, wehr- und willenlose Regung des Innern, sicher in ihrer Scham, allmächtig, weil sie keine Bedingung kennt. Niemand läutert sich. Das Schicksal ist, sich zu gewahren. Dann geht man den Weg, der „Verdeutlichung der Gefühle" heißt, bis die Seele ein Element wird. Nur so ist sie für Kleist ehrwürdig, denn so grenzt sie an ein Reich. Eine neue Schönheit fängt an, die wie die Schönheit der Gebärden eines Tieres ist, der sanften und der drohenden; das Meinen weicht dem Innesein, das Wollen weicht dem Müssen. Und so, wie man in der eigenen Wahrheit lebt, in der Wahrheit eines fremden Wesens zu leben ist Liebe. Von dieser Wahrheit abzuweichen ist die Gefahr aller Sprache, vielfach wie die Verworrenheit der Welt, in der der Mensch nie ermüdet sich mißzuverstehen, und in der uns dieser Dichter mit so fremdem Auge anblickt — er, der wortlos blieb im Sprechen und für die Wahrheit des Zeichens starb.

Paul Alverdes

# Ansprache zu Rudolf G. Binding's siebzigstem Geburtstag

Der außerordentliche Mann, der heute seinen siebzigsten Geburtstag begeht, hat einmal von sich selbst gesagt, daß er als Künstler erst in reifen, männlichen Jahren geboren worden sei. Seine Wiege habe vor den griechischen Bildwerken zu Olympia gestanden. In der Tat: wer sich vor die fünf Bände gesammeltes Werk setzt, die der Verlag Rütten und Loening in Potsdam vorlegt, dem mag sich eine Erinnerung an hellenische Wesenheit immer wieder einstellen. Es ist aber eine Erinnerung, die durchaus nicht so weit zurückführt, als es dies Wort vermuten lassen kann. Wenn ich die Namen Goethes, Schillers und Hölderlins nenne, so erinnern wir uns zugleich, daß die erhabenste Epoche unserer deutschen Dichtung nicht ohne das Licht aus Hellas zu denken ist. Es ist aber kein abgeborgtes Licht gewesen, das da auf fremdes Kostüm fremdes Wort und allerlei Bildungsplunder geleuchtet hat, sondern das Licht einer inneren Geistesverwandtschaft, welches rein und mächtig genug war, um nun auch einmal die Gegenstände unseres eigensten deutschen Lebens in klaren, festen Maßen und Formen erscheinen zu lassen. Nicht anders verhält es sich mit dem, was man bei Binding eine dem Klassischen sich nähernde Haltung nennen möchte. Er hat keine Zeile, weder in seinem Prosa-Werk, noch in seiner Lyrik, noch in seinen Reden und Aufsätzen geschrieben, um sich über etwas erst klar zu werden oder gar mit etwas zu ringen. Er hat sein Wort oder seine Formen immer erst geprägt, wenn er mit sich selbst über seinen Gegenstand vollständig im Reinen war. „Es gibt in meinen Niederschriften", erzählte er einmal, „eigentlich keinerlei Korrekturen. Ich schreibe vielleicht seltener als andere, aber ich setze mich erst hin, wenn ich einer Erzählung oder eines Gedichtes so gewiß und so Herr bin, daß ich sie nun eben ohne Wühlen und Suchen in einem Zuge hinzusetzen vermag."

Das bedingt eine innere Zucht, eine Bändigung und auch eine Bescheidung, die in der nun abgelaufenen Epoche unseres Schrifttumes selten gewesen ist. Es bedeutet, nicht anders als wir es vor griechischem Bildwerk etwa erfahren, den Verzicht auf eine hinter den Erscheinungen und Dingen gesuchte oder vermutete Welt. Es bedeutet die Liebe zum Jetzt, zum Hier, zum klaren Licht des Tages. Welchen ungeheuren Prüfungen aber auch eine solche, mit männlichem

Trotz ausschließlich den Dingen von dieser Welt zugewandte Liebe gewachsen war, das hat Bindings Haltung im Kriege und zum Kriege bewiesen. Er ist schon vor dem Kriege mit wenigen und äußerlich besehen fast geringfügigen Gaben ein berühmter Dichter gewesen. Daß diese Gaben so geringfügig wie ihr Umfang freilich nicht gewesen sein konnten, das beweist der Ruhm und die Liebe, deren sich jener „Opfergang" etwa auch heute noch bei uns erfreut, und mit einem sehr guten Recht erfreut. Aber als er, der fast als ein Fünfziger noch einmal in den Sattel gestiegen war, aus dem Kriege heimgekehrt seine Stimme wieder zu erheben begann, da wandte sich ihm die Jugend noch einmal zu, und sie hat seitdem nicht abgelassen, den ritterlichen Mann als einen wahrhaft und im edelsten Sinne Jugendlichen zu sich zu rechnen. Es war freilich eine andere Jugend geworden, als diejenige, die sich den „Opfergang" mit Vorliebe zur Gabe an Liebende und Geliebte erkoren hatte. Es war eine Jugend, die im Tiefsten enttäuscht und erbittert und von fürchterlichen Zweifeln bedroht die Waffen aus den tapferen Händen hatte legen müssen, und die nun darauf wartete, in einem Chor verzagter und am Ende auch ihrer inneren Kräfte angelangter Massen darauf wartete, daß doch nun einer der geistigen Führer der Nation seine Stimme erhebe und ihr das Wort sagte, dessen sie wie nichts sonst bedurfte. Diese Jugend wird es Binding nie vergessen, daß er ihr dieses Wort damals gesagt hat. Als einer der ersten nämlich wagte er es, bei noch verhallenden Schüssen und mitten im wüsten Trubel eines sich auflösenden Zeitalters zu bekennen, daß ein gewaltiges Schicksal sei, zu Trauer und Stolz zugleich verpflichtend, was viele, auch sogenannte Geistige in tiefer Schwächung und Herabgekommenheit oder auch in sträflicher Absonderung nur noch als das Sichausrollen von menschlichem Aberwitz und Schlimmerem anzusehen vermochten. In dem Versband „Stolz und Trauer" und in den Erzählungen „Unsterblichkeit" und „Der Wingult" hat er diesem seinem Glauben dichterischen Ausdruck verliehen. Nicht eigentlich Dichtung, aber als die ungeschminkte Chronik eines Dichters doch auch mehr als nur „Wahrheit" ist sein Buch „Aus dem Kriege". Es enthält Briefe und Tagebuchblätter, wie er sie im Felde, bei währendem Ereignis niedergeschrieben. Es ist ein Buch, das man gerade je weiter dieses Ereignis in die Schatten der Vergangenheit absinkt, um so öfter einmal wieder aufschlagen sollte. Man wird mit immer nur wachsender Bewunderung erfahren, bis zu welcher vollkommen klaren Durchdringung von Ereignissen und Zuständen eine innere Haltung von der

Bindingschen Zucht und Schulung führen kann; er hat damals, oft gegen seinen leidenschaftlichen Willen zum Siege und gegen seine Hoffnung und Liebe mehr gesehen, als mancher andere, dessen Amt das gewesen wäre.

Für um so gewichtiger dürfen wir deshalb die Äußerungen nehmen, in denen sich Rudolf G. Bindung vor aller Welt zu der Erneuerung Deutschlands bekannt hat. In seiner Antwort eines Deutschen an die Welt, in welcher er sich auf eine zugleich edle und streitbare Weise mit den Angriffen einer von Romain Rolland angeführten internationalen Intelligenz gegen das neue Deutschland auseinandersetzte, erblickt er das Wesen dieser Erneuerung darin, daß ein Volk, das nicht mehr an sich zu glauben vermochte, nun wieder an sich glaube. „Und sein Glaube", schließt er, „macht es schön". Das ist ein Wort, das dieses Volk seinem Dichter am heutigen Tage zurückreichen könnte. Denn alles was er gesagt und geschrieben hat, und was er noch sagt und schreibt, es trägt, wie das griechische Bildwerk, von dem wir eingangs sprachen, den Stempel des Schönen. Es ist aber keine Schönheit von müßiger, spielender Art, es ist Schönheit von jenem obersten menschlichen Rang, wie sie nur Liebe und Zucht, Entzückung und Bescheidung zugleich, und das heißt schon nichts anderes als Glaube, hervorzubringen vermögen.

---

Ludwig Friedrich Barthel

## Am Ziegeltisch in Bindings Garten

Am Ziegeltische saßen wir, der, unsres Landes fremd,
Doch ackerbürtig, lang schon unter den Kastanien
In runder Wucht dasteht Willkommenen zu dienen: War
Es nicht der Wunsch wie vieler Wintermonde, einmal doch
Um diesen rötelfarbnen Ziegeltisch vereint zu sein?
Jetzt lag die Erde, nur noch Glut, im Mittag und es floß
Grundlose Bläue hoch im Raum des Himmels, wo kein Staub,
Kein Schmerz mehr teilhat, atemfroh dahin. Den blanken Zweig

Des Rosenbaumes sprang ein Buchfink an und zwitscherte,
Als ob wir sonst vergäßen, daß der Tag vollkommen sei,
Ein „Hört doch!" der Entzückung, wippte, wie es Sänger tun,
Gerecht das Amen und verschwand, auf Zuspruch weniger
Als jene, scheint es wohl, bedacht, im großen Glück der Welt.
Wir zögerten zu reden; denn ein Vogel ist nun doch
Für Dichter ihresgleichen und beinahe mehr als sie.
Wie Brunnen nämlich, die kein Lot ermessen mag, entquillt
Ein Lied ums andre seinem Munde und verschwendet sich
Als nimmermüdes Lob des Frühlings oder wessen sonst
Ein Dichter noch in seinem zarten Ungestüm gedenkt.
Wir also zögerten zu reden, aber länger nicht
Als sieben Atemzüge eines Mädchens; dann erschien
Das Schweigen mühsam und wir flohen ins Gespräch der Zeit.
Und nun geschah das Nichts, wovon ich noch beseligt bin:
Ins Laub aufblickend, schräg, vielleicht dem Vogel, der
Vorüber war, nachsinnend, sah ich Blatt um Blatt
Von goldnem Licht durchglänzt, daß jedes „Hört doch, hört!"
Nicht schrie, nein, lächelte und seine Freude darbot wie
Den süßen Trank der mütterlichen Quellen. Mehr geschah
An jenem Tage nicht. Nur war es mir ums Herz, als sei
Die Last der Dinge bloß ein Traum und hebe sich von selbst,
Wenn wir zu schweben wagten, auf; doch dieses Schweben, fast
Nicht irdisch, sei von innen die uns dunkle Welt.

---

## Paul Valéry

# Liebe zum Gedicht

Wenn ich plötzlich meinen wirklichen Gedanken ins Auge fasse, so bin ich untröstlich über meine Unterwerfung unter dieses innere Wort ohne Träger und Herkunft; über diese hinfälligen Gebilde; und die Unmenge von Unternehmungen, die abbrechen an ihrem eignen leichten Gelingen, sich wandelnd eine in die andere, ohne daß etwas damit geändert sei. Eigentlich ohne Zusammenhalt, ebenso augenblicklich wertlos wie rasch aufkommend, entbehrt der Gedanke, seiner Natur nach, des Stiles.

Aber ich habe nicht alle Tage die Macht, meiner Aufmerksamkeit Wesen von letzter Notwendigkeit vorzuschlagen, noch die geistigen Hindernisse vorzutäuschen, die dort, wo meine unerträgliche Flucht sich vollzieht, einen Anschein von Anfang, Fülle und Ende bilden würden.

Ein Gedicht ist eine Dauer, während welcher ich, der Leser, ein Gesetz atme, das vorbereitet war: ich leihe meinen Hauch und die Maschinen meiner Stimme oder mindestens deren Vermögen, das sich versöhnt mit der Stille.

Ich überlasse mich der anbetungswürdigsten Haltung: lesen, leben, wohin die Worte führen. Ihre Erscheinung ist hingeschrieben. Ihre Klänge sind vereinbart. Ihr Schwingen setzt sich zusammen aus einer älteren Erwägung, und sie werden dahinstürzen in prachtvollen oder reinen Gruppen, in den Nachklang hinein. Selbst die Erstaunungen sind gesichert: sie sind im voraus darin versteckt worden und sind ein Teil in der Zahl.

Hingerissen von der unerbittlichen Schrift — und wenn das Metrum, immer künftig, mein Gedächtnis, das nicht umkehren kann, bindet —, fühl ich jedes Wort in seiner ganzen Stärke, da ich es grenzenlos erwarten mußte. Dieses Maß, das mich weiterträgt und das ich nur eben färbe, bewahrt mich vor dem Wahren und vor dem Falschen. Kein Zweifel, der mich spalten könnte, kein Mirzusetzen des Verstandes. Kein Zufall, — aber eine glückliche Fügung ohnegleichen, zunehmend an Kraft. Ohne Anstrengung finde ich die Sprache dieses Glückes; und ich denke, durch einen Kunstgriff, einen völlig sicheren Gedanken, einen wunderbar seherischen, — dessen Zwischenräume berechnet sind, in dem es keine unwillkürlichen Dunkelheiten gibt, der mit seiner Bewegung mich beherrscht und mich überfüllt mit seiner inneren Menge: einen Gedanken von seltsamer Vollendung. Deutsch von Rainer Maria Rilke.

Henry de Montherlant

# Ansprache an deutsche Studenten

Der Verfasser ist nach dem Kriege mehrmals von deutschen Universitäten eingeladen worden. Gründe verschiedener Art bestimmten ihn immer wieder, diese Einladungen, die er übrigens wohl zu würdigen wußte, nicht anzunehmen. Hier folgt nun der erste Entwurf einiger Worte, die er hätte sagen wollen, wenn er nach Deutschland gegangen wäre. Er ist im Jahre 1929 niedergeschrieben worden; die genaue Angabe dieses Datums ist nicht unangebracht.

*

Als ich erfuhr, daß ich zu Euch würde sprechen sollen, da war meine erste Regung, mir klar zu machen, wie ich dazu gekommen bin. Wo hatte ich die Hinneigung gefunden, deren ich bedurfte, wenn ich den Sprung wagen und zu Euch kommen wollte? Gewiß, es verbinden mich einige Familienbande mit Eurer Rasse[1]). Gewiß sah ich ferner sehr wohl Eure edlen Geistes- und Charakterkräfte und die Kräfte Eurer Kultur. Aber auf all das würde ich mich erst später berufen können. Zunächst wende ich mich rückwärts und ich kehre in den Krieg zurück, und dort im Kriege finde ich die Brücke oder auch den Steg, über den hinweg ich bei Euch anlange. Denn der Krieg machte uns Gott und dem Kaiser zugleich geben, was ihrer war: dem Kaiser, indem er uns unser Vaterland, das uns zuvor kaum etwas angegangen war, lieben machte, und Gott, indem er, der Krieg allein, uns das Gebot: „Liebet Euch untereinander" verwirklichen ließ. Und diese Liebe zu meinem Vaterlande erschloß mir den Weg in das Eure —

[1]) Die Urgroßmutter des Verfassers von „Mors et Vita" ist eine Malingen gewesen, aus dem alten Hause der Molingen, die aus Sachsen stammte. Die Molingen, Grafen und Freiherrn des Heiligen Römischen Reiches, erscheinen in der deutschen Geschichte zwischen dem dreizehnten und siebzehnten Jahrhundert. Zwei von ihnen tauchen in der Umgebung Karls V. auf.

Der Ururgroßvater des Dichters hatte eine Parseval zur Frau. Aus dem deutschen Zweig der Familie der Parseval sind zwei Kammerherrn des Königs von Bayern hervorgegangen. Einer davon wurde mit siebzehn Jahren auf dem Schlachtfeld von Friedland Ritter der Ehrenlegion. Auch der Erfinder der lenkbaren Parseval-Luftschiffe, die vor den Zeppelinen schon berühmt waren, stammt daher. Auf diese Verwandtschaften jenseits der Grenzen hätte ich mir allerlei zu gründen geträumt. Aber die Zeiten sind nicht mehr danach.

denn die Vaterlandsliebe ist die Achtung vor dem Feinde. Die Vaterlandsliebe weiß, was das ist, Vaterland, und daß es wohl auf beiden Seiten das gleiche gilt. Und jenes Gebot des Evangeliums, auf Euch konnten wir es im rechten Maße anwenden, erkannten wir Euch doch in Mut und Elend ganz und gar als unseresgleichen.

Wenn ich mich also umkehrte, zurück in den Krieg, dann sah ich Eure verwundeten Kinder-Soldaten von 1917 und 1918 wieder vor mir, wie sie aus dem zerfetzten Lumpenzeug ihrer Feldröcke, grün wie ihre eigene Verwesung, ihre ergebenen Gesichter empor hoben. Ich sah jene Quelle wieder vor mir, an der wir Waffenstillstand geschlossen hatten; da kamt Ihr aus Euren Graben, um dicht bei uns zu trinken, und auch wir sind dorthin gekommen, um unter Euren Augen zu trinken, — zwei ermatteten Boxern gleich, die sich aufeinander stützen, Freunde ganz plötzlich, die eben noch Feinde waren.

Aber vor allem anderen erinnerte ich mich an jenen Graben uns gegenüber, aus dem wir eines Tages einen Choral aufsteigen hörten, aus „mystischer Tiefe" fürwahr, angestimmt von Euren Soldaten! Dieser Choral! Also gab es doch etwas, das uns gemeinsam war, Euch und uns, einen unverbrüchlichen Anspruch der Seele, — wie einen inneren Himmel also doch, so gut wie den sichtbaren, auf dem wir so viele Male aus unseren Löchern heraus die Wolken ohne Arg aus unserem Land in Eures hatten hinüberziehen sehen!

Ein Vers von Kipling ging mir im Kopf herum, in dem er von den Engländern und Franzosen sagt: Jahrhunderte hindurch haben wir auf den Schlachtfeldern unser Blut vermischt. Ich rief mir die Erschütterung in das Gedächtnis zurück, die mich angekommen war, als eines Abends die herabsinkende Nacht den Mänteln der toten Franzosen und Deutschen gleiche Farben gab, als stammten sie alle aus dem einen gleichen Vaterland. Ich träumte von so mancher französischen Ernte, die auf einem Teil unseres Landes aus den Gebeinen von Deutschen aufgegangen war. Ich bedachte, wie nahe wir uns waren, als wir Euch im Graben uns gegenüber husten hörten oder Euch ausstrecken im Schlammbrei der Grabensohle. Wie nahe wir uns waren! — dieses Wort hatte die Wirklichkeit geboren, und ich gab ihm gewaltige Flügel, mit denen es das ganze Leben bedeckte.

Diese Bilder bewegte ich taglang in mir fort, bis ich fand, daß ich damit der Begierde unserer Seele nach mächtigen Erregungen wohl Genüge getan hätte. Man darf das: „wir haben unser Blut vermischt" nicht zu weit treiben. Es



Oswald Baer: Christrosen

Oswald Baer: Berggarten am Weg

könnte uns zu dem Wahnwitz verleiten, als wenn Haß, Zerstörung und Tod, die zwei Völker miteinander austauschen, sie durch ein Gottweißwas verbände, das ihnen abginge, wenn es zwischen ihnen nur den blöden Frieden gäbe. Eine famose Prämie auf Hekatomben, wahrhaftig! Also ließ ich die poetischen Umschreibungen lieber fahren — sie sprechen mit gefährlicher Stimme zu uns —, und es schien mir am Ende sogar, als hätte ich mich mit ihnen nur eingelassen, um sie zu verwerfen. Überlassen wir uns der Macht der leidenschaftlichen Empfindung zu ihrer Zeit, getrost wie man sich ins Wasser wirft. Aber dann auch wieder heraus, schütteln wir uns ab und lassen wir das hinter uns!

Es gibt schlagendere Überlegungen als diese hier, die uns miteinander verbinden könnten. „Verstehen, Verstehen" höre ich manche das Unheil der Zukunft beschwören — mit dem leidenschaftlichen Nachdruck von Kundrys: Dienen! Eine Annäherung von oben her? Das geht also Eigenschaften von nicht allgemeiner Art an; gerade auf diese besondere Art der Annäherung will ich meinen Geist lenken. Zuerst einmal werde ich aber feststellen, daß diese Annäherung von oben her die einzige ist, aus der ich mir einen Tropfen von Hoffnung sauge; einen Tropfen von durchaus geistiger, abgezogener Art, wenn ich diesen Ausdruck wagen darf. Denn in der Wirklichkeit des Lebens gebe ich mich nicht weiter mit Hoffnung ab. Für die Massen, und manchmal auch für den Einzelnen, bringt gerade das Entferntsein die Annäherung mit sich. Auf den internationalen Pilgerfahrten oder auf den internationalen Sporttreffen, oder sei es auch im Kampfe als Verbündete, Schulter an Schulter kämpfend, — immer kommen die Völker doch nur zusammen, um ihre Besonderheiten auf die Spitze zu treiben. Niemals hat der gemeine Mann inneren Zugang zu einem Menschen, dessen Sprache er nicht versteht. Was ist denn das für ein Kauderwelsch! wird er sagen; das genügt — es bedarf nun schon gar nicht mehr des Hasses, um eine Schranke aufzurichten. Es genügt dieses bloße Gereiztsein. Die Vorstellung, als sei es möglich, ein anderes Volk liebend zu durchdringen, gewinnt beim gemeinen Mann nur dann Leben, wenn er jemanden aus diesem Volke liebt und begehrt. Und diese Täuschung endigt mit der Liebe und abscheulich wie ein solches Ende, immer mit Abschwören, oft gar mit Gift und Groll.

Sagen wir es ganz deutlich: Ein Fremdling ist ein möglicher Feind; daran wird keine intellektuelle Mode etwas ändern. Nur im Raume eines Vaterlandes, auf dem Grunde gleicher Überlieferungen, gleicher Vorstellungen,

gleicher Art des Empfindens, gleicher Vorurteile, gleicher Begriffe und gleicher Interessen lieben wir uns oder sind doch bereit, uns einander zu lieben. Was wir über die Grenzen hinweg Gemeinsames haben, das Denken, die Kunst, die Wissenschaften (die sich übrigens, wie jedermann weiß, von Tag zu Tag nationaler bestimmen) — das geht nur eine Handvoll Menschen wirklich an. Die aber sind es, die sich finden müssen.

Was für eine Art von Annäherung wird es zwischen Euch und uns geben? Wie verhalten wir uns der Vergangenheit gegenüber? Und wie im Angesichte der Zukunft? Gegenüber der Vergangenheit: Alles, was Menschen an Worten und Taten des Hasses wechseln können, das haben wir grausig miteinander ausgetauscht. Das soll nicht vergessen und nicht verziehen werden. Das Böse soll niemals weder vergessen noch entschuldigt werden. Das hieße es ins Recht setzen, und das wäre eine Ungerechtigkeit. Und jedesmal, wenn in der Welt eine Ungerechtigkeit geschieht, dann gibt es Menschen, die dadurch schlechter werden, weil sie den Mut verlieren. Überdies sind die Toten nicht tot, damit wir auf ihren Gräbern ihre Mörder in die Arme schließen. Ich weiß wohl, daß dieser Gedanke von sehr vielen gedacht wird, und daß man ihn darum flach und gemein nennen könnte. Aber ich sehe nicht ein, warum er falsch sein sollte.

Diese hassenswerte Vergangenheit ist nun einmal da — und wir müssen allem, was da ist, in das Angesicht blicken. Wir müssen uns also mit ihr abfinden und sie auch als ein Stück unserer Gegenwart nehmen. Räumen wir diesem Gespenst also seinen Platz ein in dem Hause, das wir zusammen bauen wollen, laden wir es an unseren Tisch! Es wird uns zu schwerem Ernste stimmen. Es wird uns also heilsam sein.

Nicht dieses Gespenst jedenfalls, das ist mein Glaube, wird eine ernsthafte und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen uns verhindern. In unserem Falle setzt eine Freundschaft, die sich anders nicht als mit einer gewissen Zurückhaltung zu geben vermag, die Hochherzigkeit und die Vernunft in ihr Amt. Sie setzt die Hochherzigkeit in ein doppeltes Amt: einmal hat sie ihr Leben ja nur in den hohen Bezirken der Sittlichkeit und der Ehrfürchtigkeit, und zum anderen muß sie auf ihrer Suche nach menschlicher Gemeinsamkeit mühselige Hindernisse besiegen. Sie setzt auch die Vernunft in ein doppeltes Amt: sie fordert Klarheit als die oberste Eigenschaft des denkenden Verstandes, und sie fordert Mäßigung, und nirgends besser als hier kann der Mensch zeigen, was an ihm ist, denn Mäßigung verlangt eine Anspannung aller seiner Herzenskräfte.

Ich stelle mir vor, daß unsere Beziehungen uns die schöne Empfindung zu geben vermöchten, die ein edles Pferd zumal in der Jugend erfährt, wenn es unter kurzem Zügel in den Galopp geht. Ein Sich-Tummeln und Üben ist da freilich nur willkommen, wenn es in wachsamster Selbstzucht geschieht; es muß acht auf sich geben. Es muß sich selbst übertreffen in jener großartigen Tugend, deren Namen ich nur von Ehrfurcht bewegt ausspreche: nämlich in der Klugheit.

Schwieriger aber, das steht fest, mag die Frage erscheinen: Wie bringen wir unsere Annäherung in Einklang mit dem Zukünftigen? Wir haben einzuräumen, daß es eines Tages abermals unsere Pflicht und Schuldigkeit werden kann, uns gegenseitig zu töten. Dieser Möglichkeit gilt es, mit Ruhe in das Gesicht zu blicken; es gibt Schlimmeres als Sterben. Nebenbei bemerkt: Wir verstehen uns recht, wenn ich sage, daß es sich dabei nicht um ein „Verhängnis" handelt. Ein rechter Mann zuckt bei einem solchen Wort vom Verhängnis die Achseln. Hier wie anderswo handelt es sich um eine Sache des Willens. Von welcher Seite geht dieser Wille aus? Von Deutschland oder von Frankreich? Behalten wir unsere Gedanken darüber für uns.

Gleichviel: So wenig, meiner Meinung nach, unsere Feindschaft von gestern eine Zuneigung von heute verhinderte, ebensowenig scheint mir diese Zuneigung von heute durch eine mögliche Feindschaft von morgen in Frage gestellt zu sein.

Weder der Krieg an sich, noch das Recht zum Kriege geben mir das Gefühl, als werde eine höhere Ordnung durch sie herabgewürdigt, — vorausgesetzt, daß es sich dabei um Völker von annähernd gleichen Kräften handelt. Aber ebensowenig habe ich eine solche Empfindung von Herabwürdigung einer höheren Ordnung angesichts der Tatsache, daß wir gewissermaßen von heute auf morgen aus der Zuneigung zum Kampfe, und zwar zu einem grausigen Kampfe, gelangen können. Ich möchte aus meinen Gedanken keine Mördergrube machen: ich finde in einer solchen Möglichkeit sogar etwas Gesundes. Es gibt eine gute und kluge Art zu lieben, und sie wird auch schon seit alten Zeiten gelehrt, daß wir nämlich die Geschöpfe und die Zustände lieben sollen, wie Güter, die wir verlieren können; und ganz gewiß, wenn es diesen Grundsatz nicht gäbe, so müßte man ihn erfinden, um ihn auf den Frieden, den Frieden unserer Tage anzuwenden. Es gibt noch einen anderen bekannten Grundsatz, der freilich nur selten befolgt wird, vorzüglich in seinem zweiten Stück, nach dem wir unsere Feinde als unsere Freunde von morgen behandeln

sollen, und unsere Freunde, als sollten sie eines Tages unsere Feinde sein. Ich für meine Person finde diesen Grundsatz ausgezeichnet. Ich habe ihn in meinem Leben fast immer befolgt und bin gut mit ihm gefahren.

Wahrhaft stark ist der Mensch, der seine Augen auf das genaue Gegenteil seines gegenwärtigen Zustandes richtet, und es nicht nur für möglich, sondern auch für gut hält.

Nicht nur die Griechen Homers verkünden, Sie wissen es, daß sie sich schlagen ohne Haß[2]. Aber ein Wort des angesehensten unter ihnen unterstreicht diese Haltung mit einem besonderen Nachdruck. Wenn Achill den Lykaon tötet, sagt er zu ihm: „alla philos" — stirb, Freund!

Wenn es zwischen uns jemals wieder Krieg geben soll — möge es dann unter diesem Zeichen sein.

Ich halte inne. Auf dem Boden, auf dem ich mich befinde, heißt es mit gemessenen Schritten gehen: Man könnte, um es mit einem berühmten Wort zu sagen, allzu leicht im Blute darauf ausrutschen.

Meine Zuhörer, unser Gewissen ist der Schauplatz eines Dramas. Wir müssen eine unserer erhabensten Anschauungen, die erhabenste vielleicht von allen, auf uns allein beschränken: den Gedanken nämlich, daß alles gut sei; auf andere ausgedehnt, wird diese Anschauung ruchlos. In meinem eigenen Namen kann ich es mit der Notwendigkeit halten; aber ich habe nicht das Recht, das im Namen anderer zu tun. Wenn ich des Glaubens bin, daß diese Welt eine Art von großer Kampfbahn sei, in welche die Menschen von Zeit zu Zeit hinabsteigen, um ihre Kräfte und ihre Tugenden gegen einander zu messen, und daß ein solches Einander-Entgegenwirken am Ende doch in den Plan des allumfassenden Daseins gehört, so mag man mich für diesen Glauben loben, und doch bin ich schuldig, wenn ich ihn unbedacht ruchbar mache. Die Völker neigen ohnehin schon mehr als genug dazu, ihre eigenen Übel anzubeten; nur zu gerne verschlingt die Menschheit ihre eigenen Kinder, und lassen sich ihre Kinder verschlingen. Leihen wir dem nicht unsere Hand.

Ein Gruß mit dem Degen, wie ich ihn Euch eben gezollt habe, kann herr-

[2]) Ich bin nicht aus Haß gegen die Trojaner in den Kampf gezogen, sagt Achill. Warum schlagen sie sich denn eigentlich? Sie haben es uns nicht ausdrücklich gesagt, aber wir brauchen es ja nur nachzulesen: Sie schlagen sich aus Stolz und aus Freundschaft. Übrigens sagt man uns heute, es sei wegen einer Handelsfrage gewesen, von der ihre Lebensmöglichkeiten abhingen. Sei es drum! Aber die Interessen kommen in den meisten Fällen erst nach den Leidenschaften.

lich sein, wenn es um den Kampf einzelner geht, die sich zu ihrem Spaß auf die Klinge nehmen wollen. Aber wenn es einer nun darauf ankommen läßt, auch andere Leute da mit hineinzuziehen, — und das tut jeder, dessen Stimme öffentlich gehört wird, — was halten wir dann von ihm? Was halten wir dann von aller seiner Ritterhaftigkeit und von seiner schönen Kampfbahn-Weltanschauung? Wir werden das Urteil über ihn fällen bei dem Schrei, den er angesichts des ersten Sterbenden im nächsten Kriege ausstoßen wird: „Das habe ich nicht gewollt!" Er hat es nicht gewollt! Aber ist er zuvor nicht damit einverstanden gewesen? Und zwar einverstanden bis zu einem Grade, wo Einverstandensein auch Freisprechen heißt? Und das wird eine Zeit sein, in der sich unsere Gedanken über die große Kampfbahn, so erhaben sie uns dünkten, verwandeln werden; sie werden uns die Augen übergehen machen.

Arbeiten wir also daran, meine Zuhörer, diesem Schatten von Frieden, wie er heute zwischen Euch und uns besteht, Fleisch und Bein zu geben. Aber zugleich ist dies nun der Ort, an welchem ich abtrete. Es gibt Spezialisten auf diesem Gebiet, die Euch mit mehr Talent zusetzen werden, als ich es habe. Und zum anderen: Ich glaube nicht an die Wirkungskraft von Redensarten zugunsten des Friedens. Ich glaube, daß seit fünfzehn Jahren nichts damit ausgerichtet worden ist, sondern daß sie nur Unheil gestiftet haben; sie haben aus dem Frieden ein Wort gemacht, und zwar einen Gemeinplatz unter den Worten, und man hat diesen Gemeinplatz von Worten solange mit Worten aufgebläht, bis es eines Tages nicht mehr gehen wird, weil er zerplatzt ist. Angesichts einer solchen Lage verlasse ich Sie nun. Vielleicht werden wir uns wiederfinden, vielleicht im Frieden, vielleicht auch im Kriege. Sollte es im Frieden sein, dann werden wir uns voll Stolz in die Augen sehen: denn dann werden wir viel für die anderen getan haben. Soll es im Kriege sein, in einem Kriege, der niemals unser Werk sein wird, weil wir dann mit unserem Versuche, den anderen das Gute zu bringen, gescheitert sind, dann werden wir versuchen, auch in ihm das Gute zu finden: nichts vom Leben sei uns verloren, auch das Leben selber nicht. Denn der Krieg hat seinen Qualm und sein Feuer, aber er hat auch sein Licht: „Licht-Träger", wie der Erzengel, den Ihr kennt.

Deutsch von Paul Alverdes.

Francis Jammes

## Ich war in Hamburg

„Ich war vier Monde in Hamburg, dann im Haag.
Ich nahm das Schiff nach London. Es lag
Am 10. Jänner 1705 im Hafen. Nach zehen Jahren
Und neun Monaten war ich nicht daheim.
Zu einer größeren Reise auszufahren,
Rüst ich mich nun mit meinen zweiundsiebenzig Jahren.
Nach einem Leben reich gesegnet mit Abenteuern und Gefahren.
Ich ward genug umhergeschüttelt und verschlagen,
Zu lernen, wie süß es ist, sein Leben in der Stille auszutragen."

So steht's geschrieben auf dem letzten Blatt
Von Robinsons Crusoes Geschichte. Ein Duft wie von Muskatsträuchern hat
Von seinem wunderbar geblümten Rock sich losgemacht.
Das ferne Gewitter, das wie eine alte Schiffskanone kracht,
Läßt Albions Feste erzittern. Und auf dem Bild, darauf mein Auge blickt,
Sieht man den alten Seehelden, wie er über der Bibel sinnt und Dankgebete
zum Himmel schickt.
Mitten auf dem Tische das Fernrohr steht,
Mit dem er einst die Spur der nackten Füße erspäht.
An die Wand gelehnt friedlich beieinander weilen
Der Sonnenschirm und die Mütze aus Ziegenfell und der Bogen mit den Pfeilen
Und die Axt zum Entern und das Seemannsschwert.
Hier das Medaillon von Freitag. Und nahe dabei,
Gegen die Karte der verlassenen Insel gekehrt,
Ein Strohkäfig mit einem sehr grünen Papagei.
Wie du, Robinson, hab ich Sturm und Gewitter ertragen,
Sah, wie du, über meinem Kopf das Meer zum Himmel aufschlagen
In bleigrauen Wellenbergen. So wühlte
Der Orkan meiner Liebe, der das Deck überspülte,
Und warf mich auf die Knie und höhnte. Crusoe, Crusoe, das Meer
Und die Liebe sind Geschwister von altersher
Und beide glühen aus dörrenden Sonnen Brand

Auf unser Herz und höhlen es aus gleich einer Muschel am Strand.
Und die Taue knirschen und singen wie die Fraun,
Und in unserem Blut ist die schwarze See, die schwillt
Und uns mit dem bittern Rauschen ihrer Wasser füllt.

Alter englischer Freund! Du warst der klügere, traun!
Von uns beiden. Denn wo auch dein Fahrzeug Schiffbruch litt,
Immer hattest du sauber geschnürt dein Bündel mit:
In Juan Fernandes und am Kap
Der guten Hoffnung. Klug und sorglich. Oh, ich hab
Sie lieb, diese nüchterne und praktische Poesie,
Und ich liebe, Crusoe, deine Witwe, die,
Während du in der Ferne weiltest, dein Hab und Gut verwahrt.

Nun darfst du, da sie all die Jahre für dich gespart,
Friedlich die Tage, die dir noch bleiben,
In dem lieben grauen Hause wohnen, das meine Verse zu Anfang beschreiben.
Nichts hast du auf deiner Insel vergessen, alles ist wie immer zur Stell:
Der Sonnenschirm und die Mütze aus Ziegenfell.
Was ich heimgebracht habe? — so wirst du fragen, —
Von der wüsten Insel, von der mich das Schicksal zurückgetragen?
Nichts, keine Ankerboje, keinen Käfig für die Hühner, nicht ein einzig kleines
Ding.
Still! Laß dir erzählen, wie es geschah, daß mich die Brandung fing.

Es war im sanften April, wo der Frühling wie ein Meer
Sich den Vögeln auftut, verwegnen Ceylonschwimmern,
Die nach Perlen tauchen, die aus weißblauen Luftabgründen schimmern:
Rotkehlchen, Amseln, Lerchen und Nachtigallen —
Man hörte von den Gärten der kleinen Häuser her,
Wie das Herz des Flieders aufbrach über den roten Pfirsichkorallen.

Oh, ich habe nicht an jene anderen Korallen gedacht,
Die einst die goldne Perusa und ihren Stolz zu Falle gebracht.
Die Liebe und der Himmel und die Erde lagen, so schien es, im Traum
beisammen.

Selig wie eine Nacht der Nächte sank die Nacht.
Aber bald begann das Duften der Obstblüte brünstiger aufzuflammen.
Da hab ich, Robinson, alle Gefahren vergessen
Des vergangenen Lebens und habe vermessen
Und unbedacht des Spruchs der Alten, die in ihren Rahmen träumen,
Nur begierig, ein neues Geschwader in den Wellen aufschäumen
Zu sehen, den Kompaß meines liebetollen Herzens hinausgedreht
Nach einer Insel, die schwer und ernst wie der Tag in den Wassern steht.

Die Insel war verzaubert und war nichts als ein Wein.

Die Stimme ihrer Vögel machte mich ihr zu eigen,
Andere haben mich betört mit Feuer und Vulkan.
Oh, ich liebte, Crusoe, die Berge, die von Yucatan
Unterm Meer fortlaufen, bis sie in den Antillen wieder zum Licht aufsteigen.

Mein Geschlecht hat unter jenen Mädchen gelebt, die mit ihren Händen
Die Flammen im Busen bedecken und lange Abschiedsküsse senden.
Aber hier hat mich nicht das Feuer, hier hat mich der Schnee versehrt,
Oh, ein Schnee, den kein hungriger Blitz jemals verzehrt,
Schnee, dessen klare Augen die unbewegte Macht
Des Feuers spiegeln, das ein Hirt im Winter mitten zwischen dem Eis
entfacht.
O Crusoe, dies ist die Insel der wildesten Schrecken,
Denn mit ihrer Kälte weiß sie die Flammen in deinem Busen zu wecken.

Wie es geschah, daß ich dennoch heil die Flucht genommen?
O Freund, Virgil allein verstünde hier zu entkommen.
Denn der ganze große Ozean hält nicht so fest
Wie die eine sanfte Welle, die mich umschlang und nicht von sich läßt.
Jetzt denk ich wie du, mein Crusoe,
Daß es gut ist, in seinem Zimmer zu träumen!
Mein Kaffeekessel summt mir wie ein englischer Roman im Ohr.
Ich habe Liebesbriefe, die singen mir ihre Sehnsucht vor —
So hat dir, Crusoe, der große Ozean gesungen,
In dessen Reich deine herrliche Seele gedrungen.

Werd ich eines Tages wieder hinausziehn? Wer will es sagen?
Und dennoch sehn ich mich so, noch einmal die Arme zu schlagen
Um jene weiße Boje Weib und auf erregten Meeren
Inmitten hoher Wellen lachend wiederzukehren.

Alle Vögel dieses Märzmondes laden mich zur Liebe ein.
Heut morgen, beim Erwachen, da sie die neuen
Weisen probten, drang ihre Stimme zu mir herein.
Ein Sperling sprach mir lange zu. Was soll ich tun?
O kleine Vögel ihr, Rotkehlchen meiner Seele, euerm Sang
Kann ich nicht folgen ... oder, ach! mir ist zu folgen bang.
Die Sträucher sind zu grün. Ich würde eure Luft beengen ...
Erst müssen Schatten sich über die Wälder hängen.

Deutsch von Ernst Stadler.

---

Karl-Heinz Bremer

## Die französische Literatur der Gegenwart

Wenn wir uns ein lebendiges Bild von der französischen Literatur der Gegenwart machen und sie recht verstehen wollen, müssen wir uns zuerst daran erinnern, daß die Literatur im nationalen Leben Frankreichs eine andere — man kann sagen, bedeutendere — Rolle spielt als bei uns in Deutschland oder in anderen Ländern: dies sowohl in geistig-kultureller als auch in sozialer und politischer Hinsicht. Sie ist so sehr der repräsentative Ausdruck Frankreichs geworden, daß der große französische Dichter Victor Hugo mit Recht sagen konnte: „Die Literatur ist die Zivilisation.“ Sie steht im Lebenszentrum der gesamten nationalen Kultur, ihre Formen haben in mancher Hinsicht den französischen Charakter entscheidend beeinflußt. Seit Jahrhunderten hat sie eine politische und geistige Lebensfunktion erfüllt: da es seit Descartes' Zeiten ihre wesentliche Rolle ist, zukunftweisende Ideen zu schaffen und diese in beredter und literarischer Form ins Volk zu tragen, ist sie die eigentliche Quelle aller französischen kulturellen Ideologien geworden. Alle geistigen und politischen Bewegungen finden in Frankreich zuerst einen Ausdruck in der Literatur; alle Revolutionen waren zuerst literarische Revolutionen. So ist vor allem die große

französische Revolution von 1789 ein Versuch, die im Lauf des 18. Jahrhunderts vollzogene literarisch-geistige Revolution politisch zu verwirklichen und so zu vollenden. Auch die französischen Revolutionen des 19. Jahrhunderts sind von literarischen Werken stark beeinflußt oder gar von Schriftstellern und Dichtern wie Lamartine selbst gemacht worden.

In Frankreich gibt es nicht nur einen literarischen Stand, sondern sogar einen literarischen Staat. Es besteht dort, wie man immer mit Recht sagt, eine „République des Lettres" — etwa in dem Sinne, wie Fichte eine „Republik der freien Geister" verstand. Sie ist nicht dem bestehenden Staate unterstellt, sie ist eher in der Opposition, sie dient keinem System, wohl aber der gesamten kulturellen Tradition Frankreichs, und ihr kommt die eigentliche geistig-politische Führungsaufgabe zu. Es hat sich in Frankreich der charakteristische „homme de lettres" gebildet; er ist ein nationaler Typus geworden und nimmt in der französischen Kulturhierarchie eine höhere Rangstufe ein als etwa der Wissenschaftler, der Philosoph oder der Politiker. Auch die Wissenschaft, die Philosophie, die Theologie werden erst durch die Vermittlung der Literatur kulturelles Gemeinschaftsgut der französischen Nation. Wer sich in Frankreich einen Namen machen will, wer seinen Ideen Einfluß verschaffen möchte, vermag es am besten, wenn er seiner Persönlichkeit und seinen Gedanken einen literarisch hochwertigen Ausdruck zu geben weiß (was ja etwas anderes ist als lediglich seine Gedanken in Buchform veröffentlichen). So mußten sich in Frankreich die großen Philosophen, Theologen, Wissenschaftler und auch die Politiker zugleich als gute Schriftsteller ausweisen, um allgemein anerkannt zu werden; ihre Werke finden noch heute Eingang in die rein literarischen Textsammlungen: denken wir an Descartes oder Comte, an Bossuet oder Lamennais, an Pierre Bayle oder Renan, an Richelieu oder Clemenceau. Die Literatur ist demnach das wichtigste kulturelle Vermittlungsorgan: ein Sieb der nationalen Kultur.

Die Literatur wahrt dabei ihre besonderen Eigengesetze; man kann in Frankreich geradezu von einer „Religion der Literatur" sprechen. Ihr dienen alle „hommes de lettres" in gleicher Weise „in brüderlicher Eintracht" als „confrères" auch dann, wenn ihre politischen oder philosophischen Meinungen noch so auseinandergehen. Sie vereint alle politisch getrennten Schriftsteller zum gleichen Dienst an der literarischen — also nationalen — Tradition Frankreichs und damit an der „Zivilisation" überhaupt. Sie zwingt allen ihre Gesetze auf

und ist oft geradezu eine neutrale Ausgleichsbasis. Wie zwischen Brüdern gibt es dabei in der französischen Literatur heftige Spannungen. Aber die konservativen wie die revolutionären Schriftsteller werten die zwischen ihren beiden Polen bestehende Spannung als positive und vorwärtstreibende Kraft, die doch die tiefere Einheit nicht zerstört. Dies verlangt, setzt voraus und fördert seinerseits ein waches kritisches nationales Kulturbewußtsein, das in Frankreich wirklich in breite Schichten des Volkes eingedrungen und dort fest verwurzelt ist.

Die besondere Aufgabe der literarischen Sprache und Form wurde schon vor dreihundert Jahren durch Richelieu sanktioniert, als er von Staats wegen die „Académie Française" gründete, deren Mitglieder, die sogenannten „Vierzig Unsterblichen", seitdem mit mehr oder minder Anerkennung versuchten, eine allgemeinverbindliche literarische Sprache durchzusetzen. Auch manche in ihrer Jugendzeit „revolutionäre" Schriftsteller bewarben sich in reiferen Jahren um Aufnahme in die Akademie. Sie zählt nicht nur Dichter und Schriftsteller zu den ihren, sondern ebenfalls Generäle und Politiker, Theologen und Wissenschaftler, die als höchste Ehrung gleichsam eine literarische Würde erhalten, die aber auch gewissermaßen die Führerrolle der Literatur und ihre Gesetze anerkennen.

Die französische Literatur besitzt feststehende formale und ästhetische Werte, ist aber an keine bestimmte Weltanschauung und an keinen Mythus gebunden, es sei denn der Mythus der „Zivilisation". (Das kann ihren lebenschaffenden nationalen Kern vielleicht dereinst ernsthaft bedrohen.) Sie will vor allem wirklichkeitsnah sein. Seit Jahrhunderten macht ein illusionsloser irdischer Wirklichkeitssinn ihre Stärke aus: so ist sie kulturell und politisch wandlungs- und entwicklungsfähig. Traditionsgemäß unternimmt sie es, die Wirklichkeit des Lebens, den Menschen, sein inneres Leben und seine soziale Rolle zu analysieren. Die französische Literatur ist daher vor allem psychologisch, sie versuchte immer wieder, das Allgemein-Menschliche — wie Goethe es nennt — zu ergründen und konnte dadurch und durch die Form oft in gewisser Weise „klassisch" und „universal" sein. So konnte ein guter Frankreichkenner, Ernst Robert Curtius, sagen, daß sie alle die anzieht, „deren Dasein um die Liebe oder um die Politik kreist, die mehr mit Menschen als mit toten Dingen leben, die auf Menschen wirken und Menschen kennen müssen". Daher schätzte Nietzsche gerade die französische Literatur und ihre lebensphilosophischen Werke. — Der Hauptzug der französischen Literatur ist also die Analyse des wirklichen Lebens und des lebenden Menschen: auf den so gefundenen Erkenntnissen er-

richteten die Schriftsteller jeweils ihren eigenen Vorschlag zur kulturellen und politischen Weiterentwicklung oder zur allgemeinen Reform des Gemeinschaftslebens, hier erst beginnen sich die Meinungen der Schriftsteller zu teilen. Aber alle literarischen Werke werden in Frankreich in allererster Linie von einem rein literarisch-kulturellen Standpunkt aus beurteilt — weniger nach der politischen Tendenz.

All diese Erscheinungen führten dazu, daß die Literatur in Frankreich eine ununterbrochene Lebenseinheit bedeutet. Alle Dichter und Schriftsteller gehen von der gleichen humanistischen und klassischen Tradition aus. Doch handelte es sich in allen Zeiten darum, diese traditionellen Werte der Zeit entsprechend neu zu formen. So rangen alle aufeinanderfolgenden Generationen immer aufs heftigste um die zeitentsprechende Neuformung des literarisch-geistigen Erbgutes, — und dies führte dann fast immer auch zu politischen Auseinandersetzungen. Seit der französischen Klassik gibt es den sich dauernd erneuernden „Kampf der Alten mit den Modernen", der erstmalig unter Ludwig XIV. ausbrach. Im literarischen Streit des Realismus und des Naturalismus gegen die Romantik, der mit der Gründung der dritten Republik zusammenfiel, rief Zola in charakteristischer Übertreibung aus: „Die Republik wird naturalistisch sein, oder sie wird nicht sein!" — All dies erklärt, wieso in den verschiedenen Zeiten die Literatur der beste Niederschlag der kulturellen, politischen, sozialen und menschlichen Kämpfe und Bestrebungen werden konnte. Dies gilt auch für die französische Literatur der Gegenwart, die ein klarer Spiegel der geistig-politischen Krise der letzten Jahrzehnte ist.

Eine geistige Krise ist in Frankreich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts festzustellen. Der eigentliche Übergang der Generation erfolgte in der Literatur ungefähr um das Jahr 1914. Die Generation von 1914 wurde durch den Krieg aufs schwerste erschüttert, und man konnte erwarten, daß sie literarisch gründlich erneuernd wirken würde. Die Kriegsdichtung blieb aber ein isoliertes literarisches Ereignis ohne tiefere Folgen: einige der aus dem Erlebnis des Krieges geschriebene Werke sind wohl von hohem künstlerischen Rang und edler menschlicher Haltung, aber das Problem des „Kriegserlebnisses" wurde — von ganz vereinzelten Ausnahmen wie Henry de Montherlant abgesehen — nicht wie in der deutschen Literatur erfaßt, wurde nicht die Triebkraft zu menschlich-kultureller Umwertung und Erneuerung. So gelang es in Frankreich nicht, den Umsturz der Werte und deren Neufassung durch die Kriegsliteratur zu er-

reichen; vielmehr bedingte der Krieg von Anfang an in der französischen Literatur eine pazifistische, bald humanitäre (Romain Rolland), bald revolutionäre Richtung (Henry Barbusse), die beide in der kommunistischen Literatur der Gegenwart zusammenflossen. Der Krieg führte nicht zu einer neu erlebten geistig-seelischen Einheit des Volkes, sondern vertiefte vielmehr die Trennung der „diverses familles spirituelles de la France" (Barrès). So wie am Kriegsende die „Union Sacrée" rasch zusammenbrach, so auch die Einheitsfront der Schriftsteller, die schon während des Krieges bedenkliche Risse gezeigt hatte. In der Literatur fehlte ein tiefer verwurzelter und allgemeinverbindlicher Volksbegriff, der die Schriftsteller zu einer gleichen Auffassung ihrer völkisch-kulturellen Mission und Verantwortlichkeit zusammengeschmiedet und in der Nation verwurzelt hätte; statt dessen suchten sie einen Ausweg in verschiedenen Richtungen und entfernten sich immer weiter voneinander.

In der Nachkriegsliteratur erkennen wir vor allem, daß viele der traditionellen Werte und Begriffe zusammengebrochen waren, daß man neue Wege suchte, sie aber nur selten fand und meist auf Abwege geriet, wie der Dadaismus und Surrealismus — deren Bedeutung aber nicht überschätzt werden darf! — beweisen. Ein französischer Kritiker, André Rousseaux, kennzeichnet diese chaotische Lage mit den Worten: „Wir sind an dem Punkte angelangt, wo die sichersten Stützen, auf denen sich unsere Kultur erhebt, ihre erste tiefe Erschütterung erleben und wo die Grundsätze, von denen unsere Vorfahren innerlich gelebt haben, in Frage gestellt werden". So ist eine der wesentlichsten Erscheinungen der französischen Nachkriegsliteratur der Versuch, sich von manchen traditionellen Werten zu befreien, „Neuland" zu entdecken (A. Gide) und die französische Zivilisation bis in ihre Grundlagen zu revolutionieren und neuzufassen.

Seit dem Kriege hatte die französische Literatur — und damit die Zivilisation — gewissermaßen ihr inneres Gleichgewicht verloren: es herrschte nun etwa zehn Jahre lang in ihr die Stimmung der „inquiétude", der inneren Unruhe und des Suchens nach neuen Existenzgrundlagen geistig-kultureller Art. Es fehlte ihr an fruchtbaren Leitideen — wie man überhaupt im ganzen Nachkriegseuropa einen Mangel an wahrer Ideenliteratur feststellen muß; so sank auch hier Frankreich von seiner europäischen Führerrolle herab, die ihm gerade durch die Ausstrahlung seiner Literatur in früheren Zeiten zugefallen war. Wurde ein französischer Schriftsteller der Nachkriegszeit „europäisch" — wie

es besonders bei André Gide der Fall ist —, dann handelte es sich meist um Formen einer Spätkultur, die nicht aufbauend sein konnte, sondern eher zu Auflösung und gar zu Dekadenz trieb. Aus sich heraus vermochte die Generation von 1914 weder geistig-literarische Führer noch erneuernde literarische Gedanken oder Formen zu schaffen: es fehlt dieser Generation überhaupt, wie der feinste französische Kritiker, Albert Thibaudet, treffend feststellte, an dem großen repräsentativen Schriftsteller oder Dichter, den früher jede Epoche hervorgebracht hatte. Wohl gibt es eine stattliche Reihe beachtlicher und sehr talentvoller Schriftsteller, die aber bisher keineswegs Wegbereiter eines neuen Menschen oder einer neuen Haltung werden konnten. Die einflußreichsten Führer auf literarischem Gebiet blieben — in Prosa und in Poesie — einige Vertreter der vorhergehenden Generation: Proust und Gide, Maurras und Barrès in Prosa und Kritik, Valéry und Claudel in der Poesie. (Alle um 1870 geboren.)

Die letzten Jahrzehnte brachten Frankreich eine tiefgehende wirtschaftliche und soziale Umwandlung. Die Literatur blieb indessen ganz in den Bahnen des Bürgertums und auf seine geistigen Bedürfnisse eingestellt, so daß die soziale Frage der Literatur, das heißt das Problem einer inneren Verschmelzung der Literatur mit den geistigen Interessen der zusehends wacheren breiten Masse, ungelöst blieb. Daher konnte ein traditionalistischer Literarkritiker, Louis Reynaud, schreiben: „Der gegenwärtige Niedergang unserer Literatur entspricht dem Niedergang einer sozialen Klasse. Wir erleben das Ende sowohl einer historischen als auch einer literarischen Epoche, deren politischer Höhepunkt die französische Revolution von 1789 und deren literarischer Höhepunkt die Romantik war." Er fordert zur Rettung der französischen Literatur eine neue, tiefinnere Verbindung von Schriftsteller und Volk, um so ihren zu engen bürgerlichen Rahmen zu erweitern. Dies aber bleibt noch der Zukunft vorbehalten; schon heute bemüht sich gerade um dieses Problem die Mehrheit der jüngeren, zu Taten drängenden Schriftsteller, aber sie verfallen zum Teil wiederum der Ideologie einer Klassenkunst und Klassenkultur, nur daß die tonangebende Klasse die der Arbeiter sein soll.

Während in früheren Jahrhunderten das Theater oder die Poesie die großen Literaturgattungen waren, in denen die Epochen ihren typischen Ausdruck fanden, ist es für das moderne Frankreich der Roman. Seit dem Kriege sind nur sehr wenige beachtliche Dramen oder Lustspiele geschrieben worden; be-

merkenswert sind wohl Raynals „Grabmal des unbekannten Soldaten" und Pagnols „Topaze", in dem die Korruption der Nachkriegsjahre gegeißelt wird. Das Theater ist heute in Frankreich nicht mehr das wichtigste Erziehungsorgan für Geschmack, Kultur und Kunst, weil es meistens nur unterhalten oder seine Zeit darstellen will, ohne aber bestrebt zu sein, sie zu überwinden oder ihr neue Ideen aufzuzwingen. Dabei hat sich gerade der jüdische Einfluß im französischen Theater immer geltender gemacht: die erfolgreichsten Bühnendichter sind Juden, die es am besten verstehen, dem wandelnden Geschmack des Pariser Großstadtpublikums entgegenzukommen, — denn das Theater ist in Frankreich ja ausschließlich eine Angelegenheit von Paris. Man muß mit Albert Thibaudet, der selbst keinesfalls Antisemit war, geradezu von einem „jüdischen Theater" sprechen. (Vgl. seine „Histoire de la littérature française de 1789 à nos jours", Paris 1936, S. 506 ff.)

Sehen wir von den erwähnten Stücken Raynals und Pagnols ab, die in ihrem Schaffen lediglich einmalige Höhepunkte darstellen, so bleiben Jules Romains und Jean Giraudoux als die bedeutendsten und erfolgreichsten französischen Bühnendichter der Nachkriegszeit; einige ihrer zahlreichen Theaterstücke werden sicherlich ihre Generation weit überleben, denn gewisse traditionelle französische Charakterzüge fanden in ihnen einen neuen, lebendigen und oft bestechenden Ausdruck. Beide, Romains wie Giraudoux, gehören einer gleichen „geistigen Familie" an, der „Famille normalienne", in ihnen verkörpert sich der Geist der „rue d'Ulm", also der berühmten „Ecole Normale Supérieure", Frankreichs höchster Schule, aus der ja auch Pasteur, Romain Rolland, Péguy, Bergson, Jaurès, Léon Blum, Herriot und François-Poncet hervorgingen. „L'esprit normalien" ist einerseits der klare Geist, der kritisch und vernunftmäßig allen Problemen auf den Grund zu gehen bestrebt ist, andererseits aber auch überquellender Witz, lebendiger Schwung und Lebensfreude. Auch der ernstesten und tragischsten Seite des Lebens weiß der „Normalien" eine komische und witzige Seite abzugewinnen. Er verwaltet das Erbe des 18. Jahrhunderts, den typisch französischen Voltairianismus, ohne aber — wie die Gegner ihm oft vorwerfen — dem Sektierertum zu verfallen: es handelt sich um ein sehr lebensvolles Fortführen der Tradition. So konnte Jules Romains der bedeutendste Lustspieldichter des modernen Frankreich werden. Vor allem in „Knock oder der Sieg der Medizin" (1923) erreicht er Höhepunkte einer Komik, die in ihrer Mischung von Humor und Satire

eines Molière würdig ist. In Jean Giraudoux' Schauspielen und Komödien mischen sich Ernst und Scherz; er versteht es, Zeitprobleme in überzeitlicher Formulierung echt künstlerisch darzustellen. Dabei offenbart seine besondere Geisteshaltung doch ihre Grenzen: das kritische und oft ironische Behandeln der tragischsten Lebensfragen der Gegenwart vermeidet bei allen Hinweisen auf die tiefere Tragik und bei allem echten Humor doch nicht einen gewissen salonhaften Plauderstil; dies erkennt man besonders klar an seinem 1936 erschienenen Schauspiel „La guerre de Troie n'aura pas lieu" (Der trojanische Krieg findet nicht statt), wo er das Problem des drohenden und vielleicht unvermeidlichen Krieges sehr amüsant mit vielen trefflichen Aperçus behandelt, aber doch über eine ironische Skepsis und Resignation nicht hinauskommt: eine geistsprühende, manchmal leicht snobistische Analyse des Menschlich-Allzumenschlichen, aus dem heraus er keinen zukunftweisenden, kraftspornenden Ausweg kennt.

Diese geistige Haltung Jean Giraudoux', der ja von Beruf Diplomat am Quai d'Orsay ist, bedingt, daß seine Kunst doch in den meisten Fällen nur eine — gewiß erlesene und geistreiche, aber doch nur — Unterhaltungskunst für die gebildeten oberen Gesellschaftsschichten zu geben vermag. Von ihm ist keine Theaterverjüngung oder -erneuerung durch ein sogenanntes „Théâtre du Peuple" zu erwarten, das Romain Rolland schon um 1900 forderte, aber selbst mit seinen zu kraftlosen und etwas sentimentalen Revolutionsstücken nicht verwirklichen konnte. Rollands gute und berechtigte Gedanken und Pläne, durch Darstellung des französischen Ethos und der wahren Volksseele eine rechte moralische Schaubühne zur geistigen und politischen Erziehung des Volkes zu schaffen, scheiterten um die Jahrhundertwende; der Kulturpolitik des gegenwärtigen Volksfrontministeriums aber dienen sie als Richtlinien. Der Kultusminister Jean Zay ist bestrebt, ein neuartiges Volkstheater im Sinne Romain Rollands ins Leben zu rufen; der französische Gewerkschaftsverband (C.G.T.) erwarb zu seiner Verwirklichung eine eigene Bühne, das „Renaissance"-Theater, in dem nur volkserzieherische Schauspiele aufgeführt werden sollen; an diesen aber fehlte es bisher, denn Rollands aufgeführte Schauspiele „Der 14. Juli" und „Die Wölfe" können nicht als wirkliche „Volksstücke" angesehen werden. Daher versuchte Jean Zay durch eine „Kollektivkunst" (art collectif) das Volkstheater geistig und künstlerisch zu verwirklichen. Diesen Weg schlug er auch ein, um einen nationalen (d. h. Volksfront-) „Monu-



Oswald Baer: In den Kernbergen



Oswald Baer: Vereiste Saale

mentalfilm" herzustellen, wie ihn die Regierung zur politischen Volkserziehung wünscht: an dem durch Volkssubskription (!) finanzierten Film „La Marseillaise" arbeiten eine stattliche Reihe der von der Volksfront anerkannten Schriftsteller zusammen, von denen jeder nach eigenem Belieben einen Teil des Manuskripts zu verfertigen hat. Nach gleicher Methode hoffe er, eine neue Volkskunst für die Bühne schaffen zu können. Dabei besteht die große Gefahr, daß die erhofften „Kunstwerke" wohl eine neue Massenkunst einleiten, daß sie aber — wenn der wahre tiefe Volksbegriff, den man vermißt, durch eine klassenmäßige Parteiideologie ersetzt wird — die Kunst verflachen und ihr den eigentlichen persönlichkeitsbestimmten Kunstgehalt rauben, wie ihn alle französischen Kunst- und Kulturkritiker von La Bruyère bis André Gide forderten. Der erste Versuch dieses „art collectif" ist kläglich gescheitert: „La Liberté", wie sich das erste, am 4. Mai 1937 uraufgeführte Kollektivschauspiel von nicht weniger als dreizehn Autoren und sechs Komponisten nannte, wurde einstimmig abgelehnt und kann nicht als Kunst bezeichnet werden. Wenn auch die Theaterkunst in Frankreich in der letzten Zeit eine gewisse Verjüngung erlebte — man denke nur an die Inszenierungen von Jouvet, Baty, Dullin — fehlt es doch an einem „neuen" Theater, das ein Spiegel der Gegenwartskräfte und -ideale wäre, das den Weg zur Neugestaltung der Kunst und zur Neuformung des Menschen oder des Lebens wiese.

Ein Gleiches müssen wir in der Poesie feststellen: Hier kamen die Franzosen kaum über die Nachahmung der großen Dichter des Symbolismus hinaus; noch heute gelten Mallarmé, Verlaine und Rimbaud als die Führer, in deren Fußstapfen Dichter wie Valéry führen. Es ist edle und kühle Ästhetenkunst, in der aber keinerlei lebenspendende Kraft steckt. Immerhin wurde die poetische Tradition beibehalten, wenn auch die notwendige Fortführung und Erneuerung aus neuem Geiste heraus ausblieb. Der Versuch des Surrealismus, die Dichtkunst zu revolutionieren und sie durch neue Gefühlsskalen des Unterbewußten, Instinktiven und Nicht-Überdachten zu bereichern, konnte lediglich zu Auflösung, geistiger Anarchie und künstlerischer Formlosigkeit führen. Er war und blieb eine sehr charakteristische geistig-künstlerische Haltung nach dem Kriege, aber doch nur Episode.

Ein Dichter der 1870er Generation ragt indessen mit einer starken Eigenwüchsigkeit und künstlerischen Größe bis in die allerjüngste Gegenwart: der Dichter des Katholizismus Paul Claudel, dem es aber am Echo im eige-

nen Lande mangelt. Er verkörpert das mystische, mittelalterlich-katholische Frankreich, wird aber von seinem Volke nicht recht verstanden, weil seine Sprache ganz nach eigenen Gesetzen und Rhythmen dahinfließt. Es ist echte Frömmigkeit ohne Muckertum oder Obskurantismus, aber die fast kultische Sprache klingt den Franzosen fremd. Claudel, der bis vor kurzer Zeit als Diplomat sein Land vertrat, läßt die volksverbundene Leidenschaft und packende Lebendigkeit des anderen katholischen Sängers vermissen, Charles Péguys, der der größte französische Dichter des 20. Jahrhunderts überhaupt ist. Seine auch ganz eigengesetzliche Sprache besitzt eine unglaubliche Kraft, einen seelenbezwingenden revolutionären Schwung und eine Schollenhaftigkeit, die allgesamt im lebendigen französischen Mythos verwurzelt waren und so wirklich das gesamte Volk ansprachen. Dieser Mythos fehlt bei Claudel, und daher haben seine Werke im Volke nicht die Durchschlagskraft wie die Hymnen Péguys. Doch Péguy fiel schon in der ersten Marneschlacht (Sept. 1914), und so macht sich gerade in der französischen Poesie das Sterben einer Generation schmerzlich fühlbar. Péguys Platz blieb bis heute leer. Claudels Größe in anderer Art: sie kann nur in einem kleinen Kreise Gleichgesinnter neue Kräfte und neues Leben schaffen, nicht aber im ganzen Volke; sie begründet eine „chapelle littéraire".

Der Roman wurde die fast allein herrschende literarische Ausdrucksform des zeitgenössischen Frankreich. Die französischen Leser verlangen Romane, weil sie hierin am realistischsten und faßbarsten ihr eigenes Bild mit ihren verschiedenen, oft gegensätzlichen Charakterzügen widergespiegelt finden, wenn auch darin das „Leben" entsprechend den literarischen Kunstgesetzen auf ein neues Niveau und in eine „unwirkliche" ideelle Atmosphäre erhoben wird. Der moderne Roman hat somit in Frankreich Funktionen übernommen, die in früheren Zeiten von anderen Literaturgattungen erfüllt wurden. Daher zeigt er eine geradezu überraschende Vielgestaltigkeit seiner Form, seines Gehalts und seiner Tendenzen. Wenn eine zusammenfassende einheitliche Leitidee fehlt, herrscht doch an Einzelideen kein Mangel. Dies gerade macht es schwierig, sich ein klares und einheitliches Gesamtbild von der französischen Romanliteratur der letzten Generation zu machen.

In fast allen Romanen lebt die traditionelle Mission der französischen Literatur fort, den Menschen und das Leben zu analysieren. Solange es sich um die Liebe handelt, vermögen die Franzosen doch immer aufs neue überraschende

und reizende Romane zu schreiben, die stets an diesem Problem einige neue Seiten entdecken, die oft sehr tief in die menschliche Seele dringen, die uns menschlich „interessieren“ oder gar packen, — aber meist vermögen sie es doch nicht, daraus menschlich oder künstlerisch aufbauende Kräfte zu ziehen. Eine wie große Verschiedenheit des Fühlens, der Haltung und der Darstellung liegt doch zwischen Colette, Jacques Chardonne und Henry de Montherlant — um nur diese zu nennen —, die alle künstlerische Formvollendung mit feiner Menschlichkeit und einem lebensnahen Einfühlen in gewisse Triebe oder Seelenregungen verbinden. So erregte im Jahre 1936 Montherlants „Les Jeunes Filles“ mehr als ein anderes literarisches Werk die allgemeine Aufmerksamkeit und führte — nicht nur in der literarischen Welt — zu langen Auseinandersetzungen. (Der 3. und letzte Band erscheint in diesen Tagen.) Montherlant griff das Problem der Liebe neu und eigensinnig an, um schließlich die Liebe selbst zu leugnen und nur die Vaterliebe als wahre — also uneigennützige — Liebe gelten zu lassen. Es ist unwesentlich, all die schillernden Nüancen darzustellen, welche die französische Nachkriegsliteratur dem Liebesproblem zu geben wußte. Für eine Literatur, die, wie die französische, die psychologische Analyse besonders übt, wird die Liebe und alle ihre Abarten ein unerschöpfliches künstlerisches — und damit menschliches — Problem bleiben. Wir müssen aber doch feststellen, daß, verglichen mit der Lage der französischen Literatur um die Jahrhundertwende, die Darstellung der Liebe und des Ehebruchs stark zurückgedrängt wurde, daß sie in den zweiten oder dritten Rang rückte: wichtigere Lebensfragen, das Problem des geistigen, kulturellen und politischen Seins, verdrängten sie, — wenigstens in dem Bereich der ernsten und wirklich um die geistige Gegenwartsgestaltung ringenden Literatur. Und wo sie hierin noch eine Rolle spielt, besitzt sie nicht mehr den süßlich-sentimentalen oder leicht fauligen Beigeschmack, der ihr meist um 1900 eigen war.

Die psychologische Analyse als solche nimmt natürlich noch einen breiten Raum ein. Viele psychologische Romane eines Georges Duhamel oder eines François Mauriac erreichen künstlerische Vollendung, aber weisen keine neuen Wege und sind insofern lediglich ein konservatives Element der französischen Zivilisation. — In sehr vielen Fällen übte sich die literarische Psychologie an anormalen Fällen und Problemen. Dies entsprach ganz der Auflösungsstimmung der ersten Nachkriegsjahre. Die Psychologie wurde oft bis zum Freudismus fortgeführt — denn seelisch-ethisch hatte man nicht die Kraft

zu neuen Wegen —, und dies brachte geradezu eine seelische Auflösung des Menschen überhaupt. Denn als man ihn in seine einzelnen Bestandteile zerlegt hatte, blieb schließlich nichts von der großen und nichtzerlegbaren Einheit edlen Menschentums, nichts wirklich „Allgemein-Menschliches" übrig. Von diesem psychologischen Materialismus und Individualismus führt auch in Frankreich die gerade Linie zum Kulturbolschewismus, der in der französischen Literatur des Nachkriegs durch zahlreiche Werke vertreten ist. Das bedeutendste und typischste literarische Kunstwerk, das in diese Richtung drängt, sind wohl André Gides „Les Faux-Monnayeurs" (1925), — denen in Deutschland in gewisser Weise Thomas Manns „Zauberberg" entspricht. In den „Falschmünzern" äußert sich die Angst vor der Entscheidung, die Angst vor der einen Wahrheit. Der menschlich-seelische Halt ist zusammengebrochen. Nun soll ein jeder in seiner individuellen Natur — und sei sie noch so unnatürlich oder krankhaft — seinen individuellen Glauben finden: so wurde die menschlich-geistige Einheit zerstört und an ihre Stelle ein Pluralismus von gleichberechtigten, oft aber antagonistischen Meinungen gesetzt. Gide machte sich zum Wortführer von mehreren sich widersprechenden „Wahrheiten": es ist Überreife einer Kultur. Der Leser aber steht hilf- und führungslos vor dieser „pluralistischen" Literatur und Geistigkeit, die das getreue Abbild des politischen Pluralismus ist.

Hierbei handelt es sich um eine Aufspaltung der Einheit der Kultur überhaupt. An ihre Stelle traten verschiedene kulturell geistige Formen und Haltungen, die oft einander nicht mehr verstanden, die verschiedene Sprachen redeten und sich gar bekämpften. Auf diesem Boden konnte sich der Kulturbolschewismus entwickeln.

In der Literatur bildeten sich schon seit der Jahrhundertwende mehrere weltanschaulich-politische „Familien", die sich aber mehr und mehr zu „Parteien" verhärteten. Als in der Dreyfus-Krise die Demokraten als geistige Erben der französischen Revolution um die — man kann sagen: „totale" — Verwirklichung der liberalen und individualistischen Ideen gegen die „Traditionalisten" und Konservativen kämpften, bildeten sich unter den Schriftstellern zwei weltanschaulich getrennte Parteien: „die Intellektuellenpartei", deren Führer Emile Zola und Anatole France waren, und die „Partei der Intelligenz", die alle „Antiromantiker" zusammenschloß. In ihr waren sowohl die katholischen Führer als auch die literarischen Vorkämpfer einer neuen

nationalen Doktrin — Charles Maurras und Maurice Barrès — vertreten. Während des Krieges konnten beide Parteien gegen Deutschland eine allerdings vergängliche „Union sacrée" bilden, weil beider Schlagworte gegen Deutschland auszumünzen waren; die einen sprachen mit Maurras vom Kampf der abendländischen Kultur und klassischen Form gegen Barbarei, Anarchie und auflösende Romantik, die andern vom Kreuzzug des Rechts und der Demokratie gegen die preußische Tyrannei. Nach dem Kriege aber brach die Kampffront beider literarischer Parteien wieder offen auf.

Barbusse legte schon 1917 den Grundstein zum späteren „literarischen Antifaschismus" — wie ich nächstens in einer umfassenderen Studie über „französische Literatur und Revolution" zeigen werde. Die unter seiner Führung 1919 wieder auflebende „Intellektuellenpartei", die sich „Clarté-gruppe" oder auch „Liga der Solidarität der Geistigen für den Sieg des Internationalismus" nannte, war schon ganz von kommunistischer Ideologie durchdrungen: sie ist die Keimzelle der heutigen kommunistischen Literatur Frankreichs. — Ihre Gegner schlossen sich um die Nationalisten Maurras und Barrès und um die Neuthomisten Maritain und Massis in der „Revue Universelle" zusammen. Die weltanschaulich-kulturelle Zweifrontenstellung der „kämpferischen" gegenwartsverbundenen Literatur wurde seitdem verschoben durch die Neuorientierung des Katholizismus. Er wendete sich vom Nationalismus ab, als der Papst die Action Française und die Theorien Maurras' verdammte (1926): seitdem gewinnt die katholische Literatur in Frankreich fast täglich wachsende Bedeutung. Es handelt sich um viel mehr als eine bloße literarische Partei: man muß von einer katholischen Gesamtkultur sprechen, die, religiös-weltanschaulich tiefer als die literarischen „Parteien" fundiert, versucht, den bestehenden kulturellen Pluralismus durch eine totale Geistigkeit zu überwinden. Sie wirkt heute auf viele Geister besonders anziehend, weil sie den Teil-Kulturen der Parteien eine wirkliche, religiös vertiefte Totalität entgegensetzen kann.

So nimmt dank der krisenhaften Aufspaltung das katholische Schrifttum in Frankreich einen führenden Rang ein: im Roman, in der Poesie, in der Kritik. Die tiefste und beste Romankunst finden wir heute bei den katholischen Schriftstellern François Mauriac, Georges Bernanos, Julien Green und dem jungen Daniel-Rops. Dieser Katholizismus ist keinesfalls muckerhaft, sondern urwüchsig und robust; ohne falsche Scham wird

den Lebensproblemen der Gegenwart nachgegangen, es ist jedenfalls keine ästhetelnde oder hypokrite Heiligtümelei. Hier treffen wir eine klare kulturelle und geistige Linie, hier besteht keine Angst vor der Entscheidung. Das Problem des Menschen und der Gesellschaft wird hier oft in quälender Tiefe erfaßt und ohne Scheu vom Verrat des bisherigen lauen Christentums gesprochen. Es liegt etwas Jansenistisches in dieser ganzen kämpferischen Schwere, es fehlt in vielen Fällen ein freies, freudiges Lebensgefühl: das Bewußtsein der „Sünde" lastet wie ein schwerer Druck auf all den Werken der katholischen Schriftsteller, die erreichen wollen, daß der Katholizismus wieder das „Salz" der Erde werde, — und nicht der „Honig", wie sie es bisher meist sein wollten (Bernanos). Es mangelt ihnen nicht an Verwurzelung im französischen Boden — Mauriacs Romane sind geradezu „regionalistisch" zu nennen und schildern Landschaft und Menschen der Girondegegend —, es fehlt nicht an Erkenntnis und Verteidigung der bedrohten wahren Kulturwerte, aber wir vermissen das zukunftstürmende Ethos, das dieser doch in gewisser Weise rückwärtsschauenden Literatur aufbauende Lebendigkeit gäbe. Sie bleibt, trotz manchen Versuchen „revolutionär" zu sein, ein konservatives Element der französischen Kultur und Literatur, das wenigstens manche der traditionellen, von vielen Gegnern angegriffenen geistigen und menschlichen Werte rettet. Wenn es sich auch um eine Totalität von Kultur, Kunst und Religion handelt, kann die katholische Kultur und Haltung nicht mehr für das gesamte französische Volk verbindlich werden, weil in zu weiten Volksschichten die nötigen Glaubenskräfte, auf denen sich diese katholische Geistigkeit allein erheben kann, zerstört sind.

Den Gegenpol zur katholischen Literatur erkennen wir in den Hütern der „revolutionären Tradition"; heute sind es die kommunistischen Schriftsteller. Ihre Literatur nimmt gegenwärtig einen besonderen Platz im Ringen um die kulturell-politische Erneuerung Frankreichs ein. Sie entwickelte sich seit dem Kriege teils aus einem humanitären Pazifismus, wie dies bei Romain Rolland der Fall ist, teils aus dem revolutionären, klassenkämpferischen Pazifismus Henri Barbusses, teils aus der schmerzlichen Erkenntnis des Zusammenbruchs alter Werte und einer Welt, die keine großen zukunftweisenden Ideen, keine revolutionären Seelenkräfte mehr aufbrachte. Daher glaubten viele der jüngeren Schriftsteller Frankreichs, allein in Sowjetrußland eine revolutionäre Welt- und Kulturerneuerung erblicken zu können. Großen Einfluß übte auf sie das Beispiel des literarischen Führers Gide aus, dessen langjähriges

Suchen nach neuen Werten ihn schließlich vom religiösen Puritanismus über den schrankenlosen Individualismus zum Kommunismus führte. Die Jüngeren wie Jean Guéhenno und Paul Nizan sehen im Kommunismus auch kulturell vor allem die Fortsetzung des französischen Revolutionsgeistes, und sie versuchen, eine gerade Linie der geistig-politischen Tradition von Montaigne über Rousseau bis zu Lenin zu ziehen. Ihr literarisches Vorbild ist die Romantik, in der Schriftsteller wie Sénancour in ihren Werken nach neuen menschlichen Existenzgrundlagen forschten und in der Victor Hugo „le poème de l'Homme" verwirklichen wollte: das Ziel ist eine neue „Religion des Menschen" — im Gegensatz zur bisherigen geoffenbarten Religion. Guéhennos „Jeunesse de la France" (1935) spiegelt am deutlichsten den besonderen Sinn der kommunistischen Literatur im größeren Rahmen der französischen Tradition wider. Die Romane dieser Richtung sind oft Kunstwerke von packender Gewalt, wenn darin die bestehende Welt einer Kritik unterzogen wird. Allen voran „Le Sang Noir" (1935) von Louis Guilloux, wo man ergreifend spürt, wie dick und schwarz das Blut in den Adern der alten Gesellschaft und Kultur floß — oder in Frankreich noch fließt.

Der „neue Mensch", den die kommunistische Literatur zeichnet, ist doch nur ein verstümmeltes und keineswegs ein ganzheitliches Abbild des wahren Menschen. Ihr „Mensch" ist wohl nicht mehr der weise lächelnde Skeptiker, der Voltairianer oder der nüchterne Verstandesmensch: seine seelischen Kräfte wollen sie zu neuem Leben wecken, aus der mehr als hundertjährigen Verschüttung durch den Rationalismus befreien, wollen ihn mit Leidenschaften, Kampfgeist, Kameradschaft beseelen: die Forderung André Malraux' nach „fraternité virile" schlug zündend in Frankreich — namentlich in der Jugend — ein. Aber diese erneuernden „männlichen" Tugenden wurden ganz in den Dienst des kommunistischen Ideals gestellt: was sie „Volk" nennen, ist nur Klasse, ist nur ein Teil der Gesamtheit. Dem Schriftsteller erkennen sie vor allem die Mission zu, der geistigen, politischen und sozialen Befreiung des Volkes zu dienen, — die proletarische Revolution geistig durch seine Werke vorzubereiten. So fordern und begründen sie eine proletarisch-revolutionäre Klassenliteratur. Ihre Schriften säen Haß und Kampfstimmung gegen die bestehende Gesellschafts- und Kulturordnung. Ein Musterbeispiel hierfür ist Paul Nizans Verherrlichung des Bürgerkrieges in seinem Roman „Le Cheval de Troie" (Das trojanische Pferd). Die kämpferischen Kräfte werden einer

parteiischen, klassenkämpferischen Ideologie unterworfen. Es bleibt aber doch die schmerzliche Erinnerung an die verlorene und zerstörte Einheit von Kunst und Kultur; sie möchten diese Einheit durch einen „sozialistischen Humanismus", wie Jean Guéhenno ihn nennt, wiedergewinnen: ihr geistig-literarischer Kampf kann aber nicht zur „Naissance d'une culture", zur „Geburt einer Kultur" führen, wie sie es mit Jean Richard Bloch hoffen, weil sie nur Partei- und Klassenwahrheiten kennen und den einen wahren Geist der sozialen Materie unterjochen.

Bei allen kommunistischen Schriftstellern finden wir gefährliche Illusionen eines universalen sozialistisch-humanitären Idealstaates; dies erinnert an die Utopisten des 18. Jahrhunderts, die die blutige Revolution von 1789 vorbereiteten. Sie erkennen nicht, daß sie so die Literatur der Kulturzerstörung dienstbar machen, — obwohl sie gerade mit neuen Werten „aufbauen" wollen. Die Voraussetzung für diese Literaturgattung ist indessen, das darf man nicht aus den Augen verlieren, die Tatsache, daß die traditionellen Kulturwerte in Frankreich sehr erschüttert sind, daß bisher keine anderen wegweisenden aufbauenden Ideale geschaffen wurden und daß ein Erwecken der irrationalen Kräfte des Kampfes für eine „neue" Haltung unerläßlich zur Überwindung der geistig-kulturellen Krise ist.

Man darf auch nicht vergessen, daß gewisse wirklich bodenverwurzelte Dichter wie Jean Giono und André Chamson weltanschaulich zu einem pazifistischen Kommunismus neigen. In ihren Romanen, die ihre heimatliche Scholle, die Provence und die Cevennen, feiern, wollen sie die Natur, das Leben, die bäuerliche Freiheit und die reine Lebensfreude verherrlichen. Sie glauben, daß die freiheitlichen Kräfte geradezu aus dem französischen Boden selbst aufsteigen, daß aber die „Unnatur" des Kapitalismus, der militärischen Disziplin und des Krieges nur den natürlichen reinen Lebenshymnus zerstört. Im gegenwärtigen kulturellen Chaos retten sie sich auf ihre Scholle und wollen keine anderen Werte wie „patrie" mehr anerkennen, weil diese zu entwurzelten Schlagworten geworden sind: sie weigern sich zu „gehorchen" und sich für eine ihnen fremde „Mystik" zu opfern, wie es Giono in „Refus d'obéissance" und Chamson in „Roux le Bandit" aussprachen. Die höchsten und allein festen Werte sehen sie in dem bodenverwurzelten Menschen, der sich „gegen die Geschichte", gegen die zerstörende Tendenz der Welt erhebt.

Jean Giono und — in geringerem Maße — André Chamson vermochten es

so, in ihren Romanen, etwas ganz Neues in der französischen Literatur zu schaffen: es ist mehr als „Regionalismus“, den es schon früher gab und den wir heute in Frankreich literarisch auch bei anderen wie Le Roy für das Périgord und Alphonse de Châteaubriant für die Bretagne vertreten finden, es ist fast eine Mystik des Bodens, die bei Giono zu einem neuen Glauben an die Beseeltheit der Natur überhaupt wurde. Hier sind zweifellos aufbauende kulturelle und geistige Kräfte vorhanden, wenn diese Haltung bisher auch vereinzelt in der französischen Literatur dasteht. Aber wir vermissen auch hier die Idee, welche die „Naturverwurzelten“ über die enge Scholle hinaus in einer größeren Lebenseinheit zusammenschließt; sie bleiben bei einem bäuerlichen Individualismus, einem betonten Alleingängertum stehen, sagen „nein“ zur übrigen Welt. Von dieser Absage an die ausgehöhlten Kulturwerte finden sie nicht den Weg zu einer neuen Gemeinschaftsidee und -bindung.

Die Auflösung oder gar Leugnung des bisherigen Volks- und Vaterlandsbegriffes durch die „revolutionären“ Schriftsteller, durch Giono oder Chamson, zeigt, wie die nationale Idee in Frankreich in einer schweren Krise liegt. Dies erkennen wir auch, wenn wir das literarische Schaffen derjenigen Schriftsteller betrachten, die mit ihren Werken der nationalen Idee dienen und auf ihr „aufbauende“ Arbeit leisten möchten. Der bedeutendste nationalistische Schriftsteller der Vorkriegszeit, Maurice Barrès, wird von den Jüngeren der „Traditionalisten“ fast allgemein abgelehnt, weil er Literatur und Politik zu sehr miteinander verband und die notwendigen Grenzen verwischte, so daß schließlich beide, die Literatur wie die Politik, kompromittiert wurden und darunter litten. Es ist daher nicht überraschend, wenn wir das Fehlen bedeutsamer literarischer Werke, die künstlerisch und geistig eine Erneuerung der nationalen Idee bewiesen hätte, feststellen müssen. Nach Barrès entstand vielmehr eine Lücke; erst seit einigen Jahren versuchen einige junge „nationalistische“ Schriftsteller und Kritiker wie Thierry Maulnier und Pierre Drieu La Rochelle, einen neuen Weg zu finden. Sie unternehmen es, die traditionellen Ideen der Vorkriegszeit, wie sie ihnen von Maurras und Barrès gelehrt wurden, einer zeitentsprechenden Kritik zu unterziehen, um von hier aus eine Neufassung der geistigen Werte überhaupt zu erreichen. Literatur- und Kulturkritik ist ihr eigenstes Gebiet; sie übertrifft gerade in der Gegenwart die „akademische“ Kritik durch größere geistige Lebendigkeit und Originalität. An den Universitäten fehlen heute die literarhistorischen Führerpersönlichkeiten, wie sie einst Sainte-

Beuve und Faguet waren. Eine breite Lücke reißt daher der Tod des einen wirklich großen Literaturwissenschaftlers, Albert Thibaudets, dem eine besonders tiefe und lebendige Schau in die Gesamtheit des geistigen Lebens der Vergangenheit und Gegenwart gegeben war.

Man darf ja nicht vergessen, daß die „Kritik" in Frankreich ein sehr wichtiges Teilgebiet der „Literatur" darstellt. Sie gehört untrennbar zur Literatur- und Geistesgeschichte und übt seit langem eine bedeutende Funktion im gesamten Leben Frankreichs aus. Gerade an den „traditionalistischen" französischen Kulturkritikern kann man erkennen, wie eine richtig verstandene Kultur- und Literaturkritik (die nicht formal oder ästhetisch, sondern „existenziell" ist und nach den Lebensgrundlagen fragt) die Voraussetzung für eine innere Erneuerung der Kultur und des Volkes darstellt: denn Kritik bedeutet hier Besinnung auf die traditionellen, aufbauenden Kulturkräfte und ist der erste Schritt zu ihrer Neubelebung, so daß sie ihrerseits lebenschaffend wirken können. Kritik als nationale und weltanschauliche Kultur- und Geisteshygiene ist eine stete Tendenz der französischen Literatur; sie ermöglichte ein Vertiefen des lebendigen Kulturbewußtseins des französischen Volkes, ein wirkliches „Wissen" um die eigenen Werte: dank ihr konnte Frankreich alle schweren geistigen Krisen überwinden, sie brachte Selbstbesinnung und neue Festigung. Dies war in Frankreich zwischen 1870 und 1900 der Fall, als Kritiker wie Taine, Bourget, Brunetière und Maurras den Geist und die Weltanschauung des „zeitgenössischen Frankreich" einer tiefdringenden Analyse unterzogen, auf der das geistige System des „integralen Nationalismus" errichtet werden konnte. Das letzte Ziel, die Einheit von Nation, Kultur, Kunst und Politik, wurde nicht erreicht, denn es fehlt ihnen ein neuer einheitsbildender und die alten Gegensätze überwindender Volksbegriff; ferner mangelte das Revolutionäre, Zukunftstürmende. Literarisch war diese kritische Bewegung „Anti-Romantik", politisch „Gegenrevolution". Sie bildete indessen doch einen Wall gegen die Zersetzungserscheinungen der modernen Welt und konnte aus der Bedrohung viele der alten französischen Kulturwerte retten.

Dieses geistige Erbe wird heute von der traditionalistischen Literatur gewahrt; besonders Maurras' Gedankengut bildet immer noch die Grundlage ihrer Kritik. Doch sie ist gegenwärtig noch in größerem Maße aufbauende Arbeit als um 1900, denn sie will über Maurras hinauskommen und geistig eine revolutionäre Erneuerung vorbereiten. In diesem Lager der Jungen sind

gewisse Einflüsse Moellers van den Bruck festzustellen: er gab ihnen manche neue Anregung, doch seitdem gehen sie ganz nach eigenen französischen Gesetzen. Dies erkennt man am deutlichsten an Thierry Maulnier, besonders in seinen schönen Studien über Racine und über Nietzsche in seiner „Mythes Socialistes" benannten Essaysammlung (1936): die menschliche Persönlichkeit steht im Mittelpunkt; das Ziel ist ein neuer Humanismus, der die wahren, unverjährbaren Wesenheiten des „Menschen" wieder frei macht und ihm die seelischen Kräfte (Leidenschaft, Einsatzbereitschaft, Heroismus, Gemeinschaftsgefühl) als neue — und doch zugleich alte — Existenzgrundlage zurückerobert. So sind in diesen Kreisen die fruchtbarsten Ansätze für eine kulturell-künstlerische Besinnung der Literatur vorhanden. Aber noch fehlt es an Kunstwerken, in denen sich das neue Ethos und Ideal ausdrückt. Erst dieser zweite Schritt kann von der aufbauenden Kritik zum wahren Aufbau führen. Drieu La Rochelle ist selbst zu zerrissen, um immer den rechten Weg zur künstlerischen Verwirklichung der neuen Haltung zu gehen; die spannungsreiche Kurve seines geistigen Entwicklungsprozesses mit dem steten Suchen, Akzeptieren und dann doch enttäuschtem Aufgeben von festen Leitideen ist von überpersönlicher, typischer Bedeutung für die geistige Lage des Nachkriegs-Frankreich. Er ist der begabteste Romanschriftsteller dieser Richtung, — bleibt als Künstler aber doch ein Alleingänger: die Sehnsucht nach einer innerlich revolutionären Welt, nach neuen Heroismen prägt sich in seinen literarischen Werken oft in bezwingender Form aus („La Comédie de Charleroi" und „Socialisme Fasciste", 1934). Seine letzte schwungvolle Geschichte vom Verfall einer bürgerlichen Familie, „Rêveuse Bourgeoisie" (1937), gestaltet den Konflikt zwischen dem Überwindenwollen der bürgerlichen Werte und dem Versagen aus Mangel an neuer, eigener Kraft — „Je suis un lâche comme toi, je suis ton fils".

Seiner Haltung und seiner Geistigkeit nach finden sich mancherlei Ähnlichkeiten zwischen dem künstlerisch Vollendetsten der Jüngeren, Henry de Montherlant, und den „Traditionalisten". Montherlant geht aber mehr als andere eigene Wege und ist nicht einfach in eine Formel der literarischen „Parteien" zu fassen: hatte er doch lange Zeit „me désolidariser" zum Lebensgrundsatz gewählt. Dabei blieb er immer ein Aristokrat des Geistes, der stolz die geistigen und künstlerischen Tugenden wahrte; er begriff schmerzlich die Notwendigkeit einer geistigen Erneuerung für Frankreich: ein „quid divi-

num" müsse unbedingt über sein Land kommen. Seine Kulturkritik, die sich in seinen sämtlichen Werken findet (auch in „Les jeunes Filles") ist „rein" und tief: sie dient keiner Partei, sondern allein den wahren Werten des Geistes[1]). Der Krieg war das entscheidende Erlebnis seiner Jugend; in „Le Songe" hat er ihm literarischen Ausdruck gegeben. „Jetzt wußte Alban, was zählt und was nicht zählt": „unter der Klarheit des Todes" lernte er echte von falschen Werten unterscheiden. Wohl wurde das vergossene Blut des Krieges nicht, wie er gehofft hatte, „das Blut eines neuen Bundes"; doch Montherlant wurde nicht müde, ehe seine gegenwärtige rein psychologische Lebens- und Schaffensperiode begann, auch weiterhin die hohen kämpferischen Tugenden, die der Krieg im Menschen erneuert hatte, in seinen Romanen und Essays zu feiern und ihre Verwirklichung durch den Sport und den kämpferischen Sportgeist zu fordern. „Kameradschaft und Poesie" durchdrangen einander. „Willkommen, so heißt es 1924 in den ‚Olympiques', sei über unserem goldenen Zeitalter der harte Widerschein einer eisernen Zeit. Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter." Auch Montherlant ging in der Nachkriegszeit durch mancherlei Krisen und Wandlungen hindurch, sein Kern blieb aber immer der gleiche: Mönch und Soldat, immer ein kampfbereiter Diener, sei es für sein Land, für die Kultur, für sein persönliches Glück. Er verkörpert immer ein hohes literarisch-kulturelles Verantwortungsbewußtsein und edles Menschentum, — literarische Attitüden und Posen sind bei ihm selten. „Die Tugenden, so lesen wir in dem ‚Briefe eines Vaters an seinen Sohn' (1932), die Du vor allem pflegen sollst, sind der Mut, der Gemeinschaftssinn, der Stolz, die Gradheit, die Verachtung, die Uneigennützigkeit, die Höflichkeit, die Dankbarkeit und überhaupt all das, was man unter dem Wort Edelmut versteht." Diese hohe Art findet sich in all seinen Werken, doch gilt für sämtliche sein Ausspruch: „Das Leben ist wichtiger als die Kunst." Dieses will er nur durch seine psychologischen, die Liebe analysierenden Romane „Les Jeunes Filles" bereichern. So kann man von Montherlants Schriften mit Recht sagen, daß sie den Menschen künstlerisch, geistig und seelisch bereichern und daß sie ihm viel zu „geben" haben: sie sind werteschaffend und aufbauend, zeitverbunden und doch oft von überzeitlichem Sinn.

[1]) Wie sich die Grenzen in der französischen Literatur doch oft überschneiden, wie gerade in der Kritik die „literarischen Parteien" manche gemeinsamen Züge aufweisen, kennzeichnet die Tatsache, daß Seiten aus Montherlants Werken sogar in der kommunistischen Literaturzeitschrift „Commune" erschienen!

Im allgemeinen kann man die französische Literatur der Gegenwart nicht „aufbauend“ oder zukunftweisend nennen. Alle Schriftsteller sind wohl vom Gefühl ihrer geistigen, kulturellen, weltanschaulichen und menschlichen Mission in der Gegenwart durchdrungen, sie wollen ihrer Zeit „dienen“ — jeweils in ihrem Sinne! —, auch wenn sie oft wie der helläugige Montherlant begreifen, daß ihr literarisch-kultureller Einsatz oft ein vergebliches Dienen, ein „Service Inutile“ ist. Gerade die Wachsten der Franzosen wollen sich heute zuerst über ihre geistige Lage Rechnung ablegen, wollen die Bilanz ihrer Zeit ziehen; dies stellten wir schon bei der Betrachtung der verschiedenen literarischen Parteien und Familien fest. Aus all diesen Gründen mußte die französische Literatur der Gegenwart vor allem zu Rückschau und zu einer kritischen Betrachtung der Gegenwart neigen. So entstand als typischste Form des modernen Romans in Frankreich die neue Gattung der großen Romanzyklen. Für sie können Balzacs „Comédie Humaine“ und Zolas Romanreihe in 25 Bänden „Les Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le Second Empire“ in gewisser Weise als Vorbild gelten, doch sind Form, Geist und Tendenz heute grundverschieden von den genannten Werken des 19. Jahrhunderts. Deren Einheit war nur sehr lose, sie waren vor allem soziale und gesellschaftskritische Romane. Namentlich bei Zola war der Geist der Zeit und der Gesellschaft zu sehr „durchs Schlüsselloch“ (Thibaudet) gesehen. Vorbildlicher und für das Ende einer bürgerlichen Kulturepoche so äußerst charakteristisch war Romain Rollands Romanreihe „Jean Christophe“, deren zehn Bände in den Jahren vor dem Kriege erschienen und in der gesamten Welt mit regstem Interesse gelesen wurden. Noch einmal wurden hier alle Tendenzen seiner Zeit zusammengefaßt: Naturalismus — Romantik — Musikalische Sensibilität — Regionalismus — Bewunderung des deutschen Gemüts und des deutschen Geistes. Ein kluger Kritiker (A. Gide) nannte damals die neue, nicht straff nach den klassischen Regeln komponierte Form „barbarisch“, aber sie sei inmitten der sonstigen Halt- und Ausweglosigkeit der Romanliteratur das zur Erneuerung „nötige“ neue Blut.

Hieran knüpfte die Nachkriegsgeneration an. Doch steht nicht mehr eine einzelne Persönlichkeit als Held im Mittelpunkt, sondern die Gruppe, die Familie oder gar, wie vor allem bei Jules Romains, eine größere Gesamtheit: der Zusammenhang zwischen den Einzelnen ist dann der Geist der Zeit, der sie trotz ihrer Getrenntheiten doch einheitlich ausrichtet — „unanimistisch“

nennt es Jules Romains. Sein bisher zwölfbändiger Romanzyklus „Les Hommes de bonne volonté" (Die guten Willens sind) ist neben den „Thibault" (zehn Bände) von Roger Martin du Gard das künstlerisch und geistig hochstehendste Dokument dieser literarischen Gattung. Im Mittelpunkt aller Zyklen steht das Problem: Mensch — Schicksal — Geschichte. Sie wollen dem Franzosen von heute sein eigenes Spiegelbild vorhalten und ihm ermöglichen, sich selbst zu erkennen und zu kritisieren, um in Zukunft besser als 1914 sein Schicksal meistern zu können. Die für Frankreich und die Welt so wichtigen Vorkriegsjahre werden dichterisch gestaltet und oft mit erstaunlicher Begabung analysiert und kritisiert. Dabei stehen die Romanzyklen weit über der Gattung der sozialen oder der historischen Romane, auch wenn sie „historisch" und sozialkritisch sind. Aus Einzelbildern sind große Fresken geworden, und damit wurden die alten, zu engen künstlerischen Rahmen durch einen neuen Geist gesprengt. Namentlich beherrscht alle das Ringen mit dem Schicksal: dies ist das Problem unserer Zeit, das Problem des drohenden Krieges, das die Schriftsteller an den vergangenen Jahren nacherleben und darstellen. Alle Romanzyklen gelangten aber erst bis an die Schwelle des Krieges. Roger Martin du Gard hat die letzten Monate der alten Welt im letzten Teil der „Thibault", in den drei „L'été 1914" (Sommer 1914) betitelten Bänden, packend gestaltet: gleichzeitig bedeutet dies ein Verdammungsurteil über diese „Kultur" des Kapitals, der Eroberung, der Selbstsucht, des Materialismus, an deren Ende logisch Krieg und Zusammenbruch stehen mußten.

Alle Zyklen fanden eine natürliche Grenze am Kriege. Die Schriftsteller wissen, daß es in der Gegenwart gilt, die Grundlagen der neuen Welt und ihrer Kultur zu legen. Gerade eine Untersuchung dieser Romangattung kann zeigen, daß sie aus der Kritik der alten Kultur erkennen: anders, neuartig und mit neuen Impulsen muß die Kultur heute errichtet werden, wenn sie nicht wiederum ein tragisches Ende im Kriege finden soll. Den „neuen Menschen" aber haben sie noch nicht entdeckt: bei all der Schärfe und Tiefe ihres kritischen Geistes, bei all ihrem Ablehnen einer veralteten Welt ahnen sie noch kaum oder nur unbestimmt die Ideen der „neuen Zeit" und die seelischen Kräfte einer neuen Lebenshaltung. Daher neigen sie wie Jean Giono eher dazu, sich vom gegenwärtigen System überhaupt durch unbedingte, aber sehr ideologische „Gehorsamsverweigerung" zu trennen. Nur ganz selten findet man in literarischen Werken die Erkenntnis, daß es die neue, aufbauende Lebens-

haltung schon gibt: Marcel Berger verkündete in seinem „politischen Roman" „L'Empereur de soi-même" (1937), daß sie schon in Deutschland verwirklicht sei und daß auch Frankreich zu einer neuen Lebenshaltung und politischen Moral kommen müsse, die der des „fair play" und des „Kämpfens ohne Blutvergießen und ohne Haß" entspreche, — Gedanken, wie sie erfolglos Montherlant in den ersten Nachkriegsjahren literarisch und künstlerisch viel vollendeter verfochten hatte. In den Romanzyklen — zu denen Giono und Berger ja nicht literarisch beisteuerten — zeigt es sich, wie schwer es trotz gutem Willen den bestbegabten Schriftstellern des gegenwärtigen Frankreich wird, durch die kritisch-dichterische Analyse der Vergangenheit und ihres Geistes die Kräfte unserer Zeit zu einem von neuen Impulsen beseelten Kulturbau umzuformen. Es ist das Dilemma dieser klugen, kritischen, aber stark rationalistischen Geistigkeit überhaupt, daß sie des Seelenschwunges ermangelt: Intuition und dichterische (d. h. nicht historisch-kritische) Schau aus der eigenen Seele und ihren unverdorbenen Lebenskräften vermöchte hier wohl viel mehr. Wichtig sind aber all diese Werke als Dokumente der Selbstbesinnung und des Übergangs zum noch unbekannten Neuen.

Dies bleibt das Ziel aller Schriftsteller. Daher kann man ihre Leitideen — über alle persönlichen und geistigen Trennungen hinweg — nur erkennen und zu einer Gesamtschau gelangen, wenn man die Literatur nach ihrer Gegenwartsbedeutung und nach ihren existenziellen Werten untersucht. Dabei wird man in den verschiedenen getrennten Familien und Gruppen doch gewisse gleiche Impulse und Tendenzen entdecken: den Zeitgeist des gegenwärtigen Frankreich. Er ist das Selbstbesinnen und das kritische Ablehnen des Alten. Auf dieser Gemeinsamkeit beginnt das individuelle Suchen der Einzelnen.

Über die französische Literatur der Gegenwart läßt sich kurz folgendes sagen: Frankreich versucht vor allem, seine menschlichen und kulturellen Züge zu erkennen, um aus der Selbsterkenntnis den Weg zur Zukunft zu finden. Die Vielzahl der literarischen Ideen und Tendenzen ist immerhin ein Zeichen höchster geistiger Regsamkeit und lebendigen Ringens um sein Schicksal. Über dieses erhebt sich die dauernde Debatte, wie sie dem französischen Wesen entspricht. Diese Auseinandersetzung ist heute literarisch oft entartet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die traditionellen Grundtendenzen doch lebendig fortwirken. Die gegenwärtige Krise ist die einer Sichselbsterneuerung der Literatur, — ein Übergangszustand, der noch längere Zeit dauern kann. Wenn

man sich aber der kulturellen Zähigkeit der französischen Zivilisationsidee erinnert, wird man nur annehmen können, daß die Literatur dereinst neu gekräftigt aus dieser Krise hervorgehen wird, wobei die traditionellen Formen aufrechterhalten und einige neue hinzugewonnen werden.

Wir sagten anfangs: der Reichtum an Einzelideen täuscht nicht über das Fehlen einer zusammenfassenden einheitlichen Leitidee hinweg. Frankreichs kulturelles Erbgut ist heute unendlich zerstreut. Es gilt, dieses in neuer Einheit zusammenzufassen. Friedrich Nietzsche erkannte schon um 1875 eine ähnliche kulturelle Lage — besonders in Deutschland — und schloß: „So ist denn jetzt eine Reihe von Gegen-Alexandern nötig geworden, welche die mächtigste Kraft haben, zusammenzuziehn und zu binden, die entferntesten Fäden heranzulangen und das Gewebe vor dem Zerblasenwerden zu bewahren. Nicht den gordischen Knoten der griechischen Kultur zu lösen, wie es Alexander tat, so daß seine Enden nach allen Weltrichtungen hin flatterten, sondern ihn zu binden, nachdem er gelöst war — das ist jetzt die Aufgabe.“ (Richard Wagner in Bayreuth, Kap. 4.) Unbestimmt bleibt Frankreichs geistig-kulturelle Zukunft. Wann wird der „Gegen-Alexander“ geboren werden, der die zusammenfassende Leitidee für die gesamte Lebenseinstellung, — für Leben, Kultur und Geist, — findet, die Leitidee, die das einheitliche Zusammenarbeiten der „diverses familles spirituelles de la France“ zum gleichen Ziele bewirkt?

Durch ihre Krise hat Frankreichs Literatur gegenwärtig an europäischer Ausstrahlung eingebüßt, die ihr sonst zu eigen war. Heute vermag sie den anderen Völkern — namentlich den durch eine neue Idee neu geformten — weniger als in anderen Zeiten zu „geben“, — es sei denn das ergreifende Beispiel eines literarischen, inneren Ringens um das geistige und damit auch politische Schicksal der Nation. Solange die Risse in der französischen Literatur nicht überwunden werden, solange kann sie weder europäisch noch allgemeinmenschlich sein und solange wird auch die tiefere geistige Einheit der europäisch-abendländischen Kultur überhaupt unmöglich gemacht.

---

### Paul Valéry

## Die Schritte

Deine Schritte, als meines Schweigens
Kinder, arglos und langsam gesetzt,
Nah'n sie dem Bette, wo ich mich eigens
Wachsam halte, und frieren jetzt.

Göttlicher Schatten, du reine, du gute,
O deiner Schritte verhaltener Gruß!
Was ich, ihr Götter, an Gaben vermute,
Kommt jetzt zu mir auf entkleidetem Fuß!

Wenn deine Lippen vielleicht schon vom Weiten
Jenem, der in mir sich bergen muß,
Seine unendliche Stillung bereiten
Endlich in dem nährenden Kuß,

Eile mir nicht zum Vollzuge, dem zarten,
Süße, drin Sein und Nichtsein stritt,
Denn ich lebte vom Dich-Erwarten,
Und mein Herz war nichts als dein Schritt.

Deutsch von Rainer Maria Rilke

Eugen Roth

## Vor dem Gewitter

In Stein und Gras, in sandigen Stufen
Zerfällt der Hang.
Die Grillen wie um Hilfe rufen
So bang.

Wildlodernd steht die Königskerze
Im Zitterlicht,
Als sähe sie die stumme Schwärze
Noch nicht.

Da flammt der Blitz, da knallt der Donner
Den ersten Schuß.
Und schallend lacht der nackte Sommer
Im Fluß.

---

## Der Maler Oswald Baer über sich selbst

Zu den frühesten Erinnerungen aus meiner Kindheit gehören besondere farbige Erlebnisse: ein leuchtend blaues Samtkleid, in dem meine blonde Mutter wie eine Königin uns Ehrfurcht gebietend und liebenswert erschien, die rosa Kaliumpermanganat-Lösung, in der meine Hände, von weißem Kalk verätzt, gebadet wurden, und die erste dunkelrote Rose, die unser frisch gesetztes Bäumchen trug, sind mir noch ganz gegenwärtig. Die Rose hatte ich so lieb, daß ich sie eines Tages auffraß, wofür ich durch den Stich einer Biene in den Mund (ich konnte tagelang kaum schlucken) und durch die Trauer, daß meine Rose nun welk und farblos war, hart gestraft wurde.

Von der toten Rose habe ich wohl gelernt, daß jede Farbe an ein Ding gebunden ist, und es begann mir die Vielfalt der Dinge, Menschen, Kinder, Tiere, Blumen, Bäume, Wolken, die leben und sich bewegen, und die vielen Dinge, die sich nicht bewegen und doch leben, aufzufallen.

Mit sechs Jahren wurde ich schwer krank. Ich mußte eine lange Gene-

sungszeit durchmachen, in der mir meine Eltern viele Bücher mit schönen Bildern schenkten. Ich war erfreut, daß mir diese Bilder nun all das gaben, war mir von meinem Stuhl aus unerreichbar war. Ja, daß sie unveränderlich waren und ich so mitten im Sommer mir beschneite Felder und Berge und tiefen Winter ins Zimmer rufen und so die Welt nach meinen Wünschen füllen und ausbilden konnte.

Häufiger Ortswechsel meiner Eltern, große Reisen vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen der großen österreichischen Monarchie zeigten mir immer neue Bilder. Sie verstärkten den Wunsch, all dies festzuhalten, für mich und um es anderen Menschen zeigen zu können. Darum wurde ich wohl Maler.

Die letzten Jahre meiner Kindheit verlebte ich am Rande der Alpen in nächster Nähe des Bodensees, in Vorarlberg, der väterlichen Stammheimat (die Mutter stammte aus Norddeutschland). Väterliche Voraussicht veranlaßte mich nach dem Abitur zu einem Brotstudium, und um immer zeichnen zu können, wurde es das der Architektur. Ich hielt aber nicht lange dabei aus und ging nach Weimar, Maler zu werden.

An einem frühen Aprilmorgen fuhr ich von Jena nach Weimar und sah zum erstenmal die unendlichen braunen Äcker, die an den Himmel grenzen, und einen Pflüger, der mit seinem Gespann wie ein Berg in den blauen Himmel ragte, der vom Widerschein des kommenden Tages am Horizonte gelb gefärbt war. Seit diesem Morgen beherrscht mich die Sehnsucht, die Majestät, Vielfalt und Farbigkeit von Gottes Welt, die Größe und die Grenzen seiner Menschen zu bilden.

Die Akademie brachte unter Walther Klemm und Fritz Feigler harte, aber fruchtbare Lernjahre. Die Jahre nach der Akademie zeitigten weite Reisen und die tätige Auseinandersetzung mit der Kunst der letzten zehn Jahre und damit die Gefahr, durch das allzu geliebte Fremde unterzugehen in einem toten, artistischen Dogmatismus.

Die Verehelichung mit einer geliebten Frau riß mich aus dieser Scheinwelt, gab mir die Unmittelbarkeit des Erlebens wieder, führte mich zu mir selbst zurück. Noch zählen wir die Monate, seit uns ein Kindlein geschenkt wurde. Bei seiner Geburt an den ewigen Strom geführt, begriff ich den Sinn des eigenen Seins und daß es gilt, Zeugnis zu geben von diesem ewigen Strom, und sei es auch nur in dem bescheidenen Bild einer Blume.

# Umschau

## Französische Kunst der Gegenwart in Berlin

Die Kunst eines Volkes zu zeigen, um dem anderen einen lebendigen Gewinn und Verständnis für die eigene Art und Kraft zu vermitteln, kann in der Absicht auf eine würdige Zusammenstellung dazu verführen, Kräfte und Arten bekannter Meister, doch nicht Art und Kraft der Kunst vorzuweisen. Hier, in der Ausstellung Französischer Kunst der Gegenwart in der Preußischen Akademie, wurden die Werke nach dem Wort des französischen Botschafters von den einzelnen Künstlern „gepflückt", wie jeder gerade über seine Arbeiten verfügen konnte, deren innerhalb weniger Wochen etwa dreihundertfünfzig sich zusammenfanden. Dieses Beginnen verrät einmal eine innere Gewißheit von der eigenen malerischen Kultur, wie sich das französische Wesen unverfälscht darstellt mit seinen Gefahren nicht minder als in seiner Vollendung. Alle Malweisen des heutigen Frankreich wurden ausgestellt, deren einige uns überwunden scheinen, ohne daß ihre Verdienste zu ihrer Zeit zu schmälern sind. Nicht von diesen freilich noch von der Mehrzahl derer, die den Durchschnitt malerischen Könnens, oft auch malerischer Geläufigkeit zeigen, wird der Eindruck des Ganzen bestimmt, daß die Künste hier jenseits der Ismen zu einer Reife gelangt sind, deren Weg und Gefahr durch impressionistische, kubistische und andere Richtungen verdeutlicht wird, und das Verdienst hier eines neuen und staunenden Sehens, dort einer großen, flächigen Gliederung drückt sich in den reifen Werken aus, die sich nicht mehr einseitig in diesem oder jenem erfüllen. Daß diese Arbeiten eine völkisch-seelische Haltung zeigen, scheint der Einfluß Cézannes, wie ja in seinem Anspruch, das zu durchdringen, was man vor sich hat, sich so logisch wie möglich auszudrücken, mehr als eine Anleitung zu einer Malweise gegeben ist.

Dem Betrachter, der sich des Vorhandenen erst in einem musternden Rundgang versichern will, begegnet vor den „Hütten" Vlamincks jenes noch nicht Entgegengesetzte, aber Äußerste an Erregung, das die Ausstellung aufzuweisen hat: Fülle und Farbe geraten hier in ein goldrotes Lodern unter blauweißen Himmeln wie unter einer Bedrohung, vor der das Gemälde sich flammender zu geben sucht. Die Stilleben Vlamincks lassen als nahezu die einzigen eine tonige, lautlose und schwere Dunkelheit ahnen, keine unheimliche freilich, in der allein das metallische Blinken der Birnen der in braunem Abglanz erlöschenden Dämmerung widersteht. Nirgends aber sind Schatten recht eigentlich als Schatten mit dem Gewicht ihrer selbst zu sehen, weder als das Atmosphärische deutscher Malerei, das drohend oder ins Uferlose weisend die Dinge in seelischer Tiefe sieht, noch

als Finsternis, aus der sich die Gegenstände schwer entringen müssen, noch auch als jene lichte Ferne, die in das Dasein des Vordergrundes lockend und sprengend zugleich hineinleuchtet. Es gibt Lichtgrade bis zur Dunkelheit, es gibt blaues, ja, dunkelblaues Licht, oder ein blaudurchgossener Himmel empfängt von den zyklopischen, braunvioletten Schiffsleibern noch einen rauchigen Ton, während im Vordergrund aus der Vogelschau gesehene Matrosen in der Verlorenheit plastischer Zinnsoldaten blau leuchten; ein dekoratives Nachtbild ist in seinen Gestalten glimmend umrissen wie vom Abglanz der Sterne, und noch die braun, blau und in schwarzer Derbheit gemalten Bilder Chabaud's enthalten keine andere Dunkelheit als jene der seltsamen Täuschung des Blickes, die den Augen zuweilen die Fülle von Licht in eine wohltuende Kühle dunklerer Töne aufzulösen sucht.

Begreifen wir den Eindruck des Mittäglichen, der aus dieser Lichtfülle redet, nicht nur von den mittelmeerischen Motiven her, sondern als Erfahrung jener vollsten Gegenwart, die den Ruhenden zuweilen am Hochsommertage überkommt und in der Bedrohung des Lichtes die Seele in die Erinnerung an kindliche Zeiten eines ersten Erlebens der Welt versinken läßt, in eine Sammlung, darin die Ferne zu dem Menschen tritt aus der bewahrenden Kraft seiner Anschauung, so ist von dieser Erfahrung kaum eines der Werke zu entnehmen, und die Gefahren dieser Haltung sind notwendig andere als die der Deutschen, wie sich ein Zuviel an Farbe oder mangelnde Ordnung nur selten bemerkbar macht.

So sind die Dinge wie zum erstenmal, einem Kinde gleich, mit liebendem Erstaunen, doch aus einigem Abstand gesehen: ein Marinebild, voller Wind und Wärme unter hohem Himmel, setzt kaltes Blau fleckig neben Weiß, Ocker, Rot, und zaubert aus Andeutungen das Ungelenke eines Seglers oder der Bojen, das feste Ruhen eines langgestreckten Baus in blendender Fülle hervor; ein kleines Schiff mit dem Wellenwinkel hinter sich auf smaragdgrün toniger Flußflut trägt die gesättigte Erinnerung von Kinderblicken, wie sie wechselnd in Grad und Art sich stets auf die schlichte Bannung einer Lichtwelt, bald auf den Augenblick der mehr mächtigen denn ungeheuren, bald auf den schwermütig zarten des geborgenen Innenraums besinnt. Die farbsprühende Unwirklichkeit dieser Gegenwarten im kindlichen Staunen scheint auf dem Kinderbilde Camoin's ausgedrückt: der dunkle, magische Blick des Kindes strahlt aus einer bereits nahen, der Traumauflösung verfallenden Licht- und Gartenwelt drohend aus dem Gemälde heraus, wie das Traumhafte so höchst gegenwärtiger Augenblicke als ein Da- und Nahesein aus den erfüllten Vordergründen spricht: hier bannt die Aufsicht den Raum begrenzend in das Blickfeld, dort wirft sich ein Riegel von Licht über die schattige Allee, ihre Unendlichkeit aufhaltend, dort wieder schauen Hintergründe in die Nähe hinein, daseiend

wie ein Bild im Bilde — auch dieses Motiv findet sich des öfteren gemalt. In diesem Aufbau der Tiefe schließen sich die Räume, hörbar erfüllt von lichter oder dunkler Mächtigkeit, die dort aus einer abendlichen Ebbe mit blauen Fischerbooten und grünem Himmel spricht und hier wieder die Kirche eines Winterstädtchens mit ebenenhaft anmutender Verlorenheit umlagert. Als Abbild von Bau oder plastischem Werk tritt dieses Räumliche zuweilen hervor oder als eine statuarische Plastik der Gestalten: selten bewegt verraten sie oft nur mit dem Blick aus dem Bilde heraus die innere Gespanntheit, wie die „Kaninchenzüchterin" Ledoux' den traumhaften Kinderblick des anderen Gemäldes in einen glühend hoheitsvollen und wehrenden wandelt.

In der Plastik äußert sich diese klassizistische, meist von Maillol her beeinflußte Haltung in dem Bemühen, den Kern der Gestalt auf der Oberfläche als eine Leuchtkraft, pflanzenhaft aus der Mitte erblüht, darzustellen. Eine rührende, zuweilen auch drängende vegetative Reife wie in der „Knieenden Frau" Dejeans oder anderen weiblichen Gestalten läßt hier weniger als bei den männlichen Figuren jene Bändigung einer vitalen Mächtigkeit vermissen, wie wir sie aus dem „Urpferd" des Parthenongiebels, ja, noch aus der romanisch genannten Skulptur empfinden können. Eine satte, doch sanfte Glätte ist das Ergebnis einer mehr fügenden als von innen her nachgestaltenden Logik, wie Gimonds „Athlet" bei sinnlich starker Schönheit im einzelnen mädchenhaft anmutet, unschuldig und nicht ohne Rührung, doch ohne den Urlaut dunklerer, wenn auch überwundener Kräfte. Die Art dieser Plastik spricht sich am deutlichsten aus an einer „Hesperide", die mit einem mehr völkerkundlich wirkendem Beiwerk und bewußter Stilisierung einen urwäldlichen Wirklichkeitsraum empfängt von jener Logik, die hier nicht völlig in der Wahrheit aufgegangen ist, wie sie als fabulierender Geist sich der — freilich als Monumentalentwurf gedachten — Kleinplastik bemächtigt in dem Pferde Martinies, ein Fabelwesen schaffend von der Eindringlichkeit chinesischer Grabplastik, doch eigener Kraft, mit der im Springen der Augenblick des Sprunges festgehalten ist.

So ist an der inneren Ordnung der Bildwerke wie der Gemälde der Geist in eben jener kindlich-logischen, pflanzenhaft wirkenden und nach eigenem Erfahrungs- und Wesensgesetz nach- oder umbildenden Weise beteiligt, die, nicht völlig von der persönlichen Kraft erfaßt, als einseitige Kunstabsicht oder, die Mitte des Wesens verfehlend, in den besonderen Gefahren dieser inneren Gegenwärtigkeit hervortritt: zeigt doch dieses oder jenes Gemälde das allein plakathaft Gegenwärtige oder entwertet mit dem nur zufälligen Motiv eine glänzende Malweise, sie in einer Laune aufhebend, wie gelegentlich die Zartheit des Lichtes in das Süßliche gesteigert wird durch ein bloßes Spiel mit seinen Wirkungen.

Weder diese minder gelungenen

Bilder noch die historisch gewordenen verschiedener Richtungen aber können den leuchtenden Eindruck einer hohen und gültigen Reife verwischen, deren geheime Schwermut aus dem schon durch den szenischen Vorwurf beredten Gemälde Chapelain-Midy's spricht: das Antlitz der Frau, den Mann nicht mehr, nur noch die List des Abschieds sehend, die Handbewegung des Mannes, innere Nötigung ausdrückend als auch törichte Entschuldigung, das Gesicht des Kindes, spiegelnd jenes der Frau und unwissend von dem lautlosen Sturm zu seinen Häupten: diese Gruppe, in den Türrahmen vor eine arkadische, mit keiner Fernkraft ermunternde Landschaft gestellt, zeigt, klar wie unter Wassern gemalt, etwas von der inneren Schwere, die freilich nicht die der archaisch dunkleren Deutschen ist. Hier aber läßt sich die pflanzenhafte Logik als Natur und Wachstum mit aller Schwere des Wachstums begreifen, und an den Wurzeln dieser Kunst empfindet der Deutsche ihre Blüte als geschwisterlich, wie anders immer seine eigene sich aus seinem Erdreich entfalten will.

Heinrich Ringleb

---

## François Villon

Es scheint, als ob jedes neue Lebensgefühl, das das Gesicht einer Zeit zu verändern und sich neue Formen zu bauen beginnt, seine Vorläufer und Vortrupps hat, die zunächst als Einzelne den Kampf gegen die starre Macht des Bestehenden aufnehmen und ihn zunächst und als Einzelne immer verlieren müssen. Sie müssen sich opfern, damit das Kommende, das sie vorbereiteten, den Weg findet. Diesen ewig in der Zeit Verlorenen, den Unsteten und Fahrenden, ist meistens ein Leben auferlegt, das die alten Bindungen nicht mehr anerkennt, die neuen aber noch nicht weiß und sich so verliert in Unsicherheit, Trotz und Rebellion. Jede Bindung wird ihnen fragwürdig, sie kennen kein Gesetz als ihren eigenen Trieb, und die Vorläufer einer neuen Sicherheit des Stils und des künstlerischen Lebens werden so genialische Anarchisten. So steht in Deutschland Johann Christian Günther am Anfang der modernen Lyrik. Und so erwacht, über zweihundert Jahre früher, das neue Lebensgefühl der französischen Dichtung in einem ebenso ruhelosen, getriebenen und aufrührerischen Menschen, in dem Landstreicher, Räuber und Raufbold François Villon. Seine künstlerische Haltung ist trotz ihrer Traditionslosigkeit nicht ohne Vorläufer. Sie ist verwandt der ungehemmten und aufsässigen Poesie der mittelalterlichen Vaganten und der trunkenen Diesseitigkeit des Archipoeta. Wie ihre Lieder gehört das Werk Villons jenem einen Grundtyp der Dichtung zu, die geschaffen ist von den ewigen Vagabunden, den Fahrenden, den Narren, den Zirkusleuten und den Moritatensängern. Villons Kunst wächst darüber hinaus zu einer bis dahin nicht erlebten

Intensivierung des persönlichen Gefühls und der dichterischen Bejahung des Lebens in jeder Form. Diese Bejahung des Lebens schlechthin, und sei es auch das Leben eines völlig amoralischen Strolchs, wirkt im ausgehenden Mittelalter absolut revolutionär. Villon ist damit kein mittelalterlicher Mensch mehr. Die Stärke seines subjektiven Gefühls und seine Verleugnung jeder bürgerlichen Bindung nähert seine Haltung dem bewußten Individualismus der Renaissance. Er kämpft gegen seine Zeit, er kämpft gegen Adel, Kirche und Reichtum, doch er zieht nur für sein eigenes Leben die Konsequenz dieser Erkenntnisse: er lebt, als existierten die Einrichtungen nicht, die er angreift. Villon ist Revolutionär ohne den Willen zur Änderung des Bestehenden. Seine Empörung ist der Aufstand einer unorganisierten Menschlichkeit. Er steht in der Masse der Armen und Unterdrückten, ohne diese Gemeinsamkeit für wichtig zu halten. Und doch ist er der erste, der als unbewußter Exponent dieses zerrissenen Volkes der Armen, der Dirnen, Vagabunden und Heimatlosen das Leben seiner Zeit aufzeichnet, wie er es täglich erlebt. Seine Liebe zum Leben, seine rauschhafte Besessenheit ist so groß, daß er auch diese Lebensformen mit einem Gemisch aus Trotz und Resignation bejaht. Ihre dichterische Gestaltung bedeutet für die europäische Literatur die Entdeckung eines völlig neuen Themas. Villons krasse Diesseitigkeit hat nichts zu beschönigen, sie bekennt sich primitiv und in aller Naivität nicht ohne den Zynismus des Wissenden und Durchschauenden zu diesem bisher verachteten Dasein. Villon vereint scharfe Geistigkeit und klaren, geschulten Intellekt mit einer fast kindlich wirkenden Naivität. Diese Naivität ist es, die selbst seine ans Verbrecherische reichenden Züge so seltsam unschuldig zu machen scheint. In dieser Zeit der staatlichen Auflösung und des Verfalls aller Ordnung durch die Verwirrungen des hundertjährigen Krieges, in dieser Zeit, in der die Herrschenden alles tun konnten, was ihnen paßte, nimmt sich plötzlich auch der arme Villon die Freiheit, zu tun, was ihm paßt: wenn er Geld braucht, stiehlt er es denen, die es haben, um dann genau wie ein Reicher fressen, saufen und huren zu können. Villons Lebensbedürfnisse sind im Grunde primitiv, immer geht es ihm um Hunger und Liebe.

So bunt, unbürgerlich und amoralisch dieses Leben erscheint, — vor dem Hintergrund dieser chaotischen Zeit ist es nichts Unerhörtes und Außergewöhnliches und verliert vieles von dem, was uns heute abstoßend erscheint. Was alle taten, wenn auch mit Vorbehalten und Einschränkungen, tat Villon vorbehaltlos und konsequent. Diesen Zug tragen auch seine Polemiken. Es war damals nichts Seltenes, die Kirche anzugreifen, Sittenlosigkeit und priesterliches Laster wurden allgemein gesehen und verdammt, aber niemand wagte es, an der Idee der Kirche selbst zu rütteln. Auch Villon nicht. Aber er greift in

bis dahin unerhörter Schärfe die Kirche an, und diese Kritik eines Armen und Außenstehenden unterscheidet sich grundlegend von den Mahnungen und Verurteilungen, die fast immer aus den Reihen der Kirche selbst kamen. Auch diese freigeistige Haltung löst Villon vom Mittelalter, und selbst in seinem frommen Gedicht, das unter dem Titel „Ballade, die Villon auf Verlangen seiner Mutter machte, um zu Maria zu beten" bekannt wurde, ist nicht zu unterscheiden zwischen echter Frömmigkeit und dem Wunsch, seiner Mutter eine Freude zu machen. Auch wo Villon gläubig ist, ist er es auf seine persönliche und immer undogmatische Art.

In seiner Grabschrift weist Villon mit einem ironischen Unterton darauf hin, daß er aus „Paris, das bei Pontoise liegt", stamme und spricht davon, daß es ihn bitter kränke, Franzose zu sein. Trotzdem ist er Franzose und Pariser in allen Lebensäußerungen. Er hat die Frechheit und den Witz der Pariser Vorstadt und die geistige Schärfe und natürliche Eleganz des gebildeten Franzosen. Seine satirische Kraft ist am größten in seinen als „Kleines und Großes Testament" bekannt gewordenen Vermächtnissen. Seine Lyrik spricht am reinsten in den unsterblichen Balladen und Rondeaus, wie der im Gefängnis gedichteten „Ballade der Gehenkten". Typisch für Villon ist es, daß er häufig bewußt die alten Formen der Troubadoure und der höfischen Lyrik übernimmt, um sie mit einem völlig neuen und in bewußtem scharfem Gegensatz zu den formalen Vorbildern stehenden Inhalt zu erfüllen. So finden sich wüste Pamphlete in den eleganten und gefälligen Maßen des ritterlichen Rondeaus. Dieser formale Witz, der die Schlagkraft seiner Verse satirisch erhöhte, ist zu zeitgebunden, um uns heute noch völlig verständlich zu sein. Er kann aus keiner Übersetzung, sondern nur aus dem französischen Originaltext sprechen.

Eines der Verdienste der eben im Callwey-Verlag erschienenen neuen Übersetzung Villons ist ihre Gegenüberstellung mit einem französischen Urtext. Der Wert dieser Übersetzung läßt sich durch den Vergleich mit der eigenen Sprache Villons am besten einschätzen. Das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe Villons aber bleibt die Tatsache, daß hier erneut auf einen der größten europäischen Lyriker hingewiesen ist, der nicht nur lange fast völlig vergessen war, sondern auch nach seiner Neuentdeckung immer wieder mißverstanden wird.

Hanna Lüer

---

## Nachgedanken zur Dichtung Dauthendeys

Da sagte einmal jemand: Mit Dauthendey und nicht etwa mit Rilke seien wir aus der impressionistischen Flimmer-Epoche unserer Literatur recht eigentlich herausgekommen. Er und nicht Rilke sei der erste entschiedene Expressionist, er sei der echte und lebendige Anfang aller jener Dich-

tung, die wieder auf das Geheimnis des Grundes losging. Und er allein unter denen, die vor dem Kriege die Dichtung aus den Händen der müden, epigonischen Bildungswelt rissen, gehöre ganz und gar zu uns. Ja, er sei auch uns zu dieser Stunde schon voraus und überlegen. Er habe nicht nur den Impressionismus in den ihm gebührenden Rang verwiesen, nämlich: nichts als ein Kunstmittel zu sein; er habe nicht nur den Naturalismus einfach übersprungen, nein, es würde jetzt auch deutlich, daß er obendrein die ganze expressive Romantik der letzten zwanzig Jahre überleben werde. Seine eigenen Nachfolger seien längst Manier und Literatur geworden, und nun rausche seine Dichtung unter ihren erstarrenden Kunstgärten dahin gleichsam als das unsichtbare Wasser des Grundes, das noch einmal in einer neuen Quelle ausbrechen werde. Denn er, und nicht etwa Rilke, sei eins jener Urgenies, deren Wirken sich nicht in einem Zeitstil und schließlich überhaupt nicht in den Grenzen der Kunst erschöpfe. Es sei etwas Unergründliches in ihm, das sich dem Wandel der Formen entziehe und mit keinem noch so gebildeten literarischen Urteil festzulegen sei.

Er liege noch vielem, was da kommen werde, auf dem Grunde.

*

Sehr, sehr schön. Aber es geht mich wenig an. Denn ich verstehe nichts von Stilwandel, Zeitsituation, Literaturgeschichte und dergleichen. Es ist mir gleichgültig, was Dauthendey war und sein wird. Ich brauche einen Dichter nur für mich. Meinetwegen kann er vor tausend Jahren gelebt haben. Meinetwegen kann er in der großen Welt für klein gehalten werden. Meinetwegen kann er längst vergessen sein. Ich will ihn nur bei mir haben. Er soll mir lieb sein. Goethe z. B. ist mir nie lieb geworden. Er hat mich gebildet. Aber das hilft mir nichts in der Not des Geistes, das hilft nichts, wenn die letzten Dinge vor der Tür stehen. Mit ihm kann ich nachts nicht allein sein.

Nein, das liegt nicht an dem großen Goethe, beileibe nicht! Das ist vielmehr so: Man kann zwanzig Jahre lang schrecklich viele Bücher lesen und dabei einen vollständigen Lehrgang des Geistes, des Geschmacks, der allgemeinen Bildung absolvieren. Man kann dabei vom überschwänglichen Jüngling zum gescheiten Manne reifen. Die Stunden des Lebens aber, diese vielleicht dreimal drei Stunden in einem Menschenleben, in denen es sich entscheidet, wie tief einer zu dringen vermag, die sind keine Frucht des Studiums und allen ernsten Mühens. Die sind unbegreiflich; sie rauschen heran mit den Flügeln der Nacht, und es fährt aus ihnen der Blitz, der dich innen und dir die Welt draußen mit einem Schlage ins Licht reißt. Auf diese plötzlich erhellten Landschaften des Erkennens kommt es an. Es kann ein einziges Gedicht sein, das dich so entzündet, und es kann sein, daß du nach einem solchen Augenblick wieder Jahre und Jahre mit Büchern hinbringst, die tot bleiben

und dir nur die große Stunde langsam aus dem Gedächtnis stehlen.

Ich weiß nicht mehr, mit welchem Worte der Dichter Dauthendey mich auf den Grund des Daseins brachte. Es müssen viele Gedichte gewesen sein, aus denen das Gewitter der Erkenntnis sich zusammenbraute. Aber ich weiß noch, wie viele Jahre des Lesens damals zu nichts vergingen; ich weiß noch, wie meine so heftige Bewunderung für Rilke damals wie trockener Zunder verrauchte, und wie wenig Bücher auf einmal übrig blieben. Und ich weiß, das hält nun vor. Es ändert sich in der Tiefe nichts mehr. Es können nun ruhig zehn Genies geboren werden; sie werden mir nichts Wesentliches mehr abfordern.

Das ist so. So geht es im Leben des Geistes zu, sehr ungerecht und weit jenseits von Kritik und Bildung.

*

Wie leicht und glücklich ist bei Dauthendey alles das entschieden, woran seine Zeit krankte. Es erschüttert einen immer wieder, wenn man bedenkt, was für ein Herz das gewesen sein muß, das sich ganz unbemerkt dem Programmgetöse eines höchst problematischen Zeitalters entziehen konnte, um ein für allemal h i n t e r alledem zu sein. Während man sich noch erbittert darum stritt, was und wie denn überhaupt Kunst sei, woran sie sich zu halten habe und ob sie noch imstande sei, die moderne Gesellschaft zu bilden, wurde eben diese umstrittene Kunst in einen Urstand zurückgeworfen, in dem alles Problematische wesenlos unterging. Ja, es wurde j e d e Frage nach der Kunst unwichtig in dem Augenblick, da sich zeigte, daß die gesamte künstlerische Kultur der Formen im Bereich der Tiefe zu gar nichts weiter taugte, als ein, man möchte fast sagen, technischer Behelf der Anschauungskraft zu sein. S o ging Dauthendey mit dem Impressionismus um, den andere für ein Ereignis sondergleichen hielten.

Denn in der Tiefe, die ihn rief, wurde alles ganz anders. Was wußte man noch von „Urlauten" und dem geheimen Sinn der „Bilder"? Aber ich bin mir nicht einmal sicher, ob man bis heute wirklich dahinter gekommen ist. Es wäre zu fragen: wer liest denn die tausend Gedichte Dauthendeys, so Tag und Nacht hintereinander, und w i e liest er sie? Warum bleibt das alles so merkwürdig verschollen und umgangen? Was lesen die Deutschen denn eigentlich, die doch von Natur so hintersinnig sind?

*

Ich begreife aber, es ist schwer. Da sagte einmal jemand: „Ja, das ist ein so merkwürdiges, eintöniges und einschläferndes Gemurmel und Geräusche. Immer kehren da diese unheimlich ausgewucherten Bäume wieder. Und beinah in jedem dritten Gedicht regnet es bei Dauthendey. Überhaupt ist seine Versmelodie wie „hingeregnet", seine Bilder rinnen wie Tropfen, es leuchtet alles in einem Regenrauch, bunt und doch undeutlich, ahnungsvoll, aber ungreifbar —

man weiß nicht, wo hinaus es enden soll. Es scheint alles auf einen zeitlosen und traumvollen Schlaf der Dinge hinauszukommen, und das als auf einen absoluten Wert. Man fällt wie in einen Brunnen, oder man scheint plötzlich in eine menschenferne Landschaft geraten zu sein, in der die Dinge durch alle Zeiten stumm flüsternd und sinnlos mit sich allein sind." Daß es bei Dauthendey beinah in jedem dritten Gedicht regnet — noch niemand hat das bisher so schön herausgefunden. O ja! Daß aber dieser unaufhörliche Regen gerade sein tiefster „Urlaut" ist, das magische, mit Schaudern herangerufene Singen und Tönen des Weltgrundes — das zu ahnen, das wird hier gefordert. Und das für einen „absoluten Wert" zu halten, setzt freilich einen Leser voraus, der sich ein urtümliches, jahrtausendaltes Gefühl für die Zauberbilder der ahnenden und träumenden Vorgeschichte des menschlichen Herzens bewahrt hat.

*

Nein, er war nicht nur ein Verfertiger von unzähligen Liebesgedichten, der zur Verherrlichung seiner Gefühle das Universum herbeirief. Die Art kennen wir wohl, und ganze Geschlechter von Dichtern kommen damit aus. Diese alle bleiben im Vordergrund der Leidenschaft. Von Zeit zu Zeit aber bricht in e i n e m unter ihnen die Gewalt der Tiefe hervor, und es wird der E x i s t e n z g r u n d der Dichtung sichtbar, das, was ihr, von Anfang her und durch die Zeiten hin, im Grunde ruht. Ich habe es früher einmal so gesagt: Dauthendey war ein echtes und in unsern Tagen das einzige Kind der alten, mythischen Erdmutter. Man schreibt nicht t a u s e n d Gedichte auf eine Frau, wenn es nur um das Du und Du geht. So unaufhörlich atmet kein bloßer Liebender. Und kein Verliebter gelangt über seine Geliebte hinaus zum reinen, gewaltigen Gefühl für das Leben der L a n d s c h a f t. Dies, das insichversunkene und schließlich ganz unmenschliche Brausen der Landschaft muß man bei Dauthendey begriffen haben. Es hat vor ihm in der deutschen Dichtung diesen Weg zur „Landschaft an sich" überhaupt nicht gegeben. Und es gibt für seine besten Gedichte nur einen Vergleich: den mit der alten chinesischen Lyrik und mit der taoistischen Malerei. Aber nicht, daß es sich dabei um eine ästhetische Aneignung handelte, wie sie bei den Raffinessen der Impressionisten im Spiele war. Dauthendey hat damals, als er die Landschaft der alten chinesischen Meister bis in die Feinheiten des wehenden und wie Blätter raschelnden Verses erreichte, nichts von Asien gewußt. Daß er dann eines Tages nach Asien aufbrach und in den magischen Kulturen des Ostens nicht nur sein eigenes Herz wiederfand, sondern glaubte, dort die Heimat und den Muttergrund aller Dinge gefunden zu haben, darin sehe ich die geheimnisvolle Fügung dieses Lebens, das von einer tiefen, untergründigen Macht getrieben und gerufen wurde.

Es stimmt bei ihm alles, und es liegt die unheimlichste Konsequenz in dieser Weltreise, die in Wirklichkeit eine Traumwanderung war und ein mythisch-geographisches Ziel hatte.

Mag man dazu sagen, was man will.

Kurt Matthies

## Das „Kreuz an der Ostsee"

### Über ein neuentdecktes Bild C. D. Friedrichs

In der Kunst offenbart sich die Geschichte; und über den Rang des Künstlers entscheidet das Maß seiner geschichtlichen Mächtigkeit. Der Künstler ist kein bloßer Schönmacher und Verzierer der Kultur, sondern ihr Deuter, Magier und Priester und steht wahrhaft neben dem König, dem Feldherrn und Politiker.

Damit nähern wir uns dem seltsamen Maler Caspar David Friedrich (1774—1840). Wie wenige hat er sich als ein Priester seines Standes gefühlt. Insbesondere waren es Gott und der Geist des Vaterlandes, denen in der gewaltigen Epoche seiner Zeit seine Sendung galt. Die französische Revolution, der napoleonische Imperialismus und das erste völkische Erwachen Deutschlands in und nach den Befreiungskriegen waren der geschichtliche Untergrund seines Lebens. Hier hat der später völlig Vergessene, eine merkwürdige und tiefe Bedeutung gehabt, die in einer noch längst nicht geschriebenen und auch schwer darstellbaren Geschichte jener Zeit aufzuzeigen wäre.

Man verkennt den völkischen Sinn der Romantik, wenn man ihre Quellen lieber im Kunst- und Literarhistorischen sucht, als in dem großen geschichtlichen Vorgang der Deutschen Bewegung gegen die französische Revolution und Aufklärung. Denn als man in Deutschland damals auf die eigene Art und die eigenen Werte sich besann, geschah es, um den Geist zum Widerstande zu formen. Unter den Künstlern, die diese Aufgabe am schärfsten begriffen hatten, stehen zwei an führender Stelle: Heinrich von Kleist, der Dichter, die lodernde Elementargewalt im Kampfe um die deutsche Freiheit, und Caspar David Friedrich, der stille Magier und geheime Beschwörer Napoleons. Sie sind die Führer der Romantik.

Friedrichs Atelier in Dresden, jene kahle Mönchszelle des Dienstes, wie sie uns das Bild von Kersting zeigt, war der Treffpunkt einer Reihe von Männern, die der Wille zum Widerstande gegen den Unterdrücker einte. (Darunter befanden sich zwei spätere Generäle, der Adjutant Scharnhorsts und vielleicht sogar Scharnhorst selbst.) Dort traf Friedrich mit Kleist zusammen. Dort war auch der Ort, wo die „Herrmannsschlacht" zuerst gelesen wurde. „Man muß der Nation Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt werde", hatte Scharnhorst an Clausewitz geschrieben. Fried-

richs Ziel war das gleiche. Nur aus dem Geiste des Vaterlandes und des Christentumes konnte die Erneuerung kommen. Nur so konnte Deutschlands Heiliger Krieg siegreich bestanden werden. Das ist auch einer der Gründe, warum Friedrich fremdländische Motive gemieden und bei andern bekämpft hat, eben, weil er die Einbuße der magischen Kraft fürchtete.

Friedrich hat den Sinn seiner Epoche durchaus nicht nur deutsch im engeren Sinne verstanden, sondern gesamtabendländisch, besser, mitteleuropäisch. Denn die Gefahr drohte nicht nur vom Westen, sondern er sah — darin mit Goethe einig — mit der gleichen Sorge auf die als Verbündete das Land überflutenden Russen. (Metternich und auf preußischer Seite Hardenberg und Knesebek haben aus diesem Grunde nach Leipzig eine völlige Vernichtung Napoleons verhüten wollen.) Friedrich sah seine Aufgabe darin, zwischen Osten und Westen Deutschtum und Christentum auf einen ehernen Grund zu stellen. Und es war ein symbolischer Akt, als 1812 der König von Preußen sein Bild „Kreuz auf dem Felsen" genau in demselben Augenblick erwarb, als im Osten Moskau in Flammen aufging und Napoleons Stern sich zum ersten Male neigte. Aubert, der Friedrichs Wesen tief begriffen hat, schreibt über jenen Augenblick, daß es das Kreuz in einer neuen Morgenröte sei, hoch oben auf dem Kamm des Riesengebirges, dort, wo Preußens König den Aufruf an sein Volk aussandte, wo die Freischaren unter Lützows Fahnen zusammenströmten und wo Blüchers schlesisches Heer sich sammelte, um wie ein tosender Bergstrom über die Franzosen loszubrechen.

Indem wir das Geschichtliche angedeutet haben, versuchten wir, das Bild Friedrichs in seinem gleichsam unendlichen Zusammenhang aufzuzeigen. Nun aber betreten wir den Raum des Bildes selber: Die eindeutig zwingende Anordnung um einen führenden Beweggrund — hier das Kreuz — entspricht der von Friedrich in seinen Hauptwerken immer angewandten Kunstweise. Die Malerei des Kreuzes selber ist von eigentümlich minderer Kunst, fast dilettantisch und zag, und ohne die Sinnlichkeit der Holz-Materie. Indessen liegt darin eine besondere Magie und Theologie: es soll nur ein Zeichen sein, das ausschließlich den Weg ins Überirdische weise, aber selber mit nichts Irdisch-Sinnlichem das Herz aufhalte. Es ist ein protestantisches Kreuz, wie Friedrich ein protestantischer Christ ist. Das Bild wird durch das bis ins letzte Bilddrittel ragende Kreuz in zwei Teile eingeteilt: rechts ist die helle Seite mit dem Monde hinter dem offenen Wolkengewebe, aber auch die belebte Seite mit den beiden Seglern, die im Winde liegen. Links ist die düstere Seite, wo ein totes, lichtloses Wasser in einer als endlos geahnten Ferne unter dem starr verschlossenen Himmel in den Unraum der Finsternis stürzt. Auf dieser Seite befindet sich ein nicht sichtbares Schiff,

dessen straff angespanntes Tau ein Anker hält, der rechts vom Kreuz — also auf der lichten Seite — seinen Halt im Felsen findet. Auch der Anker und der Fels sind kunstlos gemalt; auch sie sind nur als strenger Hinweis auf ihre innere Bedeutung zu verstehen.

Bei der Absicht Friedrichs, symbolische Bilderschriften mit untergelegtem Geheimsinn zu malen, ist der Sinn des Bildes klar: im Kreuz allein ist Hoffnung und Halt. Das Sinnbild wird bereichert durch die herzförmigen Ankerschaufeln: Glaube, Hoffnung und Liebe.

Vor dem Original wird man bemerken, wie viel mehr gegeben worden ist, als nur eine symbolische Kurzschrift der Zeit. Unmerklich wird das Gefühl in die Tiefen des Bildes hineingezogen, in die wahrhaft ungeheure Höhe des violett unter grau lasierten Himmels und in die Tiefe der Finsternis auf der linken Bildseite. Damit stellt Friedrich den Menschen noch einmal vor die schwere Entscheidung im christlichen Erdraum. Auch wird man die beiden kleinen, hell belichteten Nachtwölkchen nicht übersehen, die, scheinbar zufällig, von den Kreuzesbalken überschnitten werden, aber als magische Ausstrahlung des Überirdischen gemeint sind, das diesen — und nur diesen — irdischen Gegenstand durch dies Zeichen des Göttlichen ausweist und denen, die das Zeichen im Herzen tragen, Gewißheit gibt.

Damit haben wir in den magischen Bildraum Einkehr gehalten und sind dem seltsamen Unternehmen des Malers gefolgt, der in der Farbe die Urmaterie der Welt, das Licht, auf der Palette hat, um ein Stück Erde unter die Ordnung der Kunst zu stellen, und hier, unter dem hohen Nachthimmel, das Zeichen der göttlichen Schöpfung, das Kreuz, heraufzubeschwören, damit an ihm, als an dem zwischen der Höhe und der Tiefe Ragenden, der Funke herniederfahre, der die heilige Vaterlandserde befruchte.

Hans Reetz

---

## Anmerkungen

Wilhelm Schäfers „Wendekreis neuer Anekdoten“, dessen Vorwort wir in diesem Heft unseren Lesern vorlegen, erscheint Ende September im Verlag Albert Langen-Georg Müller, München: er enthält fünfundzwanzig Anekdoten, von denen wir die „Begegnung in Teplitz“ und den „Freiburger Herrgott“ in unserer Zeitschrift veröffentlichen konnten.

*

Der Kleist-Aufsatz von Max Kommerell gibt Gelegenheit, auf die neue Kleist-Ausgabe hinzuweisen, die das Bibliographische Institut in Leipzig herausgibt. Sie erscheint in der Reihe der außerordentlich wohlfeilen, volkstümlichen Klassikerausgaben dieses Verlages, von denen bisher Storms Werke mit einer ausgezeichneten Vorrede von Hans Friedrich Blunck, Reuters Werke mit einer ebenbürtigen von Friedrich Griese und Schillers Werke erschienen sind. Von der Kleist-Ausgabe, die Georg Minde-Pouet nach der von Erich Schmidt, Reinhold Steig und ihm selbst besorgten Ausgabe neu durchgesehen und erweitert hat, liegen bisher zwei Bände vor. Der einleitende Lebensabriß stammt von

Georg Minde-Pouet. Die ganz außerordentlich wohlgeratene äußere Ausstattung dieser beiden Bände, denen zahlreiche, sehr seltene oder auch bisher unbekannte Bilder und Handschriftenproben beigegeben sind, lassen uns wünschen, daß die auf acht Bände berechnete Gesamtausgabe recht bald einem möglichst großen Publikum zugänglich werden möchte.

*

Die Ansprache zu Bindings siebzigstem Geburtstage wurde am 13. August im Reichssender Köln gehalten.

*

Die „Ansprache an deutsche Studenten" von Henry de Montherlant entnehmen wir dem Bande „Mors et Vita", der 1932 in der Edition Bernard Grasset in Paris erschienen ist. Wenn wir diesem hervorragenden Vertreter der französischen Frontgeneration mit seiner nicht gehaltenen Ansprache bei uns das Wort geben, so geschieht es nicht, um den vielerlei Meinungen und Ansichten von dem Thema einer deutsch-französischen Verständigung eine neue hinzuzufügen. Auch wir halten es für ihre wichtigste Voraussetzung, daß man sich immer nur besser und gründlicher kennen lernt. In diesem Sinne mögen unsere Leser auch die Proben französischer Dichtung dieses Heftes und den Aufsatz über die französische Literatur der Gegenwart von Karl-Heinz Bremer aufnehmen. Dr. Karl-Heinz Bremer ist in Paris als Lektor der deutschen Sprache an der Sorbonne und an der École Normale Supérieure tätig.

*

Wir sind dem Insel-Verlag für die Genehmigung zum Abdruck der Valéry-Übertragungen von Rainer Maria Rilke zu Dank verpflichtet. In diesem Zusammenhange verweisen wir auf die deutsche Ausgabe von Jules Romains' gewaltigem epischen Versuch, von dem fünf Bände unter dem Titel „Die guten Willens sind" im Ernst Rowohlt Verlag in Berlin erschienen sind. Im gleichen Verlag erschien auch eine Ausgabe der Werke Balzacs, die vor kurzem in verbesserter Ausstattung erneut aufgelegt wurde.

*

Der Frankfurter Goethepreis wurde nach einstimmigem Beschluß des Verwaltungsrates, dem auch die Reichsminister Dr. Goebbels und Rust angehören, Erwin G. Kolbenheyer zuerkannt und am 28. August, dem Geburtstage Goethes, im Goethehaus in Frankfurt feierlich überreicht. Die Ehrung gilt, wie es in der Kundmachung heißt, „dem starken Gestalter deutscher Volkwerdung, der in seinen großen epischen und dramatischen Schöpfungen stets verantwortungsbewußt und sich selber treu für die Reinheit und die Wiedergeburt des deutschen Wesens eingetreten ist". Im Zusammenhang mit dieser Ehrung hielt der Dichter am 27. August im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt einen Vortrag, wir werden diesen Vortrag im Oktoberheft veröffentlichen.

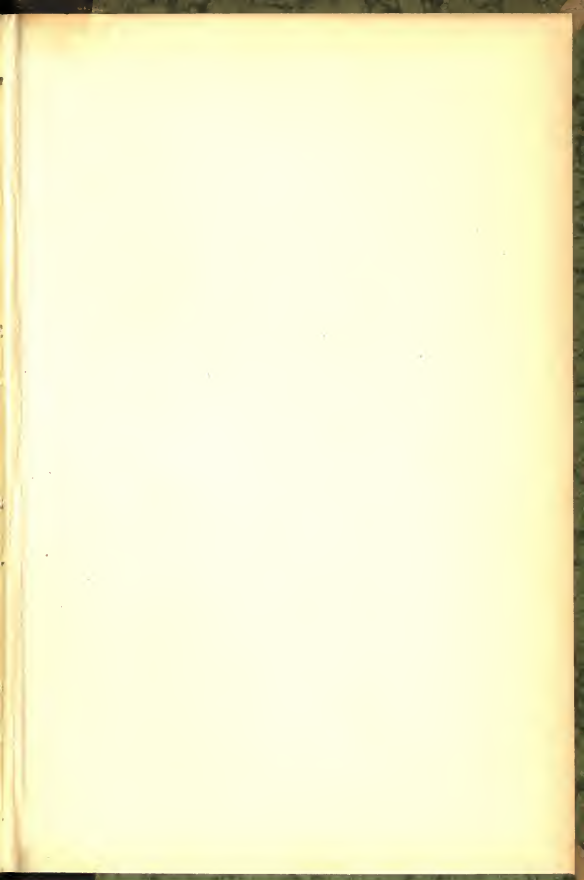
---

Herausgeber: Dr. Paul Alverdes in München und Karl Benno von Mechow in Brannenburg a. Inn / Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Paul Alverdes, München 9, Gabriel v. Seidlstr. 53. Mitglieder der Schriftleitung: Karl Benno von Mechow und Benno Mascher, München, Laimer Straße 29 / Verlag: Albert Langen - Georg Müller Verlag, München 19
Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stapf, München, Richildenstraße 51
Zur Zeit hat Preisliste 2 Gültigkeit / D. A. 2. Vj. 1937: 5500
Druck: Mandruck AG., München.

Die Herausgeber bitten nochmals dringend, keinerlei für das „Innere Reich" bestimmte Einsendungen an ihre persönliche Anschrift zu richten, da sie außerstande sind, für die ordnungsgemäße Erledigung bzw. Rücksendung dieser Texte irgend eine Gewähr zu übernehmen.
Die Anschrift der Schriftleitung ist ausschließlich München 19, Hubertusstraße 4.









Das
Innere Reich

4
1937-38
1

